This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

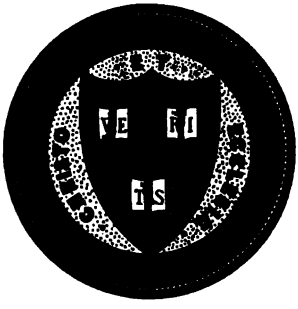
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

War 199.00



Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

HENRY LILLIE PIERCE

OF BOSTON

Under a vote of the President and Fellows
October 24, 1898

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte.

Von

Hans Delbrück.

Erster Theil.

Das Alterthum.

Berlin 1900
Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

War 149.00

Pierce fund.
(I.)

Digitized by Google

Meinem Schwager und treuen Freunde

Adolf Harnack

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Motto:

ἐγὼ δὲ φημὶ μὲν δεῖν οὐκ ἐν μικρῳ προσλαμβάνεσθαι τὴν τοῦ συγγραφέως πίστιν, οὐκ αὐτοτελῆ δὲ κρίνειν, τὸ δὲ πλεῖον ἐξ αὐτῶν τῶν πραγμάτων ποιεῖσθαι τοὺς ἀναγινώσκοντας τὰς δοκιμασίας.

Πολύβιος III, 9.

Vorrede.

Die stets fortschreitende Spezialisirung in der Wissenschaft vollzieht sich auf dem Gebiete der Geschichte in doppelter Art, nach Perioden und nach Erscheinungen. Die Einen bearbeiten eine bestimmte Zeit nach allen Richtungen, die Anderen suchen eine Besonderheit durch die verschiedenen, womöglich durch alle Zeiten zu verfolgen. Man hat besondere Kunst- und Literaturgeschichte, Religions-Geschichte, Geschichte der Verfassunger und des Rechts, des Wirthschaftslebens, der Finanzen, auch einzelner Institutionen, wie etwa der Ehe. Alle Einzel-Geschichten fließen zusammen in der Universal-Geschichte und befruchten sich gegenseitig. Keine ist zu entbehren, wenn nicht die Erkenntniß des Ganzen darunter leiden soll. So bedarf die Universal-Geschichte auch einer Geschichte der Kriegskunst. Einen wie breiten Raum nehmen die Kriege, die die Staaten bilden und zerstören, in der Gesammt-Geschichte ein: die Forderung ist nicht zu umgehen, daß sie nicht bloß der Ueberlieferung gemäß nacherzählt, sondern kritisch erfaßt und zu technisch richtiger Darstellung gebracht werden. Eine Spezialgeschichte ist nach dem Gesetze der Arbeitstheilung das beste Mittel.

Digitized by Google

Die Schwierigkeit jeder solchen Spezialgeschichte liegt für den Historiker in der Erwerbung der genügenden technischen Kenntnisse. Mag man dem Literar-Historiker glauben, daß er sich ganz in den Prozeß der dichterischen Produktion zu versenken im Stande ist, so ist schon schwieriger, daß der Kunsthistoriker die Technik des Malens und Bauens, der Wirthschaftshistoriker die des Ackerbaues, des Handwerks und des Handels völlig beherrsche. Man verlangt ja von ihnen nicht, daß sie selber Madonnen malen, Dome bauen, den Pflug führen oder Kolonien gründen sollen, aber indem man das nicht verlangt, behält der Praktiker, der sich solche Dinge zutraut oder sie gar übt, doch vor dem Historiker Etwas voraus und betrachtet ihn mit einem gewissen Mißtrauen. Achill verdankt dem Homer seinen Ruhm — aber ob er nicht doch bei diesem oder jenem Verse ausgerufen hätte: man sieht, Du bist ein Poet und hast nicht selber an der Spitze der Myrmidonen den Speer geschleudert!

Der Gelehrte, der eine Geschichte der Strategie und Taktik schreibt, ist noch schlimmer daran. Schon viel, wenn es ihm einmal vergönnt war, in den untersten Graden die Wirklichkeit des Krieges kennen zu lernen. Aber alles Höhere muß er sich rein theoretisch anzueignen suchen, und nicht mit dichterischer Freiheit darf er nachher schalten. Technische Exaktheit ist die Bedingung des Erfolges. Wie der Künstler oder der Kriegsmann, der die Thaten der Vergangenheit in seinem Fache darstellen will, sich das methodische Quellen-Studium aneignen muß, so muß der Historiker, der Kriege und nun gar die Geschichte der Kriegskunst selbst erzählen will, auch die sachlichen Bedingungen, die technischen Möglichkeiten der Ereignisse so lange studiren, bis er sie mit voller Sicherheit beherrscht.

Diese Forderung ist prinzipiell keineswegs neu, und von vornherein ist die Vorstellung abzulehnen, als ob bei einem Werk, wie dem vorliegenden, eine andere wissenschaftliche Methode in Anwendung komme, als sonst in der historischen Untersuchung. Man spricht freilich wohl von Sach-Kritik im Gegensatz zur Wort-Kritik, aber das sind nicht Gegensätze, sondern nur verschiedene Hülfsmittel derselben einheitlichen, wissenschaftlichen Kritik. Kein Philolog, fühle er sich noch so sehr Meister in der strengen, sprachlichen Inter-

Digitized by Google

pretation, wird deshalb die sachliche Betrachtung des Gegenstandes prinzipiell verwerfen; kein Fachmann, und wisse er den sachlichen Zusammenhang mit experimenteller Sicherheit zu demonstriren, wird deshalb leugnen, daß die Grundlage alles historischen Wissens die quellenmäßige Ueberlieferung ist. Der Unterschied ist nur, daß der Eine nach dem Gange seiner Studien und persönlicher Anlage seine Stärke mehr in diesem, der Andere mehr in jenem Mittel findet. Der Eine ist der Gefahr unterworfen, eine falsche Ueberlieferung nachzusprechen, weil er ihre sachliche Unmöglichkeit nicht zu durchschauen vermag; der Andere, Erscheinungen aus der Praxis der Gegenwart auf die Vergangenheit zu übertragen, ohne genügend auf die Verschiedenheit der Verhältnisse zu achten. Um mit der Untersuchung bis auf den Grund zu kommen, muß daher die philologische und die Sach-Kritik bei jedem Schritt und jeder Betrachtung Hand in Hand gehen, sich unausgesetzt gegenseitig belehren und kontrolliren. Es giebt keine wahre Sachkritik ohne die quellenmäßige, philologisch genaue Grundlage, und es giebt keine wahre philologische Kritik ohne Sachkritik. Nur auf diesem Wege kann man zu der vollen Strenge der Methode gelangen, deren Wesen die Ausschließung aller Willkür ist, der Willkür sowohl in der Annahme wie in der Verwerfung der überlieferten Nachrichten. Trefflich hat das bereits Polybius ausgesprochen in dem Wort, das ich als Motto vorangestellt habe.

Wenn dieses Buch einen Fortschritt in der Erkenntniß der Vergangenheit bedeutet, die ein so tiefes Bedürfniß des menschlichen Geistes ist, so beruht das also nicht auf der Anwendung einer neuen Methode, sondern nur auf der praktischen und systematischen Anwendung längst bekannter und theoretisch auch anerkannter Grundsätze. Es gehört daher mit zum Wesen dieses Buches, und ich bitte um Erlaubniß, darüber sprechen zu dürfen, wie ich selber darauf geführt worden bin, zu erkennen, daß hier der Wissenschaft noch eine Aufgabe gestellt sei, und wie besonders günstige Umstände sich vereinigten, mir das Studium gerade des Kriegswesens zu ermöglichen.

Schon bald nachdem ich die Universität verlassen hatte, habe ich einige Studien über Geschichte des Kriegswesens gemacht, ohne daß ich mich zu erinnern wüßte, woher ich die Anregung dazu

Digitized by Google

empfangen. Im Frühjahr 1874 hatte ich eine Uebung in Wittenberg zu machen; ich ließ mir von der Regiments-Bibliothek die „Geschichte der Infanterie“ von Rüstow geben, und von da an hat mich der Gegenstand nicht wieder losgelassen.

Im Jahre 1877 wurde mir durch die Vermittelung der Gräfin Hedwig Brühl die Vollendung der von Georg Heinrich Pertz unfertig hinterlassenen Biographie Gneisenaus, des Großvaters der Gräfin, übertragen. Als ich mich in die Geschichte der Freiheitskriege versenkte, empfand ich auf das Stärkste das Bedürfniß, zu einer wirklichen Beurtheilung der Ereignisse gelangen zu können, und die Studien zu diesem Zweck mußten eine um so größere Ausdehnung annehmen, als in dieser Zeit zwei verschiedene strategische Grundanschauungen — die eine vertreten durch den Erzherzog Karl, Schwarzenberg und Wellington, die andere durch Napoleon und Gneisenau — aufeinanderstießen und historisch zu würdigen waren.

Goethe hat einmal gesprochen von der großen Förderung, die man durch ein einziges bedeutendes Wort erfahren könne, und ein ander Mal, daß man am besten nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideentausch, durch den Umgang mit klugen Leuten, lerne. Die Wahrheit dieser Aussprüche habe ich damals an mir erlebt.

Ich war in jenen Jahren Erzieher des jüngsten Sohnes des Kaisers Friedrich, des Prinzen Waldemar, der elfjährig im Jahre 1879 starb. In dieser Stellung hatte ich nicht nur Gelegenheit, durch Erzählungen des damaligen Kronprinzen selber und des Feldmarschalls Grafen Blumenthal eine gewisse unmittelbare Anschauung zu gewinnen, wie die Entschlüsse eines Armee-Kommandos psychologisch entstehen, sondern konnte auch meine Studien, von Clausewitz ausgehend, dessen Werke mir der Kronprinz schenkte, in jedem Augenblick durch Fragen erleichtern und ergänzen. Ich weiß noch heute Punkte, wo ich sozusagen mit meinem Verständniß festsaß und eine glückliche Auskunft, ein treffendes Wort mich wieder flott machte, und ich kann es nicht unterlassen, jetzt nach fast fünfundzwanzig Jahren in Dankbarkeit der Namen der Herren zu gedenken, denen ich die Belehrung verdanke. Ich nenne den General von Gottberg, gestorben als kommandirender General des I. Armee-Korps, den General von

Digitized by Google

Winterfeld, zuletzt kommandirender General des Garde-Korps, den General von Mischke, den Obersten von Dresky, den verstorbenen General von Unruh, zuletzt Kommandeur des Alexander-Regiments, vor Allem aber den damaligen Oberstleutnant und Militär-Gouverneur des Prinzen Friedrich Leopold, von Geißler, der als Generalleutnant verstorben ist. Herr von Geißler war eine lehrhafte Natur und machte sich ein Vergnügen daraus, mir, während unsere beiden jungen Herren unter unserer Aufsicht auf dem Turnplatz am Neuen Palais oder auf dem Böttcherberg bei Glienicke spielten, auf meine wissensdurstigen Fragen ganze Vorträge über militärische Gegenstände zu halten, die, von vorzüglicher begrifflicher Klarheit, mich ungemein gefördert haben. Noch zwei anderer hoher Offiziere möchte ich in demselben Sinn erwähnen, des Generals von Fransecky, der 1870 kommandirender General des II. Armeekorps, später des XV. war und zuletzt Gouverneur von Berlin, und des damaligen Majors im Generalstabe, Boie, der als Gouverneur von Thorn gestorben ist. Jener hatte als junger Generalstabs-Offizier einmal eine Biographie Gneisenaus begonnen; dadurch kam ich zu ihm in Beziehungen und habe ihn oft besucht und mit ihm darüber gesprochen; dieser überließ mir für den Feldzug von 1814 das Heft, das er sich selber aus den Akten für eine Vorlesung an der Kriegs-Akademie ausgearbeitet hatte, und wir sprachen einzelne Probleme dieses Feldzuges miteinander durch.

Als ich mich nun, nachdem ich die Gneisenau-Biographie vollendet, im Januar 1881 an der Universität Berlin habilitirte, war meine erste Vorlesung über den Krieg von 1866. Dann las ich (im Sommer 1881) „Geschichte der Kriegsverfassungen und der Kriegskunst seit der Einführung des Lehnswesens." Das Alterthum in diese Vorlesung hineinzuziehen, getraute ich mich noch nicht; ich hatte es noch nicht selber quellenmäßig durchgearbeitet und fühlte mich, wenn es mir auch schon dämmerte, daß die herrschende Vorstellung von der Entwickelung der römischen Taktik (Quincunx-Stellung) unmöglich richtig sein könne, doch außer Stande, etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Erst zwei Jahre später, im Sommer 1883, wagte ich „Allgemeine Geschichte der Kriegsverfassungen und der Kriegskunst von den Perserkriegen bis auf die Gegenwart" anzukündigen. Diese Vorlesung habe ich dann

Digitized by Google

mehrfach gehalten; auch über den „Krieg von 1870"; „Ausgewählte Kapitel aus der Strategie und Taktik, für Historiker"; „Die Hauptschlachten Friedrichs und Napoleons", endlich (im Winter 1897/98) „über das wirthschaftliche Gedeihen der Völker in seiner Wechselwirkung mit ihrer Kriegsverfassung und ihren Kriegsthaten" habe ich gelesen. Quellenmäßige Untersuchungen veröffentlichte ich über die Perserkriege, die Strategie des Perikles, über Thucydides und Kleon, die römische Manipular-Taktik, den urgermanischen Staat und Gau, den ersten Kreuzzug, die Schweizer- und Burgunderschlachten, die Grundsätze der Strategie Friedrichs und Napoleons; andere Arbeiten aus den verschiedensten Perioden der Kriegsgeschichte von Hannibal bis Napoleon machten jüngere Gelehrte auf meine Anregung.

In und mit diesen Vorlesungen und Spezial-Arbeiten ist allmählich das Buch entstanden, von dem ich jetzt den ersten Band vorlege und dabei noch besonders bitte, sich bei der Lektüre gegenwärtig zu halten, daß es ein erster Band ist und daß für den Verfasser persönlich der Ausgangspunkt nicht in dieser, sondern in der neuesten Epoche der Weltgeschichte gelegen hat.

Voraussetzung für die Möglichkeit meiner Arbeit war die sorgfältige Durcharbeitung und Ordnung des Quellenmaterials nach der philologischen, antiquarischen und staatsrechtlichen Seite, die der Stand der Wissenschaft heute bietet. Zahllose Vorgänger müßte ich an dieser Stelle nennen, wenn ich alle die aufzählen wollte, denen auch vom Gesichtspunkte dieses Werkes aus Dank gebührt, und zu sagen, daß an ihrer Spitze Mommsen steht, ist so selbstverständlich, daß die Ehrerbietung es vielleicht mehr verbietet als verlangt, es besonders auszusprechen. Ich will mich deshalb mit der allgemeinen Feststellung dieser Abhängigkeit begnügen; nur ein Buch möchte ich ausdrücklich erwähnen, weil es zu dem meinigen sozusagen eine geistige Parallele bietet. Es ist „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" von Julius Beloch (1886), das so. wie ich die Kriegskunst, die Bevölkerungs-Statistik durch das ganze Alterthum verfolgt auf Grund nicht bloß philologischer, sondern vor Allem sachkritischer, an der neueren Zeit geübter und geschärfter Methode. Je mehr ich mich mit diesem Buche beschäftigt habe, desto mehr habe ich es schätzen gelernt. Wenn man finden wird, daß ich selber nicht nur einzelne Ergänzungen, sondern auch einige nicht unbedeutende Abweichungen

Digitized by Google

von den Ergebnissen Belochs zu begründen suche, so möchte ich nicht unterlassen, schon hier hervorzuheben, daß Beloch selbst solche Abweichungen und Korrekturen als sehr wohl möglich bezeichnet hat. Die nachprüfende Abweichung im Einzelnen bedeutet hier für das Ganze und Prinzipielle Zustimmung und Bestätigung.

Ohne Belochs Vorarbeit hätten manche Theile des vorliegenden Werkes kaum geschrieben werden können, ja die Heereszahlen werden eine solche Rolle spielen, daß man vielleicht meinen könnte, von ihnen seien meine Untersuchungen überhaupt ausgegangen. So ist es aber nicht gewesen, sondern ich darf sagen, zu meinem eigenen Erstaunen bin ich im Lauf jeder einzelnen Untersuchung immer wieder bei diesem Punkt angekommen. Vielleicht das wichtigste Ergebniß des ganzen Buches für die folgenden Bände wie für die Historie ist die Richtigstellung des Zahlen-Verhältnisses in Cäsars gallischem Krieg und was sich daraus ergiebt, und darüber bin ich, wie ich zu bekennen habe, selber erst bei der letzten Ausarbeitung zur Klarheit gelangt. Ein historisches Werk bedeutet ja hier so wenig wie sonst die Durchführung einer in einem glücklichen Moment der Intuition gefundenen Idee nach ihren logisch gegebenen Konsequenzen, sondern beruht auf der von Punkt zu Punkt fortschreitenden empirischen Forschung, und nur langsam ringen sich die Gedanken von dem Mutterboden der eingewurzelten, überlieferten Vorstellung los.

Der Zweck wie die Grenzlinien meines Buches werden, denke ich, durch den gewählten Titel genau genug bezeichnet. Ich beanspruche nicht, eine „Geschichte der Kriegskunst" schlechtweg und in vollem Umfange geschrieben zu haben: dazu würden auch die Antiquitäten, das Detail des Exerzirens mit seinen Kommandos, die Technik der Waffen, der Pferde-Dressur und -Behandlung, der Befestigung, der Belagerung, endlich auch das ganze Seewesen gehören — Dinge, über die ich entweder nichts Neues zu sagen wüßte oder die ich nicht einmal beherrsche. In diesem Sinne bleibt eine „Geschichte der Kriegskunst" noch zu schreiben, ebenso wie etwa im Sinne einer Belehrung für die Praxis. Daß der Kriegsgeschichte ein solcher Werth innewohne, muß man wohl glauben, da die großen Feldherrn öfter dergleichen gesagt haben; namentlich Napoleon hat immer wieder verlangt, daß, wer sich zum Strategen

Digitized by Google

bilden wolle, die großen Thaten der Vergangenheit ſtudiren ſolle, und Clauſewitz ſtellte es als ein Ideal hin, den Krieg zu lehren in lauter hiſtoriſchen Beiſpielen. Dieſes Buch aber verfolgt ſo hohe Ziele nicht. Was die Geſchichte für den praktiſchen Zweck etwa leiſten könnte, das iſt Sache der Militärs; mir iſt ſelbſt die Richtung des Geiſtes darauf nicht gegeben. Ich bin nichts als Hiſtoriker und wollte ein Werk für Geſchichtsfreunde und Hülfsbuch für Hiſtoriker im Geiſte Leopold Rankes ſchreiben.

Den 4. Juni 1900.

Hans Delbrück.

Digitized by Google

Inhalt.

Erſter Theil.

Alterthum.

Seite

Ausgangspunkt 1

Erſtes Buch.

Die Perſerkriege.

1. Kapitel. Heereszahlen. Vorbereitendes 7
2. Kapitel. Griechiſche Bewaffnung und Taktik 25
3. Kapitel. Die griechiſchen Heereszahlen. Abſchluß 33
4. Kapitel. Das perſiſche Heer 37
5. Kapitel. Schlacht bei Marathon 41
6. Kapitel. Thermopylä 60
7. Kapitel. Artemiſion 68
8. Kapitel. Schlacht bei Salamis 73
9. Kapitel. Schlacht bei Platää 80

Zweites Buch.

Die Griechen auf ihrer Höhe.

1. Kapitel. Die griechiſche Taktik bis zum peloponneſiſchen Krieg . 91
2. Kapitel. Strategie. Perikles 100
3. Kapitel. Söldner 109
4. Kapitel. Feinere Ausbildung des beſtehenden taktiſchen Syſtems im vierten Jahrhundert 114
5. Kapitel. Theorie. Xenophon 123
6. Kapitel. Epaminondas 130

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die Macedonier.

1. Kapitel. Das macedonische Heerwesen 139
2. Kapitel. Alexander und Persien. — Schlacht am Granikus . 149
3. Kapitel. Schlacht bei Issus 154
4. Kapitel. Schlacht bei Gaugamela 171
5. Kapitel. Schlacht am Hydaspes 183
6. Kapitel. Alexander als Feldherr 195
7. Kapitel. Die Diadochen 200

Viertes Buch.

Altrom.

1. Kapitel. Die Klassen-Phalanx 219
2. Kapitel. Die Manipular-Phalanx 235
3. Kapitel. Römisches Exerziren, Lagerkunst und Disziplin . . . 247
4. Kapitel. Pyrrhus 261
5. Kapitel. Der erste punische Krieg . . : 266

Fünftes Buch.

Der zweite punische Krieg.

Einleitung 277
1. Kapitel. Die Schlacht bei Cannä 281
2. Kapitel. Das strategische Grundproblem des zweiten punischen Krieges 305
3. Kapitel. Rückblick auf die strategische Einleitung des Krieges . 320
4. Kapitel. Rom gewinnt das Uebergewicht 329
5. Kapitel. Die Schlacht bei Zama-Naraggara und die Treffen-Taktik 334
6. Kapitel. Hannibal und Scipio 345

Sechstes Buch.

Die Römer als Welteroberer.

1. Kapitel. Römer und Macedonier 361
2. Kapitel. Berufs-Armee. Kohorten-Taktik 375
3. Kapitel. Die Centurionen 391
4. Kapitel. Mithridates 400
5. Kapitel. Römer und Parther 405

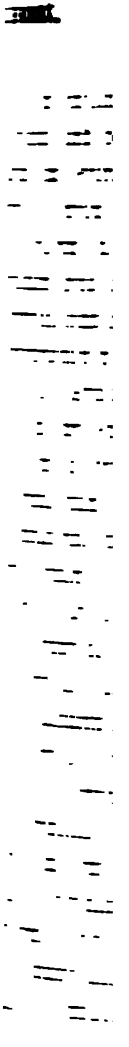
Digitized by Google

Siebentes Buch.

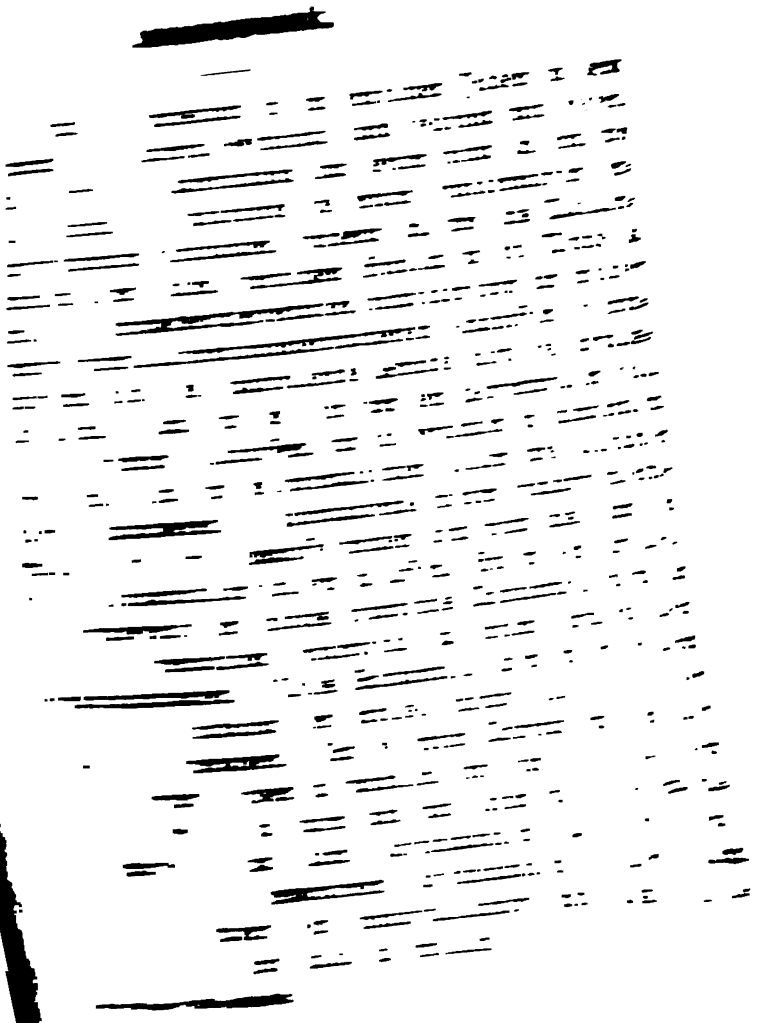
Cäsar.

1. Kapitel. Einleitung 419
2. Kapitel. Der Helvetier-Feldzug 423
3. Kapitel. Arioviſt 443
4. Kapitel. Die Unterwerfung der Belgier 453
5. Kapitel. Vercingetorix 461
6. Kapitel. Römiſche Kriegskunſt wider Barbaren 472
7. Kapitel. Der Bürgerkrieg in Italien und Spanien . . . 479
8. Kapitel. Der Feldzug in Griechenland 492
9. Kapitel. Schlacht bei Pharſalus 502
10. Kapitel. Die letzten Feldzüge des Bürgerkrieges 518
Schluß 526

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Auch die Perserkriege sind ja noch so unsicher überliefert, von der Legende überſponnen, nicht von einem wirklichen Zeitgenoſſen, ſondern erſt aus dem Munde der nächſten Generation aufgeſchrieben, daß ein Niebuhr daran verzweifelte, ihren ſpeziellen Verlauf zu erkennen, und wenn trotz ſeiner Warnung Hiſtoriker uns immer wieder alle die Einzelheiten die Herodoteiſchen Erzählung als Geſchichte vortragen, ſo iſt viel Selbſttäuſchung dabei. Aber wie ſkeptiſch man ſich auch den farbenreichen Erzählungen des Vaters der Geſchichtſchreibung gegenüber verhalten mag, ſie enthalten einen Wirklichkeits-Kern, der für die Zwecke einer Geſchichte der Kriegskunſt genügt. Wir erkennen die Fechtweiſe der beiden Heere, wir können das Terrain feſtſtellen, auf dem gekämpft worden iſt, und wir können die ſtrategiſche Situation verſtehen. Damit ſind die Grundlinien des kriegeriſchen Ereigniſſes gegeben, und dieſe Grundlinien geben wieder einen ſehr zuverläſſigen kritiſchen Maßſtab für die Einzelheiten der legendariſchen Ueberlieferung. Kein älteres kriegeriſches Ereigniß liegt ſo offen vor uns. Die Perſerkriege alſo bilden den natürlichen Ausgangspunkt für eine Geſchichte der Kriegskunſt.

Die Grundlage für die wiſſenſchaftliche Erkenntniß des griechiſchen Kriegsweſens bildet noch heute die

Geſchichte des griechiſchen Kriegsweſens von der älteſten Zeit bis auf Pyrrhos. Nach den Quellen bearbeitet von W. Rüſtow, ehemaligem preußiſchen Genieoffizier, und Dr. H. Köchly, ord. Profeſſor der griechiſchen und römiſchen Literatur und Sprache an der Univerſität Zürich. Mit 134 in den Text eingedruckten Holzſchnitten und 6 lithographirten Tafeln. Aarau, Verlags-Comptoir 1852;

daneben:

Griechiſche Kriegsſchriftſteller. Griechiſch und deutſch mit kritiſchen und erklärenden Anmerkungen von H. Köchly und W. Rüſtow. Zwei Theile in drei Abtheilungen. Leipzig 1853—1855.

Neuere Werke ſind:

Heerweſen und Kriegführung der Griechen von Dr. H. Droyſen, Gymnaſiallehrer und Dozent an der Königl. Univerſität zu Berlin. Mit 1 Tafel und 7 Abbildungen im Text (in K. F. Hermanns Lehrbuch der griechiſchen Antiquitäten). Freiburg i. B. 1888—89. Akademiſche Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). (Von mir beſprochen im Lit. Centr.-Blatt 1888 Nr. 1[illegible].)

Die griechiſchen Kriegsalterthümer von Dr. Adolf Bauer, Profeſſor der Geſchichte des Alterthums an der Univerſität Graz

Digitized by Google

(im „Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft"). Verlag von C. H. Beck in Nördlingen (jetzt München) 1886. Zweite Auflage 1892. Diese zweite Auflage, die werthvolle Erweiterungen und eine durchgreifende Revision des ganzen Textes der ersten giebt, ist mir leider erst bekannt geworden, als das Manuskript dieses Buches schon fast abgeschlossen war. Ich habe jedoch in nachträglichen Zusätzen noch allenthalben darauf Bezug genommen. Sehr sorgfältig und vollständig ist bei Bauer auch die Bibliographie behandelt, auf die ein für alle Mal hier verwiesen sei.

Das Kriegswesen der Alten mit besonderer Berücksichtigung der Strategie von Dr. phil. Hugo Liers, Oberlehrer am Gymnasium zu Waldenburg, Breslau 1895, ist ein anregendes und gelehrtes, auf umfassender selbständiger Lektüre der alten Autoren beruhendes Buch, das mich auf manche bedeutsame Stellen aufmerksam gemacht hat. Als Ganzes ist das Werk aber leider doch verfehlt; die einzelnen Stellen sind systematisch gruppirt, aber lange nicht genug auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit geprüft, und namentlich sind die einzelnen Perioden der Entwicklung nicht genügend unterschieden.

Ich selber habe das kriegsgeschichtliche Problem der Perserkriege behandelt in einer Monographie

Die Perserkriege und die Burgunderkriege. Zwei kombinirte kriegsgeschichtliche Studien nebst einem Anhang über die römische Manipular-Taktik. Berlin, Walther und Apolant (jetzt Hermann Walther, Nachf.) 1887.

Von den allgemeinen Werken über griechische Geschichte kommen für uns wesentlich die von Busolt (2. Auflage), Beloch und Duncker, hier und da auch noch die von Grote in Betracht.

Durch alle Bände dieses Werkes bis in die Neuzeit werden uns begleiten die trotz Fehlerhaftigkeit und Oberflächlichkeit in der Durchführung genial angelegte

Geschichte der Infanterie von W. Rüstow. Zwei Bände. Gotha 1857 und 58 (und spätere Neudrucke);

sowie die namentlich in den späteren Bänden werthvolle

Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland von Max Jähns. (Aus der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Auf Veranlassung S. M. des Königs von Bayern herausgegeben von der historischen Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften.) München und Leipzig. 1889–91.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Perserkriege.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Buch.

Die Perserkriege.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Heereszahlen. Vorbereitendes.

Wo die Quellen es erlauben, beginnt eine kriegsgeschichtliche Untersuchung am besten bei den Heereszahlen; sie sind von entscheidender Wichtigkeit nicht bloß des Stärkeverhältnisses wegen, indem die größere Masse siegt oder durch Tapferkeit und Führung bei der Minderzahl ausgeglichen wird, sondern auch absolut genommen. Eine Bewegung, die eine Schaar von 1000 Mann ohne Weiteres macht, ist für 10000 Mann schon eine Leistung, für 50000 ein Kunstwerk, für 100000 eine Unmöglichkeit. Mit einem größeren Heer wird die Aufgabe der Verpflegung ein immer bedeutsamerer Theil der Strategie. Ohne eine bestimmte Vorstellung von der Größe der Heere ist daher eine kritische Behandlung der historischen Ueberlieferung wie der Ereignisse unmöglich.

Da gerade über diesen Punkt noch vielfach unrichtige Vorstellungen herrschen und überlieferte Zahlen, ohne Bewußtsein von der Tragweite der Konseqenzen, die sich daraus ergeben müßten, nachgesprochen werden, so scheint es nützlich, um sozusagen den kritischen Blick zu schärfen, gleich hier an einigen Beispielen zu zeigen, wie leicht und bis zu welchem Grade falsche Zahlen sich in der historischen Ueberlieferung festsetzen.

In den älteren deutschen Werken über die Freiheitskriege, bei Plotho, der Flügel-Adjutant Friedrich Wilhelms III. war und während des Krieges selbst im großen Hauptquartier seine Nachrichten sammelte, in der Biographie Radetzkys von einem österreichischen Veteranen und noch in den ältern Auflagen des viel gelesenen und verdienstlichen Werkes von Beitzke „Deutsche Freiheitskriege“ findet sich

Digitized by Google

das französische Heer bei Beginn des Herbstfeldzuges von 1813 auf 300000 bis höchstens 353000 Mann angegeben. Die Verbündeten verfügten um diese Zeit über 492000 Mann, hätten also eine erdrückende numerische Ueberlegenheit gehabt. In Wahrheit hätte Napoleon, außer den Festungsbesatzungen auf dem Kriegsschauplatz, 440000 Mann, war den Verbündeten also numerisch nahezu gewachsen.[1])

E. M. Arndt schlug den Gesammt-Menschenverlust aller Napoleonischen Kriege zusammen im Jahre 1814 auf 10080000 Köpfe an; eine nähere Prüfung bleibt weit unter 2 Millionen, wovon der vierte Theil auf die Franzosen fallen würde[2]), und eine genaue Statistik würde jedenfalls noch auf erheblich geringere Zahlen führen.

Noch in neueren wissenschaftlichen Darstellungen der Freiheitskriege findet man, daß in dem Treffen von Hagelsberg die märkischen Landwehren 4000 Franzosen mit dem Kolben die Schädel eingeschlagen haben. In Wirklichkeit waren es etwa 30.

In dem 1897 erschienenen Werke des österreichischen Generalstabs-Hauptmanns Berndt „Die Zahl im Kriege" ist für die Schlacht bei Orleans (3. und 4. Dezember 1870) die Zahl der Franzosen auf 60700 angegeben, andere Forscher haben sie auf 174500 und noch höher berechnet.

Bei Aspern sollen nach demselben Buche 75000 Oesterreicher gegen 90000 Franzosen gefochten und die Letzteren 44380 Mann verloren haben. In Wahrheit haben am ersten Tage etwa 105000 Oesterreicher gegen 35000 Franzosen, am zweiten (nach abzuziehenden Verlusten) dieselben Oesterreicher gegen etwa 70000 Franzosen gefochten und die Letzteren vermuthlich etwa 16000 bis höchstens 20000 Mann verloren.

Das Heer Karls des Kühnen bei Granson wird von den schweizerischen Zeitgenossen auf 100000 bis 120000 Mann angegeben; bei Murten soll er dann das Dreifache dieser Macht aufgeboten haben. In Wahrheit hatte er in der ersten Schlacht etwa

[1]) Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege, Band I. Anhang. Bernhardi, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Tolls. Band III. Anhang.

[2]) Pertz-Delbrück, Leben Gneisenaus, Große Ausg. Bd. IV, Exkurs. Kleine Ausg., 2. Aufl., 2. Bd. S. 19.

Digitized by Google

14000 Mann, in der zweiten einige Tausend mehr. Die Schweizer, die gegen eine unermeßliche Ueberlegenheit gefochten haben wollen, hatten in beiden Schlachten die erhebliche numerische Ueberlegenheit. Schon bei Granson wollen sie den Burgundern bis zu 7000 Mann getödtet haben, in Wahrheit waren es 7 Ritter und einige wenige Gemeine.[1])

Die Hussitenheere, die ganz Deutschland in Schrecken setzten, und als unabsehbare Massen geschildert werden, waren etwa 5000 Mann stark.

Es ist nicht etwa bloß die allgemeine Lust an hyperbolischen Vorstellungen, Mangel an Zahlensinn, Prahlsucht, Furcht, Entschuldigung oder dergleichen menschliche Schwächen, aus denen die ungeheuerlichen Uebertreibungen entspringen, sondern es ist auch wohl zu beachten, daß es selbst für ein geübtes Auge sehr schwer ist, größere Massen richtig abzuschätzen, auch die eigenen, die man ganz frei ins Auge fassen kann; so gut wie unmöglich aber beim Gegner. Ein schönes Beispiel dafür giebt eine jüngst[2]) veröffentlichte Aufzeichnung Friedrich Wilhelms III. über die unter seiner eigenen Führung erlittene Niederlage von Auerstädt. Der König sagt, man habe während des Gefechts sich nicht mehr darüber täuschen können, daß man es mit einer sehr überlegenen Stärke zu thun habe; die Franzosen hätten, wie ihnen das bei ihrer größeren Stärke an Infanterie möglich gewesen sei, die fechtenden Bataillone öfter von frischen Truppen ablösen lassen. Da die Preußen 50000 Mann stark waren, so muß man die Franzosen doch wohl auf 70—80000 geschätzt haben; in Wirklichkeit waren es 27000,[3]) und daß Friedrich Wilhelm sich thatsächlich nur getäuscht, nicht etwa die Niederlage hat beschönigen wollen, geht aus einer Nachschrift hervor, die der König sehr bald darauf hinzugefügt hat und in der er sagt: aus den französischen Bulletins und anderen Nachrichten habe er sich überzeugt, „daß — zu unserer Schande sei es gesagt — der Feind nicht stärker als 30000 Mann gegen uns war."

Wohlgemerkt, handelt es sich nicht immer bloß um Ueberschätzungen und Uebertreibungen; auch das Gegentheil kommt vor

[1]) Delbrück, Perser- und Burgunderkriege. S. 157.
[2]) P. Bailleu in der „Deutschen Rundschau", Dezemberheft 1899.
[3]) v. Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807.

Digitized by Google

und mit gutem Bedacht habe ich auch davon gleich einige Beispiele oben eingeflochten.

* * *

Das Heer, das Xerxes nach Griechenland führte, wird von Herodot ganz genau auf 4200000 Mann mit dem Troß angegeben. Ein Armeekorps, das sind 30000 Mann, nimmt nach der deutschen Marschordnung etwa drei Meilen ein (ohne den Fuhrpark). Die Marsch-Kolonne der Perser wäre also 420 Meilen lang gewesen, und als die Ersten vor Thermopylä ankamen, hätten die Letzten grade aus Susa jenseits des Tigris ausmarschiren können. Ein deutsches Armeekorps führt Artillerie und Munitionskarren mit, die viel Raum einnehmen, und insofern wäre ein antikes Heer auf geringerem Raum unterzubringen. Auf der anderen Seite hatte ein persisches Heer ganz gewiß nur eine sehr geringe Marsch-Disziplin, die nur bei sehr feiner Gliederung des Heeres-Organismus mit unausgesetzter Aufmerksamkeit und Anspannung erreicht werden kann. Ohne Marsch-Disziplin verlängern sich die Kolonnen sehr schnell auf das Doppelte und Dreifache der Ausdehnung. Persische Truppen dürfen daher, auch ohne Artillerie, etwa mit modernen Truppen in Marsch-Raum-Bedürfniß gleichgesetzt werden.

Nach dem Abzug des Xerxes mit dem großen Heer soll Mardonius mit 300000 Mann zurückgeblieben sein, aber auch diese Zahl hat keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Nach Herodots Erzählung ist Mardonius, als er zum zweiten Male Athen zerstört hatte, von dort über Dekelea zurück nach Tanagra und am folgenden Tage weiter marschirt. So kann kein Heer von 300000 Mann marschiren. Selbst wenn ein Theil des Perserheeres in Böotien zurückgeblieben war und nicht bloß der Paß von Dekelea, sondern alle Pässe über das Gebirge zugleich benutzt wurden, kann das Heer nicht mehr als etwa 75000 Krieger (eingeschlossen die verbündeten Griechen) gezählt haben.

Aber diese ganze Methode der allmählichen Reducirung der Zahlen hat nur einen vorbereitenden Werth, führt nicht zum Ziel.

Wir müssen uns klar machen und mit aller Bestimmtheit den Satz festhalten, daß es eine Selbsttäuschung ist, Zahlen wie den

Digitized by Google

Herodoteischen Werth beizumessen. Möge man auf irgend eine Weise eine Zahl da herausdemonstriren, die nicht mehr unmöglich, sogar recht gut möglich erscheint, so ist damit garnichts gewonnen. Die wahre und einzig zulässige historische Methode ist nicht, daß, wenn man keine zuverlässigen Nachrichten hat, man sich mit den unzuverlässigen begnügt und so thut, als ob sie leidlich vertrauenswürdig wären, sondern daß man scharf und bestimmt scheidet, was als gut überliefert angesehen werden darf und was nicht. Vielleicht finden wir noch irgend einen Anhaltspunkt, der uns erlaubt, eine ungefähre Schätzung für die Größe der Perserheere auszusprechen. Zunächst aber muß festgestellt werden, daß die Zahlenangaben der Griechen gar keinen Glauben verdienen, auch nicht den allergeringsten, daß sie um nichts glaubwürdiger sind als die Angaben der Schweizer über die Heere Karls das Kühnen, daß wir also auch aus ihnen nicht entnehmen können, ob die numerische Ueberlegenheit auf Seiten der Griechen oder der Perser gewesen ist.

Wenden wir uns hinüber zu den Griechen, so scheinen wir hier auf sichererem Boden zu wandeln. Herodot giebt für die Schlacht von Platää eine spezifizirte Liste der verschiedenen Kontingente, 8000 Athener, 5000 Spartiaten, 5000 Periöken u. s. w., im Ganzen 38700 Hopliten. Da die Griechen ihre eigene Stärke doch wohl gekannt haben werden, so könnte man diesen Zahlen vielleicht trauen, und die meisten Forscher haben sie auch einfach angenommen. Aber das ist ein methodischer Fehler. Wir haben nicht die geringste Bürgschaft, daß nicht irgend einer der Berichterstatter des Herodot die Liste nach ganz willkürlicher Schätzung zusammengestellt hat, und eine Stelle zum Wenigsten ist darin, die, den Zahlensinn des Urhebers in recht ungünstigem Lichte erscheinen läßt. Jeder griechische Hoplit pflegte von einem Knecht begleitet zu sein; um die volle Stärke des Heeres zu berechnen, verdoppelt also Herodot die Zahl. Jeder Spartiat aber, sagte er, hatte sieben Heloten bei sich; es sind also 35000 Mann für diese hinzuzuzählen. 35000 Nicht-Kombattanten auf 5000 Kombattanten ist, sowohl wenn man an Heeresbewegungen wie Verpflegung denkt, eine Absurdität. Sie wird etwa so entstanden sein, daß der Grieche sich unter einem Spartiaten einen vornehmen Mann vorstellte, der stets mit mehreren Dienern ins Feld zog; sieben

Digitized by Google

Diener schien eine ganz passende Zahl und wurde nun ohne Weiteres mit der supponirten Zahl der Spartiaten multiplizirt. Dergleichen kommt auch bei modernen Historikern vor. In Philippsons „Geschichte des Preußischen Staatswesens" Bd. II S. 176 kann man lesen, daß das preußische Heer unter Friedrich dem Großen (1776) 32705 — genau gezählt — Waschfrauen mit ins Feld nahm. Der Autor unterläßt auch nicht, seine Quelle anzugeben, Büschings „Zuverlässige Beyträge z. d. Reg.-Gesch. König Friedrichs II. v. Preußen", eine Quelle, die in der That meist zuverlässiges Material enthält, und da in der That eine Anzahl Marketenderinnen und Soldatenfrauen die friedericianische Armee begleiteten, so sind auf ein Heer von 200000 Mann 32705 Waschfrauen immer noch eher möglich, als 35000 Heloten auf 5000 Spartiaten, und ein moderner, methodisch ausgebildeter Historiker verdient mehr Glauben, als der naive Herodot. Aber zuletzt werden wir doch wohl beide Nachrichten verwerfen, eine wie die andere. Eine kurze Prüfung des allgemeinen Charakters König Friedrichs und seiner Armee überzeugt, daß diese sich gewiß nicht von den Waschfrauen haben ins Feld begleiten lassen, daß also Büsching irgend einem Mißverständniß zum Opfer gefallen und zu seiner Zahl gekommen ist, indem er auf jedes Soldatenzelt eine Waschfrau rechnete, und Philippson ohne kritische Prüfung die interessante Behauptung nachgeschrieben hat. Ganz ähnlich wird es mit den 35000 Heloten Herodots zugegangen sein. Im Ganzen führt die Rechnung Herodots auf eine Stärke des griechischen Heeres von etwa 110000 Köpfen. Die Historiker, die die Zahl nachgeschrieben haben, haben sich keine genügende Vorstellung davon gemacht, was es heißt, 110000 Mann auf einem Fleck längere Zeit zu ernähren. Wir werden darüber in den späteren Zeiten, wo wir über sichere, urkundliche Zahlen verfügen, noch viel zu reden haben. Die überlieferte Zahl ist schlechthin unglaubwürdig. Wir müssen uns bescheiden, daß wir eine Angabe über die Stärke der Griechen bei Platää, auf die wir Schlüsse aufbauen dürften, nicht besitzen.[1])

[1]) R. Adam in seiner Dissertation „De Herodoti ratione historica quaestiones selectae sive de pugna Salaminia atque Plataeensi" (Berlin 1890) weist nach, daß die Heeres- und Schiffs-Zahlen Herodots auf einem Schätzungs-Schema beruhen, wodurch ihnen der letzte Rest von Glaubwürdigkeit geraubt wird.

Digitized by Google

Völlig unbeglaubigt ist auch die Angabe der späteren griechischen Quellen, daß die Athener bei Marathon 10000 Mann stark gewesen seien; sie kennzeichnet sich schon dadurch als eine willkürliche Schätzung, daß die Stärke der verbündeten Platääer, entweder eingeschlossen in jene Zahl oder daneben, auf 1000 Mann angegeben wird. Platää war ein ganz kleiner Flecken und kann unmöglich ein Zehntel oder gar ein Neuntel der Athener gestellt haben. Wenn die Historiker bisher jene Zahl, 10000, meist acceptirt haben, so ist das geschehen, weil sie sachlich ganz passend erschien; als irgendwie bezeugt aber darf sie nicht gelten.

Um trotz des Mangels an zuverlässigen direkten Quellen-Zeugnissen zu einer Vorstellung von der Stärke der griechischen Heere in den Perserkriegen zu gelangen, stehen uns zur Verfügung neben dem erst kennen zu lernenden Gang der Ereignisse selbst, Rückschlüsse aus der späteren griechischen Geschichte und aus der vorhandenen Bevölkerungsmasse, die wiederum bis auf einen gewissen Grad aus der Größe und Nährfähigkeit des Landes erschlossen werden kann.

Griechenland hatte mehrere Landschaften, von denen wir ganz sicher sein können, daß sie gar keinen oder nur einen geringen Import von Lebensmitteln bezogen, Böotien, Arkadien, Lacedämon, Messenien. Einen bestimmten Maßstab für die Ertragsfähigkeit der Landwirthschaft in diesen Gegenden zur Zeit der Perserkriege haben wir nicht. Aber ein gewisses Maximum der eigenen Nährfähigkeit dieser Landschaften werden wir doch nach Analogie mit bekannten Verhältnissen berechnen können, und wenn das geschehen ist, wird der fernere Schluß zulässig sein, daß dieses Maximum auch so ziemlich erreicht wurde. Theben kann keine so ganz kleine Stadt gewesen sein, und außer Theben zählte Böotien noch eine ganze Reihe anderer Städte. Wiederum Lacedämon kann nicht im Verhältniß so sehr viel dünner bevölkert gewesen sein als die andern griechischen Landschaften, sonst hätte es nicht so lange eine so bedeutende Stellung einnehmen können.

Nach diesen Grundsätzen mit Zuhülfenahme der überlieferten Zahlen hat Beloch in seiner „Bevölkerung der griechisch-römischen Welt“ [1]) für Lakonien und Messenien zusammen eine Bevölkerung von 230 000 Seelen oder 27 auf den Quadratkilometer berechnet, für den Peloponnes 8—900 000 Seelen oder 36 – 40 auf den Quadratkilometer, weil die Handelsstädte Korinth, Sikyon, Trözen, Epidaurus eine relativ stärkere Bevölkerung hatten; so sehr stark kann sie aber auch wieder nicht gewesen sein,

[1]) In der Wochenschrift für klassische Philologie Bd. 12 S. 877 (1895) hat Beloch seinen Standpunkt gelegentlich einer Rezension gegen einige unbegründete Angriffe gut vertheidigt.

Digitized by Google

da diesen Städten im Peloponnesischen Kriege Jahre lang die Getreidezufuhr zur See fast ganz gesperrt war. Sie haben also von dem spärlichen Getreide, welches ihnen zu Lande zugeführt werden konnte, gelebt.

Für Böotien berechnet Beloch in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts 60 Seelen auf den Quadratkilometer, wovon etwa ein Drittel Unfreie. Dieser Ansatz von Unfreien für eine Gegend mit bloßen Landstädten scheint mir sehr hoch; woher sollte Böotien diese Menge Sklaven bezogen, womit bezahlt haben? Sklavenbevölkerung ergänzt sich immer nur in geringem Maße aus sich selbst und bedarf steter Zufuhr, um erhalten zu werden. Für das fünfte Jahrhundert nimmt auch Beloch an, daß Böotien ein Land freier Arbeit gewesen sei, also mit etwa 40 Seelen auf den Quadratkilometer. Das steht in richtigem Verhältniß zum Peloponnes, da Böotien zwar vielfach fruchtbarer war, in den peloponnesischen Handelsstädten aber, Korinth, Sikyon 2c. viele Sklaven gehalten wurden, was man etwa miteinander kompensiren darf.

Beloch nimmt bei seinen Berechnungen an, daß die erwachsenen Männer etwa ein Drittel der Bevölkerung ausmachten; die griechische Bevölkerung sei schon im fünften Jahrhundert ziemlich stabil gewesen[1]), so wie etwa das heutige Frankreich. Dieser Meinung vermag ich nicht zuzustimmen.

Athen, Megara, Korinth und viele andere Städte haben doch im 5. Jahrhundert durch Einwanderung von Metöken stark zugenommen, wenn also auch Lakonien, Messenien, Arkadien an Einwohnerzahl nicht gewachsen sind, so geschah das nur in Folge der inneren Wanderung. Ich möchte also die Kinderzahl etwas höher ansetzen als Beloch und in Folge dessen die erwachsenen Männer auf weniger als ein Drittel der Bevölkerung. In Deutschland machen heute die Männer über 18 Jahre 28—29% der Bevölkerung aus. Aber der Unterschied ist nicht so groß, daß Belochs Schlußergebnisse davon wesentlich berührt würden.

Das Deutsche Reich hat heute (1898) etwa 97 Seelen auf den Quadrat-Kilometer, ist aber nicht im Stande, diese zu ernähren, sondern muß an Getreide über ein Viertel, im Durchschnitt aller land- und forstwirthschaftlichen Produkte ziemlich genau ein Viertel seines Konsums durch Einfuhr decken. Es ernährt also mit Hülfe der Kartoffeln und mit allen technischen Mitteln moderner Agrarkultur etwa 74 Menschen auf den Quadrat-Kilometer oder etwa 4000 auf die Quadrat-Meile.[2])

---

[1]) In der „Griech. Gesch." Bd. I S. 408 hat Beloch diese Ansicht fallen lassen und nimmt an, daß auch im 5. Jahrhundert noch die Bevölkerung in starkem Steigen begriffen gewesen sei.

[2]) Nach P. Voigt, Deutschland und der Weltmarkt. Preuß. Jahrb. Bd. 91, S. 260.

Nach einer neueren Berechnung von Max Delbrück, „Die deutsche Landwirthschaft an der Jahrhundertwende", Preuß. Jahrb. Febr.-Heft 1900, ist dagegen wieder in Rechnung zu setzen, daß unsere Bevölkerung sehr viel Fleischnahrung genießt, die sehr große Produktionskosten macht. Mit vorwiegend vegetabilischer Nahrung kann ein Land mehr ernähren.

Digitized by Google

Ueber die Bevölkerung von Attika läßt sich aus den Boden-Verhältnissen nichts schließen, da Athen schon lange vor den Perserkriegen viel Getreide von auswärts bezog. Wir haben jedoch aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine Reihe von zuverlässig überlieferten Zahlen, die auch auf die Bevölkerung zur Zeit der Perserkriege einen Rückschluß zulassen. Da ich hier nicht unwesentlich von Beloch abweiche, müssen wir in eine Spezialuntersuchung eintreten.

Beim Beginne des Peloponnesischen Krieges, 431, läßt Thucydides (II, 13) Perikles in einer Rede sagen, Athen habe 13 000 Hopliten und außerdem 16 000 Mann Garnisontruppen aus den Aeltesten und Jüngsten und den Metöken, die Hoplitendienst thaten; ferner 1200 Reiter, 1600 Bogenschützen und 300 Trieren. (ὁπλίτας δὲ τριςχιλίους καὶ μυρίους εἶναι ἄνευ τῶν ἐν τοῖς φρουρίοις καὶ τῶν παρ' ἔπαλξιν ἑξακιςχιλίων καὶ μυρίων. τοσοῦτοι γὰρ ἐφύλασσον τὸ πρῶτον, ὁπότε οἱ πολέμιοι ἐσβάλοιεν ἀπό τε τῶν πρεσβυτάτων καὶ τῶν νεωτάτων καὶ μετοίκων ὅσοι ὁπλῖται ἦσαν. . . . ἱππέας δὲ ἀπέφαινε διακοσίους καὶ χιλίους ξὺν ἱπποτοξόταις, ἑξακοσίους δὲ καὶ χιλίους τοξότας καὶ τριήρεις τὰς πλωίμους τριακοσίας.)

Diese Nachricht, so bestimmt sie lautet, ist leider für uns direkt nicht zu verwerthen. Die Aeltesten und Jüngsten mit den Metöken-Hopliten können nicht 16 000 Mann ausgemacht haben, wenn das Feldheer nur 15 800 Mann stark war. Die Felddienstpflicht währte bei den Athenern vom 20. bis 45. oder gar 50. Jahr; die Zahl der dienstfähigen Männer unter 20 und über 45 oder 50 muß also sehr viel kleiner gewesen sein, als die Zahl der Felddienstpflichtigen. Ueberdies fehlt jede Angabe über die Besatzung der 300 Trieren; mit voller Mannschaft beanspruchten diese nicht weniger als 60 000 Mann. Gab es außer dem Feldheer noch solche Menschenmassen in Athen: weshalb wurde denn das Feldheer so klein gemacht? Bestand es nur aus den oberen Schichten der Bürgerschaft? Wo ist die Grenze? Weshalb griff man nicht tiefer herab?

Durch die verschiedensten Hypothesen hat man versucht, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Beloch hat sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß er die 16 000 Garnison-Hopliten in 6 000 verwandelt und dafür

---

Zum Vergleich setze ich noch folgende Zahlen her:

1890	Preußen	86	Einwohner	auf	den	Quadrat-Kilometer
	Meckl.-Strelitz	33	"	"	"	"
1888	Schweiz	71	"	"	"	"
	Graubünden	13	"	"	"	"
	Schwyz	55	"	"	"	"
	Uri	16	"	"	"	"
	Wallis	19	"	"	"	"
1889	Griechenland	34	"	"	"	"
	Lakonien	30	"	"	"	"
	Messenien	55	"	"	"	"
	Euböa	24	"	"	"	"
	Attika und Böotien	41	"	"	"	"

Digitized by Google

wieder 12 000 Bürger als Schiffsmannschaft zufügt — ein verzweifeltes Mittel und nur zu charakteristisch für den Stand unserer Ueberlieferung: daß wir die einzige Stelle in der ganzen griechischen Litteratur, die einigermaßen vollständig und systematisch über Heeresaufgebote berichten will, erst auf diese Weise umwerfen müssen, um sie verständlich zu machen. Erschwert wird dieses Verfahren noch dadurch, daß bereits Ephorus die Stelle etwa so gelesen hat, wie sie heute in den Handschriften steht; Diodor, der ihn ausgeschrieben hat, giebt das Feldheer auf 12 000, die Garnisontruppen auf 17 000 an — eine Bestätigung und doch auch wieder eine Abweichung (12 000 statt 13 000; 17 000 statt 16 000), die abermals die Unsicherheit unseres Quellenstandes belegt.

Bei dieser Unsicherheit ihres eigentlichen Inhalts kann die Thucydides-Stelle nur dann für uns brauchbar werden, wenn wir irgend welche andern Angaben finden, die uns einen Schlüssel für die Auslegung und zugleich eine zuverlässige Kontrole gewähren.

In der That finde ich nun bei Thucydides eine Mittheilung, die bisher von Niemand, auch von Beloch nicht verwerthet worden ist und die uns, glaube ich, helfen kann.

Zwei Mal schildert uns Thucydides ein außerordentliches Aufgebot der Athener, das jedes in seiner Weise als das größte erscheint und als ihre Maximal-Leistung charakterisirt wird. Im Herbst des ersten Kriegsjahres, 431, machten sie einen Einfall in Megaris mit 13 000 Hopliten, während 3000 vor Potidäa standen. Zugleich hatten sie eine Flotte von 100 Schiffen (und auch wohl noch einige Schiffe bei Potidäa) in See. 100 Schiffe bedingen eine Besatzung von 20 000 Mann; das giebt also mit den Hopliten 36 000 Mann. Da aber Thucidides hinzufügt, daß auch noch ein nicht geringer Haufe φιλοί dabei gewesen sei, so ist für die Gesammtzahl der Athener nichts daraus zu schließen.

Anders die zweite Stelle (III, 17), wo Thucydides die Rüstung der Athener nach dem Aufstande in Lesbos im Jahre 428 schildert. Sie haben 70 Schiffe in See (40 bei Lesbos, 30 am Peloponnes) und 1000 Hopliten vor Mytilene; da glauben die Spartaner, sie seien nicht weiter leistungsfähig, und planen einen Angriff auf Athen zu Wasser und zu Lande. Um ihnen zu zeigen, wie sehr sie sich geirrt, bemannen darauf die Athener noch 100 Schiffe aus den beiden unteren Steuerklassen der Bürgerschaft.

Diese Leistung vergleicht Thucydides mit derjenigen des ersten Kriegsjahres; sie sei ähnlich und sogar noch größer gewesen. Denn in diesem Jahr (431) hätten 100 Schiffe Attika und Euböa bewacht, 100 den Peloponnes blockirt und 50 seien außerdem bei Potidäa und an anderen Orten gewesen, so daß es im Ganzen 250 waren. Die 100 Schiffe, die die Heimath bewachten, sind natürlich nicht fortwährend auf See gewesen, wozu ja gar kein Grund vorlag, sondern es waren ausgerüstete Reserve-Schiffe, zu denen die Mannschaften designirt und bereit waren, so daß sie jeden

Digitized by Google

Augenblick auslaufen konnten, und wovon auch wohl die einzelnen Schiffe von Zeit zu Zeit zur Kontrole eine Probe- und Uebungsfahrt machten. Deshalb war in gewisser Beziehung die Leistung vom Jahre 428, wo 170 Schiffe thatsächlich zugleich in Aktion waren, noch größer als die von 431, wo man eine Gesammtzahl von 250 berechnen konnte, aber nur 150 wirklich zugleich Dienst thaten. Nach der Rede des Perikles besaßen die Athener 300 Trieren; das werden wir nunmehr so aufzufassen haben, daß die Athener bei Ausbruch des Krieges im Stande waren, 250 wirklich zu besetzen, und 50 als Material-Reserve übrig blieben. Die 170 Schiffe im Jahre 428 besetzten sie, wie Thucydides ausdrücklich hinzufügt, indem sie auch die Bürger der dritten Steuerklasse, die sonst Hoplitendienste thaten, heranzogen.

Hier haben wir eine Grundlage für Abschätzung der atheniſchen Bürgerschaft im Jahre 428. 170 Schiffe erforderten 34000 Mann Besatzung; dazu 1000 Hopliten mit ihren Knechten. Außer diesen 36000 Mann verblieb noch in Athen eine Besatzung für die Vertheidigung der Stadt und einiger Forts, die wir mit etwa 4—6000 Mann ansetzen dürfen. Hiervon wird in Abzug zu bringen sein, daß wahrscheinlich die Bemannung der plötzlich aufgebotenen 100 Schiffe nicht ganz vollzählig war, daß zum Wenigsten die Epibaten mitruderten oder ganz fehlten, die Besatzung also nur etwa 18 000 statt 20 000 Mann betrug. Dann war sicherlich auf der Flotte vor Lesbos und der Kriegerflotte eine sehr große Zahl Söldner[1]), und endlich bleibt zweifelhaft, wie viele Sklaven etwa ruderten. Trotz dieser mehrfachen unsicheren Faktoren in der Rechnung giebt sie uns doch eine gewisse Maximal- und Minimalgrenze. Es ist sicher, daß eine erhebliche Anzahl Söldner und wohl auch Sklaven auf der Flotte waren; es ist aber auch sicher, daß der vorwiegende Charakter des Ganzen der eines atheniſchen Bürgeraufgebots war[2]). Wäre

[1]) Schon bei den Vorbereitungen zum Peloponnesischen Kriege erwähnt Thucydides mit entschiedener Betonung, daß die Athener ihre Kriege zum Theil mit Söldnern führten (I, 121; I, 143); nach der Pest waren die übriggebliebenen Bürger im Geschäft, auf dem Hofe, in der Wirthschaft noch weniger zu entbehren als sonst, die Zahl der leicht Abkömmlichen kleiner, also sicherlich die Zahl der Söldner besonders groß.

[2]) Daß Flotte und Heer der Athener damals noch, trotz eines gewissen Zusatzes von Söldnern und Sklaven, wesentlich von den atheniſchen Bürgern selbst getragen wurde, folgt aus dem politischen Zustande des Staates. Die alten Schriftsteller sind darüber einig und namentlich die ältere Ἀθηναίων πολιτεία, die meines Erachtens von keinem Geringeren als von Thucydides selbst herrührt, giebt dafür vollgültiges Zeugniß, daß die Demokratie auf dem Schiffsdienst beruhte: wäre die Flotte bloß oder vorwiegend von den Söldnern und Sklaven bemannt gewesen, so wäre sie vielmehr, wie es in andern großen Handelsstädten der Fall gewesen ist (Karthago, Venedig, Amsterdam), ein Instrument der reichen Kaufherrn geworden, die die Söldner bezahlten oder Sklaven kaufen konnten. Auch Aristoteles Polit. V, 3, 5 sagt: „Καὶ πάλιν ὁ ναυτικὸς ὄχλος γενόμενος αἴτιος τῆς περὶ Σαλαμῖνα νίκης καὶ διὰ ταύτης τῆς ἡγεμονίας καὶ διὰ τὴν κατὰ θάλασσαν δύναμιν τὴν δημοκρατίαν ἰσχυροτέραν ἐποίησεν.“ Die Flotte der Korkyräer bei Sybota war zum größeren Theil mit Sklaven bemannt. Thuc. I, 55.

Digitized by Google

Alles vollzählig gewesen, so kämen wir auf 42 000 Mann; wahrscheinlich ist, daß es nur 38 000 waren, und von diesen dürfen wir wenigstens 10 000 als Söldner und Sklaven ansehen; es könnten dies aber auch etwa 18 000 gewesen sein. Die Summe der waffenfähigen athenischen Bürger und Metöken muß also im Jahre 427 zwischen etwa 20 000 und 32 000 zu suchen sein.

Einen größeren Spielraum giebt uns die Notiz des Thucydides nicht. 20 000 ist nach dem ganzen Charakter der athenischen Politik jedenfalls schon erheblich zu wenig, wir dürfen sicherlich als Minimum 24 000 setzen. Hätte auf der andern Seite Athen noch im Jahre 428 erheblich mehr als 32 000 waffenfähige Bürger und Metöken gehabt, so wäre es unverständlich, daß die anderen Hellenen die Stadt wegen der Rüstung gegen Lesbos, die nur 10 000 Mann und davon gewiß die Hälfte Söldner in Anspruch nahm, für beinahe erschöpft hätten halten sollen, und wiederum die nachträgliche Ausrüstung der 100 Schiffe muß den Rest von vorhandenen Waffenfähigen so ziemlich aufgebraucht haben[1]). Die grundlegenden Zahlen 30 + 40 + 100 = 170 Schiffe und 1000 Hopliten dürfen wir dem Thucydides glauben; ein Irrthum seinerseits ist so gut wie ausgeschlossen, und auch die handschriftliche Ueberlieferung ist sichergestellt durch den Vergleich mit den anderen Zahlen aus dem Jahre 431.

Im Jahre 424 zogen die Athener πανδημεί aus (Schlacht bei Delion) und hatten 300 Reiter, 7000 Hopliten und „viel mehr als 10000 ψιλοί"; es waren also im Ganzen 20 000 — 25 000 Mann. Außerdem hatten sie 70 80 Schiffe in See mit 14 000 — 16000 Mann. Summa 35—40 000 Mann. Das ist ungefähr dasselbe wie im Jahre 428, als kriegerische Leistung nur dadurch viel geringer, daß fast die Hälfte auf ψιλοί fällt, die nicht um zu fechten, sondern um schleunig eine Verschanzung zu bauen, mitgezogen waren.

Wir dürfen also als eine nach allen Seiten gesicherte Zahl ansehen, daß Athen im Jahre 428 zwischen 24000 und 32000 waffenfähige Bürger und Metöken hatte. Hiernach läßt sich auch die Zahl bei Ausbruch des Krieges bestimmen. Gefechtsverluste hatte Athen bis dahin sehr wenig gehabt, aber an der Pest waren sehr Viele gestorben, „ἐκ τῶν τάξεων" 4400 Hopliten und 300 Reiter. Die 4400 Hopliten geben uns keinen sicheren Maßstab, da wir nicht wissen, auf welche Zahl wir sie beziehen sollen, ob bloß auf die Feld-Hopliten oder auch auf die Metöken und Garnison-Hopliten. Die 300 Reiter aber haben zweifellos ihre

[1]) Daß thatsächlich für kurze Expeditionen ein griechischer Kanton einmal so gut wie alle waffenfähigen Männer ausrücken ließ, folgt aus der Erzählung des Thucydides I, 105, wo Myronidas mit „den Aeltesten und Jüngsten" gegen die Korinther ausrückt, weil das eigentliche Kriegsheer anderweit engagirt ist, und V, 56, wo die Argiver (418) glauben Epidaurus überrumpeln zu können, weil die Männer im Kriege sind.

Digitized by Google

Korrespondenz-Zahl in den 1200 Reitern der Rede des Perikles. Aus den niederen Klassen mögen noch etwas mehr gestorben sein von den Stadtbewohnern, dafür aber waren Viele von ihnen als bäuerliche Kleruchen auswärts und der Pestgefahr weniger ausgesetzt. Wir werden also auch für diese im Durchschnitt ein Absterben von 25% ansetzen dürfen. Hatte also Athen im Jahre 428 noch 24000 – 32000 dienstfähige Bürger und Metöken, so hatte es im Jahre 431 deren 50000 bis 40000, und zählen wir hierzu 25% Greise und Invaliden, so hatte Athen damals im Ganzen 37500 bis 50000 Bürger und Metöken, wovon wir 30000 bis 40000 als Bürger ansetzen dürfen, davon 22500 bis 30000 Waffenfähige. Die mögliche Fehlergrenze nach unten kommt wenig in Betracht; wenn wir nach oben noch 1—2000 Waffenfähige hinzufügen, so geschieht es nur, um auch den stärksten Skeptiker zu befriedigen und jedem Einwand vorzubeugen.

Jetzt haben wir eine Zahl gefunden, nach deren Maßgabe die Stelle in der Perikleischen Rede auszulegen ist (Thuc. II, 13). Perikles berechnet: 13000 Feldhopliten, 16000 Garnison-Hopliten, 1200 Reiter, 1600 Bogner, Summa 31800 Bewaffnete. Dabei sind (nach II, 31) eingeschlossen 3000 Metöken-Hopliten; es bleiben also 28800 Bürger.

Auf dieser Zahl lag bisher der Schatten, daß man nicht wußte, ob sie die gesammte waffenfähige atheniſche Bürgerschaft umfasse oder ob, da dem Wortlaut nach nur von Landtruppen die Rede ist, noch die gesammte Flotten-Besatzung hinzuzurechnen ist. Neben Metöken, Söldnern und Sklaven waren doch wenigstens 15000 atheniſche Bürger für diesen Dienst zu rechnen, vielleicht auch 25000. Man käme also zu völlig anderen Dimensionen für die waffenfähige atheniſche Bürgerschaft, alle ihre Leistungen treten in ein anderes Licht, die Kritik gegenüber ihren Feldzügen und Unternehmungen wird eine ganz andere, wenn wir die Möglichkeit haben, statt kaum 30000 50000 oder mehr waffenfähige Bürger anzusetzen. Alle diese Wirrnisse sind jetzt abgeschnitten. Die Zahlen aus dem Jahre 428 geben uns die völlige Sicherheit, daß Perikles mit der Berechnung von 28800 Waffenfähigen nicht irgend einen großen Posten, wie die sämmtlichen Theten oder die ganze Schiffsmannschaft außer Ansatz gelassen, sondern die gesammte Bürgerschaft gemeint hat.

Diese Auffassung ist, wohl überlegt, auch die einzig natürliche. Wir haben von Thucydides zu erwarten, daß er uns mittheilt, welche Geldmittel, wie viel Kriegsschiffe und wie viel waffenfähige Bürger der Staat Athen im Ganzen hatte, und diese Zahlen, an letzter Stelle noch hinzugezogen die zum Hoplitendienst verpflichteten Metöken, hat er uns in der Rede des Perikles wirklich gegeben.

Wie viele Bürger man, außer denen, die sich selbst bewaffneten, mit einer Hoplitenrüstung ausstatten wollte, war eine bloße Geldfrage, die bei einer rationellen Uebersicht über die vorhandenen Streitkräfte nicht mit der persönlichen Leistungskraft des Volkes durcheinander geworfen werden durfte.

Digitized by Google

Aus eben diesem Grunde ist es auch ausgeschlossen, daß Perikles irgend welche fremden Söldner in seine Berechnung eingeschlossen habe.

Mit diesem Aufgebot steht im Einklang das Aufgebot aus dem Herbst 431. Wir haben es oben auf 36000 Mann berechnet und daneben eine nicht geringe Zahl φιλοί. Alles in Allem mögen also 45—50000 Mann auf den Beinen gewesen sein. Dazu war Athen sehr wohl im Stande, da zu den 28800 waffenfähigen Bürgern und 3000 Metöken-Hopliten noch etwa 5000 Metöken-Nicht-Hopliten hinzukamen und der Rest auf Söldner und Sklaven gerechnet werden kann.

Nachdem wir nunmehr durch Feststellung der Gesammtzahl der atheniſchen Bürgerschaft eine feste Grundlage gewonnen haben, können wir versuchen, die weiteren Dunkelheiten, die uns die Zahl der Perikleischen Rede einhüllen, zu zerstreuen.

Wir haben schon gesehen, daß das Referat des Thucydides nothwendig irgend einen Fehler enthalten muß, denn es berechnet die Feldarmee auf 15800, die Garnisontruppen auf 16000 Mann, sagt aber von den Letzteren ausdrücklich, sie beständen aus den Aeltesten, den Jüngsten und den Metöken-Hopliten. Das ist ein unmögliches Verhältniß. Da wir an anderer Stelle erfahren, daß die Metöken-Hopliten 3000 Mann waren, so blieben für die Aeltesten, d. h. die Männer vom 50. oder 45. bis 60. Jahre und die 18- und 19-Jährigen 13000. Es ist aber unmöglich, daß diese höchstens 17 Jahrgänge fast ebenso viel Männer zählen, wie die 25 oder gar 30 Jahrgänge der Feldarmee.

Das ist aber nicht das einzig Auffällige. Die 16000 Mann außer der Feldarmee, sagt Thucidides, hätten die langen Mauern und die Kastelle besetzt, wenn die Feinde einfielen. Gerade in dieser Zeit war aber auch der größte Theil der Feldtruppen zu Hause, und die Feld-Hopliten wurden ja überhaupt sehr selten und für kurze Zeit oder bei den Expeditionen in die Ferne nur in kleiner Zahl aufgeboten — ist es denkbar, daß gerade dieser beste Theil des Heeres gar keinen Dienst that, wenn der Feind ins Land fiel, daß die 50–60-Jährigen auf die langen Mauern kommandirt wurden und die 20—50-Jährigen zu Hause blieben? Auffällig ist ferner, daß die Worte des Thucydides so lauten, als ob die Besatzung der atheniſchen Mauern aus lauter Hopliten bestanden habe. Für etwaige Mauervertheidigung war die schwere Schutzrüstung mit dem Schild überflüssig und sogar hinderlich; die Deckung gaben die Mauerzinnen, hinter denen heraus es galt, den Feind durch Schießen mit Pfeilen, Schleudern von Wurfspießen, Werfen von Steinen abzuwehren. Für den etwaigen Nahkampf gegen Eindringende mußten Hopliten in Reserve stehen.

Daß in der Notiz des Thucydides also ein Fehler steckt, ist zweifellos. Die Auskunft, nicht einen Fehler des Thucydides selbst anzunehmen, sondern einen Fehler der Abschreiber in den Zahlen ist, wie wir festgestellt haben, unmöglich. Die Zahlen sind durch die anderweit bei Thucydides vorkommenden Zahlen genügend kontrolirt und sichergestellt.

Digitized by Google

Kein Anderer als der Meister selbst hat hier einen Fehler gemacht — so gerne ich mich sonst zu den „Thucydides-Theologen" rechnen lasse, hier bleibt kein anderer Ausweg; und daß auch der vorsichtigste kritische Kopf gerade bei Zahlen-Aufstellungen einmal in einen, sobald er aufgeklärt ist, kaum verständlichen Irrthum verfallen kann, dafür haben wir ein sehr erlauchtes Beispiel aus neuester Zeit. Kein Geringerer als Moltke hat in seiner Geschichte des Krieges von 1870 die Zahl der Deutschen in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat um etwa 50000 Mann zu niedrig berechnet, indem er die gesammten Offiziere, die Kavallerie und Artillerie vergessen hat, die beim Feinde mitgezählt sind. Man erkennt die Genesis des Fehlers sofort, wenn man die betreffende Seite im Generalstabswerk (Bd. II, Anlage S. 234), die ihm beim Schreiben vorgelegen hat, mit der Stelle in seinem Werke (S. 63) vergleicht, und es handelt sich nicht nur um eine beiläufig gegebene Zahl, sondern auf diese Zahl wird dann eine höchst gewichtige Schlußfolgerung aufgebaut. Ist das Moltke — freilich in seinem höchsten Alter — passirt, so treten wir Thucydides nicht zu nahe, indem wir, da nun einmal die von ihm gegebenen Daten schlechterdings unmöglich sind, ihm einen ähnlichen Fehler zutrauen.

Der Fehler steckt in der Charakteristik der Garnisontruppen als der „Aeltesten und Jüngsten und Metöken-Hopliten": hier fehlt eine Kategorie, die nach dem Zusammenhang garnicht entbehrt werden kann, nämlich die nicht zum Hoplitendienst bestimmten waffenfähigen Bürger.

Ziehen wir von den 16000 Mann Garnison-Truppen die 3000 Metöken ab, so bleiben 13000 Bürger, also genau so viel wie Bürger-Feld-Hopliten. Das ist schwerlich reiner Zufall. Wir werden vielmehr annehmen dürfen, daß zu irgend einer Zeit bestimmt worden ist, daß die Hälfte der waffenfähigen Bürgerschaft zum Hoplitendienst ausgebildet und ausgerüstet sein solle. Die beiden Rekruten-Jahrgänge (περίπολοι) wurden zur Besatzung der Forts verwendet und dabei zugleich ausgebildet Man sagte sich also in Athen, und so mag auch Perikles sich in seiner Rede ausgedrückt haben, daß selbst, wenn das ganze Feldheer mit 13000 Hopliten ausgerückt sei, noch immer ebenso viel Männer zur Vertheidigung der langen Mauern und in den Forts zurückblieben; dazu noch 3000 Metöken-Hopliten. Bei der Zusammenziehung dieser Zahlen hat Thucydides nur die Jüngsten und Aeltesten und die Metöken genannt, die Uebrigen aber vergessen zu erwähnen.

Ein moderner Leser muß also, um die Stelle richtig zu verstehen und zu ergänzen, sich Folgendes klarmachen:

Die 13000 Feldhopliten sind nicht bloß die Bürger der höheren Klassen, die sich selbst ausrüsten, (was auf eine viel zu hohe Zahl für die gesammte Bürgerschaft Athens führen würde), sondern außer diesen auch diejenigen Theten, die vom Staat für den Hoplitendienst ausgerüstet wurden.

Die 16000 Mann Garnison-Truppen sind nicht diejenigen, die that-

Digitized by Google

sächlich die Mauern besetzt hielten, wenn der Feind ins Land kam, sondern diejenigen, die selbst dann noch zur Verfügung gestanden hätten für die Mauer-Vertheidung, wenn das ganze Feld-Hoplitenheer anderweitig engagirt gewesen wäre.

Diese 16000 Mann umfassen 3000 Metöken, die zum Hoplitendienst bestimmt waren, die Rekruten, die älteren Jahrgänge, vom 45. oder 50. bis 60. Jahr, die Halb-Invaliden und endlich alle diejenigen Theten, die nicht für den Feld-Hopliten-Dienst designirt waren.

Nicht in Berechnung gezogen hat Thucydides überdies die Metöken, die nicht Hopliten waren. Dieser letzte Mangel ist für uns fast der empfindlichste, aber für Thucydides, wie wir noch sehen werden (Buch II, Kap. 3), eine ganz natürliche Omission.

In diese von uns berechnete Zahl von 36000 atheniſchen Bürgern sind die Kleruchen einbegriffen. Diese Kolonisten waren und blieben atheniſche Bürger, wohnten aber zum Theil recht weit, z. B. auf den Inseln Lemnos, Imbros, Skyros, bildeten dort eigene Gemeinden, und Thucydides führt später ihre Kontingente bei den Feldzügen immer gesondert von den Athenern auf, ferner giebt Thucydides für den Feldzug von 431 die Stärke auf 16000 Hopliten an, also dieselbe Zahl wie Perikles; es ist aber anzunehmen, daß die entfernten Kleruchen für diesen Feldzug nicht herangezogen waren.

Man könnte hieraus schließen, wie es Beloch (p. 82) gethan hat, daß auch Perikles sie nicht mitgerechnet habe. Dem steht jedoch Folgendes gegenüber. Wir haben gesehen, daß Perikles die Gesammtzahl der waffenfähigen Athener angeben will. Es wäre ganz unverständlich, wenn er dabei einen so großen Theil wie die gesammten Kleruchen-Gemeinden, die Beloch wohl zu hoch auf 10000 Bürger anschlägt und die zum Theil fern, zum Theil aber auch ganz nah, wie in Salamis und Oreos auf Euböa saßen, ausgelassen hätte. Die Erzählung des Thucydides aus dem Jahre 428 läßt schlechterdings nicht den Spielraum für eine so hohe Veranschlagung der atheniſchen Streitkräfte. Die Angabe, daß im Jahre 431 13000 Hopliten in Megara eingefallen seien, während 3000 vor Potidäa standen, ist ohne Schwierigkeit zu erklären. Allerdings waren die ferneren Kleruchen für diesen Feldzug gewiß nicht aufgeboten, aber ein Kontingent war doch sicherlich auf der Flotte, und Thucydides giebt überhaupt nicht eine in diesem besonderen Fall festgestellte Zahl, sondern wiederholt einfach die Zahl der Perikleiſchen Rede, ohne sich weiter in eine Spezial-Berechnung, wie viele wohl zufällig, durch irgend welche Gründe verhindert, gefehlt haben möchten, einzulassen. Höchst wahrscheinlich haben doch nicht bloß entferntere Kleruchen, sondern auch eine größere Anzahl Athener, die immer auf Handelsunternehmungen abwesend waren, gefehlt, ohne daß Thucydides dafür einen Abzug macht.

Ich möchte zum Schluß noch klarstellen, an welchen Punkten und aus welchen Gründen ich die Ergebnisse, zu denen ich in meinen Perser-

Digitized by Google

und Burgunderkriegen gekommen war, jetzt modifizirt habe. In jenem Buche habe ich den Widerspruch in Thucydides II 13, nach einer Idee von Duncker, so zu lösen gesucht, daß alle felddienstfähigen Theten zu den Hopliten und die entfernteren Kleruchen in die Garnisontruppen eingerechnet worden seien. Formell paßt diese Lösung zu dem Wortlaut des Thucydides am besten, da die Unterscheidung von Feldtruppen und Garnisontruppen streng durchgeführt und festgehalten ist.

Aber es ist mir jetzt klar geworden, daß die Charakterisirung der 16 000 Mann als Garnisontruppen ja überhaupt nicht wörtlich gemeint sein kann; dadurch wird es ganz unmöglich, die ohnehin schon sehr gesuchte Auffassung der Kleruchen-Gemeinden als „Garnisonen" aufrecht zu erhalten. Ferner wäre es sehr unnatürlich, daß Perikles, auf die bloße theoretische Möglichkeit hin, alle felddienstfähigen Theten zu Hopliten zu machen, sie als solche aufgeführt, dagegen die Kleruchen, die wirklichen Hoplitendienst thaten, ausgelassen hätte.

Ich habe also, sozusagen, einen Austausch zwischen Kleruchen und Theten vorgenommen, und dadurch ist die Schlußsumme um 2000 Bürger höher geworden. Das rührt daher, daß ich damals konsequenter Weise aus der Zahl des Thucydides auch eine Anzahl Metöken-Garnison-Hopliten ausscheiden mußte, wofür ich 1500 ansetzte. Das ist jetzt nicht mehr nöthig, da dieser ganze Begriff gefallen ist. Die Zahl der waffenfähigen Bürger ist damit um 1500 und, mit 25% Zuschlag für Kriegsunfähige, die Gesammtzahl um 2000 erhöht.

Während ich von 34000 auf 36000 Bürger heraufgegangen bin, ist Beloch in seiner 1893 erschienenen Griechischen Geschichte Bd. I, 404 Amk. von 45000 auf 40000 athenische Bürger (30000 in Attika lebend, 10000 Kleruchen) heruntergegangen. Wir haben uns also so sehr genähert, daß unsere Differenz nur noch 4000 beträgt.

Meine Liste ist jetzt:

1 200	Reiter,
1 600	Bogner,
13 000	Hopliten, einschl. der Kleruchen,
13 000	athenische waffenfähige Bürger (einschl. Kleruchen) Nicht-Feld-Hopliten,
7 200	Kriegsunfähige,
Summa 36 000	athenische Bürger.

Auf die Gesammt-Bevölkerung Attikas im Jahre 431 ist hieraus noch kein Schluß zu machen, da wir keinen Anhalt für die Menge der Sklaven haben. Wir dürfen nur sagen, daß sie jedenfalls recht groß war.

Für den fast reinen Landwirthschaftsstaat Sparta hat Beloch mit Recht angenommen, daß er eine ziemlich stabile Bevölkerung gehabt habe; der Zuwachs wanderte aus. Für Athen gilt das nicht. Die Auswanderung, abgesehen von den Kleruchen, war gewiß sehr gering, während umgekehrt bei dem Aufblühen Athens die Metöken im Laufe des 5. Jahrhunderts sehr zu-

Digitized by Google

nahmen und im Jahre 490 erst in geringerer Zahl vorhanden waren. Wie stark der natürliche Zuwachs war, dafür haben wir leider gar keinen Anhalt. Es handelt sich um einen Zeitraum von 60 Jahren, in dem sich eine Bevölkerung unter günstigen Verhältnissen verdoppeln kann. Das dürfen wir für die Athener, die in der Zwischenzeit auch sehr große Kriegsverluste erlitten (z. B. auf dem Feldzug in Aegypten), nicht annehmen. Der Hauptzuwachs wird auf einwandernde Metöken und Sklaven zu rechnen sein. Immerhin wird auch die Bürgerschaft nicht stabil geblieben sein, so daß wir, wenn 431 28800 waffenfähige Bürger vorhanden waren, für das Jahr 490 etwa 18—26000 anzunehmen haben werden; dazu vielleicht 2000 Metöken.

Attika wird also im Jahre 490 etwa 100 000 freie Seelen und da die Sklaven-Bevölkerung damals noch mäßig gewesen sein wird, im Ganzen höchstens 120—140 000 Menschen oder 2500 bis 3000 auf die Quadrat-Meile (ca. 50 auf den Quadrat-Kilometer) gehabt haben.

Wie Viele von diesen thatsächlich in den Schlachten der Perserkriege die Waffen getragen haben, wissen wir noch nicht und müssen sehen, ob uns der Gang der Ereignisse selbst eine Handhabe für die Schätzung bietet.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Griechische Bewaffnung und Taktik.

Die Hauptmasse eines griechischen Heeres zur Zeit der Perserkriege bestand aus gepanzertem Fußvolk mit einer etwa zwei Meter[1]) langen Stoßlanze, den Hopliten. Die Schutzwaffen sind Helm, Harnisch,[2]) Beinschienen, Schild; ein kurzes Schwert ist Hilfswaffe.

Die Hopliten bilden einen festgeschlossenen taktischen Körper, die Phalanx. Die Phalanx ist eine ununterbrochene, mehrgliedrige Linear-Aufstellung.[3]) Die Tiefe wechselt; sehr oft hören wir von 8 Mann Tiefe, was wie eine Art Normalstellung angesehen worden zu sein scheint;. wir hören aber auch von 12, ja von 25 Mann Tiefe.[4])

---

[1]) Ad. Bauer § 40 sagt drei Meter. Vgl. darüber unten die Untersuchung über die Sarissen.

[2]) Droysen a. a. O. S. 24 führt einige Stellen an, wo der Harnisch nicht als Rüstungsstück der Spartaner genannt wird, und hält für möglich, daß sie im Unterschied von den anderen Griechen keinen getragen hätten. Das wäre ein Unterschied von der größten Tragweite. Die Ansicht ist jedoch sicher unrichtig. Droysen selbst führt eine Stelle aus Tyrtäus an, wo der Panzer ausdrücklich genannt wird, und wenn man aus der Stelle Xenoph. Anab. I, 2, 16 schließen wollte, daß die Söldner des Cyrus keine Panzer getragen, so müßte das für alle darunter vertretenen Griechen gelten.

[3]) H. Droysen, Heerwesen und Kriegführung der Griechen S. 171 Anmerk. empfiehlt, das Wort „Phalanx" nur von dem mit der Sarisse bewaffneten Fußvolk zu gebrauchen, dessen eigenthümliche Gefechtsstellung in der πυκνότης κατ' ἐπιστάτην καὶ παραστάτην bestand. Ich glaube jedoch an dem ziemlich eingebürgerten Sprachgebrauch, den ich mit der oben gegebenen Definition am besten zu fixiren glaube, festhalten zu sollen. Aus dem Fortgang unserer Untersuchung wird sich die Begründung dafür ergeben. Droysen selber weist nach, daß der griechische Sprachgebrauch sehr unbestimmt ist und gewechselt hat.

[4]) Die Erzählung des Isokrates (Archidamus 99), daß die Spartaner bei Dipäa in einem Gliede die Arkadier besiegt hätten, die Duncker, VIII, 134 angenommen hat, haben Droysen p. 45 und Ad. Bauer p. 243 (zweite Auflage S. 305) mit Recht als rhetorische Uebertreibung verworfen. Auch die zwei Glieder bei Polyän 2, 1, 24 weist Droysen mit demselben Recht zurück.

Digitized by Google

Zum eigentlichen Fechten können in einer solchen Phalanx höchstens zwei Glieder kommen, indem das zweite Glied im Augenblick des Zusammenstoßes auf die Lücken des ersten tritt. Die weiteren Glieder dienen dazu, die Fallenden und Verwundeten sofort zu ersetzen, vor Allem aber einen physischen und moralischen Druck auszuüben. Die tiefere Phalanx wird die flachere niederkämpfen, auch wenn auf beiden nur thatsächlich genau dieselbe Zahl der Kämpfer zum Gebrauch der Waffen gelangt.

Wäre nicht der Vortheil dieses Druckes, so wäre es viel besser, die Linie zu verlängern, dadurch den Feind zu überflügeln und im Moment des Zusammenstoßes auf beiden Flanken zu umklammern, Aber bei gleichen Kräften kann eine solche Umklammerung nur stattfinden auf Kosten der Tiefe der Aufstellung, und obgleich nur wenige Minuten zu vergehen brauchen vom Zusammenprall der Linien an, bis die Umklammerung sich vollzogen hat, so würde doch in dieser Zeit vermuthlich schon die tiefere feindliche Phalanx das flache Zentrum überrannt und damit die ganze Aufstellung gesprengt haben.

Es stehen sich also bei der Phalanx zwei Prinzipien mit polarischer Wirksamkeit gegenüber: die Tiefe, die Wucht giebt, und die Länge, die Umfassung ermöglicht. Sache des Feldherrn ist es, nach der Lage der Umstände, der Größe der Heere, der Qualität der beiderseitigen Truppen, der Gestaltung des Geländes die Tiefe und Länge der Phalanx zu bestimmen. Ein sehr großes Heer wird mehr nach der Tiefe als nach der Länge verstärkt, weil es überaus schwer ist, eine lange Linie einigermaßen gerichtet und geordnet vorwärts zu bewegen, eine tiefe Kolonne hingegen nicht so leicht aus der Ordnung zu bringen ist.

Da die hinteren Glieder der Phalanx fast niemals zum Gebrauch der Waffen gelangen, so könnte es überflüssig erscheinen, etwa über das vierte Glied hinaus alle Krieger mit der vollen Schutzrüstung zu versehen. Doch ist bei den Griechen nicht überliefert, daß jemals ein solcher Unterschied gemacht worden sei. Ein Ungepanzerter ist nicht im Stande, gegen einen Gepanzerten wirklich zu fechten. Die Aufstellung von einigen Reihen Ungepanzerter hinter den Gepanzerten würde also nicht viel mehr als eine Art Demonstration gewesen sein. Das Bewußtsein, von diesen Hintermännern doch keine wahre

Digitized by Google

Unterstützung empfangen zu können, würde den Druck, das Vorwärtsschieben der vorderen Glieder, worin ja der Werth der hinteren Glieder besteht, sehr stark abgeschwächt haben. Kam es wirklich an irgend einer Stelle dazu, etwa durch zufälliges Zerreißen der Phalanx, daß der gewappnete Feind in die ungewappneten hinteren Glieder gelangte, so hätten diese sofort zurückweichen müssen, und die Flucht an der einen Stelle riß leicht das ganze Heer mit sich fort.

Am allerwenigsten wäre es deshalb angegangen, etwa unzuverlässige Leute, Sklaven, in die hinteren Glieder der Phalanx zu stellen. Sie nützten dort nichts, konnten aber durch vorzeitige, wohl gar böswillige Flucht leicht auch bei den Hopliten eine Panik hervorrufen.

Diese Darlegung hebt natürlich den umgekehrten Satz, daß, wenn man weniger gut bewaffnete Leute hat, diese in die hinteren Reihen gestellt werden, nicht auf. Solche leicht oder nur stückweise Bewaffneten können sich auch dadurch nützlich machen, daß sie den eigenen Verwundeten helfen, feindliche Verwundete, über die das Gefecht hinweggeht, vollends tödten oder gefangen nehmen. Das sind aber nur sekundäre Dienste, und die Phalanx als solche postulirt möglichst vollgerüstete Krieger durch alle Glieder hindurch.

Von höchster Bedeutung ist es bei solcher Fechtweise, was für Leute im ersten Gliede stehen. Immer wieder preist Tyrtäus in seinen Kriegsliedern die Männer des Vordergefechts „ἐν προμάχοισι“. Die späteren Theoretiker empfehlen den Feldherren, in das erste und letzte Glied die zuverlässigsten Leute zu stellen, um die ganze Phalanx zusammenzuhalten. Ein angeklagter athenischer Bürger führte vor Gericht für sich an, daß er sich freiwillig in einer gefährlichen Schlacht habe ins erste Glied stellen lassen.[1])

Wenn in Lacedämon die Spartiaten und Periöken gleichmäßig als Hopliten ins Feld ziehen, die Spartiaten aber als Berufskrieger für viel mehr gelten als die Periöken, die für gewöhnlich ihrem wirthschaftlichen Beruf nachgehen, so erklärt sich das wohl

---

[1]) Lysias 16, 15. Der Redner, Mantitheus, rühmt sich „εἰς Κόρινθον ἐξόδου γενομένης καὶ πάντων προειδότων ὅτι δεήσει κινδυνεύειν, ἑτέρων ἀναδυομένων ἐγὼ διεπραξάμην ὥστε τῆς πρώτης τεταγμένος μάχεσθαι τοῖς πολεμίοις· καὶ μάλιστα τῆς ἡμετέρας φυλῆς δυστυχησάσης καὶ πλείστων ἐνδανόντων ὕστερον ἀνεχώρησα τοῦ σεμνοῦ Στειριέως τοῦ πᾶσιν ἀνθρώποις δειλίαν ὠνειδικότος“. Ich verdanke dies schöne Citat dem Buche „Das Kriegswesen des Alterthums“ von Hugo Liers S. 46.

Digitized by Google

am besten so, obgleich es nicht ausdrücklich überliefert ist, daß die Spartiaten vorwiegend die ersten Glieder der Phalanx bildeten.[1])

Fernwaffen sind mit einer Hopliten-Phalanx nur in sehr geringem Maße zu verbinden. Der Bogen war bei den Griechen eine altangesehene Waffe; der Nationalheros Herakles war Bogenschütze. Bei den Athenern wird in dem Feldzuge von Platää ein besonderes Bogner-Korps erwähnt. Aber seit die Spießkämpfer eine Phalanx bildeten, war der Bogen in den Hintergrund gedrängt worden, weil die beiden Waffengattungen sich, wenn auch nicht grade einander ausschließen, doch sehr schlecht miteinander kombiniren lassen. Die Bogner, Schleuderer, Speerwerfer können vor, neben und hinter der Phalanx gedacht werden. Wenn sie vor der Front ausschwärmen, müssen sie vor dem Zusammenstoß der beiden Phalangen verschwunden sein, also sich um die Flügel herumgezogen haben. Wollten sie sich durch die Phalanx selbst durchdrängen, so würde die Unordnung und der Aufenthalt, der dadurch entsteht, viel mehr Schaden anrichten, als die Verluste, die sie etwa dem Feinde beigebracht haben, nützen. Um sicher um die beiden Flügel herumzukommen, müßten die Schützen schon den Rückzug antreten, wenn die Phalangen noch viele hundert Schritt voneinander entfernt sind. Hat der Feind gar keine Schützen und man schickt ihm Schützen entgegen, die ihn auf dem Anmarsch fortwährend beschießen, so könnte ihm das allerdings wesentlichen Abbruch thun. Haben aber beide Theile Schützen, so werden sich wesentlich nur diese untereinander beschießen und das entscheidende Phalangen-Gefecht davon gar nicht beeinflußt werden. Von den beiden Flügeln der Hopliten-Phalanx aus könnten, schräg schießend auf den anrückenden Feind, eine Anzahl Schützen Einfluß auf den Gang der Schlacht gewinnen. Aber wir finden von solchem Thun keine erkennbaren Spuren, auch nicht in den späteren Griechen-Schlachten.

Stellt man endlich Schützen hinter die Phalanx, so können sie von dort aus kurz vor dem Zusammenprall ihr Geschoß entsenden; viel Wirkung aber kann es, ohne eigentliches Zielen, in hohem Bogen geschleudert nicht haben, besonders wenn, wie es die Regel

[1]) Ueber die Vereinigung der Spartiaten und Periöken in derselben militärischen Organisation Bauer § 18, 19 und 23.

Digitized by Google

ist, die eigene Phalanx im Sturmschritt dem Feind entgegengeht. Wir finden daher eine derartige Schützen-Verwendung wohl öfter theoretisch empfohlen,[1]) praktisch aber ist sie nur selten in Anwendung gekommen, z. B. in dem Gefecht, das Thrasybul den 30 Tyrannen in den Straßen des Piräus lieferte. (Xen. Hell. II, 4.) Hier standen aber die Krieger Thrasybuls nur 10 Mann tief auf einer Höhe und erwarteten den Feind, der 50 Mann tief die Straße heraufkam; die von oben auf die dichte Masse geschleuderten Geschosse konnten also unter diesen besonderen Umständen sehr gute Dienste thun.

In der Regel aber sind die Schützen nur Hülfswaffe. Die eigentliche Schlachttruppe der Griechen in den Perserkriegen besteht bloß aus Hopliten.

Trotzdem rechnet Herodot auf jeden Hopliten einen Ungewappneten (ψιλός) in den Perserkriegen und zählt diese Ungewappneten bei seiner Berechnung der Heeresstärke mit. Die späteren griechischen Historiker erwähnen auch wohl öfter große Massen von Ungewappneten, rechnen sie aber nicht eigentlich als Krieger, und wie wir gesehen haben, mit Recht, da sie für die Schlacht so gut wie nicht in Betracht kamen. Wir haben hier eine Schwierigkeit, die uns noch öfter, namentlich bei den Ritterheeren des Mittelalters, begegnen wird. Die scharfe Scheidung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten, die uns heute als selbstverständlich erscheint, ist nicht so strikte durchführbar. Der griechische Hoplit hatte sehr schwer an seiner Rüstung zu tragen und sorgte für die kurze Zeit, die die Feldzüge zu dauern pflegten, selbst für seinen Unterhalt. Die meisten waren Männer von Besitz, nicht mehr in den jüngsten Jahren. Sie konnten daher einen Gehülfen, als Träger, Fouragirer, Koch, im Verwundungsfalle Pfleger, kaum entbehren. Jeder Hoplit mußte einen zweiten Mann, sei es einen Sohn, Bruder, Nachbarn oder auch nur einen zuverlässigen Sklaven bei sich haben. Dieser Gefährte ist nicht völlig unbewaffnet; er hat wenigstens einen Dolch im Gürtel oder ein Handbeil und vielleicht auch noch einen leichten Spieß. Gilt es, das feindliche Land zu verwüsten, da der Feind sich nicht zur Schlacht stellt, so können das die Ungewappneten

[1]) Xenophon, Cyropädie VI, 3, 25. Weiteres darüber unten Buch II, Kap. 5.

Digitized by Google

besser als die schwerfälligen Hopliten. In der Schlacht mag ein Theil auf den Flanken der Phalanx vorgehen, um den Feind durch Schleudern von Steinen und Wurfspießen beim Vorgehen zu belästigen; ein anderer Theil mag der Phalanx folgen, um die hingestürzten Verwundeten sofort aufzunehmen und zu versorgen, feindliche, die in ihre Hände fallen, gefangen zu nehmen oder zu tödten. Diese Ungewappneten sind also nicht bloße Troßknechte, sie haben auch gewisse kriegerische Funktionen, aber es giebt doch ein falsches Bild, wenn man sie mit den Hopliten einfach zusammenzählt, um die Heeresstärke zu bestimmen. Das Richtige ist vielmehr, wie die Griechen es meist selber gethan haben, nur die Hopliten und etwaige Reiter und Schützen, die als solche besonders genannt werden, zu zählen; dabei aber im Auge zu behalten, daß annähernd dieselbe Zahl Troßknechte vorhanden waren, die auch gewisse sekundäre kriegerische Funktionen erfüllten.

Kavallerie haben die Griechen gegen die Perser nicht verwandt.

Die Schwäche einer Hopliten-Phalanx liegt in den Flanken. Gelingt es dem Gegner, eine Phalanx in einer Flanke zu packen, während die Front beschäftigt ist, so ist sie verloren. Die wenigen Krieger der äußersten Rotten können einen Angriff kaum aufhalten, und während sie stehen bleiben müssen und die Wendung gegen den Feind machen, zwingen sie entweder die ganze Phalanx ebenfalls zu halten, so daß die ganzen hinteren Glieder ihre eigentliche Aufgabe, vorwärts zu drücken, nicht mehr erfüllen können, oder die Phalanx reißt auseinander und wird von der Flanke aus aufgerollt.

Sehr anschaulich ist das geschildert[1]) in einem Gefecht bei Korkyra im Jahre 373. Die Spartaner belagern die Stadt und treiben einen Ausfall zurück. Da fallen ihnen aus den Thoren andere Korkyräer in die Flanken, „acht Mann tief aufgestellt," erzählt Xenophon weiter, „glaubten die Lacedämonier die Flanke (τὸ ἄκρον, also wörtlich die „Spitze") zu schwach und versuchten umzuschwenken" (ἀναστρέφειν ἐπειρῶντο). Die letzten Rotten also suchten noch rückwärts einen Haken und eine neue Front zu bilden. Die Feinde sahen das für den Beginn der Flucht an, setzten

[1]) Xenophon, Hellenika VI, 2, 21.

Digitized by Google

ihnen um so kräftiger zu, die Schwenkung konnte nicht ausgeführt werden, und eine Rotte nach der anderen ergriff die Flucht.

Ganz besonders gefährlich ist der Phalanx die Kavallerie, indem sie, wenn auch noch so schwach, deren Flanke angreift. Dann ist die Kraft der Phalanx sofort gebrochen, da sie sich nicht mehr vorwärts bewegen kann, ohne in Unordnung zu gerathen.

Den Ursprung der Phalanx-Aufstellung als taktischen Körpers, mit anderen Worten, wie sich das Fechten im taktischen Körper aus dem vervielfachten Einzel-Gefecht entwickelte, haben wir aus dem Rahmen dieses Buches ausgeschlossen und den Beginn unserer Darstellung da gesetzt, wo bei den griechischen Staaten der taktische Körper der Hopliten-Phalanx unzweifelhaft existirt und eine hohe Wirksamkeit zeigt. Einige Andeutungen über das Voraufgehende möchte ich mir jedoch nicht versagen.

Manches deutet darauf hin, daß die Dorier, die sich einen Theil der peloponnesischen Landschaften unterwarfen, zuerst den Werth des festen Zusammenhaltens der Krieger nicht bloß erkannt, sondern auch zu praktischer und wirksamer Ausübung gebracht haben. In der legendarischen Ueberlieferung über die messenischen Kriege, wie sie uns bei Pausanias erhalten ist, heißt es, (IV, 8, 11) die Lacedämonier hätten nicht verfolgt, weil es ihnen wichtiger sei, ihre Ordnung zu bewahren, als noch einen oder den andern Fliehenden zu tödten[1]) („ἦν δὲ αὐτοῖς καὶ ἄλλως πάτριον σχολαιοτέρας τὰς διώξεις ποιεῖσθαι, μὴ διαλῦσαι τὴν τάξιν πλείονα ἔχοντες πρόνοιαν ἢ τινα ἀποκτεῖναι φεύγοντα“.) Fast gleichlautend ist (Arneth, Maria Theresia V, 171) eine Aufzeichnung des Kaisers Franz I. für seinen Bruder Karl von Lothringen aus dem Jahre 1757 über die Kriegsweise der Preußen. „Sie verstünden aus einem erfochtenen Sieg nur selten bedeutsame Vortheile zu ziehen. Die Ursache sei, daß sie nichts so sehr fürchteten, als ihre Reihen in Unordnung zu bringen, weshalb sie rasches Nachdrängen meistens vermieden.“

Die älteste Erinnerung an den Ursprung der Phalanx scheint eine Legende aufzubewahren, die wir bei Polyän (I, 10) finden. Als die Herakliden gegen Sparta kriegten, wurden sie von ihren Gegnern beim Opfern überfallen. Sie ließen sich jedoch nicht er-

[1]) Daß gerade die Lacedämonier nicht weit zu verfolgen pflegten, berichtet auch Thucydides V, 73.

Digitized by Google

schrecken, sondern befahlen ihren Pfeifern voranzuschreiten. Die Pfeifer bliesen und gingen voran, die Hopliten aber, nach der Melodie und dem Rhythmus einherschreitend, bildeten und bewahrten unzerreißbar die Schlachtreihen und siegten (οἱ δὲ ὁπλῖται πρὸς τὸ μέλος καὶ τὸν ῥυθμὸν ἐμβαίνοντες ἄρρηκτοι τὴν τάξιν ἐγένοντο καὶ τοὺς πολεμίους ἐνίκησαν). Diese Erfahrung lehrte die Lacedämonier, die Pfeifer immer als Führer in der Schlacht zu haben, und der Gott verhieß ihnen, sie würden immer siegen, so lange sie mit Pfeifern und nicht gegen Pfeifer kämpften. — Der Pfeifer ist in diesem Zusammenhang nichts Anderes, als die taktische Ordnung; ein Haufe von einzeln kämpfenden Helden marschiert nicht nach dem Takt und würde durch das unregelmäßige Geräusch seines Vorgehens sogar die Pfeifer übertönen.

1. Auch Plutarch, Lycurg c. 22 und Thucydides (V, 70) erzählen, daß die Lacedämonier langsam und nach dem Takt und nach der Weise zahlreicher Pfeifer in die Schlacht zögen.

Mit Unrecht ist jedoch hieraus geschlossen worden (Liers S. 177) daß die Spartaner bis zum thatsächlichen Zusammenstoß in diesem Schritt geblieben seien und keinen Anlauf gemacht hätten wie die Athener. Anmarsch mit Musik und im Tritt verträgt sich durchaus damit, daß die eigentliche Attacke zuletzt mit Marsch Marsch gemacht wird, wie die Natur, man kann sagen, die Psychologie der Sache das verlangt.

Auch Polybius IV, 20, 6 berichtet, daß die alten Kreter und Lacedämonier im Kriege statt der Trompete „αὐλὸν καὶ ῥυθμόν", also ein taktmäßiges Pfeifen- oder Flöten-Spiel eingeführt hätten.

2. Sieht man näher zu, so findet man in den Fragmenten der Tyrtäus-Lieder, wie schon Ad. Bauer (a. a. O. p. 242, zw. Aufl. 304) richtig bemerkt hat, Spuren, daß dem Sänger geschlossene Reihen vorschweben, namentlich 10, 15 Bergk „μάχεσθε παρ' ἀλλήλοισι μένοντες." Andere Stellen deuten freilich mehr auf Einzelkampf, wie in der Ilias, z. B. die Anrede an die Gymneten am Schluß von Nr. 11, aber die Existenz taktischer Körper schließt ja Einzelkämpfe und häufige Einzelkämpfe nicht aus.

3. Im Bürgereid der Athener war besonders ausgesprochen: „οὐδ' ἐγκαταλείψω τὸν παραστάτην ᾧ ἂν στοιχῶ".

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die griechischen Heereszahlen. Abschluß.

Die Feststellung der taktischen Natur der griechischen Heere giebt uns neue Anhaltspunkte für die Abschätzung ihrer Größe. Eine Panoplie ist eine überaus kostbare Ausrüstung; nicht entfernt jeder waffenfähige Bürger ist im Stande, sich eine zu halten. Jeder Hoplit hat überdies einen Ungewappneten bei sich. Die Phalanx war also sehr viel kleiner als die Zahl der Bürger.

In Athen gab es von Alters her vier Schätzungsklassen, von denen die beiden oberen zu Pferde, die dritte, die Zeugiten (Anspänner), die ein Einkommen zwischen 200 und 300 Scheffel (Metreten) Getreide, Wein oder Oel hatten, als Hopliten dienten. Ehe Athen eine Flotte besaß, wäre also der sehr bedeutende untere Theil der Bürgerschaft, die Theten, von der Verpflichtung zum Kriegsdienst ganz frei gewesen. Man wird jedoch mit Sicherheit annehmen dürfen, daß der Ungewappnete, der den Hopliten begleitete, damals meist auch ein Bürger war; die meisten Zeugiten werden keine Sklaven besessen haben. Als die Athener sich dann die Flotte anschafften und zugleich der Reichthum an Sklaven stieg, dienten die Theten zu Schiff, und die Hopliten ließen sich von einem zuverlässigen Sklaven begleiten.

Ich schätze, daß Athen zur Zeit der Perserkriege etwa 5000, Sparta ebensoviel (2000 Spartiaten, 3000 Periöken), Korinth und Theben 1500—2000 Hopliten ins Feld stellen konnten. Das sind erheblich geringere Zahlen, als man sie früher angenommen hat, aber eine sorgfältige Prüfung der Ueberlieferung mit Erwägung aller obwaltenden Umstände und Verhältnisse berechtigt uns zu der

Digitized by Google

Annahme, daß jene Zahlen von der Wirklichkeit nicht wesentlich entfernt sein können.

1. Bei den Zahlen, die wir im 1. Kapitel berechnet haben, scheint es auffällig, daß der Seedienst so sehr viel mehr Menschen gebraucht und aufbringt, als der Landdienst. Heute ist es umgekehrt. Die Athener haben einmal eine Flotte von 170 Schiffen in Dienst gehabt, die eine normale Besatzung von 34000 Mann erforderten. Ihr größtes Landaufgebot (im Jahre 431) zählte nur 16000 Hopliten, ja sicherlich noch erheblich weniger, da Thucydides die Zahl der Aufgebotsliste giebt, ohne einen Abzug für Ausfälle oder auch nur für die entfernten Kleruchen zu machen. Wir haben aber nunmehr gefunden, daß ein Aufgebot von 16000 Hopliten thatsächlich eine Bewegung von etwa 32000 Männern bedeutet. Beide Aufgebote waren also doch annähernd gleich stark.

Von den 28800 dienstfähigen atheniſchen Bürgern im Jahre 431 dienten 1200 als Reiter, 1600 als Bogner, 13000 als Feldhopliten, 13000 blieben übrig, darunter zwei Jahrgänge Rekruten.

Beim Ausbruch des Peloponneſiſchen Krieges bildete also über die Hälfte der erwachsenen waffenfähigen Bürger das Feldheer. Damals war Athen auf der Höhe der Macht und des Wohlstandes. Es ist nicht anzunehmen, daß zur Zeit der Schlacht bei Marathon die Wehrkraft schon so ausgebildet war. Eine Panoplie war ein so kostbarer Gegenstand, daß auch im Jahre 431 nicht etwa die Hälfte der Bürgerschaft sich aus eigenen Mitteln eine solche Rüstung beschaffte, sondern diese war, wie wir noch sehen werden, einem Theil der Hopliten vom Staate geliefert. Daß solches schon in den Perserkriegen geschehen, ist nicht wahrscheinlich. Wir dürfen also annehmen, daß damals nur diejenigen Bürger als Hopliten dienten, die im Stande waren, sich selbst eine Panoplie anzuschaffen. Hierfür haben wir einen Anhalt in der Klassen-Eintheilung der Athener, die Fünfhundertscheffler, die Reiter, die Anspänner (Zeugiten) und die Tagelöhner (Theten). Die Namen deuten an, daß, als diese Klassen geschaffen wurden, die Bewohner Attikas noch wesentlich vom Landbau lebten; im fünften Jahrhundert müssen wir jedoch annehmen, daß es einfach vier Schätzungsklassen waren, in die auch die städtische Bevölkerung nach dem Vermögen eingetheilt war. Politische Bedeutung hatten die Klassen nicht mehr — wenn anders sie sie je gehabt haben — für eine Steuerzahlung sind sie kaum brauchbar, aber in der Kriegsverfassung werden sie ihre Bedeutung gehabt haben. Für die oberste Klasse als solche wird eine bestimmte Verpflichtung in den Quellen nicht genannt, aber es gab gewisse Leistungen, namentlich die Ausrüstung von Trieren (den Rumpf stellte der Staat), die den Reichsten direkt anbefohlen wurden. Da Jemand, der nicht den Census der höchsten Klasse erreichte, solche „Liturgien" gewiß nicht übernehmen konnte, so werden wir diese als das besondere Charakteristikum dieser Klasse ansehen dürfen. Außer den Liturgien hatten die zur ersten Klasse Geschätzten zusammen mit

Digitized by Google

denen der zweiten die Verpflichtung, zu Pferde zu dienen. Die Zeugiten haben die Verpflichtung, sich eine Hoplitenrüstung zu halten und mit ihr zu dienen. Meine Annahme, daß in der älteren Zeit die Theten als Ungewappnete mit ins Feld gingen, beruht darauf, daß ja Athen schon, ehe es eine Flotte besaß, eine Demokratie war, und allgemeines Stimmrecht ohne allgemeine Wehrpflicht nicht denkbar ist. Dem Hopliten, der nicht selbst seinen Begleiter, sei es einen Sohn, Bruder, Nachbarn, Sklaven mitbrachte, wird sein Gemeindebezirk einen Bürger als Begleiter gestellt haben. Die Einschätzung in die Zeugiten-Klasse werden wir so zu verstehen haben, daß die Familie einen gerüsteten Mann zu stellen hatte. Es ist unmöglich, daß, wenn in einem Bauernhause mehrere erwachsene Söhne waren, der Vater verpflichtet war, für Jeden eine Panoplie anzuschaffen. Stellung eines gerüsteten Mannes bedeutete Stellung nicht von einem, sondern von zwei Männern.

Ist diese Auffassung richtig, so kann ein athenisches Hoplitenheer im Jahre 490 nicht wie im Jahre 431 die Hälfte, sondern kaum ein Drittel, wahrscheinlich nur ein Viertel oder Fünftel der waffenfähigen athenischen Bürgerschaft umfaßt haben. Eingeschlossen die Metöken haben also die Athener bei Marathon allerhöchstens 8000, wahrscheinlich aber nur etwa 5000 Hopliten gehabt, die von ebensoviel Ungewappneten begleitet waren.

Unsicher ist, wie weit die Dienstpflicht der Metöken ging. Für unsere Zwecke macht das nichts aus, da sie im Nothfall und zur Landesvertheidigung jedenfalls herangezogen wurden und unsere Berechnung ja nur auf die mögliche Maximal-Leistung geht.

Schenkl, De Metoecis Atticis, Wiener St. I, S. 196 (1879) verwirft ausdrücklich die Ansicht Hermanns, daß Bürger und Metöken dieselbe Kriegsdienst-Verpflichtung gehabt hätten. Auch Thumser, Wiener Studien VII, 62 (1885) will, daß die Metöken-Hopliten vor Demosthenes' Zeit, außerordentliche Fälle ausgenommen, nur zum Schutz des attischen Landes verwendet wurden. Ebenso Busolt III, 53.

2. Die Bevölkerung von Lakonien und Messenien ist von Beloch auf 230 000 Seelen berechnet worden, davon

9 000 Spartiaten,
45 000 Periöken,
176 000 Heloten.

Ich möchte die Seelenzahl etwas höher ansetzen, da ich die Verhältnißzahl der erwachsenen Männer etwas geringer annehme als Beloch. Im Uebrigen stimme ich jedoch seiner Berechnung völlig zu und kann für die Einzelheiten auf ihn verweisen. Sparta war danach im Stande, ein Hoplitenheer von etwa 2000 Spartiaten und 3000 Periöken ins Feld zu schicken;[1]) die Ungewappneten dazu stellten die Heloten.

[1]) Ad. Bauer macht keine Gesammtberechnung auf, giebt jedoch, obschon auch er die Zahlen Herodots für zu hoch hält, den Spartiaten allein bei Mantinea im

Digitized by Google

Hierdurch kommt eine quellenmäßig überlieferte Zahl zu Ehren, die bisher immer sehr beiläufig behandelt worden ist. Die Spartaner schickten den Athenern, nach Herodot VI, 120, im Jahre 490 2000 Mann zu Hilfe. Das wäre doch ganz auffallend wenig gewesen, wenn sie wirklich, außer der Schiffsbesatzung, bei Platää noch 5000 Spartiaten und 5000 Periöken als Hopliten gehabt hätten. Jetzt erkennen wir, daß es thatsächlich das ganze spartiatische Aufgebot gewesen ist, das den Athenern zu Hülfe kam, daß also die Spartaner den Krieg sehr ernst genommen haben. Freilich, da Herodots Zahlenangaben an sich keine Glaubwürdigkeit haben, so mag hier ein Zufall obwalten; möglich ist aber auch, daß gerade diese Zahl, die den Athenern amtlich gemeldet sein wird, sich in der Tradition erhalten hat, während die Zahl der Athener und der Platäer, die πανδημει auszogen, in der Tradition keine Stätte fand und nachher, vielleicht auf eine Frage Herodots, von irgend einem Unkundigen so verkehrt abgeschätzt wurde, daß auf den Flecken Platää eine relativ viel höhere Leistung kommt als auf Athen selber.

3. Das Ergebniß für Sparta stützt sich gegenseitig mit unserer Berechnung für Athen. Sparta galt damals bei den Griechen für den zweifellos waffenmächtigsten Staat.[1]) Die Spartiaten waren Krieger von Beruf und daher qualitativ den Bürgeraufgeboten der anderen Landschaften sicherlich überlegen. Wäre Athen aber zur Zeit der Perserkriege bereits im Stande gewesen, 10 000 Hopliten, gerade das Doppelte des spartanischen Heeres ins Feld zu schicken, so hätte Sparta nicht einen so unzweifelhaften Vorrang in Anspruch nehmen können. Die Annahme, daß die Zahlen etwa gleich waren und die Ueberlegenheit der Spartaner in der Vorzüglichkeit der herrschenden Kriegerkaste beruhte, hebt jede Schwierigkeit.

Wenn Athen und Sparta nicht mehr als 5000, höchstens 6000 Hopliten aufstellen konnten, so hatten Korinth oder Theben, die nur sehr kleine Landgebiete beherrschten, sicherlich nicht mehr als 1500, höchstens 2000.

Jahre 418 3584, im Ganzen rund 4800 Felddienstfähige (§ 23; 2. Aufl. S. 312). Ich vermag dem nicht beizustimmen. Allerdings sind die Angaben Thucydides' anfechtbar, namentlich die Pentakostys zu 128 Mann; wenn man sie aber annimmt, so scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß Thucydides die Gesammtstärke der Lacedämonier mittheilen will und nicht bloß die der Spartiaten. Weder deutet er die Beschränkung irgendwie an, noch ist ein Grund denkbar, weshalb die Ephoren in einer solchen Gefahr alle Periöken, außer den Skiriten zu Hause gelassen haben sollten.

[1]) Thuc. I, 18 „οἱ Λακεδαιμόνιοι τῶν ξυμπολεμησάντων Ἑλλήνων ἠτήσαντο δυνάμει προὔχοντες".

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Das persische Heer.

Das persische Heer hatte einen dem griechischen ganz entgegengesetzten Charakter; es bestand aus Reitern und Bognern. Der einzige Zeitgenosse, dessen Bericht uns über die Perserkriege direkt vorliegt, Aeschylos in seinem Drama „Die Perser", singt und sagt immer wieder von dem Kampf des Spießes gegen den Bogen.[1])

Auch die persischen Reiter führten den Bogen.

Die Schwerter oder kurzen Spieße, die erwähnt werden, dienten nur als Nebenwaffen.

Da der Bogen die Hauptwaffe bildet, so sind die Schutzwaffen nur leicht, bei den Fußtruppen wohl nur ein Flechtschild, den der Schütze beim Schießen vor sich hinstellen konnte. „Mit Hosen und Hüten gehen sie in den Kampf", schilderte Aristogoras die persischen Krieger den Spartanern. An anderer Stelle[2]) werden Schuppenpanzer erwähnt, sind aber wohl nur von einem Theil der Reiter getragen worden.

---

[1]) v. 25 „τοξοδάμαντές τ' ἠδ' ἱπποβάται."
v. 82 „ἐπάγει δουρυλήτοις ἀνδράσι τοξόδαμνον Ἄρη."
v. 133 „πότερον τόξου ῥῦμα τὸ νικῶν
ἢ δορυκράνου λόγχης ἰσχὺς κεκράτηκεν;"
v. 226 „πότερα γὰρ τοξουλκὸς αἰχμὴ διὰ χερῶν αὐτοῖς πρέπει;
οὐδαμῶς· ἔγχη σταδαῖα καὶ φερασπίδες σάγαι."
v. 814 „τοξοδάμαντες."

Dasselbe sagt Herodot IX, 18 und 49. Auch ein Weihespruch des Simonides (Fragm. 143 Bergk) sagt:

Τόξα τάδε πτολέμοιο πεπαυμένα δακρυοέντος
νηῷ Ἀθηναίης κεῖται ὑπωρόφια
πολλάκι δὴ στονόεντα κατὰ κλόνον ἐν δαῒ φωτῶν
Περσῶν ἱππομάχων αἵματι λουσάμενα.

[2]) Herodot VII. 61 und IX, 22.

Digitized by Google

Es ist aber nicht bloß die verschiedene Bewaffnung, die Perser und Griechen unterscheidet. Die Kraft der Phalanx beruht neben der Tapferkeit und Ausrüstung des Einzelnen auf dem Zusammenhalt des Ganzen, des taktischen Körpers. Wir haben gesehen, daß sogar die bei Weitem größere Zahl der Krieger die Entscheidung nicht durch die Waffen giebt, sondern dadurch, daß sie in den hinteren Gliedern der Phalanx einen physischen und moralischen Druck ausübt. Einen solchen taktischen Körper bilden die Perser nicht; Schützen sind dazu wenig geeignet; sie streben naturgemäß auseinander, nicht zu einer Einheit. Nur eine besonders hochgetriebene Kunst kann dennoch eine innere Einheit aus ihnen bilden. Zunächst aber kommt Alles auf die Geschicklichkeit, den Eifer, den Muth des Einzelnen an.

In großen Massen sind Schützen gegen Hopliten nicht zu verwenden; werden sie sehr tief aufgestellt, so haben die hinteren Glieder keinen wirksamen Schuß mehr. Breiten sie sich aus, so können die Pfeile sehr bald den Feind nicht mehr erreichen.

Wir müssen uns daher die Perser als Qualitätskrieger in nicht sehr großer Zahl vorstellen, eine Art Ritterheer, — wobei freilich zu bemerken ist, daß damit nicht Ritter im Sinne der heute herrschenden Vorstellung gemeint sind, sondern Ritter im kriegsgeschichtlichen Sinne, welchen Begriff wir in Fortsetzung dieses Werkes noch näher zu bestimmen haben werden.

Treffend wird der Werth und der Unterschied der beiderseitigen Heere charakterisirt in der Unterredung, die die Griechen zwischen Xerxes und dem vertriebenen Spartanerkönig Demarat stattfinden lassen. Der Großkönig rühmt, daß in seiner Leibwache Männer seien, die es mit drei Hellenen zugleich aufnehmen würden. Demarat aber erwidert darauf, die einzelnen Spartaner seien so tapfer wie andere Männer, ihre eigentliche Kraft aber beruhe in dem Zusammenhalt und das Gesetz gebiete ihnen, in Reih und Glied verharrend zu siegen oder zu sterben. Begrifflich drücken wir das aus: die griechischen Hopliten bilden einen geschlossenen taktischen Körper, die persischen Krieger nicht.

Die Ueberlieferung der Griechen über die Perser enthält einen inneren Widerspruch. Einmal werden diese dargestellt als ungeheure, aber sehr unkriegerische Massen, die mit Peitschenhieben in

Digitized by Google

die Schlacht getrieben werden müſſen. Dann wieder erſcheinen ſie als höchſt tapfere und tüchtige Krieger.[1]) Wäre beides, ſowohl die Maſſe wie die kriegeriſche Tüchtigkeit richtig, ſo bliebe der immer wiederholte Sieg der Griechen unerklärlich. Eins von beiden kann nur richtig ſein, und da iſt es klar, daß die Ueberlegenheit der Perſer nicht in der Zahl, ſondern in der Qualität zu ſuchen iſt.

Den Sieg der Bürgerheere über das Berufsheer hat die griechiſche Legende, die uns allein vorliegt, umgebildet in den Sieg einer kleinen Minderheit über eine ungeheure Mehrheit. Das iſt eine volkspſychologiſche Verſchiebung, der man immer wieder begegnet. Die Kategorie der Qualität iſt für die Maſſe zu fein; ſie ſetzt ſie um in die Kategorie der Quantität. Das iſt Legende, aber nicht Lüge. Für Jeden, der Verſtändniß für den Unterſchied eines Berufs- und eines Bürgerheeres hat, iſt der Sieg der griechiſchen Bürger über die perſiſchen Ritter nicht minder ruhmvoll, als es der Sieg der Wenigen über die Vielen in der Tradition iſt. Für das kriegsgeſchichtliche Verſtändniß aber kommt Alles auf die Unterſcheidung von Legende und Geſchichte an dieſer Stelle an. Die Vorſtellung von dem perſiſchen Maſſenheer iſt vollſtändig auszumerzen. Nichts zwingt uns anzunehmen, daß die Perſer überhaupt die numeriſche Ueberlegenheit bei Marathon und Platää hatten; es iſt auch durchaus möglich, daß die Griechen die ſtärkeren waren.

Die Perſer waren Berufskrieger. Die Griechen, mit Ausnahme der Spartiaten, Bürgeraufgebote, die nicht einmal eine ſtarke kriegeriſche Tradition hatten. Das heroiſche Zeitalter lag ſchon weit zurück, und die letzten Generationen hatten zwar manche Nachbarfehde geſehen, aber doch die Maſſe des Volks zu friedlichen Beſchäftigungen, Bauern, Schiffern, Kaufleuten, Handwerkern erzogen.

Als ich in meinen „Perſer- und Burgunderkriegen“ dieſe Anſicht zum erſten Mal aufſtellte, iſt ſie von manchen Gelehrten ohne weitere Begründung mit einem einfachen „unmöglich“ abgewieſen worden, und es iſt ja nur natürlich, daß eine ſo eingewurzelte Vor-

[1]) „λήματι καὶ ῥώμῃ οὐκ ἔσσονες ἦσαν οἱ Πέρσαι ἄνοπλοι δὲ ἐόντες καὶ πρὸς ἀνεπιστήμονες ἦσαν καὶ οὐκ ὁμοῖοι τοῖσι ἐνσντίοισι σοφίην.“ Herodot IX, 62 über den Kampf bei Platää.

Digitized by Google

stellung, wie die von der Größe des Xerxes-Heeres nicht leicht aufgegeben wird. Weil ich das voraussah, verband ich die Studie über die Perserkriege mit der über die Burgunderkriege zwischen Karl dem Kühnen und den Schweizern. Hier haben wir genau denselben Vorgang. Das Heer von Bürgern und Bauern besiegte in wiederholten Schlachten das Heer der Berufskrieger (Ritter und Söldner), die populäre Erzählung aber setzte das um in einen Sieg der kleinen Minderheit über die große Mehrheit. Ueber Granson und Murten aber sind uns einige Armee-Listen für beide Seiten erhalten und so sind wir im Stande, urkundlich nachzuweisen, daß die angeblich vielen Hunderttausende Karls des Kühnen thatsächlich erheblich schwächer waren als die Schweizer. Mit einem „unmöglich" darf man also eine solche Verschiebung auf keinen Fall abthun. Es ist nicht einzusehen, weshalb Herodot und die Griechen glaubwürdiger sein sollen als die biderben schweizer Chronisten, denen man auch Jahrhunderte lang geglaubt hat. Wer meine Beweisführung anzweifelt, den bitte ich, immerhin kein endgültiges Urtheil zu sprechen, bis er die Probe an der Nachprüfung der Schweizer Tradition gemacht hat. Wir haben eine schweizerische Erzählung, Bullinger, die etwa so spät nach den Ereignissen niedergeschrieben ist, wie Herodot nach den Perserkriegen und deshalb ungedruckt geblieben war. Ich habe das betreffende Stück aus der Handschrift in meinen „Perser- und Burgunderkriegen" abgedruckt, damit man daran den Charakter und die Zuverlässigkeit einer derartigen Aufzeichnung studiren kann. Wie ich selber durch diese methodologische Vorarbeit erst zu voller Sicherheit in der Behandlung der griechischen Erzählungen gelangt bin, so rathe ich jedem Gelehrten, der weiter auf diesem Felde pflügen will, sich dieses Instrument anzueignen, ehe er dem felsdurchsetzten Boden seine Saat anvertraut.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Marathon.

Das persische Heer im Jahre 490 schlagen wir auf Grund der vorher dargelegten Verhältnisse auf etwa ebensoviel wie die Athener, etwas mehr oder etwas weniger, also auf 5000 bis 6000 Krieger, darunter 500 bis 800 Reiter an; daneben noch, ähnlich wie bei den Griechen, eine große Zahl Ungewappneter. Dieser Ansatz mag zunächst willkürlich erscheinen; man muß sich aber klarmachen, daß die Größe des einen Heeres immer auch auf die Größe des anderen einen gewissen Rückschluß zuläßt, sobald man von der Qualität der beiderseitigen Krieger eine Vorstellung hat, und der Gang der Ereignisse wird uns bald noch mehr an die Hand geben. Das persische Heer kam auf einer großen Flotte über das ägäische Meer, nahm und zerstörte zunächst das Städtchen Eretria auf Euböa und setzte dann nach Attika über. Die Athener hatten noch keine Flotte, die der persischen gewachsen gewesen wäre, sie konnten also dem Angriff nur zu Lande begegnen.

Die Aufgabe der persischen Feldherren Datis und Artaphernes war, zunächst an irgend einem Punkt der attischen Küste das Heer ans Land zu bringen und dann die Stadt Athen selber anzugreifen und zu erobern; zeigte sich ein attisches Heer in freiem Felde, so mußte dieses erst geschlagen und vertrieben werden.

Unter Führung des Hippias, des früheren Herrschers in Athen, der zwanzig Jahre vorher vertrieben worden war, wählten die Perser die Ebene von Marathon als Landungsstelle. Sie ist etwa vier Meilen von Athen entfernt und war unbewacht, da die Athener nicht wissen konnten, wo die Perser landen würden.

Digitized by Google

War das atheniſche Heer bereits verſammelt, ſo ſtand es jedenfalls in oder bei Athen. Auch wenn die Athener einen ſehr ſorgſamen Wachdienſt hatten und der Beginn der Ausſchiffung ſofort nach der Stadt ſignaliſirt wurde, ſo mußten doch wenigſtens ſechs bis acht Stunden vergehen, ehe das Heer bei Marathon angelangt, aufmarſchirt und zum Angriff bereit war. In dieſer Zeit konnte auch das perſiſche Heer ſchlachtbereit ſein. Ueberdies war die marathoniſche Ebene rings von Bergen umgeben und hatte nur wenig Zugänge, die die Perſer leicht mit den erſt ausgeſchifften Bognern beſetzen konnten, um dadurch den Eintritt der Athener in die Ebene noch weiter aufzuhalten.

In Athen ſoll man in Zweifel geweſen ſein, ob man dem Feinde draußen eine Schlacht liefern oder es auf die Belagerung ankommen laſſen ſolle. Die größere Anſicht, daß man die Schlacht wagen wolle, ſiegte. Man ſchickte nach Sparta und bat um ein Hülfskorps.

Der Oberbefehl wurde dem Miltiades anvertraut, einem Mann aus reichem patriziſchen Geſchlechte, der, wie die venetianiſchen Nobili im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als atheniſcher Bürger ein Fürſtenthum außerhalb im Barbarenlande, auf dem thraciſchen Cherſonnes inne gehabt und dort die Perſer kennen gelernt hatte. Er war ſogar Unterthan des perſiſchen Königs geweſen und hatte ſich vor ihm nach Athen flüchten müſſen.

Wir wiſſen, worin die Ueberlegenheit der Perſer beſtand. Kam es zur Schlacht auf freiem Felde, ſo war kein Zweifel, daß die perſiſchen Reiter, auf die Flügel geſtellt, die atheniſche Phalanx in beiden Flanken angriffen, während die Bogner ſie in der Front mit Pfeilen überſchütteten. Wegen des Flankenangriffs unfähig, eine geordnete Attacke gegen die Bogner zu machen, hätte die Phalanx, faſt ohne zum wirklichen Kampfe zu gelangen, der feindlichen Waffen-Kombination erliegen müſſen. Dieſe taktiſche Schwäche der einſeitigen atheniſchen Heeresmacht auszugleichen, war die Aufgabe der atheniſchen Führung. Studirt man das Gelände von Marathon und vergleicht damit die erhaltenen Nachrichten, ſo kann man mit Sicherheit erkennen, auf welche Weiſe es dem Miltiades gelungen iſt, dieſe Aufgabe zu erfüllen.

Cornelius Nepos, der aus Ephorus geſchöpft hat, erzählt uns

Digitized by Google

in seinem Leben des Miltiades, die Athener hätten sich am Fuße der Berge auf einem engen Platz aufgestellt, wo sie Bäume gefällt hätten, damit sie sowohl durch die Berge wie durch die Bäume vor einer Umgehung durch die feindliche Reiterei gedeckt würden.[1])

Diese Schilderung entspricht so sehr den Verhältnissen, daß wir etwas Aehnliches vermuthen müßten, selbst wenn es nicht positiv überliefert wäre. Auch die Stelle in der kleinen marathonischen Ebene, die der Angabe des Nepos-Ephorus am besten entspricht, kann ein kriegsgeschichtlich geübtes Auge ohne Schwierigkeit von einer Spezialkarte ablesen: es ist der Eingang eines kleinen Seitenthals, heut Vrana genannt. Dieses Thal ist 150 Meter vom Eingang etwa 1000 Meter breit, bietet mithin, durch den Verhack rechts und links noch mehr eingeengt, einen sehr passenden Raum für die Aufstellung einer Hoplitenphalanx von etwa 6000 Mann und deckt so gegen feindliche Kavallerie beide Flanken. Ein für Infanterie gangbarer Pfad führt von Athen über die Berge direkt in dieses Thal. Zu der Hauptstraße, der einzigen, die in die marathonische Ebene führt, bildet das Vrana-Thal eine Flanken-Stellung, so daß das feindliche Heer nicht gegen Athen marschiren konnte, ohne das athenische vorher aus dem Vrana-Thal vertrieben zu haben.

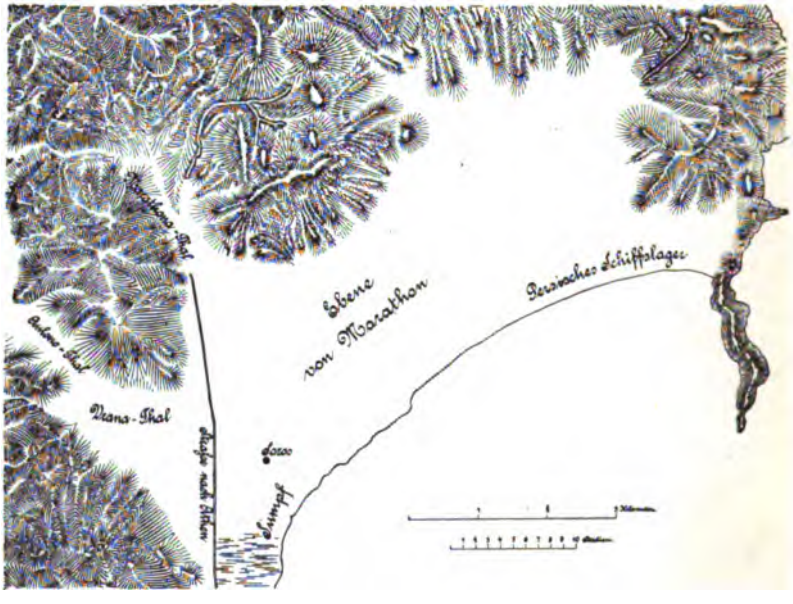
Herodot erzählt uns, daß die Athener sich mit einem Anlauf von acht Stadien (4800 Fuß = 1500 Meter) auf den Feind gestürzt hätten. Ein solcher Lauf ist eine physische Unmöglichkeit; ein schwer ausgerüsteter Heereshaufen kann allerhöchstens vier- bis fünfhundert Fuß (120—150 Meter) im Laufschritt zurücklegen, ohne die Kräfte völlig zu erschöpfen und in Unordnung zu gerathen. Einzelne Kunstläufer und Naturvölker sind allerdings im Stande sehr große Strecken selbst belastet im Lauf zurückzulegen, aber die Athener bei

---

[1]) Die Stelle lautet „sub montis radicibus acie regione instructa non apertissima proelium commiserunt, namque arbores multis locis erant rarae, hoc consilio, ut et montium altitudine tegerentur et arborum tractu equitatus hostium impediretur, ne multitudine clauderentur". Statt „arbores rarae hat A. Büchner (Corn. Nepotis vitae cum Augusti Buchneri commentario. Francof. a Lipsiae 1721) vorgeschlagen zu lesen „stratae", was in der That besser paßt, aber nicht mehr durchaus nothwendig ist, seit man statt "nova arte, vi summa" „non apertissima" liest.

Digitized by Google

Marathon waren kein Naturvolk mehr, sondern ein bürgerlich-bäuerlicher Landsturm. Nach dem preußischen Reglement darf mit Gepäck nicht länger als zwei Minuten = 330 bis 350 Meter gelaufen werden. Das athenische Heer bestand aber nicht einmal aus Truppen, die im Training stehen, nicht aus den Jünglingen, die in den Gymnasien turnten, sondern aus dem Massenaufgebot der Bürger, Bauern, Köhler, Fischer bis zu 45 oder 50 Jahren, und eine geschlossene Masse



läuft viel schwerer, als ein Einzelner. Wenn ein neuerer Historiker den Ausdruck gebraucht, die Athener seien „angeblich" 8 Stadien gelaufen, so ist das soviel, als wenn er einer Quelle nacherzählte, sie seien an einem Tage „angeblich" 60 Meilen marschirt. Wenn ein Anderer meint, die ungeheure Erregung der Schlacht mache ganz andere Anspannung der Nerven und Muskeln möglich als die alltägliche Uebung des Exerzierplatzes, so ist das richtig, macht aber immer noch nicht den Lauf einer Phalanx von einer Fünftel-Meile möglich. „Der fabelhafte Lauf sollte Niemand quälen: Artemis hat ihnen die Kraft zu den βοηδρόμια gegeben und erhält zum Danke das Ziegenopfer", erklärt uns ein Dritter und warnt davor, aus Unverstand und Mißgunst abzustreiten, daß das schlichte Vertrauen

Digitized by Google

auf Gott und die eigene Tüchtigkeit wider alle Voraussicht menschlicher Kleingläubigkeit den Sieg gegeben habe. Auch diese Weltanschauung hat ihr Recht; namentlich im Mittelalter, in den Heiligen-Leben und Kreuzzugs-Erzählungen ist die Welt und so auch der Krieg der Wunder voll, und man möchte auch die romantische Art, Geschichte zu erzählen, ungern entbehren. Aber wer die Geschichte der Kriegskunst kritisch erforschen will, der erflehe für sich selber den Beistand des heiligen Georg oder, wenn er will, auch der göttlichen Artemis und des Apollo, aus seiner Untersuchung aber muß er sie verbannen. Dieser Laufschritt ist der entscheidende Punkt für das historische Verständniß der Schlacht, auf der die griechische Freiheit und damit alle moderne Kultur beruht. Durch die „8 Stadien" muß nothwendig zunächst der Platz der Schlacht und damit auch der taktische Verlauf und die Ursache von Sieg und Niederlage bestimmt werden. Wir dürfen uns daher glücklich schätzen, hier einen Punkt zu haben, über den eine einfache sachliche Prüfung uns unabhängig von allen zweifelhaften Zeugnissen und unzuverlässigen Erzählern volle Gewißheit zu geben vermag. Die sachliche Prüfung aber ergiebt, daß weder eine griechische Phalanx noch eine andere geordnete Schlachtlinie jemals $1^1/_2$ Kilometer gelaufen ist, noch hat laufen können.[1]) Herodots Angabe beruht auf irgend

[1]) Selbst eine Phalanx von Berufskriegern, wie die Söldner des Cyrus, ist nicht im Stande, sich im Lauf geordnet eine längere Strecke vorwärts zu bewegen. „ἐβόων ἀλλήλοις μὴ θεῖν δρόμῳ, ἀλλ' ἐν τάξει ἕκεσθαι" erzählt uns Xenophon An. I, 8, 19.

Cäsar, bell. Gall. II, 18 f erzählt, wie die Nervier seine Soldaten überfallend 200 passus einen Hügel herunter, durch die drei Fuß tiefe Sambre hindurch und wieder einen Hügel hinaufgestürmt seien. Das ist eine sehr große Leistung, läßt sich aber für Marathon nicht verwerthen, da die Gallier jedenfalls nicht so schwer gewappnet waren wie die atheniſchen Hopliten, da der Lauf durch das Durchschreiten des Flusses unterbrochen wurde, die ganze Länge überhaupt nicht genannt ist und die Gallier, die Römer beim Schanzen überfallend, ihre eigene taktische Ordnung nicht zu wahren brauchten.

Bell. Gall. III, 19 überfallen die Gallier ein römisches Lager und machen 1000 passus = 8 Stadien „magno cursu". Sie kommen so erschöpft und athemlos an, daß sie es mit den Römern, die einen Ausfall machen, nicht aufzunehmen vermögen und sofort die Flucht ergreifen. Das Ereigniß ist aber insofern nicht maßgebend, als der Lauf bergan ging und die Gallier dabei noch Faschinen trugen. Man wird auch wohl zweifeln dürfen, ob die ganzen 1000 passus ein ununterbrochener, wirklicher Lauf waren, da es sich ja nicht um eine geordnete Phalanx handelt, in der Alle sich in demselben Tempo bewegen müssen, wenn keine Unordnung entstehen soll, sondern um einen regellosen Haufen, wo der, dem der Athem gar zu knapp wird, zwischendurch ein Stück langsam geht.

Digitized by Google

einem Mißverständniß, und dieses Mißverständniß bleibt uns nicht einmal ein Räthsel, sondern wird sehr bald erklärt sein.

Mitten in der marathonischen Ebene erhebt sich ein künstlicher Hügel, der „Soros", der durch neuerliche Nachgrabungen als das Grab der gefallenen Athener von Marathon sicher gestellt ist. Thucydides (II, 34) erzählt uns ausdrücklich, die Athener hätten sonst ihre gefallenen Krieger zu Hause beigesetzt, die Gefallenen von Marathon aber seien um der besonderen Ehre willen auf dem Schlachtfelde bestattet worden. Kein Zweifel, daß Herodot selber an oder auf diesem etwa 12 Meter hohen Grabhügel gestanden und von dort aus das Schlachtfeld besichtigt hat. Genau 8 Stadien von diesem Hügel öffnet sich in dem Kranz der Berge, die die marathonische Ebene einschließen, das Vrana-Thal.

Schwerlich ist es ein bloßer Zufall, daß wir hier gerade die acht Stadien, die auch in Herodots Erzählung vorkommen, im Gelände thatsächlich finden. Im Vrana-Thal haben die Athener gestanden, acht Stadien davor liegt der Hügel mit der Asche ihrer Todten, acht Stadien sollen sie nach Herodots Erzählung vorgestürmt sein: bis hierher also hat die Schlacht sich erstreckt. Die Athener haben nicht ihre Gefallenen zurückgetragen bis zu der Stelle, wo der erste Zusammenstoß stattfand, sondern vorwärts bis dahin, wo der Letzte der Gefallenen lag, bis wohin die Verfolgung gegangen, wo der Sieg vollendet war. Hier, mitten in der Ebene, von allen Seiten sichtbar, errichteten sie den hohen Grabhügel. Hier hat auch Herodot Umschau gehalten und sich erzählen lassen: bis hierher, acht Stadien von jenem Thal, stürmten die Athener vor, wie er verstand in der Attacke, wie es gemeint war, im Durchkämpfen der Schlacht und in der Verfolgung.

Herodot erzählt uns weiter, daß die Athener und Perser sich drei Tage gegenüber gestanden hätten, ehe es zur Schlacht kam. Die Athener, die ihm das mitgetheilt, hatten einen Grund dafür nicht anzugeben gewußt oder vielmehr, sie hatten ihn nur zu gut gewußt: Miltiades führte nicht den wirklichen Oberbefehl, den führten die zehn Strategen gemeinschaftlich, so daß nach dem Gesetz abwechselnd jeder einen Tag kommandirte. Sie waren aber übereingekommen, freiwillig den Oberbefehl an Miltiades zu überlassen; nichts destoweniger wartete dieser, um der Ehre des Sieges ganz

Digitized by Google

theilhaftig zu werden, für die Schlacht den Tag ab, wo ihm auch von Gesetzeswegen der Oberbefehl zukam. Wir haben hier wieder einen psychologischen Zug, dem wir im Fortgang dieser kriegsgeschichtlichen Untersuchungen immer von Neuem begegnen werden. Der Legende sind die sachlichen Motive zu fein, zu schwer verständlich, zu uninteressant, sie ersetzt sie durch persönliche. Für uns aber ist der sachliche Zusammenhang nicht schwer zu erkennen. Was wir aus der Legende ohne Bedenken annehmen dürfen, was zu erfinden kein Grund vorlag, ist die Thatsache, daß die feindlichen Heere sich mehrere Tage einander gegenüber gestanden haben, ehe es zur Schlacht kam. Die Athener verloren dabei nichts; sie konnten sich in ihrem eigenen Lande ohne Schwierigkeit verpflegen, sie steigerten den Mut ihrer Leute, wenn sie sahen, daß die Perser sie nicht anzugreifen wagten, und sie erwarteten noch den Zuzug der Spartaner. Völlig unmöglich, daß Miltiades, ohne die Ankunft der Spartaner abzuwarten, aus freien Stücken die Schlacht befohlen. Der Angriff kann also überhaupt nicht von den Athenern, sondern er muß von den Persern ausgegangen sein.

Jetzt, glaube ich, ist das Bild der Schlacht zu erkennen. Sobald die Nachricht eingelaufen war, daß die Perser in der Ebene von Marathon landeten, setzte Miltiades das athenische Heer in Marsch und führte es in das Vranathal, das eine direkte Verbindung über die Berge mit der Hauptstadt hat. Hier im Vranathal, kurz vor dem Ausgang des Thales, sodaß die Berge noch die beiden Flanken deckten, welche Deckung vielleicht durch Verhacke noch verstärkt wurde, stellte er das Heer auf, oder ließ es so lagern, daß es bei der ersten Meldung von dem feindlichen Anmarsch in die Stellung gehen konnte. Die Gewandtesten und Muthigsten der Ungewappneten wurden vermuthlich rechts und links auf die Berge geschickt, um diese mit Pfeilen, Steinen und Wurfspießen zu behaupten. Die eigentliche Straße aus der marathonischen Ebene nach Athen geht nach Süden ziemlich nahe am Strande und an einem Sumpf entlang, vor der Front der athenischen Aufstellung in einer geringen Entfernung vorbei. Die Perser konnten aus der marathonischen Ebene nicht heraus, ohne die Athener vorher vertrieben zu haben. Sie konnten nicht auf der eigentlichen Hauptstraße marschiren, wo die Athener aus der Flanke in ihre

Digitized by Google

Marschkolonnen hineingestoßen hätten. Sie konnten auch nicht einen der nach Norden hinausführenden Pfade, auch nicht das Seitenthal Marathona benutzen, da sie immer riskiren mußten, daß, wenn ein Theil ihres Heeres in den Bergen steckte, der andere in der Marschbewegung von den Athenern angegriffen werden würde.[1]) Das Thal Marathona war überdies vermuthlich an einer engen Stelle von den Athenern gesperrt, damit die Perser ihnen nicht auf diesem Wege im Vranathal in den Rücken kommen konnten. Die Perser hatten also nur die Wahl, entweder den Athenern auf dem von diesen gewählten Terrain eine Schlacht zu liefern, oder sich wieder einzuschiffen und die Landung an einer andern Stelle zu versuchen. Auch dies aber wäre sehr gefährlich gewesen. So nahe wie die Athener waren, konnten sie das persische Heer bei der Einschiffung anfallen, und wenn man vielleicht die Landung noch einmal an einer andern Stelle glücklich bewerkstelligte, könnten die Athener nicht abermals in ihrer so vielfältig zerschnittenen Landschaft einen Platz finden, der ihnen für die Schlacht ähnliche Vortheile bot wie das Vranathal? Die persischen Feldherren müssen, da es doch wahr zu sein scheint, daß sie sich mehrere Tage besonnen haben, in große Zweifel und vielleicht in Streit miteinander gerathen sein, was sie thun sollten. Endlich siegte der Beschluß, die Athener anzugreifen, wo sie standen, wenigstens ehe auch noch die Spartaner angekommen seien.

Dieser Beschluß wäre äußerst verkehrt gewesen, wenn wie gewöhnlich angenommen wird, die Perser den Griechen numerisch sehr überlegen waren. In diesem Fall hätten sie ihr Heer theilen müssen, um mit der einen Hälfte die Athener im Vrana-Thal festzuhalten, mit der andern, durch jene gedeckt, zu Lande oder mit Hülfe der Flotte zur See, die Athener zu umgehn und aus ihrer Stellung herauszumanövriren. Dieses Auskunftsmittel einer zu starken Stellung gegenüber liegt so nahe, daß man aus der Nichtanwen-

[1]) Cyrus spricht in der Cyropädie V, Kap. 4, § 44 „anrücken und vorbeirücken ist nicht einerlei. Denn es rückt ein Jeder an, wenn er in solcher Verfassung ist, worin er aufs beste glaubt fechten zu können — — — vorbeiziehen hingegen muß man mit einer gestreckten Reihe Wagen und mit lang sich hinziehendem Packwesen. Das Alles aber muß vorn mit Gewaffneten gedeckt sein und nirgends den Feinden das Packwesen von Waffen entblößt erscheinen. Nothwendig also muß bei solchem Zug der wehrhafte Theil dünn und schwach geordnet werden."

Digitized by Google

dung umgekehrt schließen muß, daß die Perser dazu zu schwach waren. Was wir vorher aus den allgemeinen Verhältnissen generell geschlossen haben, daß die Perser unmöglich den Athenern numerisch wesentlich überlegen gewesen sein können, das bestätigt uns hier der positive Verlauf der Ereignisse. Gegen ein überlegenes Heer wäre die Stellung der Athener im Vrana-Thal nutzlos gewesen: Zahl und Stellung stehen immer in Korrespondenz miteinander. Die Perser packten den Stier bei den Hörnern, weil ihnen nichts anderes übrig blieb. Die Griechen hatten bisher noch niemals den persischen Kriegern Stand gehalten. Darauf hin durfte man es wagen. Miltiades ließ den Feind an seine Defensiv-Stellung herankommen, und in dem Augenblick, wo der Pfeilregen wirksam wurde, also auf 100 bis 150 Schritt[1]) Distanz, setzte sich die ganze Hopliten-Phalanx in Bewegung und stürzte sich im Laufschritt auf den Feind. Der Lauf hatte den doppelten Zweck, die Wucht des Anpralls moralisch und physisch zu verstärken und den Pfeilschuß zu unterrennen. Bei dem kurzen Anlauf hatte die feindliche Reiterei keine Zeit, den Angriff in die Flanken der Phalanx zu vollführen. Vielleicht erstreckten sich auch die Terrainhindernisse so weit, daß sie gar nicht auf dem Platz war, und zu weiterer Sicherung hatte, nach Herodot, Miltiades den beiden Flügeln eine tiefere Aufstellung gegeben als dem Zentrum. Sobald nun die athenischen Hopliten

[1]) Polyaen II, 2, 3 ist geschildert, wie Klearch die Griechen bei Kunaxa zum Angriff führte: „τὴν δὲ φάλαγγα τῶν Ἑλλήνων κατ' ἀρχὰς μὲν βαθὴν ἦγε τῇ εὐταξίᾳ τοὺς βαρβάρους ἐκπλήττων. ὡς δὲ βέλους ἐντὸς ἤμελλεν εἶναι, δρόμῳ χρῆσθαι παρήγγειλεν, ὅπως μηδὲν ὑπὸ τῶν βέλων βλάπτοιντο." Aehnlich Diodor. Daß diese Schilderung mit derjenigen Xenophons, wonach die Phalanx von selbst ins Laufen kam, nicht in Widerspruch steht ist treffend dargelegt von G. Friedrich, N. Jahrb. f. Philol., Bd. 151 p. 28. Paul Reichard in der Deutsch. Rundschau, Sept. 1890, Heft 12, S. 426, berichtet aus Stanleys Buch, dieser behaupte mit einem afrikanischen Bogen weit über 200 Meter geschossen zu haben. Das sei eine Uebertreibung zum Mindesten. Er selbst habe mit Watusi, den besten Bogenschützen Ostafrikas, einmal Wettschießen veranstaltet. Dabei habe der Stärkste nur 120 Meter = 160 Schritt weit geschossen, während er, Reichard, noch 7 Schritt weiter geschossen habe. Ganz ebenso hat einmal Leutnant Morgen in einem Vortrag über Kamerun mitgeteilt, der vom Bogen geschleuderte Pfeil reiche unter Umständen 150—180 Schritt weit. Die asiatischen Bogen sind jedoch nach der Untersuchung von Luschan („Ueber den antiken Bogen" Festschrift für Benndorf 1898) sehr viel besser gewesen als die afrikanischen und die allerbesten, zu deren Herstellung viele Jahre gehörten, schossen unglaublich weit. Für ein großes Heer kommt natürlich nur die Leistung einer minderen Qualität in Betracht. Vegez giebt 600 Fuß an, Jähns „Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen" S. 281 „bis zu 250 Schritt beim Kernschuß, 400 beim Bogenschuß".

Digitized by Google

den persischen Bognern erst an den Leib waren, waren diese mit ihren viel unbedeutenderen Schutzrüstungen verloren. Sie mögen sich als tapfere Männer immerhin noch einige Zeit gewehrt haben, aber lange konnten sie der Wucht dieses Stoßes nicht widerstehen, und als sie einmal den Rücken gewandt, als der Strom der allgemeinen Flucht sich in die Ebene ergoß, da hatte auch im freien Felde die Reiterei nicht mehr die Möglichkeit, die Schlacht herzustellen. Alles eilte zu den Schiffen. Wer sich zu lange aufhielt, war sicher verloren. Da der nördliche Winkel der Bucht, wo die persischen Schiffe unzweifelhaft lagen, eine kleine halbe Meile vom Schlachtfeld entfernt ist, so gelang es in der That der Masse der Perser, sich wieder einzuschiffen. Die Verfolgung hat, wie wir Herodot auslegen dürfen, sich vom Vranathal aus acht Stadien, eine Fünftel-Meile weit, bis zum Soros erstreckt. Dann hat Miltiades das Heer von Neuem gesammelt und gegen die Schiffe vorgeführt. Wir hören von einem Kampf an den Schiffen. Aber nur sieben Trieren haben die Griechen noch festhalten und erbeuten können. Von zahlreichen Gefangenen oder von Pferden, die ihnen in die Hände gefallen wären, hören wir nichts. Der Verlust der Athener betrug 192 Tote, dem wir viele Hundert Verwundete zuzufügen haben werden, da die persischen Pfeile so gut gewappnete Männer wie die athenischen Hopliten wohl selten gleich zum Tode trafen. Der Verlust der Athener an Toten und Verwundeten, wie wir heute zählen, mag also immerhin 1000—1500 Mann betragen haben, ein Zeichen, daß Marathon kein bloßes Gefecht, sondern eine sehr energisch durchgeführte Schlacht gewesen ist.

Ueber den Verlust der Perser wissen wir nichts Zuverlässiges.

Riesenhaft steht die Gestalt des Feldherrn Miltiades am Eingange der Welt-Kriegsgeschichte; die vollendetste und seltenste Form der Schlachtenführung, die alle Kriegskunst bis auf den heutigen Tag hervorgebracht, die defensiv-offensive, tritt uns hier in den einfachen Linien des klassischen Kunstwerks mit dem ersten großen Kriegsereigniß, das wir zu behandeln haben, entgegen. Welch ein Blick in der Wahl des Schlachtfeldes, welche Selbstbeherrschung in dem Abwarten des feindlichen Angriffs, welche Autorität über die Massen, über ein selbstbewußtes, demokratisches Bürgeraufgebot, es in der gewählten Stellung fest zu halten und dann in dem

Digitized by Google

entscheidenden Augenblick im Sturmschritt zur Attacke vorzuführen! Es wird nicht zu kühn sein, wenn wir uns vorstellen, wie Miltiades vorher eine Ansprache an seine Mitbürger gehalten, ihnen gezeigt hat, daß sie durch die Berge gegen die feindliche Reiterei gedeckt seien, ihnen anbefohlen, auszuhalten unter den persischen Pfeilen, bis er das Zeichen gebe, wie er dann zu Pferde in der Mitte der Phalanx gehalten, alle Blicke auf ihn gerichtet, um den Augenblick zu wählen, den Arm mit dem Speer in der Hand zu heben und das Kommando-Wort zu rufen, welches das Trompeten-Signal laut hallend weiter giebt. Alles ist auf diesen Augenblick gestellt — keine Minute zu früh: sonst kommen die Athener ohne Athem und Ordnung an den Feind; keine Minute zu spät: sonst sind bereits zu Viele von den feindlichen Pfeilen getroffen und die Menge der Stürzenden und Weichenden hemmt und bricht endlich die Kraft des Ansturmes, der wie ein Bergsturz auf den Feind fallen muß, wenn er den Sieg geben soll.

Wir werden noch manches Aehnliche, nichts Größeres zu berichten haben.

1. Die detaillirte Begründung meiner Auffassung von Marathon steht in meinen „Perser- und Burgunderkriegen". Seit dem Erscheinen dieses Buches ist jedoch unsere Information an zwei wichtigen Punkten korrigirt oder erweitert worden. Erst jetzt ist festgestellt,[1]) daß der Soros wirklich das Grab der Athener ist, was damals noch so zweifelhaft war, daß ich nicht wagte, auf ihn Bezug zu nehmen. Ferner hat eine neuere topographische Aufnahme[2]) gezeigt, daß die Karten, die ich benutzte, ungenau waren. Auf diesen Karten war nämlich der Ausgang des Thales von Vrana so breit gezeichnet, daß es für ein kleines Heer nicht die postulirte Flanken-Anlehnung zu bieten schien, und ich hatte daher die Aufstellung der Athener weiter rückwärts in dies Thal, wo sich wieder ein Seitenthal (Aulona) abzweigt, verlegen müssen. Nun, da feststeht, daß das Vranathal 150 Meter vom Ausgang nur etwa 1000 Meter breit ist, erscheint es sehr geeignet für die Aufstellung der Athener und erhält seine quellenmäßige Beglaubigung dadurch, daß der Ausgang des Thales von dem Soros gerade acht Stadien entfernt ist. Ich habe diese Korrektur in der Hist. Zeitschr. Bd. 65 (1890) ausgeführt. In einigen Einzelheiten hat sich mir seitdem

[1]) Mittheil. d. archäol. Inst. in Athen 1890.

[2]) Karten v. Attika. Aufgen. d. Offiziere und Beamte d. K. preuß. Gr. Gen.-Stabes. Mit erl. Text v. E. Curtius u. J. A. Kaupert. 1889.

Digitized by Google

das Schlachtbild noch sicherer gestaltet. Die Grundzüge jedoch sind dieselben geblieben.

2. Herodot sagt ausdrücklich, daß die Perser für die Expedition eigene Pferdeschiffe gebaut hätten und an der Ebene von Marathon gelandet seien, weil sie glaubten, dort ihre Reiterei gut verwenden zu können. Das kann schwerlich rein erfunden sein; die Perser hatten also Reiter. Auf der anderen Seite erwähnt Herodot in der Schlacht selbst die Reiter garnicht, und wir hören weder bei ihm noch bei Späteren irgend etwas von erbeuteten Pferden, die doch als ein kostbares Gut wohl erwähnenswerth gewesen wären und durch ihre Nachzucht sich auch lange im Gedächtniß des atheniſchen Volkes erhalten mußten.

Da es aber sehr umständlich ist, Pferde an Bord von Schiffen zu bringen, so erscheint es nicht recht glaublich, daß die Perser damit völlig fertig gewesen sein sollten, ehe die Athener bei den Schiffen anlangten. Man könnte deshalb auf den Gedanken kommen, daß die Perser in der Erkenntniß, daß sie gegen die Stellung der Athener ihre Reiter doch nicht gebrauchen könnten, diese bei den Schiffen zurückgelassen, vielleicht für den Fall eines ungünstigen Ausgangs des Gefechts die Pferde vorher an Bord gebracht hätten. Dem steht aber gegenüber, daß die persischen Feldherren doch einen Vorstoß der Athener aus ihrer Stellung nicht für so ganz unmöglich gehalten haben können und rechnen durften, daß die gefürchteten Reiter, selbst wenn sie nur rückwärts in der Ebene hinter den Bognern hielten, doch einen gewissen moralischen Eindruck auf die Athener machen und einen Rückhalt gewähren würden. Die überraschende und überwältigende Wucht des atheniſchen Stoßes machte diese Rechnung zu Schanden, so daß die Reiter thatsächlich keine Einwirkung auf die Schlacht gehabt haben. Daß die Athener keine Pferde erbeuteten, ist trotzdem nicht unerklärlich. Mehrere Stunden mögen vergangen sein, bis sie sich wieder geordnet hatten und zum Angriff auf die Schiffe anrückten, und die Perser mögen die Pferde, die sie nicht mehr fortbringen konnten, selber niedergestoßen haben.

3. Pausanias I, XXXII, 3 berichtet, bei Marathon seien auch Grabhügel der Platäer und Sklaven: „ἐμαχέσαντο γὰρ καὶ δοῦλοι τότε πρῶτον.“ Sehr zuverlässig ist diese Nachricht wohl nicht. Immerhin ist möglich, daß die Hopliten vielfach nicht einen anderen Bürger, sondern einen getreuen und tüchtigen Hausſklaven als Begleiter mit ins Feld genommen hatten, daß von diesen auch manche mit auf die Berge postirt waren und hier durch persische Pfeile getödtet worden sind.

4. Sehr wesentlich für die Rekonstruktion der Schlacht ist die längere Pause zwischen dem Treffen im Vrana-Thal und dem Kampf an den Schiffen, da nur dadurch das Entkommen des Rests der Perser und der

Digitized by Google

meisten Schiffe erklärt wird. Man könnte vielleicht einwerfen, daß zum Sammeln, dem Wieder-Vorführen der Phalanx und dem Marsch von drei Kilometern nur eine kurze Zeit nöthig gewesen sei. Nur nöthig — gewiß: aber nicht so schnell durchzuführen. Nach der Entscheidung des Treffens, der völligen Flucht der Perser über die Ebene, unter dem ersten Verschnaufen wird der Zustand und die Stimmung der Athener etwa so gewesen sein, wie Friedrich seine Soldaten schildert, als er nach dem Siege von Soor zum ersten Mal eine unmittelbare Verfolgung in Gang zu setzen versuchte. „Meine Kavallerie", hat er später dem Landgrafen Karl von Hessen erzählt, „machte nicht weit von der feindlichen Nachhut Halt; ich eilte hin und rief: ‚Marsch, vorwärts, drauf!' Ich wurde mit Vivat Viktoria und unaufhörlichen Rufen empfangen. Ich rief immer Marsch, und Niemand wollte marschiren. Ich ärgerte mich, ich prügelte, ich schlug, ich schalt, und ich denke, ich verstehe zu schelten, wenn ich ärgerlich bin; aber ich konnte diese Kavallerie keinen Schritt vorwärts bringen. Sie waren trunken vor Freude und hörten mich nicht." Auch Miltiades wird seine liebe Noth gehabt haben, die athenischen Bürger, die zunächst, sei es nach ihren Todten und Verwundeten, sei es nach der Beute von den gefallenen Persern sahen, oder sich dem bloßen Jubel hingaben, wieder in Reih und Glied zu bringen; und ohne die Hoffnung, an den Schiffen noch Beute zu machen, wäre es wohl zu dem zweiten Gefecht überhaupt nicht mehr gekommen; jedenfalls ist es nur natürlich, wenn eine längere Kampfpause zwischen beiden angenommen wird.

5. Eine neue Marathon-Hypothese hat jüngst W. Schilling Bd. 54 S. 253 des Philologus (1895) veröffentlicht. Schilling geht aus von der überlieferten ungeheuren Ueberlegenheit der Perser an der Zahl. Diese habe ihnen gestattet, da sie die Athener trotzdem nicht anzugreifen wagten, sich wieder einzuschiffen, indem sie ein Korps, das immer noch doppelt so stark als die Griechen war, nämlich 20000 Mann, aber ohne Reiter, mitten in der Ebene zur Deckung der Einschiffung aufstellten; dieses Deckungskorps war es, das die Athener, da wo nachher der Soros errichtet wurde, angriffen, schlugen und wovon sie 6400 Mann tödteten.

Wäre diese Annahme richtig, so bliebe es völlig unerklärt, weshalb die Perser ihr Deckungskorps in der Ebene ohne Reiterei ließen. Wenn man Reiterei hat, stellt man sie doch dahin, wo sie zu gebrauchen ist, und nirgends konnte sie den Persern so viel Nutzen bringen wie gerade hier.

Der sachlich einzig zulässige Schluß ist der umgekehrte: da ausdrücklich berichtet wird, daß die Perser um ihrer Reiter willen die marathonische Ebene als Landungsplatz wählten und diese Nachricht bei der sonst bekannten Kriegsart der Perser glaublich erscheint, so muß die Anwesenheit eines Reiterkorps eine der Voraussetzungen für die Rekonstruktion der Schlacht bilden. Hatten die Perser aber Reiter, so kann die Schlacht nicht in der Ebene stattgefunden haben, da die athenische Phalanx sie dann

Digitized by Google

schwerlich gewonnen hätte und das Reitergefecht irgend wie erwähnt sein müßte. Folglich hat die Schlacht auf einem für die Reiter nicht zugänglichen Terrain stattgefunden.

Nicht weniger scheitert die Schillingsche Hypothese daran, daß man nicht einsieht, weshalb die Perser einen Theil ihres Heeres wieder einschifften. Wenn sie ein Deckungskorps am Soros aufstellten, so war ja nichts einfacher, als das zu detachirende Korps direkt auf der großen Straße durch die Mesogaia gegen Athen vorrücken zu lassen. Dann mußten sofort die Athener aus ihrer Flankenstellung im Vrana-Thal heraus.

6. Eine gewisse Verwandtschaft mit der Schillingschen Hypothese hat eine andere, die R. W. Macan in seinem „Herodotus" gleichzeitig vorgetragen (London 1895) und der E. B. Bury in der Classical Review (1896 X) zugestimmt hat. Macan schließt sich an die Ansichten Dunckers und Busolts an (Letzterer hat aber mittlerweile in der 1895 erschienenen zweiten Auflage seiner Griech. Gesch. seine Auffassung geändert und die meinige aufgenommen), modifizirt sie aber in einem wesentlichen Punkt.

Er will, daß die Perser in der Erkenntniß, daß die Athener im Aulonathal nicht angreifbar seien, durch den südlichen Paß auf Athen abmarschiren wollten und bei dieser Bewegung in der Ebene von den Athenern angegriffen wurden. Der Soros würde ungefähr auf der Stelle errichtet sein, wo das athenische Zentrum wich. Die Perser seien aber nicht in der Flanke angegriffen, auch nicht eigentlich überfallen worden, sondern hätten sich auf die Möglichkeit des Angriffs vorbereitet und auch Zeit genug gehabt, eine Schlachtordnung herzustellen. Dieser südliche Theil der Ebene sei aber für Reiterei nicht geeignet, und die Perser hätten auch vielleicht die meisten ihrer Reiter wieder eingeschifft, da sie ihnen auf dem Landmarsch nichts nützen konnten. Deshalb spiele die Reiterei in der Schlacht keine Rolle.

Hiergegen ist Folgendes einzuwenden:

1) Wenn die Perser auf die Möglichkeit einer Schlacht vorbereitet waren, weshalb setzten sie den einen Theil ihrer Soldaten wieder auf die Schiffe? Hielten sie sie zum Siege für überflüssig, weshalb hatten sie sie denn mitgebracht?

2) Doppelt unverständlich wäre es, daß die Perser gerade ihre Reiter eingeschifft haben sollten. In der Reiterei lag ihre Stärke; sie mußten über eine freie Ebene hinweg einen Flankenmarsch am Feinde vorbei machen. Wenn irgend wo, so waren gerade hier die Reiter nöthig.

3) Weshalb das Terrain hier für die Reiterei ungünstig gewesen sein soll, ist völlig unerfindlich und von dem Autor auch mit keinem Worte begründet oder ausgeführt. Daß in der rechten Flanke ein Bach, in der linken ein Sumpf ist, kommt nicht in Betracht, da zwischen beiden Hindernissen der Raum immer noch über drei Kilometer beträgt.

Digitized by Google

4) Hätten die Perser den Flankenmarsch am athenischen Lager vorbei gewagt, so hätten die Athener sie sicherlich angegriffen und sie wahrscheinlich, selbst wenn sie sich durch ihre Reiter zu decken suchten, besiegt. Die Athener hätten den Angriff natürlich erst gemacht, wenn das Gros der Perser bereits im Paß steckte, da dieses ihnen ja eine sichere Beute war, nachdem sie zunächst das letzte Drittel mit der Reiterei überwältigt und aufgerieben hatten. Eben deshalb ist es ein völliger Ungedanke, daß die Perser eine derartige Bewegung gemacht und noch dazu ihre Reiterei vorher entfernt haben sollen. Sie konnten sich schon ohne Gefahr nicht mehr einschiffen, seitdem die Athener so nahe waren, und auf keinen Fall die Ebene zu Lande verlassen, ohne vorher die Athener aus ihrer Stellung vertrieben zu haben. Deshalb entschlossen sie sich nach einigem Zögern zu dem direkten Angriff.

7. Nachträglich ist mir das Buch „Hérodote, Historien des guerres médiques par Amédée Hauvette (Paris 1894) bekannt geworden, das eine erneute Untersuchung des Laufes von 8 Stadien nothwendig macht. Meine Darstellung beruht auf der Behauptung, daß ein solcher Lauf eine physische Unmöglichkeit sei, und dafür habe ich mich berufen auf die Vorschriften des preußischen Reglements. Hauvette wendet dagegen (S. 261) ein:

„Ces prescriptions, fort utiles sans doute quand il s'agit d'exercer de jeunes soldats, existent aussi chez nous; mais elles sont loin de répondre à ce qu'on peut demander à des hommes vigoureux et bien entraînés, comme étaient les Athéniens. La preuve en est, que le capitaine d'artillerie de Raoul, en adoptant, il est vrai, un mode nouveau de marche et de pas gymnastique, a obtenu récemment des résultats extraordinaires: le peloton qu'il commandait aux grandes manoeuvres du XIe corps d'armée en 1890, est arrivé à faire jusqu'à 15 kilomètres au pas de course, avec armes et bagages. Cf. un article du Dr. Felix Règnault dans le journal La Nature, No. 1052, 29 juillet 1893."

Hält man diese beiden Darlegungen nebeneinander, so scheint der Widerspruch unausgleichbar. Ich behaupte: „eine so große geschlossene Hoplitenmasse, wie sie bei Marathon gefochten, kann nicht mehr als 100 bis 150 Schritt (Lauf-Schritte = 150 bis 200 Geh-Schritten) laufen, ohne in Erschöpfung und Unordnung zu gerathen." Hauvette erwidert: Hauptmann Raoul hat mit seinem Peloton 15 Kilometer (das sind 24000 Geh-Schritte) mit Waffen und Gepäck im Lauf zurückgelegt. Das ist aber nicht das Einzige, was uns trennt. Hauvette verwirft die Sach-Kritik, mit deren Hülfe ich die überlieferte Anschauung in den Perserkriegern zu revidiren unternommen habe, grundsätzlich. Ein nicht geringer Theil seines Buches ist gegen meine „Perser- und Burgunder-Kriege" gerichtet. Den Nachweis, den ich aus der Analogie der schweizerischen Volks-Ueberlieferung, namentlich der Bullingerschen Erzählung über Granson und Murten habe führen wollen, daß eine Erzählung wie die Herodoteische nur sehr

Digitized by Google

geringen Glauben verdient, erkennt er nicht an. Im Gegentheil, er hält Herodot wie subjektiv so auch objektiv für generell glaubwürdig und sieht die Aufgabe der Wissenschaft nur darin, etwaige einzelne Fehler, Irrthümer und Widersprüche, die sich eingeschlichen haben, zu beseitigen. Mit vollendeter Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn führt er diese Grundsätze durch, und obgleich er sich sachlichen Erwägungen keineswegs völlig verschließt, so vertraut er ihnen doch weniger als dem geschriebenen Wort der Ueberlieferung.

Richtig hieran ist, daß die Sach-Kritik leicht in die Irre führt. Sie ist auch bei einfachen Dingen sehr schwierig, da auch der Fachmann selten alle die Umstände erkennt, die in anderen Zeiten und Völkern auf die Dinge eingewirkt haben oder einwirken konnten, und auch abgesehen davon die Fachmänner sehr oft von irgend welchen Theorien voreingenommen sind und verschiedene, ja entgegengesetzte Auskunft geben. Die Grundlage aller historischen Erkenntniß bleibt stets die positive Aussage der Zeitgenossen oder der den Zeitgenossen nächststehenden Quellen. Aber je weiter die historische Kritik fortgeschritten ist, desto mehr hat sie sich überzeugt, daß auch zeitgenössische Berichte häufig durch Phantasien aller Art getrübt und verdunkelt sind und daß, wo das Material nicht genügt, die Quellen eine durch die andere zu kontrolliren, die Sach-Kritik die letzte Zuflucht bleibt. Es kommt nur darauf an, sie wirklich durchzuführen und so viel Sach-Kenntniß heranzuschaffen, daß man sicher sein darf, nicht durch eine bloße, falsche Analogie auf einen Irrweg gelockt zu werden. Auch Hauvette übt ja Sach-Kritik aus, indem er Raoul-Regnault gegen das preußische Reglement in's Feld führt, aber er verfällt damit in einen inneren Widerspruch. Er verwirft die prinzipiell durchgeführte Sach-Kritik, übt sie aber selber nach den Kenntnissen, die er sich so beiläufig und zufällig angeeignet hat. Derartige halbe Sach-Kritik nützt natürlich nichts, sondern führt in die Irre. Da ist es besser, in naiver Weise die Quellen einfach nachzuerzählen. Gerade an Hauvette ist das deutlich zu erkennen; ich werde deshalb unten noch auf mehrere seiner Behauptungen eingehen. Hier zunächst die Frage des Acht-Stadien-Laufs.

Hauvette beruft sich auf eine Veröffentlichung von Regnault in der populären Zeitschrift „La Nature“ vom 29. Juli 1893. Seitdem ist ein eigenes Buch „Comment on marche“ von Fel. Regnault und De Raoul mit einer Einleitung von M. Marey (Paris, Henri Charles-Lavauzelle) 188 S. erschienen, das das ganze Problem eingehend behandelt.

In diesem Buche behauptet Major Raoul, er habe im Winter 1889/90 ein Peloton des 116. Infanterie-Regiments in drei Monaten so ausgebildet, daß es $20^1/_2$ Kilometer in einer Stunde 46 Minuten und nach einer Rast von zwei Stunden denselben Weg zurück in drei Stunden 5 Minuten machte. Jeder Mann trug sein Gewehr, seinen Säbel, 100 Patronen und Verpflegung. Der Weg war uneben. General Fay inspizirte das Peloton; es zeigte keine Ermüdung.

Digitized by Google

Zwei Tage darauf machte dasselbe Peloton unter den Augen des Generals Colonieu elf Kilometer querfeldein mit feldmarschmäßigem Gepäck in achtzig Minuten. Gleich nach der Ankunft schossen die Soldaten nach der Scheibe und schlugen alle Rivalen.

In anderen Truppentheilen hat man die Ausbildung nachgeahmt und ein Hauptmann Fay hat an Raoul geschrieben, er habe schon am neunten Tage mit seiner Kompagnie sieben Kilometer in fünfundvierzig Minuten gemacht.

Raoul ist der Ansicht, eine Armee, welche seinen Lauf „en flexion" annehme, könne auf einer guten Straße die Schnelligkeit von fünf Minuten auf den Kilometer erreichen, vom dritten Kilometer ab, und diese Schnelligkeit mehrere Stunden beibehalten.

Der preußische Laufschritt, von dem ich ausgegangen bin, rechnet einhundertfünfundsechzig bis einhundertfünfundsiebzig Meter auf die Minute, auf den Kilometer übertragen also etwa sechs Minuten. Der Raoulsche Laufschritt ist noch um ein Sechstel schneller und kommt der Geschwindigkeit eines flott trabenden Pferdes gleich.

Wenn es modernen Soldaten möglich ist, in dieser Geschwindigkeit mehrere Stunden zu laufen, warum sollen die Athener nicht neun Minuten so haben laufen können?

Warum schreibt denn aber das preußische Turn-Reglement vor, daß mit vollem Gepäck nicht mehr als zwei Minuten gelaufen werden darf?

Zunächst sind die Resultate des Kapitäns Raoul mit einer gewissen Skepsis aufzunehmen.

Er selber setzt auseinander, von welcher unermeßlichen Wichtigkeit für zukünftige Kriegführung es sein würde, wenn Truppen mit der von ihm versprochenen Lauf- und Marsch-Fähigkeit ausgestattet wären. Mit den Beinen werden die Kriege gewonnen, ist oft gesagt worden und nicht mit Unrecht. Die Erfindung der modernen Gewehre würde für die Umwandlung der Kriegskunst weniger bedeuten, als Soldaten, die die Meile in dreiviertel Stunden machen und viele Stunden und Tage lang so fortarbeiten könnten. Alle heute herrschenden Vorstellungen über strategische Operationen müßten von Grund aus reformirt werden, wenn Raouls Idee richtig ist. Weshalb führt denn aber die französische Armee die Raoulsche Marsch-Methode nicht ein? Sie wäre der sichere Sieg über jeden Rivalen. Die Versuche sind ja schon im Jahre 1890 gemacht worden und sollen vor den Augen von Generalen die Probe bestanden haben. Der Verdacht liegt nahe, daß bei Major Raoul doch gewisse Selbsttäuschungen mitspielen, die bei Erfindern so häufig beobachtet werden. Seine Resultate werden uns nicht von unbefangenen Dritten, sondern nur von ihm selbst und seinen Mitarbeitern bezeugt.

Die Truppe des Kapitän Raoul war kein Regiment, auch keine Kompagnie, sondern ein einzelnes Peloton von vierunddreißig Mann, vermuthlich ausgewählte Leute aus dem ganzen Regiment. Die Ausbildungszeit war drei Monate.

Digitized by Google

Die mögliche Leistung einer derartigen Virtuosen-Truppe giebt schlechterdings keinen Maßstab für die Fähigkeit der großen Masse. Es handelt sich aber auch nicht bloß ums Laufen, sondern darum, daß die Phalanx in voller Ordnung und die Mannschaft mit ungeminderter Gefechtskraft, also nicht außer Athem an den Feind kommt. Die Leistung des Ganzen richtet sich nicht nach den besten, sondern nach den schlechtesten Läufern. Würde der Lauf soweit getrieben, daß auch nur Einzelnen die Kräfte versagten und sie zurückblieben, so würde das nicht nur Unordnung hervorrufen, sondern auch moralisch höchst gefährlich sein.

Aristophanes erzählt sehr drastisch im Friedensfest (v. 1, 78 u. 1171 ff.) von dem Krieger, der zum Kampf auszog und den man ohne Waffen im nächsten Busch fand, oder von dem Feldherrn, der sein Purpurkleid für feine Sardesfärberei ausgab, der es aber selbst gefärbt hatte, als er hineinpißte und Reißaus nahm, der Schildwegwerfer. In jedem Heere giebt es solche weniger Muthigen, und wenn die Athemlosigkeit erst einen Vorwand giebt, zurückzubleiben und Einige damit anfangen, so hat das sofort eine ansteckende Wirkung. Die Athener waren darin nicht anders als andere Menschen, und wenn Hauvette meint, sie seien besser im Training gewesen, als moderne Soldaten, so ist leicht zu zeigen, daß das Umgekehrte der Fall war. Das atheniſche Heer bei Marathon bestand aus dem Volksaufgebot, Männern vom zwanzigsten bis etwa fünfundvierzigsten Jahre, von denen sicher nur ein sehr geringer Theil jemals auf einem Turnplatze geübt hatte. Die Meisten wohnten nicht in der Stadt Athen, sondern ein bis zwei Tagemärsche entfernt, und außerhalb der Stadt wird schwerlich viel geturnt worden sein. Männer, die den Tag über durch Arbeit ihr Brod zu verdienen haben, wie die attischen Bauern, Fischer, Köhler, Töpfer, Bildhauer, haben meist weder die Zeit noch die Kraft übrig, sich im Lauf-Training zu erhalten, und am wenigsten bis in die höheren Lebensjahre hinein. Kaum die vornehmen Jünglinge, die in den Gymnasien der Sportausbildung oblagen, werden an Energie der Durchbildung mit modernen Soldaten zu vergleichen sein, die durch eine strenge Disziplin einige Jahre angehalten werden, ausschließlich der körperlich-militärischen Ausbildung zu leben und ihren ganzen Lebenswandel danach einrichten müssen, Nachts nicht ausschwärmen und sich keinerlei Vernachlässigung zu schulden kommen lassen dürfen. Mag man sich aber die körperliche Ausbildung in den helleniſchen Gymnasien noch so hoch vorstellen, für das Massenaufgebot des Landsturmes hatte das wenig zu bedeuten; um dessen Leistungsfähigkeit zu beurtheilen, darf man keinerlei besonderes Training in Anschlag bringen.

Die wahre Sach-Kritik über den Lauf von Marathon kann daher nicht anders lauten, als ich sie schon in meinen Perser- und Burgunder-Kriegen (p. 56) angegeben habe. „Das preußische Reglement „Vorschriften über das Turnen der Infanterie" schreibt vor (S. 21):

„Folgende Laufzeiten dürfen bei Einübung des Laufschrittes nicht überschritten werden.

Digitized by Google

Ohne Gepäck:

4 Minuten Lauf
5 „ Schritt
4 „ Lauf.

Mit feldmarschmäßigem Gepäck:

2 Minuten Lauf
5 „ Schritt
2 „ Lauf."

„Die Geschwindigkeit beträgt 165—175 Schritt[1]) in der Minute. Das ergiebt als Maximum des Raumes, der im Lauf mit Belastung zurückgelegt werden darf, 350 Schritt, und der Direktor der militärischen Zentral-Turnanstalt hatte die Güte, mir persönlich zu bestätigen, daß er zwei Minuten, gleich 300—350 Schritt, für das Aeußerste halte, was eine feldmarschmäßig ausgerüstete Kolonne laufen dürfe, um noch mit ungeminderter Gefechtskraft an den Feind zu kommen. Dabei war die Gesammtbelastung eines griechischen Hopliten noch sehr erheblich schwerer als die eines preußischen Infanteristen (bei diesem 58, bei jenem 72 Pfd.)[2]) und in einem einzigen Haufen von vielleicht 10000 Mann läuft es sich noch sehr viel schlechter als in einer kleineren Abtheilung."

Als positives Zeugniß, daß auch die besttrainirten Soldaten im Alterthum nicht mehr zu leisten vermochten, sei noch die Erzählung Cäsars über Pharsalus angeführt (bell. civ. III, 92—93). Pompejus hatte seinen Leuten befohlen, den Angriff der Cäsarianer stehenden Fußes zu empfangen, damit diese durch den verdoppelten Anlauf d. h. 6—700 Fuß nach b. c. I, 82, athemlos und ermüdet würden. Die kriegsgeübten Soldaten Cäsars aber merkten die Absicht, machten halbwegs einen kurzen Halt, um wieder Athem zu schöpfen, und nahmen dann erst die Attacke wieder auf. Vgl. Hist. de Jules César, guerre civile par le colonel Stoffel II, 339.

---

[1]) Gemeint sind Lauf-Schritte = 1 Meter; der französische Laufschritt ist nur 80 Ctm. lang.

[2]) Droysen, Heerwesen p. 3 Anmk. verwirft jetzt die von mir hier angenommenen speziellen Berechnungen von Rüstow-Köchly wohl mit Recht als willkürlich; die Thatsache der schwereren Belastung kann aber im Allgemeinen keinem Zweifel unterliegen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Thermopylä.

Die Schlacht bei Marathon hatte die Perser gelehrt, daß sie stärkere Kräfte aufbieten müßten, um die Hellenen zu überwältigen.

Für den neuen Feldzug wurde also ein viel größeres Heer ausgerüstet, so groß, daß es auf einer Flotte kaum zu transportiren war, und da ohnedies der Feldzug auf die Unterwerfung von ganz Griechenland angelegt werden sollte, so empfahl es sich, den Landweg zu wählen und gleich auf dem Hinmarsch alle noch unabhängigen dazwischen liegenden Völkerschaften zur Anerkennung der persischen Oberherrschaft zu zwingen. Eine große Flotte begleitete das Landheer, um die Verpflegung mitzuführen, die Griechen auch zur See niederzukämpfen und dem Landheer Umgehungen, die sich etwa zu Lande nicht bewerkstelligen ließen, zu Wasser zu ermöglichen.

Von dem Verlauf dieses Krieges können wir uns ein viel weniger sicheres Bild machen als von dem des ersten Feldzuges. Bei Marathon sind die Ereignisse so einfach, daß, wenn nur erst die legendarischen Ueberwachsungen, wie die ungeheure Heeresmasse der Perser und der Fünftelmeilen-Laufschritt der Griechen entfernt sind, die Fingerzeige der Ueberlieferung genügen, um den Zusammenhang des Ganzen zu erkennen. Der zweite Krieg ist komplizirter. Die politischen Erwägungen und Beziehungen nicht bloß Athens und Spartas, sondern auch der Mittelstaaten treten in Wechselwirkung mit der Strategie, und die Führung des Landheeres tritt in Wechselwirkung mit der der Flotte. Diese verschiedenen Kräfte und Gegensätze kreuzen sich naturgemäß fortwährend untereinander.

Digitized by Google

Unter solchen Umständen ist es unmöglich, aus einer bloß legendarischen Ueberlieferung die wirkliche historische Grundlage allenthalben wieder herauszuarbeiten. Das für uns Wesentliche, den Stand der Kriegskunst in dieser weltgeschichtlichen Entscheidung zu erkennen, wird aber doch bis auf einen gewissen Grad möglich sein, auch wenn die Motive für die einzelnen strategischen Bewegungen meist nur vermuthet werden können.

Der natürliche Gedanke der Griechen war zunächst, dem anmarschirenden feindlichen Landheer die Pässe zu versperren, die in geringer Zahl von Norden her über die Gebirge in das eigentliche Hellas führen. Der erste, nördlichere, der Tempe-Paß wurde aber aufgegeben, da man sich klar machte, daß weiter landeinwärts andere Pässe existiren, da ferner auch einige Völkerschaften diesseits des Passes sich den Persern anschlossen. Der zweite ist der Paß von Thermopylä, zwischen dem Oeta und der See, den ein Heer unter Führung des Leonidas besetzte.

Hier erhebt sich die allgemeine Frage, ob dies in der That die beste Art ist, ein Gebirge zur Vertheidigung des Landes zu verwerthen, und ob die Griechen schon die Einsicht in gewisse aus der Natur des Krieges sich ergebende Gesetze der strategischen Benutzung der Gebirge besessen haben.

Die moderne durchdachte Strategie verwendet die Gebirge nicht in der Weise des Leonidas zur Deckung eines Landes. Ueber ein Gebirge, auch über den Oeta, führt immer, weiter oder näher, bequemer oder beschwerlicher, mehr als ein Weg. Sie alle zu besetzen ist schwer, sie alle zu vertheidigen gelingt nie. Immer wird der Feind eine Stelle finden, wo er entweder vermöge großer Uebermacht durchbricht, oder wo er auf eine Unaufmerksamkeit stößt, wo er durch irgend eine, wenn auch pfadlose Schlucht einem der Vertheidigungsposten in den Rücken kommt. Ist die Linie nun erst an einer Stelle durchbrochen, so sind die Besatzungen aller anderen Uebergänge aufs Aeußerste gefährdet. Wenn sie nicht bald benachrichtigt werden und aufs Schleunigste abziehen, so können sie ihren Rückzug verlieren, und selbst wenn es ihnen gelingt, ohne Verlust davonzukommen, so sind sie zunächst von einander getrennt und können vielleicht nur schwer wieder den Anschluß an einander erreichen.

Digitized by Google

Es bedurfte also nicht der alle Voraussicht täuschenden Verruchtheit eines Verräthers Ephialtes, den Persern den Paß von Thermopylä zu öffnen. Ein Wegweiser ist auch im feindlichen Lande immer zu haben, sei es nun durch Güte oder Gewalt, durch Gold oder Prügel, und der Gedanke der Umgehung ist keineswegs erst ein Produkt der modernen Kriegstheorie, sondern von den ältesten Zeiten her den Kriegführenden geläufig. Schon in ihrer Sage von den Kämpfen des Astyages und Cyrus haben die Perser die Ueberwältigung eines tapfer vertheidigten Passes durch Umgehung. In unmittelbarer Nähe der Thermopylen führt jener Fußpfad über das Gebirge, auf welchem die Perser 480, die Gallier 278, die Römer 191 die Vertheidiger des Passes umgingen. Von Trachis aus, wo dieser Fußpfad beginnt, geht auch noch ein anderer Weg direkt über das Gebirge nach Doris und ist sogar von einer persischen Heeresabtheilung benutzt worden. Einige Meilen weiter zog im Jahre 191 der Konsul M'. Acilius Glabrio mit seinem Heere über das Gebirge, am Berge Korax entlang; der Marsch war zwar sehr mühselig und verlustvoll, aber er gelang.[1]) Xerxes war stark genug, alle diese Uebergänge zugleich versuchen zu lassen, sein Heer war ohnehin bisher in drei Abtheilungen nebeneinander auf Parallelstraßen marschirt, nahm also die Vertheidiger von Thermopylä früher oder später auf jeden Fall im Rücken, wenn es sie nicht in der Front zu überwältigen vermochte.

Vertheidigung der Gebirgspässe hat nur dann einen Zweck, wenn man den Feind nicht absolut aufhalten, sondern ihn nur Zeit verlieren machen und ihn zu verlustvollen Gefechten zwingen will. Will man das Gebirge benutzen, eine überlegene Invasion wirklich abzuwehren, so verlangt die Theorie der Taktik, daß man sich mit gesammten Kräften gegenüber dem oder einem der Défilés aufstellt, aus welchem der Feind im Begriff ist zu debouchiren. Dann greift man ihn an, in einem Augenblick, wo er erst mit einem Theil seiner Truppen das Défilé überwunden hat. Gelingt es nun, diese, numerisch noch relativ schwach und unentwickelt, wie sie sind, zu schlagen, so müssen sie große Verluste erleiden. Sie müssen in den Engpaß zurück, Abtheilungen werden vielleicht abgedrängt und gehen ganz verloren.

---

[1]) Livius XXXVI, 30.

Digitized by Google

Hat der Feind den Uebergang an mehreren Stellen zugleich unternommen, so kann man sich nunmehr mit gesammten Kräften auf einen anderen Theil werfen und schlägt so immer mit versammelter Kraft den Gegner im Detail. Dies Stratagem ist so einfach, daß wir es ebenfalls schon in der urältesten sagenhaften Kriegserzählung angewandt finden. Das erste große Eroberervolk in der Geschichte sind die Assyrer unter König Ninus, und als dieser, so erzählt die Sage, gegen die Baktrer auszog, da ließ der König der Baktrer einen Theil der Assyrer durch die Pässe in sein Land herabsteigen, griff sie dann an und schlug sie. Ninus war aber so stark, daß die durch andere Pässe vorgegangenen Truppen genügten, die Baktrer zuletzt doch zu besiegen[1]).

Wir dürfen also sagen, die theoretische Einsicht in das Wesen der strategischen Verwerthung eines Gebirges ist schon den ältesten Zeiten aufgegangen, aber die Griechen waren im Jahre 480 nicht in der Lage, davon Gebrauch zu machen. Sie hätten alle ihre Kräfte am Oeta vereinigen und hier eine Offensivschlacht liefern müssen. Das war zunächst politisch unmöglich; es ist von einem Konglomerat kleiner Republiken nicht zu erwarten, daß sie ihre gesammten Kräfte so weit von Hause wegschicken und der Gefahr einer Offensivschlacht aussetzen, ehe ihr eigenes Gebiet unmittelbar bedroht ist, und ein großer Theil, namentlich die Athener, war durch die Flotte in Anspruch genommen. Vor Allem aber, man war ja taktisch nicht in der Lage, eine Offensivschlacht zu liefern, in Anbetracht der persischen Reiterei. Nur durch die künstliche Defensivstellung mit Flügelanlehnung hatte man bei Marathon gesiegt. Suchte man abermals eine solche Stellung, so liefen die Perser sicherlich nicht wieder dagegen an, sondern umgingen sie, gegebenenfalls mit Hilfe ihrer Flotte, und suchten die Schlacht auf freiem Felde.

Eine spätere Ueberlieferung[2]) will, Themistokles, den die Athener zum Feldherrn wählten, habe von Anfang an auf jede Vertheidigung zu Lande verzichten und den Persern mit der Flotte so weit als möglich entgegen gehen wollen. Das wäre in der That damals der beste Plan gewesen. Auf eine Seeschlacht mußte

[1]) Diodor II, 6 aus Ktesias.
[2]) Plutarch, Themist. Kap. 7.

Digitized by Google

man es auf jeden Fall früher oder später ankommen lassen; gelang es, die persische Flotte zu besiegen, so hatte man damit auch für die Entscheidung zu Lande günstigere Chancen geschaffen: ein großer Theil der Flottenmannschaft konnte ans Land steigen, die Hoplitenrüstung anziehen und das Landheer verstärken, und die Perser hatten bei ihren strategischen Manövern nicht mehr das Hülfsmittel der Umgehung zu Wasser.

Einem solchen Plan mögen sich aber mancherlei Hindernisse in den Weg gestellt haben. Die verschiedenen Kontingente der griechischen Flotte waren schwerlich so früh alle fertig und versammelt, um die weite Fahrt bis in die Nähe des Hellesponts zu machen; das Wagniß war sehr groß, und die persischen Schiffe hielten sich vorsichtig zurück, bis das Landheer an den Grenzen Griechenlands angelangt war.

So wird es zu erklären sein, daß die Griechen endlich einen Mittelweg wählten: sie versuchten es mit der Paßsperre bei Thermopylä, und die Flotte hielt sich in der Nähe, an der Nordspitze Euböas beim Vorgebirge Artemision, um der Truppe des Leonidas die Seeflanke zu decken. Die Athener, die sich noch an der Besetzung des Tempe-Passes stark betheiligt hatten, hatten jetzt ihren Sinn geändert, ihre Kraft ausschließlich auf die Flotte verwandt und zu dem Heer des Leonidas kein Kontingent gestellt.

Man hat sich oft gewundert, weshalb die Griechen das Heer des Leonidas nicht stärker machten; dürfen wir uns auf die überlieferten Zahlen auch nicht verlassen, so ist doch das Eine sicher, daß, obgleich der gesammte Auszug der Spartiaten etwa 2000 Mann betrug, Leonidas von ihnen doch nur 300 bei sich hatte. Daraus folgt dann, daß auch die andern Staaten meist nur wenig oder auch gar keine Truppen geschickt haben werden. Es läßt sich das aber doch wohl ganz gut erklären. Den Griechen war die Gefahr einer Gebirgsvertheidigung nicht unbekannt. Mißlang die Sperre, so war nicht bloß die Stellung, sondern ein großer Theil des Heeres verloren und ein um so größerer, je größer das Heer war und sich selbst im Rückzug hemmte. Die persischen Reiter und Bogner waren für ein zurückgehendes Heer ganz besonders gefährliche Verfolger. Auch ein kleines Heer genügte für die eigentliche Paßsperre; nicht durch zu schwache Besetzung, sondern durch eine Un-

Digitized by Google

aufmerksamkeit haben thatsächlich die Griechen den Kampf endlich verloren. Die positive Hoffnung, die man bei der Stellungnahme hatte, konnte nur die sein, daß es der griechischen Flotte bei Artemision gelingen möchte, die persische zu schlagen, und das Landheer darauf das Unternehmen aufgeben und zurückgehn würde. In sich selber hatte die Vertheidigung von Thermopylä so gut wie keine Aussichten; sie war ein heroischer Versuch, ohne daß man gleich das Ganze aufs Spiel setzen wollte. Formal, man könnte auch sagen, materialistisch-militärisch war es ein Fehler, aber es war ein moralisches Postulat und in seiner Erfüllung von unermeßlichem Werth, daß den Barbaren der Eintritt in das eigentliche Hellas nicht kampflos preisgegeben wurde.

Leonidas war ein Mann, diese Natur seiner Aufgabe zu begreifen und zu erfüllen. Als die Umgehung der Perser gemeldet wurde, ließ er das Gros seines Heeres den Rückzug antreten; er selbst aber mit den Spartiaten blieb stehen, um diesen Rückzug zugleich zu decken und die Idee des Kampfes, der ihm aufgetragen war, zum vollkommenen Ausdruck zu bringen. Der Untergang der Spartaner ist nicht bloß Opfertod und ist auch nicht bloß Rückzugsgefecht, sondern beides zugleich.

Die Kritiker sagen, Leonidas hätte sich zurückziehen sollen; so viel ist gewiß, die Kritiker hätten sich zurückgezogen. Dieses Wort Heinrich Leos möge auch in dieser kriegsgeschichtlichen Betrachtung als die beste Charakteristik des Treffens von Thermopylä wiederholt werden.

Wie Miltiades uns in seiner Defensiv-Offensive bei Marathon gezeigt hat, daß das Hellenenthum bereits die Grundbegriffe aller Heerführung sich zu eigen gemacht hatte, so verkörpert uns Leonidas das moralische Element im Kriege, seine Bedeutung, seinen Werth; nicht bloß die ritterliche, persönliche Tapferkeit, den Heldentod, sondern das Heldenthum in dem organischen Zusammenhang des Krieges als bewußter militärischer Handlung.

Zeugniß, daß sich die Griechen der Idee bewußt waren, giebt uns der Dichter, der in Worten, klassisch wie das Ereigniß selber, seinen Sinn für alle Zeiten deutete:

Digitized by Google

Ὦ ξεῖν', ἀγγέλλειν Λακεδαιμονίοις, ὅτι τῇδε
Κείμεθα τοῖς κείνων ῥήμασι πειθόμενοι.

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

1. Je klarer man sich macht, daß die Griechen den Kampf mit den Persern zu Lande nicht aufnehmen konnten, bevor sie die persische Flotte geschlagen, desto auffälliger ist, daß die Athener zuerst ein großes Landheer an den Tempepaß und sogar unter Führung des Themistokles geschickt haben, dem man am meisten von allen Griechen die volle Einsicht in die strategische Lage zutraut.

Möglich erscheint folgende Erklärung. Als die Griechen nach Tempe zogen, hatten sie nicht bloß die Böotier, sondern auch die Thessalier noch auf ihrer Seite, die beide, namentlich die Thessalier, über eine tüchtige Reiterei verfügten. Themistokles hat also vielleicht den Plan gehabt — nicht Tempe zu sperren, was ganz hoffnungslos war, da die Perser es nicht nur zu Lande, sondern auch zur See umgehen konnten — sondern mit Hülfe der thessalischen Reiter den aus Tempe debouchirenden Persern eine Schlacht zu liefern. Das zeigte sich unausführbar, besonders da auf die Thessalier kein Verlaß war und die übrigen Griechen nicht zahlreich genug erschienen — und jetzt erst führte Themistokles die Athener auf den andern Weg hinüber, zuerst mit der persischen Flotte zu kämpfen, und ließ nach Thermopylä keine Truppen mehr schicken.

So war Thermopylä von vornherein ein so gut wie verlorener Posten und dem Leonidas die Aufgabe gestellt, mit Ehren zu sterben, um den Griechen ein Beispiel zu sein.

2. Bei Diodor (XI, 4) findet sich (nach Ephorus) eine Erzählung, der bisher Niemand hat recht Glauben schenken wollen, die aber nach dem Obigen doch der Wahrheit recht nahe kommen dürfte. Leonidas soll hiernach nur 1000 Mann aus Lacedämon haben mitnehmen wollen, und als die Ephoren ihm mehr anboten, gesagt haben, um die Pässe zu sperren seien es wenige, aber in Wahrheit sperre er nicht mit ihnen die Pässe, sondern führe sie in den Tod. Ziehe er mit dem gesammten Volke dahin, so würde Lacedämonien völlig untergehn. Die Zahl „1000" möge in dieser Erzählung auf sich beruhen; auch daß die Ephoren dem König eine größere Zahl angeboten. Sie werden ebenso gut wie Leonidas selbst gewußt haben, um was es sich handelte. Das Wesentliche ist, daß uns hier in populärer Form der richtige strategische Gedanke thatsächlich erhalten ist. Auch für Marathon haben wir ja die Tradition der richtigen militärischen Auffassung bei Ephorus gefunden.

3. Nach der Erzählung Herodots hat Leonidas auch 700 Thespier, die sich dazu anboten, und die Thebaner bei sich behalten; die Thebaner ergaben sich den Persern, die Thespier fielen mit den Spartiaten.

Digitized by Google

Ist schon die Aufopferung der Spartiaten, die einen Kriegerstand bilden, eine That von ewig denkwürdigem Heroismus, so scheint die freiwillige Theilnahme der Bürgermiliz einer kleinen Stadt über menschliches Vermögen hinauszugehen. Daß eine ganze Stadt von solchen Helden bewohnt wird — mehr als 700 Hopliten kann ein Städtchen wie Thespiä garnicht gehabt haben — kann man auf das Zeugniß einer legendarischen Ueberlieferung hin nicht annehmen. Der Zusammenhang könnte der sein, daß die Perser die Thespier auf dem Rückzug noch eingeholt und hier, da sie sich wehrten, niedergemacht haben, während die Thebaner Ergebung anboten, die angenommen wurde.

4. Gegen meine Auffassung der That des Leonidas ist eingewendet worden (Busolt p. 686 Anmk.), Leonidas habe, wenn er den Rückzug der Andern decken wollte, zunächst immer so weit zurückgehen können, bis er die persische Umgehungskolonne wieder vor sich hatte, da auch noch später enge Stellen im Wege vorkommen, die gut zu vertheidigen waren. Dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Die Perser hatten doch Posten ausgestellt und hätten sofort begonnen nachzudrängen, sobald sie die Räumung des Passes bemerkten. Dann hätten die Griechen zunächst durch die Pfeile der Verfolger erhebliche Verluste erlitten, um an der nächsten Stelle auf's Neue umgangen zu werden, vielleicht eine kleine Anzahl der Spartiaten zuletzt noch gerettet, den ganzen moralischen Werth des Kampfes aber eingebüßt. Beides gehört auf's Engste zusammen und darf nicht getrennt werden: der Opfertod in seiner moralischen Bedeutung und der militärische Zweck.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Artemision.

Etwa gleichzeitig mit den Gefechten in Thermopylä kämpften die beiden Flotten an drei Tagen hintereinander bei Artemision. Nach der Erzählung der Griechen hätten die Kräfte sich etwa die Waage gehalten, oder die Griechen gar einen Sieg davongetragen,[1]) aber doch wegen der Beschädigung so sehr vieler Schiffe beschlossen den Rückzug anzutreten und ihn sofort begonnen, als nun auch die Nachricht von der Katastrophe des Leonidas ankam.

Diese Erzählung scheint als das Eingeständniß einer Niederlage der Griechen aufgefaßt werden zu müssen. Denn der Rückzug der Flotte von der Nordspitze von Euböa bedeutete die Preisgebung von Thermopylä, und diese bedeutete die Räumung von ganz Mittelgriechenland und Attika. Das Volk mag, wie Herodot erzählt, sich eingebildet haben, daß man nur bis zum Euripus zurückgehe und daß ein griechisches Landheer dem Xerxes weiter südwärts noch einmal entgegentreten werde. Die Führer aber müssen gewußt haben, daß, wenn man nicht einmal Thermopylä hatte halten können, weiter südwärts keine Stellung war, die die Perser nicht hätten umgehen können, daß also die Spartaner erst auf dem Isthmus die Vertheidigung aufnehmen würden. Es war kein kleiner Entschluß, namentlich für die Athener, von Artemision ab-

[1]) Aristoph. Lysistrata v. 1250. Man setzte auch später auf dem Vorgebirge ein Siegesdenkmal, dessen Inschrift uns Plutarch überliefert hat.

Digitized by Google

zuziehen; ihr Land und ihre Stadt waren damit verloren. Nur die unbedingte Nothwendigkeit, also eine Niederlage, scheint einen solchen Entschluß zu erklären.

Auf der anderen Seite ist es sehr auffällig, daß die Perser sie unverfolgt abziehen ließen. Die persischen Admirale wußten, daß ihr Landheer vor einem Engpaß kämpfte; sie wußten, welches große Verdienst sie sich erwerben würden, wenn sie die griechischen Schiffe vertrieben und dadurch die Umgehung von Thermopylä zu Wasser ermöglichten. Trotzdem sollen sie nach dreitägigem Gefecht nicht am vierten Tage von Neuem zur Schlacht angerudert, sondern erst auf die Meldung, daß die Griechen abgefahren, von ihrem Ankerplatze am Eingang des pagasäischen Meerbusens aufgebrochen sein. So zurückhaltend wären die Perser nach einem vollständigen Siege doch wohl kaum gewesen.

Es scheint also doch, daß die Griechen sich in dem dreitägigen Fechten ganz gut behauptet haben. Vielleicht ist die Nachricht falsch, daß der Rückzug schon vor dem Eintreffen der Nachricht von Thermopylä beschlossen gewesen sei. Wenigstens würde der Zusammenhang viel verständlicher erscheinen, wenn man annimmt, daß erst diese Meldung den Ausschlag gegeben, (so hat es schon Plutarch aufgefaßt), und nachdem vielleicht schon vorher einige Stimmen ihn gefordert, definitiv den Rückzug entschieden habe.

Wie dem auch sei, es erscheint als sicher, daß die griechische Flotte sich der persischen in offenem Wasser gewachsen gezeigt hat und in dreitägigem Ringen nicht hat überwunden werden können.

Hieraus dürfen wir schließen, daß die beiden Flotten an Zahl ziemlich gleich stark gewesen sind. Wenn die Griechen den Widerspruch, daß auf der einen Seite die Perser drei Mal mehr gewesen seien und doch nicht siegen konnten, dadurch beseitigen wollen, daß die feindlichen Schiffe durch ihre Größe und Menge sich selber verwirrt und geschadet hätten, so ist das offenbare Fabel. Die Hauptmasse der persischen Schiffe bestand aus Phöniciern und ionischen Griechen, beides vortreffliche Seeleute, die die Schiffe, die sie bauten, auch zu regieren wußten. Die Besatzung bestand vermuthlich aus lauter Berufs-Seeleuten, während die griechischen Schiffe zum Theil zwar

Digitized by Google

mit vortrefflichen Seeleuten, zum Theil aber auch mit nautisch nur wenig erfahrenen Bürgern besetzt gewesen sein müssen. Herodot (VIII, 60) läßt Themistokles einmal ausdrücklich die technische Ueberlegenheit der Gegner anerkennen.[1]) Die Griechen hätten also die dreitägige Schlacht in offener See unmöglich so durchhalten können, wenn ein anerkannt tüchtiger und energisch geführter Feind auch noch eine große Ueberlegenheit gehabt hätte. Die Griechen wollen selber am ersten Schlachttage 271 Trieren gehabt haben, die Perser hatten also gewiß nicht mehr als 300. Angeblich haben sie in einem großen Sturm einige Tage vorher sehr viele Schiffe verloren. Selbst wenn dieser Verlust übertrieben wäre und sie von Anfang an nicht mehr als 300 Trieren gehabt haben, so ist es immerhin wahrscheinlich, daß Xerxes geglaubt hat, mit einer solchen Flotte alle Griechen vom Meer wegfegen zu können. Von den griechischen Schiffen waren 127 athenisch. Noch wenige Jahre vorher hatten die Athener sich 20 Schiffe von den Korinthern geborgt, um einen Krieg gegen Aegina zu führen. Dann erst war auf des Themistokles Antrag die große Flotte 483/82 gebaut worden, und am persischen Hof hat man gewiß keine Vorstellung davon gehabt, welche außerordentliche Anstrengung der kleine Staat noch im letzten Augenblick gemacht hatte. Es liegt also nicht nur kein innerer Grund vor, anzunehmen, daß die persische Flotte so sehr viel zahlreicher gewesen ist, als die griechische, sondern der Verlauf der Schlacht von Artemision schließt es, zum wenigsten nach dem Verlust durch den Schiffbruch, geradezu aus[2]).

Ist das richtig, so wird auch der Rückzug der Griechen ganz verständlich. Nach Herodot sind die Athener noch bei Artemision

---

[1]) An sich ist auf solche Aussprüche nicht viel zu geben; sie pflegen nach dem augenblicklichen Zweck formulirt zu werden. Als Hegesistratus die Griechen zur Fahrt nach Jonien überreden will, sagt Herodot (IX, 90) das Gegentheil. Das Entscheidende ist die Natur der Sache, die es mit sich bringt, daß die eine Flotte mit Seeleuten, die andere zum Theil mit Volksaufgebot besetzt war.

[2]) Es ist vielleicht gut, daran zu erinnern, daß nicht bloß große Landheere, sondern auch große Flotten sehr schwer zu bewegen sind. Die vollständige Flotte, mit der die Athener 415 nach Sicilien gingen, war 134 Trieren und zwei Pentekonteren stark, dazu 131 Lastschiffe und eine Anzahl freiwillige Handelsschiffe. Diese Flotte fuhr nicht zu einem Geschwader vereinigt, sondern wurde in drei Divisionen getheilt „ἵνα μήτε ἅμα πλέοντες ἀπορῶσιν ὕδατος καὶ λιμένων καὶ τῶν ἐπιτηδείων ἐν ταῖς καταγωγαῖς, πρός τε τἆλλα εὐκοσμότεροι καὶ ῥᾷους ἄρχειν ὦσι, κατὰ τέλη στρατιᾷ προστεταγμένοι". Thucyd. VI, 42.

Digitized by Google

durch 53 weitere athenische Trieren verstärkt worden; diese Verstärkung ist mit Recht von Beloch angezweifelt worden. Keinem Zweifel aber kann es unterliegen, daß von den kleineren Kontingenten ein erheblicher Theil erst bei Salamis sich eingefunden hat. Herodot bemüht sich ausdrücklich zu beweisen, daß der Verstärkung der Griechen auch Verstärkungen der Perser gegenübergestanden hätten. Für die Perser bestanden sie aber in den wenigen Schiffen der Inselgriechen, für die Griechen giebt Herodot 55 Trieren an (außer den 53 athenischen). Indem man also von Artemision zurückging, ging man auf Verstärkungen zurück und konnte auch in den heimischen Häfen die vielen beschädigten Schiffe sehr schnell wieder ausbessern, was für die Perser viel schwieriger war. Hatte man sich bei Artemision schon mit Ehren behauptet, so durfte man einer zweiten Schlacht im saronischen Meerbusen mit guter Zuversicht entgegensehen. Der Preis, den man zahlte, war freilich sehr hoch, die Athener mußten ihr Land und ihre Stadt dem Feinde überlassen, aber da es einmal nicht gelungen war, die feindliche Flotte bei Artemision zu besiegen, so blieb kein anderes Mittel.

1. Herodot erzählt, die Griechen seien aus ihrer Stellung bei Artemision vor der Schlacht schon einmal bis zum Euripus zurückgewichen und erst auf die Nachricht von den großen Verlusten der Perser im Schiffbruch wieder nach Artemision vorgegangen. Die Nachricht verdient keinen Glauben, da in diesem Falle Leonidas auch Thermopylä hätte räumen müssen. Sie gehört zur Ausmalung der Angst, in der die Griechen vor der Ankunft der Perser gelebt haben, und der Hülfe, die ihnen die Götter in Wind und Wetter gesandt. Je größer der Verlust der Perser im Schiffbruch, je größer war ursprünglich die Flotte gewesen.

2. Mit der Feststellung des Stärkeverhältnisses der Flotte schwindet definitiv die Fabel, die Perser hätten 200 Schiffe um Euböa herumgeschickt, um den Griechen den Rückzug abzuschneiden und diese seien allesammt in einem Sturm gescheitert. Um die griechische Flotte abzuschneiden — wenn die Perser in der Schlacht die Schiffe entbehren konnten — brauchten sie diese nicht um Euböa herumzuschicken, sondern einfach während die Hauptflotte zur Schlacht anfegelte, gerade übers Wasser in die linke Flanke der Griechen. Die Erzählung gehört ebenfalls zu den Hülfslinien der Legende, um den Widerspruch zwischen der ungeheuren eigentlichen Größe der persischen Flotte und ihrem wirklichen Erscheinen in der Schlacht auszugleichen.

Digitized by Google

mit vortrefflichen Seeleuten, zum Theil aber auch mit nautisch nur wenig erfahrenen Bürgern besetzt gewesen sein müssen. Herodot (VIII, 60) läßt Themistokles einmal ausdrücklich die technische Ueberlegenheit der Gegner anerkennen.[1]) Die Griechen hätten also die dreitägige Schlacht in offener See unmöglich so durchhalten können, wenn ein anerkannt tüchtiger und energisch geführter Feind auch noch eine große Ueberlegenheit gehabt hätte. Die Griechen wollen selber am ersten Schlachttage 271 Trieren gehabt haben, die Perser hatten also gewiß nicht mehr als 300. Angeblich haben sie in einem großen Sturm einige Tage vorher sehr viele Schiffe verloren. Selbst wenn dieser Verlust übertrieben wäre und sie von Anfang an nicht mehr als 300 Trieren gehabt haben, so ist es immerhin wahrscheinlich, daß Xerxes geglaubt hat, mit einer solchen Flotte alle Griechen vom Meer wegfegen zu können. Von den griechischen Schiffen waren 127 athenisch. Noch wenige Jahre vorher hatten die Athener sich 20 Schiffe von den Korinthern geborgt, um einen Krieg gegen Aegina zu führen. Dann erst war auf des Themistokles Antrag die große Flotte 483/82 gebaut worden, und am persischen Hof hat man gewiß keine Vorstellung davon gehabt, welche außerordentliche Anstrengung der kleine Staat noch im letzten Augenblick gemacht hatte. Es liegt also nicht nur kein innerer Grund vor, anzunehmen, daß die persische Flotte so sehr viel zahlreicher gewesen ist, als die griechische, sondern der Verlauf der Schlacht von Artemision schließt es, zum wenigsten nach dem Verlust durch den Schiffbruch, geradezu aus[2]).

Ist das richtig, so wird auch der Rückzug der Griechen ganz verständlich. Nach Herodot sind die Athener noch bei Artemision

---

[1]) An sich ist auf solche Aussprüche nicht viel zu geben; sie pflegen nach dem augenblicklichen Zweck formulirt zu werden. Als Hegesistratus die Griechen zur Fahrt nach Jonien überreden will, sagt Herodot (IX, 90) das Gegentheil. Das Entscheidende ist die Natur der Sache, die es mit sich bringt, daß die eine Flotte mit Seeleuten, die andere zum Theil mit Volksaufgebot besetzt war.

[2]) Es ist vielleicht gut, daran zu erinnern, daß nicht bloß große Landheere, sondern auch große Flotten sehr schwer zu bewegen sind. Die vollständige Flotte, mit der die Athener 415 nach Sicilien gingen, war 134 Trieren und zwei Pentekonteren stark, dazu 131 Lastschiffe und eine Anzahl freiwillige Handelsschiffe. Diese Flotte fuhr nicht zu einem Geschwader vereinigt, sondern wurde in drei Divisionen getheilt „ἵνα μήτε ἅμα πλέοντες ἀπορῶσιν ὕδατος καὶ λιμένων καὶ τῶν ἐπιτηδείων ἐν ταῖς καταγωγαῖς, πρός τε τἆλλα εὐκοσμότεροι καὶ ῥᾴους ἄρχειν ὦσι, κατὰ τέλη στρατηγῷ προστεταγμένοι". Thucyd. VI, 42.

Digitized by Google

durch 53 weitere atheniſche Trieren verſtärkt worden; dieſe Verſtärkung iſt mit Recht von Beloch angezweifelt worden. Keinem Zweifel aber kann es unterliegen, daß von den kleineren Kontingenten ein erheblicher Theil erſt bei Salamis ſich eingefunden hat. Herodot bemüht ſich ausdrücklich zu beweiſen, daß der Verſtärkung der Griechen auch Verſtärkungen der Perſer gegenübergeſtanden hätten. Für die Perſer beſtanden ſie aber in den wenigen Schiffen der Inſelgriechen, für die Griechen giebt Herodot 55 Trieren an (außer den 53 atheniſchen). Indem man alſo von Artemiſion zurückging, ging man auf Verſtärkungen zurück und konnte auch in den heimiſchen Häfen die vielen beſchädigten Schiffe ſehr ſchnell wieder ausbeſſern, was für die Perſer viel ſchwieriger war. Hatte man ſich bei Artemiſion ſchon mit Ehren behauptet, ſo durfte man einer zweiten Schlacht im ſaroniſchen Meerbuſen mit guter Zuverſicht entgegenſehen. Der Preis, den man zahlte, war freilich ſehr hoch, die Athener mußten ihr Land und ihre Stadt dem Feinde überlaſſen, aber da es einmal nicht gelungen war, die feindliche Flotte bei Artemiſion zu beſiegen, ſo blieb kein anderes Mittel.

1. Herodot erzählt, die Griechen ſeien aus ihrer Stellung bei Artemiſion vor der Schlacht ſchon einmal bis zum Euripus zurückgewichen und erſt auf die Nachricht von den großen Verluſten der Perſer im Schiffbruch wieder nach Artemiſion vorgegangen. Die Nachricht verdient keinen Glauben, da in dieſem Falle Leonidas auch Thermopylä hätte räumen müſſen. Sie gehört zur Ausmalung der Angſt, in der die Griechen vor der Ankunft der Perſer gelebt haben, und der Hülfe, die ihnen die Götter in Wind und Wetter geſandt. Je größer der Verluſt der Perſer im Schiffbruch, je größer war urſprünglich die Flotte geweſen.

2. Mit der Feſtſtellung des Stärkeverhältniſſes der Flotte ſchwindet definitiv die Fabel, die Perſer hätten 200 Schiffe um Euböa herumgeſchickt, um den Griechen den Rückzug abzuſchneiden und dieſe ſeien alleſammt in einem Sturm geſcheitert. Um die griechiſche Flotte abzuſchneiden — wenn die Perſer in der Schlacht die Schiffe entbehren konnten — brauchten ſie dieſe nicht um Euböa herumzuſchicken, ſondern einfach während die Hauptflotte zur Schlacht anſegelte, gerade übers Waſſer in die linke Flanke der Griechen. Die Erzählung gehört ebenfalls zu den Hülfslinien der Legende, um den Widerſpruch zwiſchen der ungeheuren eigentlichen Größe der perſiſchen Flotte und ihrem wirklichen Erſcheinen in der Schlacht auszugleichen.

Digitized by Google

3. Den Widerspruch, daß die persische Flotte der griechischen um das Vielfache überlegen und diese sich doch in dreitägiger Schlacht im offenen Wasser behauptet haben soll, habe ich früher auf die Weise zu lösen gesucht, daß bei Artemision überhaupt keine wirkliche Schlacht stattgefunden habe. Diese Lösung ist jedoch unstatthaft, nicht sowohl wegen der Erzählung der Griechen — die Legende hat oft ganze Schlachten erfunden — sondern wegen der Kämpfe um Thermopylä. Die persische Flotte kann unmöglich stillgelegen haben, während der König hier kämpfte, sondern muß mit aller Kraft angesetzt haben, um die griechische Flotte fortzuschlagen und die Stellung des Leonidas im Rücken zu nehmen.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Schlacht bei Salamis.

Als die Botschaft nach Athen kam, daß die Bürgerschaft die Stadt verlassen und dem Feinde preisgeben solle, verweigerte sie in dumpfer Verzweiflung, diesem Rathe nachzukommen, und auch die Auslegung des Götterspruches von den hölzernen Mauern wollte nicht verfangen. Endlich fand sich's, daß die heilige Burgschlange ihren monatlichen Opferkuchen nicht verzehrt hatte und ausgewandert war. Solch' göttlichem Beispiel zu folgen scheuten sich nunmehr auch die athenischen Bürger nicht mehr.

Die Bevölkerung wurde zum Theil nach dem Peloponnes, zum Theil aber auch bloß nach Salamis hinübergeschafft. Die Mittel werden nicht ausgereicht haben, die großen Menschenmassen mit ihrer beweglichen Habe insgesammt bis in den Peloponnes zu transportiren. Die bäuerliche Bevölkerung wird sich in die Berge geflüchtet haben. Indem die Insel Salamis den Stadtbürgern eine Zufluchtsstätte bot, fesselte sie die Flotte an diese Stelle. Trotzdem soll nach der Tradition ein großer Streit unter den Feldherren geherrscht haben, ob man die Schlacht gegen die Perserflotte nunmehr bei Salamis annehmen wolle. Wir sind nicht in der Lage, die Natur dieses Streites mit Sicherheit zu erkennen, und es ist völlig unmethodisch, eine Erzählung, wie diejenige Herodots, auch wenn es gelingt, sie von offenbaren Unmöglichkeiten und Widersprüchen zu reinigen, als Geschichte wiederzugeben. Vielleicht ist dieser ganze Feldherrenstreit eine Fabel, in der nur das Körnchen Wahrheit steckt, daß die Gründe, ob man bei Salamis, ob anderwärts schlagen solle, nach allen Seiten im Kriegs-

Digitized by Google

rath erwogen wurden; gerade diese Verzerrung, so stark sie scheint, findet sich ziemlich häufig in der Kriegsgeschichte, auch in der neueren: ich verweise hier nur auf die Bullingersche Chronik, über die Schlacht bei Murten. Gewisse Stücke der Herodoteischen Erzählung entsprechen freilich so sehr der Natur der Sache, daß wir sie wohl annehmen können; aber ob nicht noch andere uns unbekannte Motive, vielleicht viel stärkerer Natur, mitgespielt haben, wissen wir nicht.

Zunächst ist festzuhalten, daß es sich nur darum handelte, wo, nicht ob die Seeschlacht geschlagen werden solle. Hatte man nicht den Muth, die Seeschlacht zu wagen, so mußte Griechenland sich den Persern unterwerfen; ohne den Widerstand der Flotte hätten die Perser den durch eine Mauer abgeschlossenen Isthmus umgangen, und daß die Landarmee sich nicht getraute, den Persern im freien Felde eine Schlacht zu liefern, wissen wir bereits. Wurde nun die Schlacht in dem Sunde von Salamis geschlagen und ging verloren, so waren die Geschlagenen so gut wie abgeschnitten und fielen entweder auf den Schiffen oder auf der Insel Salamis den Persern in die Hände. Man hätte also von diesem Gesichtspunkte aus die Schlacht besser am Isthmus geschlagen, wo im äußersten Falle sich ein Theil der Schiffsmannschaft auf das Festland hätte retten können.

Damit wäre aber auch wieder wenig gewonnen gewesen, da ja ohne die Flotte auch das Landher nicht widerstandsfähig war. Ueberdies gab man durch den Rückzug nach dem Isthmus nicht nur Salamis mit den dorthin geretteten Athenern, sondern auch Aegina und Megara dem Feinde preis. Das scheint völlig durchschlagend, und man ist zunächst rathlos wegen eines leidlich rationellen Motivs, das die Vertheidiger des weiteren Rückzuges doch vorgebracht haben müssen. Die Legende begnügt sich ja mit der einfachen Thorheit und Feigheit; in Wirklichkeit gehn die Dinge nicht so zu, und es ist völlig sicher, daß der Spartanenkönig Eurybiades und der Führer der Korinther Adeimantos, den seine Landsleute als einen Helden gefeiert und für den eigentlichen Sieger von Salamis gehalten haben, noch andere Gründe für ihren Plan vorgebracht haben, als Herodot sie aufbewahrt hat. In der That finden wir nun auch in Herodots Erzählung noch eine Thatsache,

Digitized by Google

die bisher ganz unbeachtet geblieben ist, aber uns vielleicht den gesuchten Schlüssel giebt.

Wir hören, daß eine Flotte von 60 korkyräischen Trieren schon an der Südspitze des Peloponnes angelangt war. Die Griechen haben später den Argwohn geäußert, die Korkyräer, die angeblich durch widrige Winde aufgehalten wurden, seien absichtlich zurückgeblieben, um die Entscheidung abzuwarten und sich dem Sieger anzuschließen. Es scheint aber nicht unmöglich, daß man im Rathe der griechischen Feldherren jeden Augenblick ihr Eintreffen erwartete und deshalb auch unter den schwersten Opfern lieber noch einen Schritt weiter zurückgehen und durch ihre Hülfe den Sieg noch sicherer machen wollte.

Die Entscheidung soll mit der ganzen Verwogenheit seiner Natur Themistokles gebracht haben, indem er Verrath heuchelnd König Xerxes selbst von dem Zwiespalt unter den Griechen benachrichtigte und ihn dadurch zum sofortigen Angriff verleitete. Ueber den Inhalt dessen, was Themistokles dem König hat sagen lassen, waren sich die Griechen nicht ganz einig. Bei Aeschylus (Perser v. 336) heißt es, ein Mann habe dem Xerxes gemeldet, die Griechen würden in der Nacht entfliehen und sich zerstreuen, um ihr Leben zu retten. Herodot fügt hinzu, die Griechen würden, wenn die Perser ansegelten, sich untereinander bekämpfen. Diodor (wohl nach Ephorus) läßt den Boten sagen, die Griechen wollten nach dem Isthmus segeln, um sich dort mit dem Landheer zu vereinigen. Aehnlich und wohl aus derselben Quelle Plutarch. Der Grund der Umbildung ist klar: es gab Leute, denen es nicht einleuchtete, daß der König ein Interesse daran gehabt haben sollte, die Griechen an der Auflösung zu hindern. Denn wäre es dazu gekommen, so hätte die persische Flotte nicht nur jedes griechische Flotten-Kontingent, sofern es überhaupt noch die See zu halten wagte, mit Leichtigkeit überwältigt, sondern auch den Landsieg entschieden, indem sie einen Theil des persischen Heeres irgendwo auf dem Peloponnes gelandet und dadurch die Griechen aus ihrer letzten unumgehbaren Stellung hinter der Isthmus-Mauer herausmanövrirt hätte. Daher bei Herodot schon der Zusatz, die Griechen würden sich untereinander bekämpfen, ein Theil also zu den Persern übergehen — was deren Angriff wenigstens einigermaßen verständlich macht.

Digitized by Google

Ephorus aber hat erkannt, daß auch dies nicht genüge, und da eine andere positive Ueberlieferung nicht vorlag, statt der Auflösung der Flotte einen bloßen Rückzug an den Isthmus und Verbindung mit dem Landheere eingesetzt. Spätere, wie Nepos, Justin, Frontin sind zu der ursprünglichen Legende zurückgekehrt und lassen dem König bestellen: die Griechen seien im Begriff, sich zu zerstreuen, er möge schnell zugreifen, damit er sie alle miteinander fange. Kein Märchen kann einen übermüthigen König prächtiger übertölpeln lassen. Am glaubhaftesten würde die Botschaft wohl erscheinen, wenn sie etwa gelautet hätte: es seien noch 60 korkyräische Trieren im Anzuge, die Perser sollten daher vor ihrem Eintreffen die Schlacht suchen.

An der Zahl der Schiffe waren die Griechen, wie wir festgestellt haben, bei Salamis auch ohne die Korkyräer den Persern überlegen. Sie hatten sich schon bei Artemision gut behauptet und seitdem sehr große Verstärkungen empfangen und die Perser nicht. Trotzdem waren diese voller Siegeszuversicht. Sie hatten Leonidas mit seiner Schaar in den Thermopylen vernichtet; durch ihren Rückzug von Artemision hatten die Griechen auch die Seeschlacht als Niederlage anerkannt, jetzt hatten sie, ohne weiteren Kampf zu wagen, Attika und Athen preisgegeben. Xerxes trug also kein Bedenken, seiner Flotte den Angriff auf die griechischen Schiffe bei Salamis zu befehlen, schickte auch vielleicht eine Abtheilung um die Insel herum, um jedes Entkommen fliehender Schiffe zu verhindern.

Nach der Ueberlieferung der Griechen ist ihnen das enge Gewässer zwischen Salamis und Attika, wo die Perser sie fanden, besonders zu statten gekommen. Das würde nun, da die Ueberlegenheit der Zahl eliminirt ist, so zu verstehen sein, daß die Ueberlegenheit der Perser im Manövriren nicht recht zur Geltung kam, dagegen die äußerste, verzweifelte Entschlossenheit, mit der die griechischen Bürger rammten, enterten, fochten, ihnen den Sieg verlieh. Eine Schilderung der Schlacht im Einzelnen durch die Kombination der poetischen Schilderung in Aeschylus' „Persern" mit der Legende bei Herodot gewinnen zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen.[1])

[1]) Will man nicht darauf verzichten, so verweise ich auf die Abhandlung von Löschke, N. Jahrb. f. Philol. Bd., 115, S. 25, wo treffend ausgeführt wird, wie durch eine verbesserte Lesart (Σαλαμῖνος statt Ἐλευσῖνος) Herodots Erzählung zurechtgerückt werden kann.

Digitized by Google

Die Perser mußten endlich von ihrem Angriff abstehen und den Sund wieder verlassen. So groß war der Sieg der Griechen nicht, daß sie sie weit ins Meer hinaus verfolgt hätten. Sie erwarteten sogar eine Erneuerung des Angriffs. Aber Xerxes hatte sich überzeugt, daß er, namentlich wenn nun noch die Korkyräer kamen, nicht im Stande sei, die Griechen zur See zu überwinden. Er schickte also die Flotte, die nichts mehr nützen konnte und auf die Dauer große Verpflegungsschwierigkeiten gemacht hätte, nach Hause.

Der Krieg war darum noch keineswegs verloren. Zwar gegen die Isthmus-Stellung war jetzt nichts mehr auszurichten, aber die Perser hatten doch Mittel-Griechenland und Attika inne, und die Griechen wagten ihnen zu Lande nicht die Stirn zu bieten. Wenn also das Landheer in Griechenland blieb und sich von den unterworfenen Landschaften verpflegen ließ, so war anzunehmen, daß die Griechen, namentlich die Athener, nicht im Stande, ihr Land gegen wiederholte Einfälle zu schützen, mit der Zeit mürbe werden würden. Sie konnten doch nicht jedes Jahr ihre Stadt räumen und über das Wasser fliehen.

Der Krieg mußte also jetzt auf längere Dauer angelegt werden. Da war für den Großkönig selber in Hellas nichts mehr zu thun; seine Gegenwart hätte große, glänzende Thaten verlangt, die vorläufig nicht mehr zu erwarten waren. Im Gegentheil, es war auch politisch-militärisch richtig, daß Xerxes persönlich nach Asien zurückkehrte. Der schwache Punkt der persischen Position war die geringe Zuverlässigkeit der ionischen Griechen. Wenn diese etwa abfielen, so war das persische Heer in Hellas in gefährlicher Art vom Mutterlande getrennt. Die persönliche königliche Autorität war, da man über viele weitere Truppen nicht verfügte, das beste Mittel, die ionischen Griechen in Gehorsam zu erhalten. Xerxes also übergab den Oberbefehl an Mardonius und kehrte nach Sardes zurück, wo er zunächst blieb.[1]) Mardonius ging nach Nord-Griechenland zurück, wo er keinem plötzlichen Ueberfall ausgesetzt war und sein

[1]) Man hat daraus, daß Xerxes den Landweg nahm, während er seine Kinder mit der Flotte nach Hause schickte, allerhand Schlüsse ziehen wollen. Aber für solche Einzelheiten sind so viele verschiedenartige Motive denkbar, daß es wenig Zweck hat, sich da hinein zu vertiefen.

Digitized by Google

Heer in den unterworfenen Landschaften verpflegen lassen konnte. Von hier konnte er in jedem gelegenen Moment die Offensive wieder aufnehmen.

1. In der athenischen Tradition, die uns Herodot wiedergiebt, spielt der Führer der Korinther, Adeimantos, eine sehr schlechte Rolle; er ist immer fürs Ausreißen. Auf seinem Grabstein in Korinth aber stand: „durch seinen Rath habe Hellas den Kranz der Freiheit gewonnen." Bei Salamis sieht man nicht, wo auch nur die Möglichkeit für einen solchen Anspruch einzusetzen wäre. Wahrscheinlich aber ist, daß Adeimantos bei Artemision auf den rechtzeitigen Rückzug gedrungen hat, während die Athener, um ihre Stadt zu retten, widersprachen. So kämen die beiden widersprechenden Charakterbilder sachlich in Harmonie. Die Grabschrift lautet:

οὗτος Ἀδειμάντου κείνου τάφος, οὗ διὰ βουλὰς
Ἑλλὰς ἐλευθερίας ἀμφέθετο στέφανον.

2. Wir haben das Verständniß des persisch-griechischen Seekrieges wesentlich auf dem Wege gewonnen, daß wir den Widerspruch in der Legende aufgedeckt und von den beiden unvereinbaren Aussagen die eine, nämlich die Ueberlegenheit der Perser an der Zahl der Schiffe eliminirt haben. Der Widerspruch besteht, um es noch einmal zu wiederholen, darin, daß die Griechen vor der Ueberzahl der persischen Schiffe sich in die Enge von Salamis zurückgezogen, doch aber kurz vorher, als ihre Flotte noch um ein Drittel oder Viertel schwächer war, bei Artemision im freien Wasser den Persern mehrere Tage lang erfolgreichen Widerstand geleistet haben sollen. Um unser Ergebniß noch sicherer zu stellen, wollen wir auch den Versuch machen, ob nicht der entgegengesetzte Weg ebenfalls gangbar ist, daß wir also die große Ueberlegenheit der Perser in der Schiffszahl festhalten und die Schlacht im freien Wasser bei Artemision streichen. Wir nehmen also an, daß durch irgend welche Zufälle, Wind und Wetter oder Mißverständniß die Perser zu dem Angriff auf die griechische Flotte im offenen Wasser nördlich von Euböa nicht gelangt und die Griechen auf die Nachricht von dem Untergang des Leonidas ohne wesentliche Kämpfe freiwillig aus dieser Stellung gewichen seien, um dafür irgend eine Enge aufzusuchen, wo die Perser ihre numerische Ueberlegenheit nicht entfalten konnten. Da wäre zunächst schwer zu erklären, weshalb sie nicht im Euripus geblieben sind. Die Umgehung durch persische Schiffe um Euböa herum ist auch bei einer großen Ueberlegenheit der Perser ausgeschlossen. Ein solches Detachement wäre gar zu sehr der Gefahr ausgesetzt gewesen, von den Griechen isolirt angegriffen und geschlagen zu werden. Umgekehrt aber bei Salamis hätten die Griechen von einer großen Uebermacht sehr leicht umgangen und eingeschlossen werden können.

Aber angenommen, die Umschiffung von Euböa sei nur demonstrativ von den Persern inscenirt worden, um die feindliche Flotte aus dem Euripus

Digitized by Google

herauszumanövriren, oder die Griechen hätten mit Rücksicht auf das Vordrängen des persischen Landheeres durch Böotien sich die Stellung im Euripus nicht zu halten getraut, so bleiben folgende Punkte unerklärbar.

Erstens der Streit der Feldherren, ob man bei Salamis bleiben solle. Verließ man den Sund von Salamis, so mußte man die Schlacht irgendwo in dem offenen Wasser des saronischen Meerbusens schlagen: ein offenbarer Widersinn, nachdem man eben, um des Vortheils des engen Wassers willen, die Stellung vor Artemision verlassen und sogar Athen geopfert hatte. Auch über diesen Widerspruch könnte man vielleicht noch mit der etwas gewaltsamen Operation hinwegkommen, daß man annähme, der Streit der Feldherren habe überhaupt nicht bei Salamis, sondern bei Artemision stattgefunden. Eurybiades und Adeimantos verlangten den Rückzug, die Athener widersetzten sich, und die Größe des Themistokles wäre gewesen, daß er, obgleich Athener, endlich zustimmte und seine Stadt opferte, um des taktischen Vortheils in der Schlacht willen. Man glaube nicht, daß solche Verschiebungen für die Legende unmöglich seien; ich glaube nicht geringere in der schweizerischen Legende über Granson und Murten nachgewiesen zu haben.

Aber auch diese Hülfskonstruktion versagt, wenn wir an die zweite Unerklärlichkeit kommen. Weshalb soll Xerxes nach der Niederlage von Salamis, die doch nur einen Theil seiner Flotte getroffen haben kann, seine Schiffe nach Hause geschickt haben, während er das Landheer in Griechenland ließ? Sind die persischen Schiffe wirklich an Zahl den Griechen so sehr überlegen gewesen, so waren sie ihnen auch nach dem Verlust von Salamis noch wenigstens gewachsen. Sie brauchten also nur in dem athenischen Hafen zu warten, bis die Griechen hinter der Insel Salamis herauskamen, um ihnen dann im offenen Wasser eine neue Schlacht zu liefern. Von einem moralischen Zusammenbruch in Folge der unerwarteten Niederlage kann garnicht die Rede sein. Sonst hätte man sich nicht entschlossen, das Landheer sogar ohne Unterstützung der Flotte weiter kämpfen zu lassen. Eine Erklärung ergiebt sich nur, wenn man annimmt, daß die Griechen die Stärke der persischen Flotte sehr übertrieben haben und daß diese nach dem Verlust in der salaminischen Schlacht thatsächlich nicht mehr im Stande gewesen ist, die See gegen die Griechen zu halten. War dies das Verhältniß nach Salamis, so kann auch vor Salamis die Ueberlegenheit der Perser nicht so gar groß gewesen sein, und wiederum, wenn sie das nicht war, so bedarf an allen anderen Punkten die griechische Tradition nur sehr geringer Modifikationen, um glaubhaft zu erscheinen: bei Artemision hat wirklich eine Seeschlacht stattgefunden, in der die Griechen sich behaupteten, und der Zank der Feldherren vor Salamis wie die listig-verwogene Botschaft des Themistokles bleiben historische Thatsachen.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Schlacht bei Platää.

Die Führer der Hellenen verkannten nicht, wo und wie sie ihren Gegenstoß gegen die nur einen Schritt zurückgewichene und immer von Neuem drohende persische Offensive zu führen hatten. Schon gleich nach der Schlacht von Salamis soll Themistokles vorgeschlagen haben, daß die Flotte nach dem Hellespont fahre und die persischen Brücken zerstöre; das ist die dem Verständniß der Menge angepaßte Form für einen Zug nach Thracien und Kleinasien, um die dortigen Griechen zum Abfall von den Barbaren zu ermuthigen. Bloß um die Hellespont-Brücke zu zerstören, hätte Themistokles sich nicht zu bemühen brauchen; das besorgten Wind und Wetter auch ohne die Griechen.

Der Plan des Themistokles fand bei seinen Landsleuten keinen Beifall; sie sollten in die Ferne ziehen, während das große persische Heer ihre Heimath verwüstete? Auch im nächsten Frühjahr vermochte Themistokles mit seiner Idee so wenig durchzudringen, daß die Athener statt seiner, des Siegers von Salamis, seine politischen Gegner Aristides und Xanthippus zu Feldherren wählten.

Besseres Verständniß fand Themistokles bei den Spartanern — ganz natürlich: gelang der Plan, so mußte Mardonius den hellenischen Boden verlassen, und die Landschlacht, die die Spartaner so sehr fürchteten, war überflüssig geworden.

In dem Zwiespalt zwischen beiden führenden Staaten geschah zunächst garnichts. Die Athener verlangten, daß die Peloponnesier mit ganzer Macht vorrückten und Attika gegen eine Invasion der Perser decken halfen. Die Spartaner bestanden auf

Digitized by Google

der See-Expedition. Jeder suchte den Andern zu seinem Plan zu zwingen. Die Spartaner rückten nicht aus, und die Athener mußten, als Mardonius nahte, zum zweiten Mal Land und Stadt preisgeben und über das Wasser flüchten. Nun drohten sie den Spartanern, sie würden sich mit den Persern vertragen, Frieden und sogar Bündniß schließen, wenn sie vom Peloponnes keine Hülfe erhielten.

Endlich fand man einen Kompromiß. Von den Joniern kam eine Botschaft über die andere, sie seien bereit zum Abfall; es bedurfte also nicht mehr der ganzen Flotte, sondern nur eines Theiles, um die Expedition zu wagen. Dadurch wurde das Gros der atheniſchen Hopliten für den Landkrieg disponibel. Während bei Salamis nach der geringsten Angabe 310 griechische Trieren gefochten haben, die eine Besatzung von 50—60 000 Mann verlangten, gingen jetzt nur 110 Trieren mit vielleicht 20 000 Mann unter Führung des spartaniſchen Königs Leotychides und des Atheners Xanthippus übers Meer. Das peloponneſiſche Hoplitenheer aber unter Pausanias sammelte sich auf dem Isthmus und nahm, als nunmehr Mardonius, um nicht mit verkehrter Front zu schlagen, Attika verließ, eine Stellung am Kithäron bei Platää, die Attika deckte.

Pausanias zeigte, daß er die Lehren von Marathon verstanden habe; er ging nicht zur Offensive über, sondern blieb ans Gebirge angelehnt stehen und erwartete den Angriff der Perser. Das war aber nicht so einfach. Sein Heer bestand aus den Milizen von etwa 20 unabhängigen Gemeinwesen, Leute, die bald wieder heim wollten und ihr Hauswesen besorgen und den Grund der Zauder-Strategie ihres Feldherren nicht begriffen. Pausanias wußte Rath. Er ließ sich einen Propheten kommen, dem so viel taktische Einsicht beizubringen war, daß er aus den Opfern erkannte, die Hellenen würden siegen, wenn sie sich auf der Vertheidigung hielten und den Asopus, das Flüßchen vor ihrer Front, nicht überschritten. Obgleich endlich große Noth an Lebensmitteln bei den Griechen entstand, hielten sie nunmehr in ihrer Stellung aus.

Mardonius aber wußte nicht weniger als Pausanias, was die Taktik von ihm verlangte und was ein guter Prophet werth ist. Er ließ sich ebenfalls einen so hellsehenden Mann kommen, der aus den Opfern erkannte, daß die Perser den Asopus nicht überschreiten durften.

Digitized by Google

Bis zu dieser Stelle haben wir die Darstellung führen können, ohne in eine besondere Untersuchung über die Größe der beiden Heere einzutreten. Das Eine war deutlich, daß die Perser sich den Griechen überlegen fühlten und daß diese eine Schlacht in freiem Felde nicht zu liefern wagten. Seit dem vorigen Jahr hatten sich die Verhältnisse für die Griechen insofern viel günstiger gestaltet, als ein Theil der Flottenmannschaft, die bei Salamis gekämpft hatte, jetzt zu Lande diente, namentlich von den Athenern, Megarern, Aegineten und Korinthern. In Anbetracht, daß immer noch ein Theil der Mannschaft von den Schiffen in Anspruch genommen war, zugleich aber die höchsten Anstrengungen gemacht wurden, dürfen wir annehmen, daß die Spartaner und Athener je etwa 5000 Hopliten, alle anderen zusammen etwa ebenso viele dort hatten, das gesammte Heer also ungefähr 20000 Hopliten stark war und mit ebensoviel Ungewappneten eine Masse von 40000 Mann bildete. Die Perser mit den ihnen unterworfenen Griechen werden etwa ebenso stark oder etwas, aber nicht viel stärker gewesen sein, also 15—25000 Voll-Krieger. Hätte Mardonius eine bedeutende oder gar doppelte Ueberlegenheit gehabt, so hätte er nicht still gelegen am Asopus, sondern mit der einen Hälfte seines Heeres die Griechen durch einen der östlichen Pässe des Kithäron umgangen und im Rücken angegriffen, während er sie mit der anderen in der Front festhielt.

Aus der Stärke des Mardonius dürfen wir jetzt nachträglich schließen, daß auch Xerxes ein Jahr vorher etwa ebenso viel Krieger gehabt hat. Die Verluste und die Truppen, die ihn zurückgeleiteten und bei ihm blieben, werden durch die Kontingente der unterworfenen Griechen sowie einige ausgeschiffte Seesoldaten[1]) reichlich ausgeglichen worden sein. Der Troß seines Heeres wird vermuthlich, bei den vielen vornehmen Elementen darin, relativ stärker gewesen sein, als bei den Griechen und kann leicht 40000 Menschen betragen haben, so daß das Ganze eine Menschenmasse von 60000—80000 Köpfen bildete, eine Menge, die den Griechen unermeßbar erschien, so daß sie in den beliebigsten Zahl-Phantasien sich darüber ergingen.

Die Tradition über Platää, wie sie bei Herodot vorliegt, ist

[1]) Herodot IX, 32.

Digitized by Google

ausführlich und reich an Einzelheiten, aber voller Widersprüche, die sich nicht mehr entwirren lassen. Zwei Thatsachen erscheinen jedoch darin, die den Eindruck machen, daß sie nicht wohl rein erdacht sein können und nach denen man sich getrauen darf, ein Bild der Schlacht in den Grundlinien zu entwerfen. Herodot erzählt, daß ein persisches Korps unter Artabazus an der Schlacht keinen Theil genommen und daß die Griechen in einer Bewegung begriffen waren, als sie angegriffen wurden, in Folge dessen die Schlacht keine einheitliche war, sondern in mehrere getrennte Treffen zerfiel. Ueberdies erzählt er uns, daß bei einem dieser Theiltreffen die Megarer und Phliasier von der thebanischen Reiterei gepackt wurden und eine schwere Niederlage erlitten. Alles dies fügt sich sehr wohl in die strategische Gesammt-Situation.

Betrachten wir den böotischen Kriegsschauplatz isolirt, so scheint es, daß es die Griechen waren, die zu einer Entscheidung drängen mußten. Mardonius hatte ja den Krieg jetzt auf Mürbemachen angelegt; er ließ sich von den unterworfenen Griechen verpflegen und bedrohte Attika mit einer neuen Verwüstung. Aber Böotien ist nur ein Theil des Kriegsschauplatzes. Es kann Mardonius nicht unbekannt geblieben sein, die Griechen selbst werden dafür gesorgt haben, daß er es erfuhr, daß ihre Flotte nach Jonien abgesegelt war und daß sie hofften, dort den Aufstand zu entzünden. Die Vermuthung ist wohl nicht zu gewagt, daß Xerxes selbst in Sardes die Gefahr erkannt und dem Mardonius eine Botschaft hat zukommen lassen, er möge sich beeilen, in Hellas eine Entscheidung herbeizuführen, und einen Theil seiner Truppen zurückschicken, um Jonien zu decken und im Gehorsam zu erhalten. Mardonius also hatte jetzt das stärkere Motiv, die Entscheidung zu suchen. Er schickte eine Abtheilung seines Heeres unter Artabazus an den Paß von Panakton-Phyle, um in den Griechen die Besorgniß zu erregen, daß er sie umgehe, und als er nun, sei es wirklich in Folge dieses Manövers, sei es aus anderen Ursachen, bei den Griechen eine Bewegung bemerkte, da glaubte er, sie im Marsch anfallen und unter solchen Umständen die Schlacht auch auf ungünstigem Gelände liefern zu können.

An einer Stelle, bei den Megarern und Phliasiern, gelang auch sein Plan, sei es nun, daß diese, als die Schlacht schon ent-

Digitized by Google

schieden war, sich unvorsichtig und ohne Ordnung in die Ebene wagten, wie Herodot erzählt, sei es, da wir uns auf die Erzählung als solche ja nicht verlassen dürfen, daß sonstwie günstige Umstände dem Reiterangriff zum Erfolge verhalfen. Die Athener ihrerseits geriethen an die griechischen Bundesgenossen der Perser und schlugen diese in einer regulären Hoplitenschlacht. Das eigentliche und charakteristische Gefecht aber lieferten die Spartaner und die ihnen angeschlossenen Tegeaten.

Als die Perser gegen die Spartaner zum Angriff vorgingen, erzählt uns Herodot, überschütteten sie sie mit Pfeilen. Viele von ihnen wurden getödtet und verwundet, aber sie hielten den Verlust aus und blieben stehen, weil die Opfer noch nicht günstig waren. Endlich als Pausanias die Hülfe der eleusinischen Demeter anrief, deren Tempel nahe dem Schlachtfelde stand, wurden die Opfer günstig, die Spartaner stürzten sich auf den Feind, und die Perser, ohne genügende Schutzwaffen, konnten dem geschlossenen Ansturm der eisengepanzerten Männer nicht widerstehen.

Pausanias wußte Propheten und Priester zu gebrauchen. So lange nur die Vortruppen der Perser aus der Entfernung die Phalanx beschossen, wohl um die Griechen zum verfrühten Angriff zu verlocken, hielt er seine Leute fest. Erst als die Masse der Perser näher herangekommen war, auf den Fleck, den er sich gewählt hatte, da erhob Pausanias die Hände betend zur Göttin, und sofort sah und verkündete der verständige Priester, daß das Opfer günstig geworden, und Pausanias gab das Signal zur Attacke.

Obgleich unmittelbar vorher fortwährend von den persischen Reitern die Rede ist, die die Griechen bedrängen, hören wir nichts davon, daß sie ihnen bei diesem Angriff in die Flanke gekommen wären; sie decken nur den Rückzug. Die Analogie zu Marathon ist vollständig. Alle Einzelheiten mag man bezweifeln, so viel läßt sich jedoch mit Sicherheit annehmen, daß die Perser endlich den Angriff gewagt haben und die Schlacht so wie sie von Anfang an von Pausanias angelegt war, analog derjenigen von Marathon verlaufen ist. Ohne Marathon würde man nicht im Stande sein, aus der Tradition irgend einen historischen Kern herauszufinden, aber Marathon giebt den Schlüssel zum Verständniß, und von hier aus habe ich kein Bedenken, auch noch einen Schritt weiter zu

Digitized by Google

gehen. Die Erzählung von dem Aushalten der Spartaner in dem persischen Pfeilhagel, dem ungünstigen Opfer und dem Gebet des Pausanias sehe ich als durchaus gesicherte historische Thatsachen an. Es wird wenig Beispiele in der Geschichte geben, wo wir in dem wundervollen Schmelz der volksthümlichen Legende so deutlich den Kern des geschichtlichen Ereignisses erkennen können.

Daß die Griechen ihre Kräfte theilten und, während sie dem Mardonius entgegengingen, gleichzeitig eine große Flotte abschickten, erscheint formell als ein großer Fehler. Warum schlugen sie nicht erst mit versammelten Kräften den Mardonius und zogen dann übers Meer? Die Strategie zeigt sich hier abhängig von der Taktik. Auch 10000 Hopliten mehr hätten die Griechen nicht befähigt, in die böotische Ebene hinabzusteigen und den Perser an beliebiger Stelle auf freiem Felde anzugreifen. Sie konnten nichts Anderes thun, als ihm eine Defensivschlacht auf einem gegen seine Reiterei gedeckten Terrain anbieten und ihn zum Angriff zu verlocken suchen. Das geschah durch die See-Expedition, vielleicht auch durch den wiederholten Stellungswechsel, den Pausanias vornehmen ließ. Will man in all' diesem Zusammengreifen nur Zufall, in den Prophetensprüchen und Opferzeichen nur Einwirkungen blinden Aberglaubens sehen? Zu widerlegen wäre eine solche Ansicht nicht, aber ich traue dem Themistokles und Pausanias zu, wie die Griechen sie uns schildern, daß sie wußten, was sie thaten. Neben dem Miltiadas und Leonidas was für Männer, die den strategischen Blick und das Heldenthum mit der Verschlagenheit und Feinheit des überlegenen Geistes zu verbinden wissen, von fern her die Dinge überschauen und zu den äußersten Mitteln, dem Schein des Verraths, der Ausnützung des Aberglaubens der Menge greifen, um zu ihrem hohen Ziel zu gelangen!

1. Gleichzeitig mit der Schlacht von Platää siegten die Griechen auch in Kleinasien bei Mykale. Hier, wo persische Reiterei nicht erwähnt wird, sollen die Griechen die Angreifer gewesen sein. Die Jonier gingen während der Schlacht zu ihnen über. Da die Hoplitenbesatzung der griechischen Flotte jedenfalls nur sehr klein war, so muß auch das persische Heer, wenigstens nach Abzug der Jonier, sehr klein gewesen sein; ein neuer Beweis, daß Xerxes über große Kriegermassen nicht verfügte, sonst hätte es ihm in der Zwischenzeit von fast einem Jahr seit Salamis nicht schwer sein können,

Digitized by Google

ein neues Heer aufzustellen. Die kriegerische Tüchtigkeit der Perser war noch nicht gebrochen; noch etwa 25 Jahre später brachten sie einem bedeutenden atheniſchen Heer in Aegypten eine Niederlage bei und vernichteten es vollständig.

2. Derselbe sinnreiche Seher, der die Spartaner bei Platää so gut führte, war auch bei ihnen, als sie etwa im Jahre 467 in schwerer Schlacht die Arkadier bei Dipäa besiegten. In der Nacht vor dieser Schlacht hatte sich im spartaniſchen Lager ein Altar mit glänzendem Rüstzeug geschmückt selber aufgebaut, und um ihn herum sah man die Spuren zweier Rosse. Daraus erkannten die Krieger, daß die göttlichen Dioskuren ihnen zu Hülfe gekommen seien und wurden von solchem Muth und solcher Begeisterung ergriffen, daß sie die an Zahl weit überlegenen Feinde besiegten. Der aufgeklärte Grieche aber, der uns diese Geschichte überliefert, erzählt, König Archidamus habe die Altäre aufrichten und die Pferde herumführen lassen, um den Muth seiner Krieger zu erhöhen. Herodot IX, 35, Polyän, Strateg. I, 41.

3. Ich komme hier noch einmal auf das Buch von Hauvette zurück. Hauvette glaubt an die 1700000 Krieger des persischen Landheeres; um einige 100000 Mann möge die Zahl vielleicht übertrieben sein, aber speziell die 80000 Reiter scheinen ihm eine ganz glaubliche Zahl (p. 311. p. 312). Mein Einwand, daß die persische Armee nach modernen Verhältnissen von Berlin bis Damaskus gereicht haben würde und selbst auf den dritten Theil der Ausdehnung reducirt, den ein modernes Heer beansprucht, so lang gewesen sein würde, daß, als die ersten vor Thermopylä ankamen, die letzten gerade aus Sardes ausmarschiren konnten — dieser Einwand macht auf Hauvette keinen Eindruck, da ja die Verhältnisse antiker Heere ganz anders waren als die der modernen. Die modernen Heere marschiren nur vier Mann breit, damit die eine Hälfte der Straße frei bleibt, und überdies bleibt zwischen den Kompagnien, Bataillonen, Regimentern, Divisionen stets ein erhebliches Intervall. Dergleichen kannten nach Hauvette die Perser nicht. Xenophon läßt in der Cyropädie einmal 10000 Mann Kavallerie ein Karree von 100 Mann Breite und 100 Mann Tiefe formiren; ähnlich können die Perser des Xerxes marschirt sein.

Die Breite, in der ein Truppentheil marschirt, hängt ab von der Breite der Straße. Ist die Straße auch nur an einigen wenigen Stellen zu schmal für die Marsch-Kolonne, so giebt das eine Marschstockung, die sich progressiv nach hinten fortpflanzt und zuletzt ganz unerträglich wird. Die weiter hinten Marschirenden müssen Stunden lang warten und verbrauchen ihre Kräfte dabei oder laufen, wenn sie nicht sehr gut disciplinirt sind, auseinander. Die Vordersten kommen ebenso viel voraus, und die Kolonne reißt völlig auseinander. Jede gute Führung legt daher den höchsten Werth darauf, Marschstockungen zu vermeiden, oder da das bei größeren Massen kaum je erreicht wird, sie auf ein Minimum zu reduciren. Deshalb sind

Digitized by Google

die Intervalle zwischen die verschiedenen Truppentheile eingelegt, damit die kleineren Stockungen sofort ausgeglichen werden können, und die höheren Vorgesetzten sind fortwährend damit beschäftigt, die Intervalle aufrecht zu erhalten. Haben, wie Hauvette meint und wohl möglich ist, die Perser diesen Kunstgriff nicht angewandt, so müssen ihre Marschkolonnen relativ sich noch länger ausgedehnt haben, als die modernen. Mit gutem Bedacht sehen auch moderne Truppen darauf, daß die eine Hälfte des Weges möglichst frei bleibt. Bei jeder marschirenden Truppe ist es durchaus nöthig, namentlich in Feindesland, daß neben den Truppen her eine Kommunikation für die höheren Offiziere, Befehlsüberbringer, Meldungen, unter Umständen auch für schnelles Vorziehen einer bestimmten Truppe, etwa der Kavallerie, möglich ist. Das kann bei den Persern nicht anders gewesen sein. Auf dem langen Wege von Sardes zum Hellespont und vom Hellespont bis Attika sind zahlreiche Flüsse zu überschreiten, gebirgiges Land zu durchqueren, Pässe zu überwinden. An vielen Stellen werden die Brücken, Furthen und Bergwege nicht breiter, sondern schmäler gewesen sein, als die, mit denen moderne Heere rechnen. Nicht 100, oft gewiß nicht einmal vier, sondern nur zwei Mann breit werden die Perser marschirt sein, indem sie dabei natürlich möglichst viel Parallel-Straßen benutzten.

In den handschriftlichen Aufzeichnuungen eines Generals vom preußischen Garde-Korps vom 18. August 1870, das an diesem Tage auf besonderen Befehl mit breiteren Fronten vormarschirte, habe ich eine längere Ausführung darüber gefunden, daß ein solches Marschiren mit breiter Front auf Chausseen, nach den Erfahrungen des Schreibers, seinen Zweck nicht erreiche, „vielmehr nur durch häufiges Stutzen, Abbrechen und Wiederaufmarschiren sehr ermüdete und ganz natürlich bei einem so langen Marsch Lücken entstehen ließ, die als Unordnung erschienen".

Der Unterschied zwischen Hauvettes Annahme — gegen 1 700 000 Krieger — und der meinigen — höchstens 25 000 Krieger — ist groß, aber ein ganz passender Ausdruck für die methodische Verschiedenheit unserer Forschung. Diese ist so groß, daß irgend eine Verständigung unmöglich erscheint. Jedes einzelne Faktum in den Perserkriegen, jeder Versuch einer kausalen Erklärung des Zusammenhanges muß anders erscheinen, je nachdem man diese oder jene Heereszahl annimmt, oder sich ihr auch nur nähert. Ich glaube daher auf Einzelheiten nicht weiter eingehen zu sollen und verzichte auf Widerlegung anderer falscher Vorstellungen in diesem Buche, indem ich noch einmal hervorhebe, daß es Hauvette keineswegs weder an Gelehrsamkeit noch an Scharfsinn fehlt, daß unsere Methode aber eine verschiedene ist — natürlich nur eine praktisch verschiedene: prinzipiell verwirft auch Hauvette die Sachkritik nicht. Auch er hat ja z. B. in der Frage des Laufschritts von Marathon, in dem Hinweis auf die Marsch-Intervalle u. s. f. sachliche Erwägungen herangezogen. Aber er führt sie nicht durch und giebt sich der Selbsttäuschung hin, daß, wo ein bloß philologisch gebildetes Auge keine Unmöglichkeiten sieht, auch keine vorhanden seien.

Digitized by Google

4. Welche Masse das Heer des Xerxes ausmachte auch nach meiner Zahlen-Berechnung, macht man sich am besten klar, wenn man es sich marschirend vorstellt. 25 000 Krieger oder mit dem großen Troß im Ganzen wohl 70 000 Köpfe stark, mit viel Pferden, geringer Marsch-Disziplin, auf oft beengten, unebenen, durch Steigungen, Wasserrisse und andere natürliche Hemmungen beeinträchtigten Straßen müssen wir es uns (wo es nicht Parallelstraßen benutzen konnte) als eine Kolonne in wenigstens 10 Meilen Tiefe vorstellen. Liegt nicht Besonderes vor, so wird die Spitze nicht vor 5 Uhr Morgens aufbrechen, die Queue nicht nach 6 Uhr Abends ins Lager kommen sollen. Will man zwei Meilen, gleich vier Stunden, marschiren, so müssen die Letzten um 2 Uhr Nachmittags abmarschiren, d. h. noch nicht die Hälfte des Heeres erreicht am ersten Tage das Marschziel, oder mit anderen Worten: mehr als zwei Tage lang sehen die Anwohner unausgesetzt neue Truppen heranziehen und auch am dritten Tage kommen noch welche und vermuthlich auch in den nächsten Tagen noch viele Nachzügler. Kein Wunder, daß hier alles Zählen aufhört.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Die Griechen auf ihrer Höhe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die griechische Taktik bis zum Peloponnesischen Kriege.

Im ganzen fünften Jahrhundert blieb die Hopliten-Phalanx, die die Perser besiegt hatte, die Grundform der griechischen Taktik.

Die Hopliten-Phalanx ist die natürliche taktische Form für ein kriegerisches Bürger-Aufgebot. Was von dem Einzelnen verlangt wird, ist alles sehr einfach und bedarf nur geringer Uebung. Der Mann lernt sich in der schweren Rüstung zu bewegen, den Spieß zu führen, Vordermann und Richtung zu halten. Irgend welche künstlicheren Exerzitien sind nicht nöthig. Das Ganze bildet einen einzigen geschlossenen Körper, der grabeaus marschirt und kurz vor dem Feinde den Anlauf zur Attacke macht; dieser Anlauf soll nach Herodot bei Marathon zum ersten Mal gemacht worden sein.

Bei einer normalen Hoplitenschlacht pflegte es zu geschehen, daß beide Theile sich etwas rechts zogen und der linke Flügel hing, weil jeder einzelne Mann die rechte, unbeschildete Seite als die weniger gedeckte empfand und deshalb von rechts an den Feind zu kommen suchte. Leicht überflügelte daher jeder Theil den andern von rechts, gewann ihm diese Flanke ab und siegte in Folge dessen an dieser Stelle. Dann hatten die beiden siegreichen rechten Flügel zum zweiten Mal, oft mit verkehrter Front gegeneinander zu schlagen, und erst dieser zweite Akt des Treffens entschied die Schlacht.

Irgend welche taktischen Folgerungen werden jedoch aus dieser Eigenthümlichkeit noch nicht gezogen; der Grundcharakter des Gefechts bleibt der einer Parallelschlacht ohne Gliederung.

Man blieb bei dieser Taktik stehen, obgleich man ihre Schwächen kannte und schon vor den Perserkriegen gekannt hatte. Die Spar-

Digitized by Google

taner haben schon 511 nicht weit von Athen in der Ebene eine Niederlage durch thessalische Reiter erlitten (Her. V, 63), und der ganze Verlauf der Perserkriege war durch die Furcht der Griechen vor den persischen Reitern bestimmt. In der Schlacht bei Platää selbst erlitten einige griechische Kontingente sehr schwere Verluste dadurch, daß sie von der thebanischen Reiterei gefaßt wurden.

Von Versuchen, sich durch neue taktische Formen und Kampfarten hiergegen prinzipiell zu verwahreu, hören wir jedoch nicht. Die Reiter, Bogner und sonstigen Leichtbewaffneten neben der Hopliten-Phalanx blieben bloße Hülfswaffen, die wohl unter Umständen einmal eine starke Einwirkung üben, aber zu einer wesentlichen organischen Bestandtheil des Heeres noch nicht erwachsen. In den Perserkriegen war es ja im Grunde auch schon so. Wenn in diesen von Reiterei auf Seite der Hellenen garnicht die Rede ist, so liegt das nicht daran, daß sie vorher überhaupt gar keine gehabt hätten, sondern nur daran, daß ihre wenigen Reiter sich gegen die Perser doch nicht hinauswagen durften und deshalb vermuthlich die meisten Reiter die Pferde zu Hause ließen und die Hoplitenrüstung anzogen.

Eine wirklich starke Reiterei zu bilden, waren die Verhältnisse weder in Sparta[1]) noch in Athen angethan, wenn auch z. B. in dem Feldzug der Athener auf Sicilien die Reiter eine recht wesentliche Rolle spielen.[2])

Wie die Reiter, so werden, glaube ich, auch die Bogner in Athen als ein Elitekorps angesehen werden müssen.[3]) War auch die materielle Ausrüstung billiger als die der Hopliten, so bedarf ein Bogenschütze einer viel intensiveren Ausbildung, um wirklich brauchbar zu sein. Ein Hoplit ist sehr bald so weit einexerzirt, um in die Masse eingestellt werden zu können, und wird von ihr getragen und mitgenommen. Der Bogner muß nicht nur ein geschickter Schütze sein, sondern auch sehr schnell und gewandt, um nah an den Feind herangehn und sich doch schnell, wenn er selbst angegriffen

[1]) Die Spartaner schafften sich erst während des Peloponnesischen Krieges, um ihr Land vor den von der See bald hier bald da einfallenden Athenern zu schützen, Reiter und Bogner an (Thuc. IV, 55).

[2]) Vgl. Bauer § 52.

[3]) Wernicke in Hermes XXVI p. 51 (1891) meint, daß die atheniſchen Bürger, die als τοξόται dienten, aus den ärmeren Schichten hervorgegangen seien.

Digitized by Google

wird, wieder zurückziehen zu können. Er muß also Selbständigkeit, Blick, Urtheil und Geistesgegenwart haben. Solche Eigenschaften werden in Völkern mit kriegerischer Tradition durch die Jugenderziehung von früh auf überliefert; in Kulturstaaten, wie dem damaligen Athen, werden sie in den höheren Ständen erzeugt, die Zeit und Muße genug haben, sich den Uebungen zu widmen. Ich suche die Bogner also in der Klasse der athenischen Bürgerschaft, deren Söhne nicht reich genug waren, sich ein Pferd zu halten, aber doch auf ihre militärische Ausbildung etwas mehr Zeit und Kraft als die große Masse verwenden konnten. Uebrigens ist auch ein wirklich guter Bogen eine kostbare Waffe.

Außer den Bognern giebt es als Schützen auch noch die Schleuderer und Speerwerfer. Zum Schleudern gehört eine große Kunstfertigkeit, die nur erworben wird, wo die Jugend sich nach einer lokalen Tradition von früh auf darin übt. Auf Rhodos z. B. gab es eine solche Tradition, und rhodische Schleuderer wurden daher als Söldner angeworben.

Der Speerwerfer kann es weder mit dem Bogner noch mit dem Schleuderer aufnehmen, wenn er wie diese keine Schutzwaffen hat. Aber seine Waffe schließt eine leichte Schutzrüstung nicht aus. So bilden sich zunächst in den nördlichen, halbgriechischen Stämmen, wo man die Mittel für die Beschaffung von vielen Panoplien nicht hatte, die Speerwerfer zu einer besonderen Truppengattung, den Peltasten aus. Sie tragen einen leichten runden Schild, einen Hut, meist wohl auch einen festen Koller, von Leder oder gesteppter Leinwand, mehrere Wurfspieße und ein Schwert. Die heutigen Bantu- und Sudan-Neger werfen den Speer bis zu 40 Schritt weit.

Einen direkten Zusammenstoß mit Hopliten in gleicher Zahl dürfen die Peltasten natürlich nicht wagen, aber man kann leicht eine größere Zahl von ihnen aufstellen[1]), und in schwierigen Terrain-Verhältnissen können sie sich leichter bewegen und gegen Flanke oder Rücken einer Hopliten-Phalanx sehr wirksam operiren. Der Bogner und Schleuderer ist den Hopliten unter solchen Umständen noch gefährlicher, aber der Peltast hat den Vorzug, es äußersten

[1]) Xenoph. Hell. I, 2, 1. Thrasylos wird mit einer Flotte ausgesandt und rüstet fünftausend seiner Schiffer als Peltasten aus.

Digitized by Google

Falls doch auch auf einen Nahkampf ankommen lassen zu können. Der Hoplit und der Bogner sind beide in hohem Grade einseitig in ihrer Leistung; der Peltast ist für Alles zu verwenden. Er wirft aus der Entfernung seinen Spieß, bewegt sich leicht vorwärts und zurück und hat durch seinen Schild grade Deckung genug, um auch als Nahkämpfer aufzutreten.

Die Ungewappneten, die als Diener oder Troßknechte das Heer begleiten, behalten ebenfalls ihren Charakter. Ganz ähnlich, wie nach der Schilderung in Aeschylus' Persern (v. 441) die Athener, die nach der Entscheidung von Salamis auf die Insel Psyttaleia übergehen, die abgeschnittenen Perser erst mit Steinen bombardiren, bis sie sich mit der blanken Waffe auf sie stürzen, so sperren Thucyd. I, 106 die athenischen Hopliten einer abgeschnittenen Schaar Korinther den Weg, und die ψιλοί tödten sie mit Steinwürfen. Nur insofern mag sich hier eine Abwandlung vollzogen haben, als, in Athen wenigstens, mehr und mehr Sklaven als Burschen mit in's Feld genommen wurden. Was dadurch militärisch verloren ging, wurde durch die erweiterte Beigabe spezifisch ausgebildeter Leichtbewaffneter ersetzt.

In der Schlachtordnung werden Reiter und Ungewappnete, ebenso die Peltasten, auf die Flügel der Hopliten-Phalanx gestellt.

Unter günstigen Umständen gelingt es, das eine oder andere Mal die Reiter oder die leichten Waffen so zu verwenden, daß sie den Hopliten im Gefecht sehr wirksam sekundiren und die Entscheidung geben oder gar ganz allein ein Hoplitenkorps überwinden.

So einfach die taktischen Formen des Gefechts im Peloponnesischen Kriege erscheinen, noch primitiver sind die Formen der Befestigung und Belagerung. Man errichtet einfache Mauern und wenn sie nur genügend bewacht werden, so erscheinen sie unüberwindlich. Selbst mit unermeßlicher Ueberlegenheit weiß man und wagt man einen gewaltsamen Angriff nicht zu unternehmen, sondern sucht den eingeschlossenen Ort auszuhungern.

1. Ψιλοί heißen ganz allgemein die, welche keine Schutzrüstung haben, also sowohl die Troßknechte, die nur gelegentlich einmal eine kriegerische Funktion ausüben, als auch die wirklichen Krieger, Bogner, Schleuderer, Speerwerfer. Ich habe es deshalb „Ungewappnete" übersetzt.

Digitized by Google

Thuc. I, 60 schicken die Korinther 1600 Hopliten und 400 φιλούς nach Potidäa. Offenbar sind mit den 400 nicht Troßknechte, sondern wirkliche Krieger gemeint.

II, 79 rechnet Thucydides offenbar auch die Peltasten zu den φιλοί.

IV, 93 wiederum, bei Delion unterscheidet er, und nennt erst 10000 φιλοί und dann noch besonders 500 Peltasten.

IV, 94 heißt es „φιλοὶ δὲ ἐκ παρασκευῆς μὲν ὡπλισμένοι οὔτε τότε παρῆσαν οὔτε ἐγένοντο τῇ πόλει". Dieser Satz ist nicht ganz leicht zu verstehen. Thucydides unterscheidet „φιλοί" in dem Sinne des bewaffneten Trosses, welcher in großer Masse dieses Heer begleitet hatte, aber schon auf dem Rückweg voraus war, von „φιλοὶ ἐκ παρασκευῆς ὡπλισμένοι" d. h. Kriegern, die als solche ausgerüstet, aber ohne Schutzwaffen waren, also Bognern, Schleuderern und vielleicht Peltasten. Wenn er nun aber sagt, derartige Ungewappnete habe die Stadt nicht besessen, so steht das im Widerspruch mit der Rede des Perikles II, 13, wo ausdrücklich gesagt ist, daß die Stadt 1600 Bogner habe. Die Erklärung wird sein, daß Thucydides hier an Bogner, als eine Spezialwaffe, nicht gedacht, sondern sich unter den „φιλοὶ ἐκ παρασκευῆς ὡπλισμένοι" Leichtbewaffnete in der Art der Peltasten gedacht hat. Jedenfalls zeigt die Stelle, daß sich Thucydides unter „φιλοί schlechthin" keine eigentlichen Krieger vorstellt, da sie nicht „ἐκ παρασκευῆς" = mit Vorbedacht, planmäßig, spezifisch mit Waffen ausgerüstet sind.

Charakteristische Gefechte aus dieser Epoche.

2. Bei Potidäa 432 (Thucyd. I, 1, 2 f.) hatten beide Theile, die Athener und ihre verbündeten Gegner, Chalkidier und Korinther, neben den Hopliten mehrere Hundert Reiter. Diese waren jedoch detachirt und hielten sich gegenseitig vom Kampfplatz fern, so daß allein die Hopliten gegeneinander schlugen. Jede Partei siegte auf einem Flügel; die Verbündeten gaben dann den Kampf auf und zogen sich eng zusammengeschlossen eilig an den siegreichen Athenern wieder vorbei in die Stadt Potidäa zurück.

3. Im Gefecht von Spartolos 429 (Thuc. II, 79) wurden die chalkidischen Hopliten von den athenischen Hopliten, 2000 Mann, besiegt. Die chalkidischen Reiter jedoch und Ungewappneten, darunter Peltasten, siegten über die athenischen Reiter und Ungewappneten. Ermuthigt durch diesen Erfolg griffen nun die chalkidischen Reiter, Peltasten nnd andere Ungewappneten, (offenbar in großer Ueberzahl), die athenischen Hopliten an, indem sie immer auswichen, sobald diese eine Attacke machten, dann wieder vorgingen, sobald diese stillstanden oder sich abwandten, und sie von fern beschossen. Auf diese Weise jagten sie sie endlich in die Flucht, verfolgten sie und tödteten 430 Hopliten, darunter sämmtliche Führer, von den 2000.

4. Eine ganz ähnliche Niederlage wie bei Spartolos erlitten die Athener unter Führung eines ihrer besten Generale, des Demosthenes, im

Digitized by Google

Jahre 426 in Aetolien. So lange ihre Bogenschützen noch Pfeile hatten, hielten sie sich die feindlichen Speerwerfer vom Leibe; als aber die Pfeile verschossen waren, drangen die leichtbewaffneten Feinde stets vorstürmend und zurückweichend von allen Seiten auf die Hopliten ein, ermüdeten sie und rieben sie zuletzt zum großen Theil auf. Hier in waldiger, hügeliger Gegend waren Reiter nicht betheiligt.

5. Nicht anders überwinden die Athener die 420 auf der Insel Sphakteria eingeschlossenen Spartaner im Jahre 424 (Thuc. IV, 27—29). So klein die Schaar der spartanischen Hopliten ist, so wollen die Athener sie doch nicht direkt angreifen, um nicht selbst den großen Verlust, der mit einem hartnäckig durchgeführten Nahgefecht gegen tüchtige und verzweifelte Krieger verbunden ist, auf sich zu nehmen. Sie halten also ihre Hopliten zurück und lassen eine ungeheure Masse von Ungewappneten, von Bogenschützen herunter bis zu den Ruderern der Trieren, die mit Steinen werfen, auf die Spartaner los. Dieser Ueberzahl, die sie von allen Seiten umschwärmt, erliegen die Spartaner endlich, ohne daß die Athener wesentlichen Verlust dabei haben. Besonders hervorgehoben wird noch, daß der Lärm der Menge die Spartaner verhinderte, die Kommando-Rufe ihrer Führer zu verstehen.

6. Bei Olpä 426 besiegt Demosthenes ein ambrakiotisch-peloponnesisches Heer, obgleich geringer an Zahl, indem er einen Hinterhalt legt, der den andern, als die Schlacht beginnt, in den Rücken fällt. Sehr selten begegnen wir solchen Manövern.

7. Wie ein Vorspiel späterer Zeit erscheint die Schilderung, die Thucydides[1]) (IV, 93—96) von der Schlacht bei Delion giebt. Beide Theile, Athener und Böotier sind an Hopliten gleich stark, 7000 Mann; die Böotier haben überdies 10000 Ungewappnete, die Athener nur wenige, da die Masse, die sie ebenfalls bei sich hatten, schon vorweg abmarschirt ist. Die Böotier haben ferner 1000 Reiter, die Zahl der athenischen Reiter ist nicht genannt, jedenfalls waren es erheblich weniger als die Böotier; Athen besaß damals schwerlich mehr als 900 Reiter überhaupt, und von diesen waren natürlich nicht Wenige nicht an dem Feldzug betheiligt, und 300 Reiter waren bei Delion zurückgelassen, um von da aus gegen den Rücken der Böotier zu operiren, wurden jedoch durch böotische Reiter in Schach gehalten.

Die ganze Masse der böotischen Ungewappneten hatte in der Schlacht gar keine Wirkung, da Waldbäche sie verhinderten, an den Feind zu kommen — doch wohl ein Zeichen, daß in den Ungewappneten die kriegerische Energie sehr gering war. Die Schlacht wird wie gewöhnlich geschlagen von den Hopliten. Die athenischen Hopliten standen gleichmäßig 8 Mann tief,

[1]) Diodors abweichende Darstellung kommt, wie schon Grote richtig gesagt hat, neben der des Thucydides nicht in Betracht.

Digitized by Google

hatten also eine Front von etwa 880 Mann. Die Böotier standen in den verschiedenen Kontingenten verschieden und zwar das Hauptkorps, die Thebaner, nicht weniger als 25 Mann tief. Die böotische Schlachtlinie muß also erheblich kürzer gewesen sein, als die athenische. Das wurde aber ausgeglichen durch die Ueberlegenheit der böotischen Reiterei.

Von einem eigentlichen Reitergefecht hören wir nichts. Die Athener siegten auf ihrem rechten Flügel und umfaßten dann herumschwenkend die weiter nach der Mitte stehenden Böotier, die schwere Verluste erlitten. Mittlerweile aber hatte der tiefe thebanische Schlachthaufen, in seiner Flanke gedeckt durch die Reiter, vielleicht auch durch das Terrain, den gegenüberstehenden linken athenischen Flügel zurückgedrückt, und als das Gefecht hier glücklich für die Böotier vorwärts ging, schickte der thebanische Feldherr Pagondas zwei Reiter-Abtheilungen dem andern Flügel zu Hülfe, die durch ihr plötzliches Erscheinen die Athener in Schrecken setzten und auch hier die Schlacht zu Gunsten der Böotier entschieden. Bei der Verfolgung der fliehenden athenischen Hopliten kamen nun auch neben den Reitern die zahlreichen böotischen Ungewappneten zur Geltung und tödteten sehr Viele.

8. Ueber die Schlacht bei Amphipolis (422) habe ich eingehend in dem Anhang zu meinem Buche „Die Strategie des Perikles" gehandelt. Die Athener verloren das Gefecht durch die Unfähigkeit Kleons, der in seiner patzigen Gedankenlosigkeit das Heer einem Angriff aussetzte, als es eben aus der Schlachtformation in die Marschformation übergegangen ware Die lacedämonischen Hopliten des Brasidas wurden durch Leichtbewaffnetr und Reiter unterstützt.

9. In der Schlacht bei Mantinea (418) war das spartanische Hee, wohl im Ganzen 7—8000 Mann stark[1]) und den gegnerischen Mantineern. Argivern und Athenern um Einiges überlegen. Von dieser Schlacht im Besonderen berichtet uns Thucydides das eigenthümliche Rechtsziehen. König Agis von Sparta wollte die Umklammerung seines linken Flügels verhindern und befahl diesem, sich von dem Zentrum loszulösen und nach links zu ziehen; in die Lücke sollten zwei überschießende Lochen vom äußersten rechten Flügel einrücken. Aber die Befehlshaber der beiden Lochen wollten ihren schönen Platz nicht verlassen und versagten den Gehorsam. So blieb der linke Flügel vom Gros getrennt, wurde von beiden Seiten umfaßt und geschlagen. Der rechte Flügel aber siegte in derselben Weise, und da dieser Sieg über einen viel größeren Theil des feindlichen Heeres erfochten wurde, gab er die Entscheidung; der rechte Flügel der Mantineer und Argiver wagte den Kampf nicht wieder aufzunehmen, als sich Agis gegen ihn wandte, und verließ das Schlachtfeld.

---

[1]) Beloch, Bevölkerung, p. 140 berechnet 4234 Lacedämonier; dazu die Neodamoden, Brasideer und Bundesgenossen. Daß es auch hier gerade 400 Reiter gewesen seien, ist aus Thuc. IV, 55 doch wohl kaum zu schließen. Vgl. oben S. 35. Anmk.

Digitized by Google

Thucydides hebt hervor, daß der Verlust des zuerst geschlagenen Flügels der Argiver und Athener viel größer geworden wäre, wenn nicht die athenische Reiterei ihm geholfen hätte. Auch die Spartaner hatten Reiter; wir hören aber nichts von einem Reitergefecht. Auch von Leichtbewaffneten ist nicht die Rede.

10. Thuc. VI, 64. Nikias will nicht zu Lande von Katana nach Syrakus marschiren, denn die Syrakusischen Reiter würden den „φιλοι und dem ὄχλος“ unterwegs viel Schaden gethan haben. Die Athener sind ohne Reiterei.

Sie nehmen bei Syrakus eine Stellung, wo ihnen die Reiter nicht viel schaden können. „Mauern, Häuser, Bäume, Sümpfe und Abhänge“ sagt Thucydides, „schützten sie.“

11. Sehr dunkel ist der Bericht des Thucydides (VI, 67) über die erste Schlacht bei Syrakus. Die Athener sollen nur die Hälfte ihres Heeres in die eigentliche Schlachtlinie gestellt, die andern weiter rückwärts in einem Viereck aufgestellt haben, in dessen Mitte das Gepäck gebracht wurde; diese zweite Hälfte erhielt zugleich den Befehl, der ersten, wo es noth thue, zu Hülfe zu kommen. Beide Phalangen waren 8 Mann tief. Wie sollen wir uns das Viereck mit dem Gepäck in der Mitte vorstellen? Weshalb überließ man nicht die Vertheidigung des Gepäcks den massenhaften Leichtbewaffneten, über die man in der Schiffsmannschaft verfügte? An Hopliten war das Heer dem Gesammt-Aufgebot der Syrakusaner gegenüber ohnehin schwach.

Die Syrakusaner hatten eine doppelt so tiefe Phalanx als die Athener, 16 Mann, und außerdem 1200 Reiter. Trotzdem siegten die Athener; die feindlichen Reiter leisteten nichts weiter, als daß sie die Verfolgung hemmten.

Die Historiker, Grote, Holm (Geschichte Siziliens im Alterthum II, 26) haben, so viel ich sehe, die Thucydideische Erzählung immer einfach wiederholt, ohne auf die Fragen, die sie übrig läßt, einzugehen.

Trotz seines Sieges kehrte Nikias nach Katana zurück, da er ohne Reiterei nichts machen könne.

Daß die syrakusanische Reiterei, wenn sie auch in der Schlacht nichts leistete, doch die Verfolgung verhinderte, scheint sie über die persische zu stellen, die das bei Marathon nicht fertig brachte. Der Grund wird sein, daß die Syrakusaner sich eines unbedingt sichern Rückzuges bewußt waren, während die persischen Reiter bei Marathon, als das Fußvolk die Flucht ergriff, von dem Gefühl beherrscht wurden, daß, wer jetzt nicht schnell in das Schiff gelange, verloren sei. Bei Platää kommt, da ein Theil des persischen Heeres detachirt war, die große Ueberzahl der Griechen in Betracht, und ob nicht trotzdem die persische Reiterei die Verfolgung etwas gehemmt hat, wissen wir nicht.

Digitized by Google

12. Als Gylippos kam, fand er bald heraus, wie die Syrakusaner ihre Ueberlegenheit an Reiterei zu verwenden hätten. Er schickte sie mitsammt seinen Speerschützen (Thucyd. VII, 6) den Athenern in die Flanke, während er sie in der Front mit den Hopliten angriff, und die Athener wurden geschlagen.

13. Die Erzählung Diodors XIII, 72 von dem Zuge des Königs Agis gegen Athen im Jahre 408 enthält so viel Unverständliches oder Unglaubliches, daß sie geschichtlich kaum verwendet werden darf. Das Heer des Agis soll 14 000 Hopliten, 14 000 φιλοί und 1200 Reiter stark gewesen sein. Die Phalanx war 4 Mann tief und 8 Stadien = 1500 Meter lang. Danach wäre also auf den Mann nur 43 Centimeter Frontraum gekommen. Gleichzeitig aber soll das Heer zwei Drittel der athenischen Mauer umschlossen haben; dann müßte es sich also ganz im Gegensatz zu der gedrängtesten Aufstellung der Phalanx auf etwa 30 Stadien ($^3/_4$ Meilen) ausgedehnt haben, durch die ganze Ebene nördlich der Stadt bis über die Vorberge des Lykabettos hinüber. Die Athener sollen ihre Reiter zum Gefecht hinausgeschickt haben, die den Gegnern an Zahl gewachsen waren und sie besiegten — ist es denkbar, daß Athen noch im Jahre 408 plötzlich 1200 kampftüchtige Reiter vors Thor schicken konnte? Am andern Tage soll sich das athenische Heer so dicht unter der Mauer zum Kampf aufgestellt haben, daß es durch die von oben entsendeten Geschosse gedeckt wurde. Wieviel Hopliten konnte denn Athen damals noch aufstellen, während eine große Flotte mit Alcibiades auswärts war? Sollten die Spartaner, die doch numerisch weit überlegen sein mußten, sich wirklich gescheut haben, die kurze Strecke des Pfeil- und Spießhagels vor der Mauer zu durcheilen, um dann den sicheren Sieg, der den an die Mauer gepreßten athenischen Hopliten den Untergang bringen mußte, zu erlangen? Sobald sie handgemein wurden, that ihnen ja das Werfen und Schießen von oben nicht viel mehr Schaden als den Athenern, wenn die Mauerbesatzung es nicht überhaupt einstellte, um nicht die eignen Leute zu treffen.

14. Die ausführliche Erzählung, die uns Thucydides von der Einschließung und Aushungerung Platääs im Peloponnesischen Kriege giebt, ist von Müller-Strübing, Jahrb. f. Phil. Bd. 131 auf Grund der topographischen Verhältnisse angefochten, von Herm. Wagner jedoch in dem Progr. d. Gymn. v. Dobberan 1892 und 1893 völlig retablirt worden.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Strategie. Perikles.

Die taktischen Verhältnisse haben sich, wie wir gesehen haben, in der Zeit von den Perserkriegen bis zum Peloponnesischen wenig verändert. Dennoch bietet dieser Krieg einen ganz anderen Anblick als jener. Der Perserkrieg wird wesentlich beherrscht durch die Ungleichheit der beiden Streitenden in Bewaffnung und Taktik. Im Peloponnesischen Krieg kämpfen Griechen gegen Griechen; ihre Bewaffnung und Taktik ist dieselbe, aber das Eigenthümliche ist, daß die eine Partei zu Wasser ein ebenso großes Uebergewicht hat, wie die andere zu Lande. Dadurch wird eine ganz neue Aufgabe strategischer Natur gestellt. Der Perserkrieg ist angelegt auf große Entscheidungen: er kann nicht anders enden, als daß der Großkönig binnen Kurzem entweder die Griechen besiegt und unterjocht oder eine ungeheure Niederlage erleidet. Der Peloponnesische Krieg zieht sich siebenundzwanzig Jahre lang hin, bringt zu Lande wohl einige Schlachten, aber keine wirkliche Entscheidung und kommt erst zum Schluß, als besondere Verhältnisse auch der spartanischen Partei gestattet haben, sich zu einer der athenischen ebenbürtigen Seemacht zu entwickeln.

Als der Krieg ausbrach, konnte man sich auf keiner von beiden Seiten von dieser Entwickelung eine Vorstellung machen. Man lebte ausschließlich in dem Gedanken, daß das Uebergewicht zu Lande hier, zur See dort so groß sei, daß der Schwächere es auf eine groß taktische Entscheidung, auf eine Schlacht wie Salamis oder Platää, nicht ankommen lassen könne. Die Strategie war daher vor die

Digitized by Google

neue eigenartige Aufgabe gestellt: den Krieg ohne Entscheidung, durch bloße Ermattung.

Es ist eine der komplizirtesten, aber der häufigsten Erscheinungen der Weltgeschichte, die uns hiermit entgegentritt. In der Natur, im Begriff des Krieges liegt es, daß ein Gegner den andern zu packen und niederzuwerfen sucht, damit er ihn unter seinen Willen beuge. Alle Kräfte werden zu einem großen Schlage, einer Schlacht zusammengefaßt, die die Entscheidung bringen soll oder der weitere folgen, bis die Entscheidung erlangt ist. Die Aufgabe der Strategie ist, diese Entscheidung vorzubereiten und unter möglichst günstigen Verhältnissen herbeizuführen. Jetzt haben wir einen Krieg, und immer wieder werden wir solchen begegnen, die aus den verschiedensten Ursachen derartige Entscheidungen ausschließen. Dennoch sollen Mittel gefunden werden, den Willen des Gegners zu beugen und den politischen Zweck des Krieges zu erreichen.

Ganz ebenso wie bei Marathon, Thermopylä, Salamis, Platää finden wir, daß das Hellenenvolk einen Mann hervorgebracht hat, der die neue Aufgabe in ihrer Tiefe begriff und mit klassischer Sicherheit löste.

Perikles, der Athener, erkannte, daß seine Stadt dem peloponnesisch-böotischen Bunde zu Lande nicht gewachsen sei, und zog daraus mit unerbittlicher Logik die Konsequenz, daß die ganze Landschaft Attika geräumt und dem feindlichen Heere überlassen werden müsse. „Wenn ich glaubte, euch überreden zu können, würde ich euch auffordern, selber euer Land zu verwüsten," sagte er den Athenern. Die Landbevölkerung mußte sich in die Stadt und zwischen die langen Mauern, die die Stadt mit ihren Häfen Piräus und Phaleron verband, zurückziehen. Der Schade aber, den nun die Feinde dem attischen Lande anthaten, wurde ihnen vergolten, indem die athenische Flotte die feindlichen Küsten blockirte, den Handel aller gegnerischen Städte vernichtete und selber bald hier bald dort landend und unvermuthent auftretend den feindlichen Landschaften denselben oder noch größeren Schaden zufügte, als sie selbst in Attika anrichteten. Was konnte bei solcher Kriegführung, die beinahe eine „Nicht-Krieg-Führung" zu nennen wäre, herauskommen? Eine niederschmetternde Entscheidung niemals — es kam darauf an, wer zuerst den Schmerz nicht länger ertragen konnte, wer zuerst

Digitized by Google

ermattete. Man hätte eine Kriegführung ohne Blutvergießen konstruiren können; aber so ganz war es denn doch nicht ausgeschlossen, daß auch scharfe Schläge einmal fielen, die viel dazu beitragen konnten, den Gegner zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Wohl bedacht und mit weiser Erkenntniß fügte Perikles, als er den Athenern seinen Kriegsplan auseinandersetzte, dem Vorgesagten hinzu, daß man „die Gelegenheit, die nicht warte", ergreifen müsse. Die Ermattungs-Strategie, die auf die absolute Entscheidung grundsätzlich verzichtet, bringt die Gefahr mit sich, daß die Feldherrn gar zu vorsichtig werden. Jeder Krieg führt Zufälle herauf, die mit kühnem Muthe ausgenutzt werden müssen. Aber ob es gelingt, ist immer eine Frage an das Schicksal. Der Feldherr weiß nie so genau, wie stark der Feind eigentlich ist, ob nicht Umstände mitspielen, die er nicht zu durchschauen vermag. Während man zaudert, erwägt, weiter untersucht — ist die Gelegenheit schon wieder entschlüpft und doppelt, zehnfach schwer findet der Feldherr den Entschluß zur That, wenn als das Grundprinzip des Krieges ihm vorschwebt, daß nicht große Entscheidungen mit ihrem Wagniß, sondern die allmähliche Ermattung den Ausschlag geben soll. Erst der Fortgang unserer Darstellung bis in die neuere Zeit, der immer wieder zeigen wird, wie oft die Feldherrn dieser Versuchung der Ermattungs-Strategie, sich gewagten Entscheidungen zu entziehen, erlegen sind, wird uns ganz zeigen, wie bedeutsam jenes Wort des Perikles ist, daß trotz des allgemeinen Grundsatzes einer bloß ermattenden Kriegführung, „die Gelegenheit, die nicht wartet", wahrgenommen werden müsse.

Die Athener rechneten, daß Perikles als Feldherr neun Siege erfochten habe. Wir wissen von diesen Siegen zu wenig, um daraus auf Perikles' strategische Begabung etwas schließen zu können, aber die Anlage des Peloponnesischen Krieges, verbunden mit der Nachricht von mehrfachen Schlacht-Siegen, nöthigt uns, ihm nicht bloß unter den großen Staatsmännern, sondern auch unter den großen Feldherren der Weltgeschichte einen Platz anzuweisen. Nicht der Kriegsplan als solcher ist es, der ihm dieses Recht verleiht (denn den Ruhm des Feldherrn verleiht nicht der Rath, sondern die That), vielmehr die ungeheure Entschlußkraft, die dazu gehörte, nicht bei einer halben Maßregel stehen zu bleiben, sondern von vornherein,

Digitized by Google

was geopfert werden mußte, das ganze attische Land völlig preiszugeben, und dazu die Kraft der persönlichen Autorität, die es vermochte, einen solchen Entschluß einer demokratischen Volksversammlung begreiflich zu machen und bei ihr durchzusetzen. Die Durchführung dieses Entschlusses ist eine strategische That, die mit jedem Siege auf eine Stufe gestellt werden kann. 480 und 479 hatten die Athener vor den Persern ja nicht bloß das Land, sondern auch die Stadt geräumt: ein in sich noch großartigerer Entschluß, aber ganz anderer Natur. Es war eine That der Verzweiflung, als kein anderer Ausweg mehr übrig blieb, wenn man sich nicht unterwerfen wollte. Die Schlacht, in der man die Heimath wiedergewinnen wollte, sollte unmittelbar folgen. Im Peloponnesischen Krieg handelte es sich ebenfalls um eine unausweichliche Nothwendigkeit, aber nicht eine, die der unmittelbare Augenschein, sondern die nur die überlegende strategische Erkenntniß offenbarte, und es handelte sich nicht um eine bloß augenblickliche Räumung, sondern um eine voraussichtlich Jahr aus Jahr ein auf lange Zeit zu wiederholende Aktion. Noch heute tauchen immer wieder gelehrte Klüglinge auf, die die Nothwendigkeit jener That bestreiten und dadurch neues Zeugniß für die Geisteskraft des Perikles ablegen, der ein so schwer zu begreifendes Stratagem dem souveränen athenischen Volke aufzuerlegen vermochte.

Der Kriegsplan des Perikles ist von Athen lange Zeit durchgeführt worden, die ersten anderthalb Jahre, so lange Perikles die Stadt leitete, unter kluger und energischer Disponirung des Einzelnen, so daß die verschiedenen Unternehmungen gut ineinandergriffen; auch nach des Perikles Sturz und Tod mit nicht geringerer Kraft, aber ohne Zusammenhang im Einzelnen, stoßweise, unter dem zufälligen Antriebe des Augenblicks, nach den Einfällen dieses oder jenes Redners. Trotzdem behauptete Athen die offenbare Ueberlegenheit über seine Gegner. Selbst die furchtbaren Verwüstungen der Pest, die ihm ein Viertel seiner Bürgerschaft raubte, brachen seine Kraft nicht, und endlich gab auch der fortgesetzte Kleinkrieg die „Gelegenheit“ zu einem großen Schlage. 420 Lacedämonier wurden auf der Insel Sphakteria eingeschlossen, ein Theil getödtet und der Rest, 292 Mann, darunter 120 Spartiaten gefangen genommen.

Mit diesem Erfolg, fünf Jahre nach dem Tode des Perikles,

Digitized by Google

war sein Kriegsplan erfüllt. Man darf natürlich nicht als Zweck des Krieges setzen, daß Athen sich hätte ganz Griechenland unterwerfen sollen, in der Art, wie später Rom Italien. Daran hat weder Perikles noch ein anderer athenischer Staatsmann gedacht; dazu war Athen viel zu schwach; dazu hätte es nicht bloß große Landsiege erfechten, sondern zuletzt auch die feindlichen Städte Theben, Megara, Korinth belagern und einnehmen müssen. Es handelte sich in diesem Kriege für Athen nur, wie in modernen europäischen Kriegen, um Selbstbehauptung, Erhaltung des Gleichgewichts und größere oder geringere Ausdehnung der Machtsphäre.

Der Mangel eines fähigen, leitenden Staatsmannes nach Perikles' Tode ließ Athen den Augenblick und die günstige Lage für einen vortheilhaften Friedensschluß versäumen. Aber selbst nachdem nun Athen durch den genialen spartanischen Feldherrn Brasidas bei Amphipolis eine Niederlage erlitten, konnte es noch einen Frieden schließen, in dem es seine Stellung voll behauptete, und mehr war ja im Grunde garnicht nothwendig.

Nach acht Jahren brach der Krieg von Neuem aus, und jetzt verloren ihn die Athener, weil sie den Rath des Perikles in einem wesentlichen Punkt in den Wind geschlagen hatten. Perikles hatte gewarnt, „während des Krieges nicht neue Eroberungen zu machen".

Schon im Jahre 424, geschwellt durch den Erfolg von Sphakteria, hatten sie einmal eine große Operation zu Lande geplant und dabei eine sehr schwere Niederlage (Delion) erlitten; sie verloren nicht weniger als 1000 Hopliten. Nach dem Friedensschluß aber, der doch immer nur ein Waffenstillstand war, unternahmen sie die Unterwerfung Siziliens und verloren dabei etwa 6000 Bürger[1]) mit einer großen Flotte und Ausrüstung. Das brachte den Umschwung. Jetzt wagten die Jonier, sich von Athen loszulösen, die Peloponnesier erschienen auf dem Meere und traten in Verbindung mit dem Perserkönig. Dieser Kombination war Athen nicht gewachsen, wurde endlich zur See besiegt und mußte sich unterwerfen.

[1]) 4450 Hopliten und Reiter-Bürger; dazu auf jeder Triere doch wenigstens einige athenische Bürger als Offiziere. Die ganze Expedition mit allem Nachschub kann auf 60000 Männer berechnet werden.

Digitized by Google

1. Die Grundfrage bei der Beurtheilung des Peloponnesischen Krieges ist natürlich, ob der Plan des Perikles richtig war, und die Antwort hängt nicht zum Wenigsten von der Statistik ab. Wenn es wahr wäre, daß Athen damals 60 000 Bürger hatte, während es bestehen bleibt, daß Lacedämon nicht mehr als 2—3000 Spartiaten und 9000 Periöken-Bürger zählte, so hätte Athen wohl eine Politik und Kriegführung nach der Weise Roms wagen können. Man sieht die fundamentale Bedeutung der richtigen Feststellung dieser trocknen Daten. An ihnen hängt die Beurtheilung des Perikles und hieran wieder die des Thucydides. Die Autorität des größten aller Historiker ist unrettbar zerstört, eine Säule der griechischen Literatur ist umgestürzt — wenn Jemand nachweist, daß Athen im Jahre 431 60000 Bürger hatte. Denn hat Thucydides den Perikles und seine Politik falsch beurtheilt, dann dürfen wir seinem Urtheil überhaupt nicht mehr trauen.

Glücklicherweise kann nun von alledem garnicht die Rede sein. Daß die Athener bei Delion πανδημεί auszogen und doch nur 7000 Hopliten stark waren, ist in Verbindung mit allen anderen überlieferten Zahlen ein unwiderleglicher Beweis, daß Athen niemals 60000 Bürger gehabt haben kann.

Man darf annehmen, daß Athen außer den in der Rede des Perikles genannten 15 800 Mann aus den Theten und Metöken noch vielleicht 8000 Mann hätte herausziehen und mit Hoplitenrüstung versehen können. Dazu hätte man noch einige Bündner einberufen und eine große Masse Söldner als Hopliten aufstellen können. Rechnet man ab, was an Besatzungen nothwendig zurückbleiben und daß doch immer eine gewisse Zahl Trieren im Dienst bleiben mußte, so hätte Athen mit höchster Anstrengung wohl einmal ein Heer von 25 000 Hopliten ins Feld führen können. Das Heer, mit dem die Peloponnesier in Attika einfielen, hat Beloch (p. 152) auf 30 000 Hopliten berechnet. Ein Sieg in offener Feldschlacht scheint also für die Athener nicht ganz ausgeschlossen. Aber was hätte er genützt? „Wenn wir auch siegen," sagte Perikles den Athenern (Thuc. I, 143) „so hätten wir doch bald wieder gegen einen eben so zahlreichen Feind zu kämpfen." Das große athenische Heer konnte nur wenige Tage, allerhöchstens Wochen im Felde bleiben, da die Bürger zu ihrer Berufsarbeit zurückkehren mußten. Von einer Verfolgung des Feindes in sein eigenes Land, einer Belagerung von Theben oder Korinth konnte gar keine Rede sein. Auch von den späteren Volksführern auf der Höhe des Erfolges von Sphakteria hat nie Jemand solche Gedanken gehabt. Ein Sieg hätte also den Athenern nichts gebracht als eine augenblickliche Erleichterung; eine Niederlage hätte ihnen die halbe Bürgerschaft kosten können, und auf jeden Fall hätte ein derartiger Feldzug die finanziellen Mittel so angegriffen, daß sie für die weiteren Feldzüge ganz leistungsunfähig wurden. Wir werden auf das sich hier geltend machende Gesetz der Oekonomie der Kräfte noch sehr häufig zurückzukommen haben.

Digitized by Google

2. In allen Einzelheiten habe ich das Problem der Perikleischen Strategie untersucht in meinem Buche „Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen“ (1890). Ziemlich gleichzeitig mit diesem Buch erschien die Untersuchung von Nissen „Der Ausbruch des Peloponnesischen Krieges“ im 63. Bande der Hist. Zeitschrift. Die Einwände, die von ihm gegen die Darstellung des Thucydides erhoben werden, vermag ich als berechtigt nicht anzuerkennen, in einem wesentlichen Punkt sind wir jedoch zu demselben Ergebniß gekommen, nämlich, daß, wenn Athen auf ein positives Erwerbs-Objekt in diesem Kriege ausgehen wollte, es die Inkorporation von Megaris sein mußte.

3. Seitdem ist noch „ein chronologischer Beitrag zur Vorgeschichte des Peloponnesischen Krieges“ erschienen von W. Kolbe (Hermes, Bd. 34, 1899). Kolbe setzt die Schlacht bei Sybota schon in den Herbst 433 (ich habe Mai 432 angenommen); Folgerungen für meine Auffassung der Politik des Perikles ergeben sich daraus nicht.

4. Busolt in einer Untersuchung „zum Kriegsplan des Perikles“ (Festschrift, Ludwig Friedländer dargebracht von seinen Schülern 1895) hat sich denen angeschlossen, die diesen Kriegsplan prinzipiell für richtig erklären, „aber es mangelte bei seiner Durchführung an thatkräftigem Vorgehen und Unternehmungsgeist.“ Er vermißt namentlich in den ersten Jahren des Krieges die Besetzung feindlicher Küstenplätze wie Pylos und die Insel Kythera. „Ein energisches Einsetzen der Kräfte im Rahmen des Kriegsplanes konnte unzweifelhaft die Dauer des Krieges verkürzen und rascher zur Ermattung des Gegners führen“. Diese Behauptung kann man doch nicht so ganz als „unzweifelhaft“ hinstellen. Busolt selbst hat in eben dieser Abhandlung sehr mit Recht mehr, als es früher geschehen ist, betont, wie wichtig die Blockade des Peloponnes war. Konnte sie auch nicht bis zur hermetischen Absperrung durchgeführt werden, so unterband sie doch den Handel und die fast unentbehrliche Getreidezufuhr für die größeren Seestädte in höchst empfindlicher Weise. Je länger je härter mußte dieser Druck wirken. Es ist durchaus nicht gesagt, daß die Athener, wenn sie allen Schaden, den sie ihrem Gegner zufügen konnten, gleich im ersten Jahre anrichteten, damit den Frieden erreicht hätten. Die Länge des Schmerzes, das psychologische Moment der Zeit mußte hinzukommen. Wir stehen hier vor einem Problem, das immer wieder in der Kriegsgeschichte auftaucht. Wenn ein Staatsmann-Feldherr wie Perikles einen Kriegsplan entwirft, der den Gegner nicht niederwerfen, sondern ihn allmählich ermatten soll, so giebt es keinen bestimmten Anhalt dafür, wieviel in jedem Jahr zu unternehmen, wie weit auf Schonung der eigenen Kräfte Rücksicht zu nehmen ist. In der Niederwerfungs-Strategie giebt es einen solchen Maßstab, nämlich die Streitkräfte des Gegners. Man muß entweder alle Kräfte aufbieten, die überhaupt möglich sind, oder wenigstens so viel, daß man mit Sicherheit auf den Sieg rechnen kann. Geschieht das nicht, so ist ein Fehler gemacht

Digitized by Google

worden. Bei der Ermattungs-Strategie ist der Maßstab mehr subjektiv. Alle Kräfte zugleich anzuspannen, wäre falsch und würde dem eigenen Plane widersprechen. Was nun auch geschieht, immer ist es möglich, daß ein Kritiker kommt und sagt, dies oder das hätte außerdem auch noch geschehen sollen. Die Gründe, weshalb in den ersten anderthalb Jahren, so lange Perikles regierte, nicht mehr geschah, habe ich in meinem Buche S. 116 dargelegt. Im zweiten Jahre hat er an Stelle der Okkupation von Kythera, die Busolt verlangt, etwas viel Großartigeres unternommen, nämlich Epidaurus zu erobern, was ihm freilich mißlang. Daß nach diesem Fehlschlag nunmehr nicht der Zug nach Kythera unternommen wurde, fällt jedenfalls nicht dem Perikles zur Last, da er ja abgesetzt wurde. Es ist aber aus den von mir a. a. O. p. 130 angeführten Gründen durchaus verständlich.

5. Das Wort des Perikles von den „Gelegenheiten im Kriege, die nicht warten" (Thuc. I, 142) ist zunächst von den Gegnern gesagt, die wegen des Mangels an bereiten Mitteln und wegen der lockeren Bundesverfassung die Gelegenheiten nicht benutzen können. Implicite liegt darin aber naturgemäß auch das Entgegengesetzte, daß nämlich die Athener dazu in der Lage sind und die Gelegenheiten ergreifen sollen.

6. In einem Anhange zu meinem oben genannten Buche habe ich die Frage nach der Bedeutung Kleons behandelt. Immer wieder tauchen Gelehrte auf, die es nicht begreifen können, daß Jemand einen so glänzenden militärischen Erfolg wie Kleon auf Sphakteria davongetragen hat und doch eine in jeder Beziehung nichtige Persönlichkeit gewesen sein soll. Nirgends als auf militärischem Gebiet ist die Versuchung größer, sich vom Erfolg hinreißen zu lassen und den, der einen Sieg erfochten, auch für einen Feldherrn zu erklären; nirgends ist es aber auch wichtiger, sich von der Erfolgs-Verehrung frei zu machen und unbefangen zu prüfen, ob ein Ruhm verdient ist und wem er zufällt. Der Fall Kleon ist ganz besonders geeignet, die Urtheilskraft zu bilden und sich in der Kritik zu üben. Eine sehr interessante und in mancher Beziehung geradezu frappante Analogie zu Kleons Feldherrnthum bildet der große Sieg, den der Demagogen-General L'Echelle über die Vendeeer erfocht, was ich in dem ausgezeichneten Buche des Generals von Boguslawski: „Der Krieg der Vendée gegen die französische Republik" (1894) nachzulesen bitte.

7. Nachdem man sich überzeugt hat, daß in den Kardinal-Punkten, der Beurtheilung des Perikles und seines Kriegsplanes, sowie des Kleon die Auffassung des Thucidides die allein und vollständig richtige ist, ist man berechtigt und verpflichtet, diesem Autor auch in den Punkten Vertrauen zu schenken, wo eine strikte Nachprüfung bei unserer mangelhaften Kenntniß der Thatsachen nicht möglich ist. Nach diesem Grundsatz ist die Darstellung dieser Epoche aufgebaut.

Digitized by Google

Die Anklagen, welche man gegen Thucydides als Feldherrn aus seiner eigenen Erzählung hat konstruiren wollen, entbehren jeder Begründung und entspringen allein den unrichtigen taktischen Vorstellungen der Kritiker.

8. Herodot VII, 9 läßt den Mardonios zu Xerxes sagen:

„ἐώθασι Ἕλληνες, ὡς πυνθάνομαι, ἀβουλότατα πολέμους ἵστασθαι ὑπό τε ἀγνωμοσύνης καὶ σκαιότητος. ἐπεὰν γὰρ ἀλλήλοισι πόλεμον προείπωσι ἐξευρόντες τὸ κάλλιστον χωρίον καὶ λειότατον, ἐς τοῦτο κατιόντες μάχονται, ὥστε σὺν κακῷ μεγάλῳ οἱ νικέοντες ἀπαλλάσσονται· περὶ δὲ τῶν ἐσσωμένων οὐδὲ λέγω ἀρχήν, ἐξώλεες γὰρ δὴ γίνονται.“

Sie sollten lieber „ἐόντας ὁμογλώσσους“ sich friedlich verständigen und vertragen, „εἰ δὲ πάντως ἔδεε πολεμέειν πρὸς ἀλλήλους, ἐξευρίσκειν χρῆν, τῇ ἑκάτεροί εἰσι δυσχειρωτότατοι, καὶ ταύτῃ πειρᾶν“ „wo für beide Theile der Sieg am schwersten ist“ sagt die Uebersetzung. Vater Herodot hat nicht ausdrücken können, was er meint oder ihm gesagt ist: der Sinn ist offenbar, Jeder soll suchen, das Terrain zu seinen Gunsten zu verwenden.

Man erkennt, daß solche Betrachtungen in dem Perikleischen Athen gemacht wurden.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Söldner.

Im Perserkriege bestehen die hellenischen Heere aus Bürgeraufgeboten; als der Peloponnesische Kriege zu Ende geht, ist dem nicht mehr so.

Das allgemeine Bürgeraufgebot, der Auszug „πανδημεί", war immer nur sehr selten gewesen. Für gewöhnlich wurde beschlossen, ein Heer oder eine Flotte von bestimmter Stärke auszuschicken, und die Aushebung für diesen Zweck werden wir uns in Athen etwa folgendermaßen vorzustellen haben. Die Bürgerschaft war eingetheilt in zehn Phylen, und jede von diesen zerfiel in drei Trittyen, eine städtische, eine an der Küste, eine im Binnenland, die wiederum mehr oder weniger Demen umfaßten. Auf diese wurde die zu stellende Mannschaft repartirt und hätte nun der Regel nach abwechselnd von den Verpflichteten gestellt werden müssen. Ein solcher regelmäßiger Wechsel hätte aber zu schweren Ungleichmäßigkeiten geführt. Die einzelnen Expeditionen waren von sehr verschiedener Länge und Beschwerlichkeit; der Hoplitendienst, den die Wohlhabenderen zu leisten hatten, sehr viel seltener als der Flottendienst. Die kurzen Feldzüge der älteren Zeit hatten die Bürger aus eigenen Mitteln bestritten und waren dadurch nicht gar zu sehr in ihrem Berufs- und Erwerbsleben gestört worden. Die langen, oft überseeischen Kriege hatten ganz andere Verhältnisse geschaffen. Um längere Feldzüge zu ermöglichen, hatte man angefangen Sold, und zwar einen sehr reichlichen zu zahlen.[1]) Die Mittel brachten die athenischen Bundesgenossen

[1]) Böckh, Staatshaushalt I, 152 u. 340 (3. Aufl.) Der Sold schwankt zwischen 4 Obolen und 1 Drachme (6 Obolen) für den Mann; für den Hopliten also

Digitized by Google

auf, die dafür vom Kriegsdienst frei oder wenigstens viel geringer belastet[1]) waren. Die athenischen Bürger thaten den Kriegsdienst für sie, und eben dadurch hatten sie eine so sehr große Kriegstüchtigkeit erlangt. Obgleich sie Bürger blieben, hatten sie doch bis auf einen gewissen Grad die Eigenschaften von Berufssoldaten angenommen und waren sich dessen auch voll bewußt. Vor der ersten Schlacht vor Syrakus erinnert ihr Feldherr Nikias sie daran, daß sie ganz andere Krieger seien, als das Bürgeraufgebot ihrer Gegner[2]). Wenn daher in Athen ausgehoben werden sollte für einen Feldzug, so werden wir annehmen dürfen, meldeten sich für den Flottendienst stets genügend Freiwillige, Athener oder Fremde, oder es wurden Sklaven genommen. Eine besondere Liste der zum Seedienst Verpflichteten ist allem Anschein nach garnicht geführt worden. In Nothfällen wurden Alle eingestellt, die grade abkömmlich waren.[3]) Mit dem Hoplitendienst war es etwas Anderes; dieser war ja nicht bloß eine persönliche, sondern auch eine Steuer-Leistung, da der Hoplit seine kostbare Rüstung selbst zu beschaffen hatte. Zum Hoplitendienst wurde deshalb eingeschätzt und über die Leistungsfähigen eine Musterrolle, der „Katalog" geführt, neben der allgemeinen Bürgerliste. Trotzdem werden wir annehmen dürfen, daß es nicht so gar schwer war, wenn man nicht selbst ausziehen wollte, einen Ersatzmann zu finden[4]), und der Staat

---

2 Drachmen, eine für den Krieger uud eine für seinen Burschen, eingeschlossen das Verpflegungsgeld. Wenn der Komiker Theopomp sagt, mit zwei Obolen ernähre der Mann eine Frau, mit vier sei er vollends glücklich, so meint er vermuthlich den baaren Sold außer der Verpflegung, die eventuell noch durch zwei Obolen abgelöst wurde. — Zu Aristoteles' Zeit erhielten die athenischen Epheben 4 Obolen täglich, ihre Instruktoren 1 Drachme. Staat d. Ath. cap. 42.

[1]) Nöthe, Bundesrath, Bundessteuer und Kriegsdienst der delischen Bündner. Progr. v. Magdeburg 1890. Gülde, Kriegsverf. d. ersten athen. Bundes. Progr. Neuhaldensleben 1888.

[2]) Nikias Rede Thuc. VI, 68.

„πρὸς ἄνδρας πανδημεί τε ἀμυνομένους καὶ οὐκ ἀπολέκτους ὥσπερ καὶ ἡμᾶς, καὶ προσέτι Σικελιώτας οἱ ὑπερφρονοῦσι μὲν ἡμᾶς ὑπομενοῦσι δὲ οὔ, διὰ τὸ τὴν ἐπιστήμην τῆς τάξεως ἧσσω ἔχειν."

[3]) Xenoph. Hell. I, 6, 24. Die Athener beschließen auszuziehen mit 110 Schiffen „εἰσβιβάζοντες τοὺς ἐν τῇ ἡλικίᾳ ὄντας ἅπαντας καὶ δούλους καὶ ἐλευθέρους . . . . εἰσέβησαν δὲ καὶ ἱππέων πολλοί."

[4]) Nach einer bei Polyän (III, 3) erhaltenen Notiz schlossen sich dem Tolmidas, als er einmal mit 1000 Hopliten ausziehen sollte, 3000 Freiwillige an. Im Widerspruch damit scheinen zwei Stellen bei Aristophanes zu stehen. „Ritter" v. 1369 wünscht der Demos, daß nicht mehr nach Gunst Leute vom Hoplitendienst befreit werden und im „Frieden" v. 1179 ist Einer kreuzunglücklich, weil er findet, daß er

Digitized by Google

konnte gegen eine geeignete Stellvertretung nichts einzuwenden haben. Er schonte dadurch die Bürger in ihrer regelmäßigen Erwerbsthätigkeit, und die militärische Tüchtigkeit brauchte unter dem Austausch nicht zu leiden, sondern konnte noch gewinnen. Ohnehin war der Hoplitendienst ja selbst seinem Begriff nach kein streng persönlicher, sondern das Haus stellte einen Mann mit seinem Burschen. Von je wird es da für eine interne Sache der Familie gegolten haben, ob der Vater oder der Sohn, der eine Bruder oder der andere oder statt dessen auch einmal ein entfernterer Verwandter oder ein Nachbar die Hoplitenrüstung anzog und den Dienst übernahm. Um das Hoplitenaufgebot noch verstärken zu können, hielt auch der Staat bei Ausbruch des Peloponnesischen Krieges Rüstungen und stattete eine Anzahl Theten damit aus.[1]) Wenn für die sizilische Expedition 1500 Hopliten aus dem Katalog und 700 Theten-Hopliten eingeschifft wurden, so haben sich entweder nicht mehr als 1500 aus den oberen Klassen für den Feldzug gemeldet, oder, noch wahrscheinlicher, man wollte nicht so viele bemittelte Bürger so weit fortschicken, nahm nicht mehr als 150 aus jeder Phyle an und bewaffnete außer ihnen noch 700 Theten, die sich ebenfalls freiwillig meldeten, auf Staatskosten.

Der Flottendienst ist also in Athen, abgesehen von den Auszügen πανδημεί, schon bald nach den Perserkriegen ein reiner Söldnerdienst geworden, und allmählich wandelte sich auch der Hoplitendienst im Laufe des Peloponnesischen Krieges mehr und mehr in einen solchen um.

Die analoge Entwickelung vollzog sich bei den andern Staaten. In den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges thaten die Verbündeten in der Hauptsache nichts Anderes, als daß

plötzlich schon wieder zum Dienst aufgeboten wird, und klagt, daß damit hauptsächlich das Landvolk gedrückt, der Städter bevorzugt werde. Zum reinen freiwilligen Solddienst war also das Heeresaufgebot damals (424 u. 421) noch nicht geworden.

[1]) Aristoteles, Vom Staate der Athener cap. 24, wo er ausführt, daß die Masse der Athener vom Staate lebte (durch die Steuern der Bundesgenossen), giebt auch an, daß die Stadt 2500 Hopliten unterhalten habe. Wie das zu verstehen ist, ist nicht leicht zu sagen. An ein stehendes Heer ist nicht zu denken. Die περίπολοι, die etwa 2000 Köpfe stark waren, sind schwerlich gemeint. Vielleicht existirte eine Einrichtung, wonach 2500 Mann sich in besonderem Maaße in jedem Augenblick bereit zu halten hatten, zuweilen gemustert wurden, exerziren mußten und dafür eine kleine Vergütung erhielten. Anders kann es wenigstens mit den 1200 Reitern und 1600 Bogenschützen, die Aristoteles in derselben Linie nennt, nicht wohl gewesen sein.

Digitized by Google

sie mit Zweidrittel ihrer Bürger-Hopliten in Attika einfielen, das Land einige Wochen plünderten und verwüsteten und wieder heimzogen. Bald stellte sich heraus, daß man auf diese Weise Athen nicht mürbe mache, und endlich zog der Spartaner Brasidas mit einem Heer nach Thracien, um Athen in seinen Kolonien und Bundesstädten zu bekämpfen. Dieses Heer konnte nicht mehr aus Bürgern bestehen, die sich für einige Zeit ihrem Erwerb entzogen und selbst verpflegten. Es bestand aber auch nicht etwa aus Spartiaten, deren Stolz von je gewesen war, daß sie keinen bürgerlichen Beruf hatten, sondern ausschließlich Krieger waren. Ein solcher Feldzug in die Ferne mit der Hälfte oder auch nur einem Viertel der spartiatischen Waffenfähigen (und das wären ja nicht mehr als 500—600 Mann gewesen) widersprach durchaus dem Charakter des Staatswesens und der Sinnesweise der Spartaner. Man hob vielmehr robuste leibeigene Bauernsöhne, Heloten aus und exerzierte sie als Hopliten ein. Natürlich mußte man ihnen Verpflegung und auch einen gewissen Sold geben, um sie an die Fahne zu fesseln. So gelangt Sparta durch die inneren Nothwendigkeiten der Kriegführung ganz auf dieselben Bahnen wie Athen.

1. Von den Argivern berichtet Thucydides V, 67, daß sie neben dem allgemeinen Aufgebot eine Elite-Schaar von 1000 Mann hatten, die auf Staatskosten besonders ausgebildet waren (Ἀργείων οἱ χίλιοι λογάδες, οἷς ἡ πολις ἐκ πολλοῦ ἄσκησιν τῶν ἐς τὸν πόλεμον δημοσίᾳ παρεῖχε). Vermuthlich waren diese 1000 nicht bloß besonders ausgebildet, sondern mußten auch bereit sein, die weiteren Expeditionen zu übernehmen, die von Zeit zu Zeit erforderlich waren und den gemeinen Bürger zu sehr aus seiner Beschäftigung gerissen und wirthschaftlich geschädigt hätten. Dafür erhielten sie einen regelmäßigen Sold.

2. Als Agesilaus in Asien 391 Reiterei gebraucht, hebt er dazu die reichen kleinasiatischen Griechen aus und erlaubte ihnen, Ersatzmänner zu stellen. Xen. Hell. III, 4, 15.

3. Der Uebergang zum Söldnerthum verwischte in Athen natürlich auch die alte Klassen-Eintheilung. Schon Perikles in seiner Rede v. J. 431 nimmt auf diese Eintheilung keine Rücksicht mehr, da ja der Staat die Theten, die dazu selber nicht vermögend waren, ausrüstete. A potiori aber galt im Volksmunde noch der Satz, daß die Bürger der untersten Klasse „οὐκ ἐστρατεύοντο“. Usener in den „Jahrb. f. klass. Philol.“ 1873 p. 162 meint, daß im Jahre 412 die Schranke definitiv gefallen sei; die Rede des Lysias

Digitized by Google

über die Wiederherstellung der Demokratie zeige, daß damals der Hoplitendienst der Theten natürlich war, während bei der Aufführung von Aristophanes „Schmausern" i. J. 427 das noch nicht so aufgefaßt wurde.

4. Buch I Kap. 2 S. 22 haben wir festgestellt, daß uns Thucydides in der Rede des Perikles die Zahl der athenischen Bürger und der Metöken-Hopliten, aber nicht die der Metöken-Nicht-Hopliten mittheilt. Wir sehen jetzt, daß für Thucydides dazu in der That kein Grund vorlag. Die Metöken-Nicht-Hopliten kamen für das athenische Kriegswesen nur in Betracht als Rudermannschaft, die man auch aus Sklaven ergänzen konnte. Wenn auch über alle Metöken eine Liste geführt wurde, so waren die Aermeren unter ihnen doch eine zu flottirende Masse, um zur Substanz des Staates gerechnet zu werden. Diejenigen, die wohlhabend genug waren, zum Hoplitendienst eingeschätzt zu werden, waren aber durch ihren Wohlstand auch enger mit den Staat Athen verknüpft und werden deshalb mitgezählt.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Feinere Ausbildung des bestehenden taktischen Systems im vierten Jahrhundert.

So lang und wechselvoll der Peloponnesische Krieg war, so hat er neue Formen der Kriegskunst doch nicht erzeugt. Das Neue, was er für Hellas hervorbrachte, war das Berufssoldatenthum. Schon viel früher hat Griechenland Berufskrieger als Söldner gekannt; die Tyrannen, wie Polykrates von Samos und Pisistratus von Athen[1]), hatten Leibwachen, auf die sich ihre Herrschaft stützte; Polykrates soll sogar ein kleines Heer von 1000 Mann Bogenschützen gehabt haben.[2]) Die Könige von Aegypten und Lydien hatten eine Heeresmacht von griechischen Söldnern. Aber das sind zuletzt doch keine maßgebenden Größen, und das eigentliche Söldnerthum, das zu einem wesentlichen Moment des griechischen Volkslebens und der griechischen Geschichte wird, ist erst ein Produkt des Peloponnesischen Krieges. Es ist aber nicht bloß die Menge der gemeinen Soldaten, die in Betracht kommt, sondern namentlich der ganz neue Stand der Söldner-Führer, der Berufs-Offiziere, die jetzt auftreten.

Den Uebergang bilden die Athener Demosthenes und Lamachos, die Spartaner Brasidas, Gylippos, Lysander. Als bald nach dem Abschluß des Peloponnesischen Krieges der persische Prinz Cyrus, Statthalter von Kleinasien, sich gegen seinen Bruder, den König Artaxerxes, empörte, konnte er ein Heer von nicht weniger als 13000 griechischen Soldaten unter lauter erfahrenen Kriegshauptleuten höheren und niederen Ranges in Sold nehmen.

[1]) Herod. I, 61.
[2]) Herod. III, 39.

Digitized by Google

Der allmähliche Uebergang vom Bürger-Kriegerthum zum Sold-Kriegerthum hat sicherlich eine Verfeinerung und intensivere Anwendung des Exerzitiums zur Folge gehabt, oder wie man es vielleicht auch ausdrücken darf, die Exerzier-Disziplin der Spartaner wurde auf die anderen griechischen Heere ausgedehnt. Die einzelnen Stadien der Entwicklung sind für uns nicht erkennbar, aber die Entwickelung liegt in der Natur der Dinge, und einige Einzel-Erscheinungen auf dem Rückzug der Zehntausend zeigen uns deutlich, daß ein Fortschritt stattgefunden hat. Die administrativen Unterabtheilungen des Heeres sind im Stande, sich unter Umständen als kleine selbständige taktische Körper zu bewegen, und der Zusammenhalt — der nur durch Exerzieren gewonnen werden kann — ist so stark, daß die Hopliten sich einmal in einem Gefecht mit Pharnabazus getrauen, gegen persische Reiterei offensiv vorzugehen, obgleich sie selber nur ganz wenige Reiter bei sich haben, um ihre Flanken zu decken. (Anab. VI, 3, 30.) Als Ersatz dafür sind einige Abtheilungen von je 200 Hopliten 30 Meter hinter der Phalanx aufgestellt. (VI, 3, 9.) Der Zunahme der Reiterei, die wir beobachtet haben, wird also durch Verbesserung der militärischen Qualität des Fußvolks die Wage gehalten.

Einmal finden wir auch eine ganz neue Kampfesform angewandt. Die Kolchier versperrten den Zehntausend den Weg, indem sie vor ihnen einen breiten Berg besetzten. Ein Angriff in der gewöhnlichen geschlossenen Phalanx war nicht thunlich, da diese auf dem sehr unregelmäßigen Terrain beim Vorrücken hätte zerreißen und sich auflösen müssen. Man bildete nun auf den Rath Xenophons 80 kleinere Kolonnen von je etwa 100 Mann, die sehr tief, also wohl 20 Mann tief und 5 Mann breit aufgestellt wurden und ziemliche Intervalle zwischen sich ließen. So konnte jede Kolonne sich ihren Weg suchen, und die äußersten überflügelten den Feind. Die Peltasten rückten in drei Gruppen, auf die beiden Flügel und die Mitte vertheilt, mit den Hopliten vor. Gegen eine griechische Phalanx hätte man so nicht vorgehen dürfen; ganz abgesehen von den Peltasten mitten unter den Hopliten, hätten auch die vereinzelten Hopliten-Kolonnen dem Anlauf einer geschlossenen Hopliten-Phalanx nicht widerstehen können: die Spitzen jeder einzelnen Kolonne wären mit dem Frontzusammenstoß zugleich

Digitized by Google

von rechts und links gepackt und zerquetscht und so alle die Kolonnen des Zentrums geschlagen worden, ehe etwa die Ueberflügelnden auf die Flanken der feindlichen Phalanx hätten eine Wirkung üben können. Eine massive geschlossene Front ist natürlich stärker als eine unterbrochene. Barbaren gegenüber aber, die sich mehr auf den Schutz ihrer Berge als auf die eigenen Waffen verließen und nicht Führung genug hatten, im richtigen Augenblick einen geschlossenen Offensivstoß zu machen, einem solchen Feinde gegenüber, auf solchem Terrain waren die kleinen, tiefen Kolonnen mit Intervallen die geeignete taktische Form. Die Kolchier getrauten sich nicht, in die Intervalle einzudringen, weil sie fürchteten, dann durch die Nachbar-Kolonnen im Rücken angegriffen und abgeschnitten zu werden. So erfüllte die geniale Improvisation ihren Zweck, ist aber nicht, wie man gemeint hat, ein Ansatz zu einer prinzipiellen Fortbildung der griechischen Taktik weder gewesen noch geworden.[1])

Zu besonderem Vortheil gereichte das Söldner-Wesen der Peltasten-Waffe. Zu einem tüchtigen Peltasten gehörte mehr als zu einem Hopliten. Der feste Rahmen der Phalanx nimmt auch den mäßig ausgebildeten und mäßig tapferen Mann mit, hält ihn und verwerthet ihn. Der Peltast aber, der nicht ein durchaus tüchtiger Krieger ist, hat überhaupt keinen Werth. Der Peltast muß, wenn er der besseren Bewaffnung des Hopliten hat weichen müssen, im richtigen Augenblick, darauf kommt Alles an, wieder vorgehen. Um das zu thun, muß in jedem Einzelnen ein sehr starker Antrieb sein, und die Führung muß das höchste Vertrauen bei der Mannschaft genießen und sie ganz sicher in der Hand haben. Der Führer, der das erreicht, kann sehr viel mit ihm machen, und solche Führer, durch die Uebung gebildet und ihre Mannschaft bildend, treten jetzt auf.

Besonders der athenische Söldnerführer Iphikrates wird gerühmt, wie viel er mit seinen Peltasten ausgerichtet habe. Er übertrug diese Waffengattung, die bisher für eine halbbarbarische gegolten hatte, auf das eigentlich griechische Söldnerwesen, indem er zugleich Bewaffnung und Ausrüstung verbesserte. Der lange Degen, statt

[1]) Der Name „Kompagnie-Kolonne" für die λόχοι ὄρθιοι scheint mir nicht geeignet, da die moderne Kompagnie-Kolonne keine tiefe, sondern eine flache Aufstellung ist.

Digitized by Google

des kurzen Schwertes, und ein langer Spieß, neben den kürzeren Wurfspießen, die beide den Peltasten fähiger machen, es mit dem Hopliten im Nahgefecht aufzunehmen, sind vermuthlich von Iphikrates eingeführt. Der Accent ist jedoch nicht auf diese Erfindungen zu legen, die ja streng genommen gar keine sind, sondern auf die ausgezeichnete Disziplinirung, die nach Nepos Iphikrates bei seinen Truppen einführte. Diese ist es, die es ihm ermöglichte, auch die bisher geringgeschätzte leichte Infanterie so erfolgreich zu verwenden. Aus Furcht vor den Peltasten des Iphikrates, erzählt uns Xenophon (Hell. IV, 4, 16), hätten sich die arkadischen Hopliten nicht aus den Stadtmauern herausgewagt. Vor den lacedämonischen Hopliten aber, die ihre jüngeren Altersklassen gegen sie ausschwärmen ließen, fürchteten sich wieder die Peltasten und trauten sich nicht auf Speerwurfweite heran. Die jüngeren lacedämonischen Hopliten waren also so gut im Lauf-Training, daß sie trotz ihrer schweren Rüstung Peltasten einholen konnten.

Als aber eine lacedämonische Mora gar zu selbstvertrauend einmal nahe an Korinth vorüberzog, wurde sie bei Lechäon mit großer Uebermacht von Iphikrates angefallen und aufgerieben, indem die Peltasten die Marschirenden fortwährend beschossen und bei einem Angriff dieser auf ihre nachrückenden Hopliten zurückwichen. Eine Reiterschaar, die den Lacedämoniern noch zu Hülfe kam, war wohl zu schwach und richtete nichts aus. Xenophon macht ihr den Vorwurf, matt gewesen zu sein. (Hell. IV, 5.)

Einen ähnlichen Sieg wie bei Lechäon erfocht Iphikrates mit seinen Peltasten bei Abydos, indem er die lacedämonischen Hopliten unvermuthet überfiel, als sie in eine lange Linie aufgelöst einen Bergabhang hinabstiegen. (Xenoph. Hell. IV, 8, 37.)

Als Agesilaus bald darauf in Akarnanien in ähnlicher Weise angegriffen wurde, gelang es ihm, in einem durchgeführten Angriff, mit Unterstützung seiner Reiter, den feindlichen Peltasten große Verluste beizubringen und ihren Rückhalt von Hopliten in die Flucht zu treiben, so daß man ihm den Weitermarsch freigab. (Hell. V, 6.)

Die thracischen oder nordgriechischen Peltasten, die in der älteren Zeit als Söldner auftreten, waren vermuthlich nicht durchaus gleichmäßig bewaffnet und ausgerüstet; man überließ es dem

Digitized by Google

Einzelnen, ob er sich ein kürzeres oder längeres Schwert anschaffte, Beinschienen oder Stiefel oder bloße Sandalen anlegte. Erst der regelmäßige Söldnerdienst unter griechischen Führern wie Iphikrates wird die militärisch-gleichmäßige Bewaffnung erzeugt haben.

Ob auch die Reiterei in dieser Zeit Fortschritte gemacht hat, ist nicht zu erkennen. Hauptsächlich wurde sie von den Böotiern gepflegt, die auch einen eigenthümlichen Mischkampf ausbildeten, indem sie den Reitern schnellfüßige Leichte, die Hamippen, beigaben.[1]) Agesilaus erkannte, erzählt uns Xenophon, in seinem Kriege in Asien, daß er ohne Reiterei im freien Felde nichts machen könne, und bildete eine.[2]) Xenophon selbst hat ihr zwei Schriften gewidmet; was darüber zu sagen ist, werden wir am besten mit der Behandlung der Macedonier im nächsten Buch verbinden.

Sehr wesentlich sind die Fortschritte, die die Griechen in dieser Zeit in der Belagerungskunst machen. Schon auf den uralten Wandbildern und Reliefs der Aegypter und Assyrer kann man Belagerungsmaschinen erkennen; die Griechen sind jedoch selbst im Peloponnesischen Kriege noch ganz ungeschickt darin. Wohl hatte Perikles schon bei der Belagerung von Samos Kriegsmaschinen bauen lassen, und die Peloponnesier machten bei der Belagerung Platääs einige Ansätze, das Städtchen durch einen herangeführten Damm, einen Widder, oder Feuer zu bezwingen, begnügten sich aber endlich, da sie mit alledem nicht zum Ziel kamen, es mit einer Circumvallation einzuschließen und auszuhungern. Die wirkliche Kunst der Belagerung scheinen zuerst die Griechen auf Sizilien von den Karthagern gelernt zu haben, die Selinus, Himera, Akragas und Gela mit Minen, Thürmen und Widdern angriffen und nahmen.[3]) (409—405 v. Chr.). Dionys der Aeltere, der Tyrann von Syrakus, war ein großer Maschinenbauer, und von Sizilien aus verbreitete sich die Kunst nach Altgriechenland.

Um diese Zeit wurde auch in Syrakus der Bau der Geschütze, der Katapulten und Petrobolen erfunden, und die Trieren wurden zu Penteren vergrößert. Wie Diodor erzählt, sammelte

[1]) Thucyd. V, 57, 2. Xenoph. Hell. III, 5, 24.

[2]) Hell. III, 4, 15. „εἰ μὴ ἱππικὸν ἱκανὸν κτήσαιτο, οὐ δυνήσοιτο κατὰ τὰ πεδία στρατεύεσθαι, ἔγνω τοῦτο κατασκευαστέον εἶναι, ὡς μὴ δραπετεύοντα πολεμεῖν δέοι".

[3]) Ad. Bauer § 47.

[4]) Diodor, Buch 10.

Digitized by Google

Dionys die geschicktesten Techniker aus aller Welt in Syrakus, bekümmerte sich selber um die Arbeiter, spornte sie an, belohnte die Fleißigen und Tüchtigen und zog sie an seine Tafel. Da boten sie denn alle ihre Kräfte auf und erdachten neue Arten von Geschossen und Maschinen.[1])

1. Bei den Spartanern finden wir eine sehr weitgehende, feine Gliederung. Die Moren zerfallen in Lochen, die Lochen in Pentakostyen, die Pentakostyen in Enomotien, die 32—36 Mann zählen.[2]) Unzweifelhaft ist auch in diesen kleinsten Abtheilungen exerziert worden. Der Verfasser der Λακεδ. πολιτεία sagt, das spartanische Exerzieren habe darauf beruht, daß Jeder seinem Enomotarchen folgte; dadurch seien die verwickeltsten Evolutionen leicht.

2. Nepos erzählt das Werk des Iphikrates so, als ob dieser Hopliten zu Peltasten umgeschaffen und diese Waffengattung überhaupt zuerst erfunden habe. Das mag richtig sein für Athen, das bisher keine Peltasten, die für eine Barbaren-Waffe galten, gehabt hatte. Durch die systematische Ausbildung wurde die Waffe so sehr gehoben, daß sich auch athenische Bürger dafür fanden. Die Schilderung jedoch, die Nepos von den Peltasten des Iphikrates entwirft, ist sehr ungenügend. Er erwähnt die Wurfgeschosse gar nicht, sondern nur den langen Spieß und das lange Schwert. Demnach müßte man glauben, es mit einem Nahkämpfer zu thun zu haben, und Rüstow und Köchly haben in der That geglaubt, die Reform des Iphikrates so auffassen zu müssen, daß er eine neue Art Mittel-Infanterie geschaffen habe. Mit Recht ist jedoch diese Vorstellung schon von Bergk und ebenso von H. Droysen (p. 26) und Ad. Bauer (§ 42) zurückgewiesen worden. Nirgends tritt in der Praxis der Kriegsereignisse eine solche Infanterie auf; die entscheidenden Waffen bleiben nach wie vor die Hopliten. Zweifelhaft ist nur, wie weit der verlängerte Spieß und das verlängerte Schwert, verbunden mit der leichten Schutzrüstung (Linnen-Panzer; Stiefel statt der Beinschienen „Iphikratiden") Erfindungen des Iphikrates oder die schon vor ihm regelmäßige Ausstattung des Peltasten sind.

Bemerkenswerthe Gefechte dieser Periode.

3. Bei Kunaxa ist zunächst wie bei allen Perserschlachten die Zahlen-Amputation vorzunehmen. Die Griechen hatten sich so sehr in die Vorstellung, daß Perserheere entsprechend der Größe des Reiches riesenhaft sein müßten, hineingelebt, daß selbst ein nüchterner, klarer Kopf und praktischer Soldat einem Xenophon wie hypnotisirt die üblichen Fabeln nachspricht. Artaxerxes soll bei Kunaxa vier Armeekorps von je 300 000 Mann gehabt

[1]) Ueber die Constructionen und Namen, Bauer § 58.

[2]) Das Einzelne ist streitig und wird verschieden ausgelegt. Vgl. Bauer § 23; Droysen S. 68; Beloch, Bevölkerung S. 131.

Digitized by Google

haben, von denen drei zur Stelle waren.[1]) Selbst die 100000 Mann, die Cyrus außer den 13000 Griechen bei sich gehabt haben soll, unterliegen, wie schon L. Hollaender (Beilage z. Jahresber. d. Domgymnasiums zu Naumburg 1893) nachgewiesen hat, begründeten Zweifeln.

In der Schlacht warfen sich die persischen Reiter unter Tissaphernes auf die griechischen Peltasten, die neben der Hopliten-Phalanx standen. Die Peltasten wichen der Attacke aus, ließen die persischen Reiter durch und beschossen sie bei ihrem Durchjagen von beiden Seiten. An die Phalanx selbst wagten sich die Reiter nicht, obgleich sie sie jetzt von hinten, und nachdem die Perser des Cyrus die Flucht ergriffen, auch aus der Flanke, wo diese gestanden, hätten angreifen können. Die Griechen besorgen einen solchen Angriff und wollen deshalb ein Manöver machen, das ihnen Rücken und Flanke gedeckt hätte, nämlich sich mit dem Rücken gegen den Euphrat aufstellen, der bisher in ihrer rechten Flanke gewesen war. Sie hätten also eine volle Viertelschwenkung machen müssen, eine Bewegung, die für eine aufmarschirte lange Linie überall schwierig auszuführen ist. Die Ausführung, deren Modalität für uns nicht erkennbar ist,[2]) scheint jedoch unterblieben zu sein.

Die Perser sammelten sich in ihrer alten Stellung, und die Griechen gingen — sei es nun, daß die Perser mit einem Angriff drohten oder nicht[3]) — noch einmal auf sie los und warfen sie. Vermuthlich haben die Perser dieses zweite Gefecht nicht mehr ernsthaft durchgeführt, weil ihre Infanterie bereits das Schlachtfeld verlassen hatte. Andernfalls wäre es nicht zu erklären, weshalb die Reiterei den Griechen nicht in die Flanke fiel.

---

[1]) Reuß in den „St. Jahrb. f. Philol." Bd. 145 S. 550 hat übrigens wahrscheinlich gemacht, daß Xenophon an diesen Zahlen unschuldig ist; es scheint, daß die Paragraphen 10—13 des 7. Kap., I. Buches ein nachträgliches Einschiebsel sind. Damit sind vielleicht die Philologen abzuwehren, die meine Untersuchungen mit folgendem Schluß angreifen möchten: Xenophon, ein Augenzeuge, wahrheitsliebender Mann und praktischer Soldat, läßt das Heer des Artaxerxes mit 900000 Mann aufmarschiren. Wie das geschehen ist, können wir uns freilich nicht vorstellen, aber einem Zeugniß von solchem Gewicht müssen wir glauben; was bei Kunaxa möglich war, war auch anderswo möglich — folglich kann auch das Heer des Xerxes einige Millionen Mann stark gewesen sein: die sogenannte sachkritische Methode paßt also nicht auf das Alterthum; es bleibt uns nichts übrig, als die beste Ueberlieferung herauszusuchen uud diese nachzuerzählen.

[2]) Wie die Worte Xenophons auszulegen seien, ist sehr viel untersucht worden, noch jüngst von F. Reuß, N. Jahrb. f. Philol. 1883 S. 817; Bunger ebenda Bd. 131, 262 u. G. Friedrich ebenda 151 S. 19. Die Gelehrten stellen sich die Bewegung großer Heeresmassen immer viel zu leicht vor. Selbst wenn die überlieferten Zahlen des persischen Heeres um 95—97% reduzirt werden, bleiben immer noch Mengen, die sehr schwer taktisch zu leiten sind und künstliche Evolutionen schlechterdings nicht machen können. Schon die Rückwärtsschwenkung der griechischen Phalanx, auch wenn wir sie uns, nachdem Kehrt gemacht ist, als eine Vorwärtsschwenkung vorstellen, die sie, wie Reuß will, nur von einem Flügel ausführen lassen, ist ein überaus schwieriges Mannöver Vgl. darüber unten die spezielle Untersuchung bei Gaugamela.

[3]) Diodor, dessen Erzählung wohl auf Ktesias, den Arzt des Artaxerxes, zurückgeht, er ählt noch von einem Angriff der Perser; Xenophon, wohl richtiger, nicht.

Digitized by Google

Man erkennt, wie sehr sich die Verhältnisse gegen Marathon und Platää geändert haben. Die griechische Phalanx, aus Söldnern mit Berufs-Offizieren bestehend, hat einen sehr viel festeren Zusammenhalt, als die athenische Bürgermiliz; entsprechend diesem Bewußtsein und der moralischen Ueberlegenheit, welche die Ereignisse des Jahrhunderts den Griechen gegeben hatten, geht diese mit viel größerem, die Perser mit ebenso viel geringerem Selbstvertrauen in den Kampf; endlich wird die Phalanx durch eine vortreffliche Hülfstruppe mit Fernwaffen unterstützt. So ist das griechische Fußvolk jetzt im Stande, mit den Persern im freien Felde zu schlagen.

Alles das erklärt auch die Möglichkeit des Rückzuges. Die Perser hätten die Griechen wohl überwältigen können, aber sie werden gewünscht haben, ihr Blut zu sparen, und hofften, daß die Griechen ohne ihr Zuthun in den Karduchischen Bergen zu Grunde gehen würden. Eine positive Ueberlegenheit der griechischen Infanterie über die persischen Reiter folgt daraus nicht. Auch die 50 Mann, die die Griechen beritten machten, können die Perser nicht so zurückgeschreckt haben. Xenophon selbst erzählt, Hell. III, 4, 15, wie schon oben angeführt, daß Agesilaus in dem Kriege gegen Tissaphernes Reiterei als unentbehrlich erkannte, wenn er sich gegen die Perser im freien Felde behaupten wollte.

4. Xenophon, Hell. III, 4, 23, erzählt von einem Gefecht des Agesilaus gegen persische Reiterei. Er wollte seine eigene, offenbar schwächere Reiterei mit seinem Fußvolk unterstützen. Zu dem Zweck schickte er die 10 jüngsten Jahrgänge der Hopliten vorauf, dann die Peltasten und dann das Gros der Phalanx. Der Sinn dieser Trennung ist, daß nicht bloß Peltasten, sondern gleich Hopliten an die feindlichen Reiter heransollen, und da das Gros der Phalanx mit vielen älteren Leuten dazu zu schwerfällig ist, werden die Jüngeren, die das Laufen länger aushalten können, voraufgeschickt.

5. Ueber die Schlacht bei Korinth, 394, haben wir zwar eine Darstellung Xenophons (Hell. IV, 2) und einige andere Nachrichten, sie genügen aber nicht für ein wirkliches Verständniß. Auf beiden Seiten siegt der rechte Flügel, indem er den feindlichen linken vermöge des Rechtsziehens überragt und in der Flanke faßt. Die Lacedämonier schwenken darauf mit ihrem siegreichen Korps nach links und schlagen die feindlichen Kontingente, die von der Verfolgung zurückkommen, eins nach dem andern.

Hiernach müßte man also annehmen, daß die treffliche Disziplin und Ordnung der Spartaner, die sich nach dem Siege nicht auflöste, und das schwierige Manöver einer Viertelschwenkung (mit 6000 Mann) ermöglichte, den Ausschlag gegeben habe. Es bleibt aber doch Vieles dunkel.

Nach Xenophon hätten die verbündeten Korinther, Böotier, Athener 1550 Mann Reiterei, die Lacedämonier nur 600, jene überdies eine Ueberlegenheit an Leichtbewaffneten gehabt. Wir erfahren jedoch von den Leistungen dieser Waffen garnichts. Wie war es möglich, daß die lacedämonischen Hopliten den Athenern in die Flanke schwenkten, wenn hier eine überlegene

Digitized by Google

Reiterei mit überlegenen Leichtbewaffneten stand? Nach einer Bemerkung in Platos Menexenos (zitirt bei Grote) sollen die Athener ihre Niederlage dem schlechten Terrain (χρησαμένων δυσχωρίᾳ) zugeschrieben haben. Vielleicht erklärt dies das Nicht-Eingreifen der Reiter — aber weshalb schlug man auf einem Terrain, wo man die Ueberlegenheit der Reiterei nicht ausnutzen konnte?

Nach Xenophon sollen die Verbündeten ferner 24000, die Spartaner nur 13500 Hopliten gehabt haben. Ihren ersten Theilsieg erfochten die Letzteren mit 6000 Mann über 3600 (6 Phylen) Athener, während ihr übriges Heer, mit Ausnahme eines kleinen Kontingents geschlagen wurde. Es standen also nun den 6000 siegreichen Lacedämoniern 20400 siegreiche Gegner gegenüber — und diese sollen alle nacheinander besiegt worden sein. Das klingt doch, besonders wenn wir uns auch noch der Reiterei erinnern, von der wir nicht wissen, wo sie geblieben ist, recht unwahrscheinlich. Ersehen wir nun gar aus Diodor (XIV, 82. 83), daß eine andere Ueberlieferung beiden Parteien gleichmäßig 500 Reiter, den Spartanern aber 23000 Mann zu Fuß gegen 15000 gab, so ist es am besten, sich zu bescheiden, daß wir von dem Verlauf dieser Schlacht zu wenig Sicheres wissen, um ihre Einzelheiten zu analysiren.

6. Einige Wochen nach der Schlacht bei Korinth mußte das dort geschlagene Heer von Neuem ins Feld, um dem aus Asien heranziehenden Agesilaus den Weg bei Koronea zu verlegen. Diesmal waren, auch nach Xenophon, die Kräfte ziemlich gleich; von der Thätigkeit der Reiter und Leichtbewaffneten erfahren wir wiederum nichts, und wieder siegt auf beiden Seiten der rechte Flügel. Im Unterschied aber von der voraufgehenden Schlacht nehmen jetzt die beiden siegreichen Flügel sich gegeneinander wendend das Gefecht regelrecht auf und fechten es mit der größten Hartnäckigkeit durch. Die Thebaner drängten schließlich die Soldaten des Agesilaus bei Seite und erkämpften sich auf diese Weise den Rückzug, hatten aber sehr großen Verlust erlitten, überließen ihnen das Schlachtfeld und erkannten sie als Sieger an. Xenophon sagt, die Schlacht sei „οἷα οὐκ ἄλλη τῶν γ' ἐφ' ἡμῶν" gewesen. Das wird auf die ungewöhnliche Kraft der Durchführung des zweiten Gefechtes zu beziehen sein, da sonst bei dem Zusammenprall der Phalangen meist der eine Theil sofort nachzugeben pflegte. Im „Agesilaus" ist geschildert, wie man am andern Tage die Erde mit Blut getränkt, die Todten, Freund und Feind beieinander, zertrümmerte Schilde, zerbrochene Spieße, die entblößten Schwerter auf der Erde, in den Körpern, noch in den Händen gesehen habe.

7. Hellenika IV, 2, 5, setzt Agesilaus einen Preis aus für „ὅστις εὐοπλότατον λόχον ἔχων συστρατεύοιτο καὶ ὁπλιτῶν καὶ τοξοτῶν καὶ πελταστῶν".

K. Hartmann, Ueber die Taktik des Arrian (Progr. Bamberg 1895) S. 16 faßt das als einen aus den drei Waffengattungen kombinirten Lochos auf. Das ist schwerlich richtig. Es wird sich um je einen Lochos jeder Waffe handeln.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Theorie. Xenophon.

Die fortschreitende Technik des Kriegswesens brachte auch die Theorie hervor. Sie ging wohl aus von der Betrachtung über die Vorzüge der verschiedenen Waffen. Eine eigenthümliche Spur, wie die lebhaften Athener darüber debattirten, findet sich in der Tragödie „Herakles" des Euripides, wo der Dichter, ohne daß der Stoff gerade dazu nöthigte, offenbar nur um den öffentlichen Geist durch das poetische Echo seiner eigenen Reden zu erfreuen, den Lykos, der den Herkules als einen bloßen Bogenschützen schlecht macht, mit Amphitryon streiten läßt.

Lykos sagt (nach Wilamowitz' Uebersetzung):

„Was ist denn Herakles? Den Ruf des Muthes
Hat er im Kriege wider wilde Thiere
Gewonnen. Darin mag er tapfer sein,
Sonst nirgend. Kam doch nie an seine Seite
Ein Schild, noch kam er jemals in Berührung
Mit einem Speere. Seine Waffen sind
Die feigen Pfeile, seine Kunst ist Flucht.
Doch Mannesmuth hat Keiner noch bewiesen
Als Bogenschütze. Dazu heißt es, stehn
Auf festen Füßen und mit festem Auge
Den Speer gefällt — nicht weicht er aus der Richtung:
Den Blick gerichtet auf den Wald von Speeren,
Der drüben starrt — und keine Wimper zuckt."

Amphitryon antwortet ihm darauf:

„Die höchst sinnreiche Erfindung, Pfeil und Bogen,
Verwirfst Du auch. So höre denn und lerne.
Der Lanzenkämpfer ist der Waffe Sklave,
Wenn ihm die Spitze bricht, so ist er wehrlos,
Denn eine Waffe nur vertheidigt ihn;
Und ficht mit Schlechten er in einem Gliede,
So fällt er durch des Nebenmanns Feigheit.

Digitized by Google

Dagegen, wessen Hand den Bogen führt,
Der hat den Vorzug (und das ist der größte),
Auch wenn er tausend Schüsse schon gethan,
So fehlt ihm nicht die Waffe, sich zu wehren.
Auch trifft von ferne sein Geschoß, der Feind
Sieht sich getroffen, sieht doch nicht, von wem.
Er aber steht gedeckt und bietet nicht
Dem Gegner seinen Leib. Das ist im Kriege
Die höchste Kunst, vom Zufall unabhängig
Dem Feind zu schaden, selbst sich wohl zu wahren."

Um eben diese Zeit, während des Peloponnesischen Krieges, begannen einige Sophisten über die Kriegskunst Lehrvorträge zu halten. Als der Erste aber, der es unternahm, systematisch das Wesen der Kriegführung zu durchdringen und zur Darstellung zu bringen, ist Xenophon anzusehen. Er erkannte bereits und betonte es immer wieder von Neuem, daß das Kriegführen nicht eine Wissenschaft sei, sondern den ganzen Menschen mit allen seinen Fähigkeiten in Anspruch nehme. Die Taktik sei nur ein sehr kleiner Theil der Kunst der Kriegführung, läßt er den Sokrates sagen (Mem. III, Cap. 1). Der Feldherr muß sich auch auf Alles, was zur Rüstung gehört und auf die Beschaffung der Lebensbedürfnisse für die Soldaten verstehen. „Er muß erfinderisch, thatkräftig, sorgsam, ausdauernd und von Geistesgegenwart, liebevoll und rauh, aufrichtig und hinterlistig, wachsam und täuschend, Alles aufs Spiel setzend und Alles haben wollend, freigebig und gewinnsüchtig, zuversichtlich und auflauernd sein." Natur und Bildung müssen sich in ihm vereinigen. Es kommt dem Feldherrn zu Statten, wenn er ruhmgierig ist, heißt es an einer andern Stelle (III cap. IV, 3). Die Cyropädie ist ein Lehrbuch der Politik und der Kriegskunst in der Form eines historischen Romans. So bedeutend dieses Buch auch als literarische Erscheinung ist und so viel es auch von praktischen Kriegsmännern gelesen worden ist, so läßt sich doch für unsern Zweck, die Erforschung der Geschichte der Kriegskunst, wenig daraus entnehmen. Die ewigen und unveränderlichen Elemente der Kriegführung, die psychologischen und moralischen, hat Xenophon vortrefflich behandelt, aber die wandlungsfähigen historischen Formen werden von ihm nur beiläufig oder gar phantastisch behandelt, so daß man sich vorsehen muß, den Roman für Wirklichkeit zu nehmen. Die Formen,

Digitized by Google

in denen sich zu Xenophons Zeit das Kriegswesen bewegte, sind so einfach, daß davon nicht viel zu reden war; ein schöpferischer Geist, der aus dem Vorhandenen neue Probleme entwickelt und gelöst hätte, war Xenophon nicht. Wo er den Ansatz dazu macht, mißglückt es ihm offenbar, und er, der praktische Soldat, verfällt sogar in antireales Theoretisiren.

Zu den Problemen, die jeden griechischen Heerführer beschäftigen mußten, gehört das Verhältniß der Breite zu der Tiefe der Phalanx. Stellt man — sagen wir 10000 Hopliten besser 1000 Mann breit und 10 Mann tief, oder 500 Mann breit und 20 Mann tief auf?. Im einen Fall konnte man den Feind überflügeln, in dem anderen hatte man eine viel größere Wucht des Stoßes.[1]) Es ist erstaunlich, daß wir in der ganzen antiken Literatur über diese Frage keine eigentliche Betrachtung finden. Ja, wir haben nicht einmal eine bestimmte Ueberlieferung, wie tief die Phalangen thatsächlich meist gestellt worden sind. Von 8 Mann Tiefe ist so oft die Rede, daß man diesen Satz hat als eine Art Normalstellung ansehen wollen, und das dürfte richtig sein. Aber im einzelnen Fall wurde davon nicht nur nach Bedürfniß, sondern auch nach Willkür abgewichen. Kaum zu verstehen ist es, daß Thucydides von der Schlacht von Mantinea berichtet, daß die verschiedenen Hauptleute ihre Schaaren nach eigenem Gutdünken verschieden tief aufgestellt hätten. In der Schlacht bei Delion stellten sich die Thebaner 25 Mann tief auf, die anderen Kontingente verschieden, jedenfalls sehr viel flacher. Xenophon kommt auf die Frage in der fingirten Schlacht des Cyrus gegen den Crösus. Dem Cyrus wird gemeldet, daß die Aegypter 100 Mann tief aufgestellt seien, während sein eigenes Heer 12 Mann tief stand. Einer seiner Obersten hat Bedenken, ob man einer so tiefen Phalanx gegenüber stark genug sein werde; Cyrus erwidert, wenn die Phalanx tiefer ist, als die Waffen reichen, so können diese doch nicht mehr schaden

---

[1]) Xenoph. Hell. IV, 2, 13 berathschlagen die gegen Sparta i. J. 395 ausrückenden Verbündeten „εἰς ὁπόσους δέοι τάττεσθαι πᾶν τὸ στράτευμα, ὅπως μὴ λίαν βαθείας τὰς φάλαγγας ποιούμεναι αἱ πόλεις κύκλωσιν τοῖς πολεμίοις παρέχοιεν". Danach scheint es, als ob die einzelnen Kontingente die Neigung hatten, sich möglichst tief aufzustellen, um in sich möglichste Kraft zu konzentriren, ohne zu bedenken, daß die Schlachtlinie im Ganzen dadurch zu kurz werden könne, resp. in der Hoffnung, daß die Anderen so freundlich sein würden, sich flacher aufzustellen.

Digitized by Google

— ein Einwand, der in jeder Beziehung unbefriedigend genannt werden muß: auch bei 12 oder 8 Gliedern kann bereits die größere Hälfte die Waffen nicht mehr direkt anwenden. Daß der Vortheil tiefer Aufstellung die Stoßkraft sei, kann einem Mann wie Xenophon am wenigsten unbekannt gewesen sein, und er sollte es noch erleben und selbst zu erzählen haben, wie diese Kraft sich verwerthen und ausbilden ließ.

Ein anderes Problem, das griechische Militärs beschäftigen mußte, ist die Verbindung der Fernwaffen mit den Hopliten. Eigentlich führte bis dahin jede Waffe ihren Kampf für sich; eine Taktik der verbundenen Waffen existirte nicht. Nur in seltenen Fällen gelang es einmal, die Fernwaffen zu erfolgreicher Wirksamkeit gegen Hopliten zu bringen und eine Waffe durch die andere zu unterstützen. Xenophon läßt den Cyrus die Speerschützen hinter die Hopliten und die Bogner hinter die Speerschützen stellen und sie über ihre Vordermänner hinwegschießen. (Buch VI, cap. 2.) Denn die Schützen, so werden wir belehrt, könnten im Handgemenge nicht standhalten; von den Hopliten gedeckt, könnten sie aber über diese schleudern und schießen.

Wäre eine solche Vertheilung der Waffen praktisch möglich, so wäre sie natürlich äußerst wirksam, und wir würden ihr irgendwo einmal in der Wirklichkeit begegnen. Aber es ist graue Theorie. Die Speere und Pfeile, in hohem Bogen über die Hopliten hinweggeschleudert, können nur eine minimale Wirkung haben;[1]) und sie sind fast ganz unanwendbar, wenn die Hopliten-Phalanx in der schnellen Bewegung des letzten Anlaufs ist. Sollen die Fernwaffen die feindliche Phalanx vor dem Zusammenstoß der blanken Waffen ernstlich schädigen und schwächen, so müssen sie von weit her mit ihrem Wurfhagel einsetzen, oder die Hopliten-Phalanx selbst muß irgend welche Geschosse haben. Man würde es kaum verstehen, wie ein so klarer praktischer Kopf wie Xenophon eine solche

[1]) Ueber einen Ausnahmefall vgl. oben S. 29. Als Nachtrag zu der Anmerk. S. 29 sei hier noch auf die Erzählung bei Strabo XIV, 1, 23 hingewiesen. Mithridat schoß von dem Dach des Tempels von Ephesus einen Pfeil ab und bestimmte, daß der Freibezirk des Tempels, der bisher ein Stadium umfaßte, sich nunmehr auf diese Pfeilschußweite, die ein wenig weiter ging, wie Strabo sagt, erstrecken solle. Mithridat hatte jedenfalls den besten Bogen und war ein guter Schütze, wenn er im Weit- d. h. hohen Bogenschuß nicht sehr erheblich über ein Stadium hinauskam, so wird der Kernschuß äußersten Falls auf 200—240 Schritt gegangen sein.

Digitized by Google

Phantasmagorie wie die Postirung der Schützen in die hinteren Glieder der Phalanx ausmalen konnte, wenn nicht noch andere Beispiele der Geschichte zeigten, wie leicht die Theorie den festen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert. Der eminente Praktiker Napoleon I. hat in seinen Bemerkungen über den „Siebenjährigen Krieg" (Bem. 2 zum 11. und 12. Kap.) den Vorschlag gemacht, den Leuten im dritten Gliede der Infanterie Korksohlen von 3—5 Zoll Dicke zu geben, damit sie über die anderen Glieder hinwegschießen könnten. Sollen sie vor dem Feuern erst ihre Kork-Sandalen unterschnallen oder sollen sie mit den Korksohlen marschiren? Es ist das genaue Gegenstück zu dem Vorschlag Xenophons. Nicht bloß der gute Homer, sondern auch die größten Generale schlafen zuweilen.

Realistischer gedacht scheint die Vorschrift, daß ganz zuhinterst Armee-Gensdarmen aufgestellt werden sollen, die dafür sorgen, daß Keiner ausreißt, und im äußersten Fall solche Ausreißer niederhauen. Ueberlegt man es näher, so ist aber auch dieser Rath ideologisch und noch von keinem Kriegsherrn in die Praxis übergeführt worden: denn wer verbürgt die Tapferkeit der Armee-Gensdarmen? Sind es wirklich Leute, auf deren Heldenmuth man mit unbedingter Sicherheit rechnen kann, so verwendet man sie doch wohl besser in als hinter der Front.

Ein drittes Problem, das Xenophon berührt, ist die Aufstellung einer Reserve. Die griechische Hopliten-Phalanx greift in einem einzigen geschlossenen Körper an. Läßt man davon einen Theil zurück, so hat man diesen noch für besondere Fälle zur Verfügung, schwächt aber in demselben Verhältniß die Kraft des ersten Stoßes. Mit seinem genialen Blick den praktischen Bedürfnissen gegenüber hatte Xenophon in dem oben beschriebenen Gefecht gegen Pharnabazus eine kleine Reserve von der Hopliten-Phalanx abgetrennt, um etwaigen Flanken-Angriffen der persischen Reiter begegnen zu können. Ein Gedanke von der allergrößten Tragweite — aber in der Cyropädie finden wir ihn nicht behandelt; höchstens könnte man in der Aufstellung der Kavallerie in der großen Phantasieschlacht (1. Kap. d. 7. Buches) einen Ansatz dazu finden. Hier benutzt Cyrus die zurückgehaltene Kavallerie, um die überflügelnde und umschließende feindliche Kavallerie seinerseits aus der Flanke zu fassen.

Digitized by Google

Viel ausführlicher aber ergeht sich der Verfasser in einer Anpreisung der Sichelwagen und schlägt vor (VI, 1, 30), der Phalanx mit 20 Mann besetzte hohe hölzerne Thürme folgen zu lassen, die an 8 Deichseln von 16 Ochsen in die Schlacht gefahren werden sollen, und er erzählt, wie eine Probe gezeigt habe, daß sie sehr gut fahrbar seien. Bei einem Packwagen habe jedes Paar Ochsen 25 Talente zu ziehen und bringe es fertig; bei diesen Thürmen kämen aber auf jedes Paar nur 15 Talente Gewicht, also müsse die Sache gehen.

Vollauf entschädigt werden wir für diese Spielereien, die man der Romanform zu Gute hält, durch ein Geschichtchen (II, 3, 17), das uns demonstriren soll, welche Ueberlegenheit die blanke Waffe über die Fernwaffe hat. Ein Taxiarch theilte seine Leute und gab der einen Hälfte Stöcke, die andere ließ er Erdklöße nehmen. Dann ließ er sie miteinander kämpfen und den Kampf mit vertauschten Waffen am andern Tage wiederholen. Cyrus lud die Taxis zum Essen und fragte die Leute, wo sie ihre Beulen her hätten und wie es gegangen sei. Alle waren einig, daß man von den Erdklößen wohl einige Püffe bekommen, dafür nachher aber ein desto größeres Vergnügen daran gehabt habe, die Werfer mit dem Stock auszuprügeln. Cyrus führte deshalb, sagt Xenophon, den Kampf mit der blanken Waffe ein, mit der man dem Feind auf den Leib geht. (II, 1, 7—9. II, 1, 21. II, 3, 17). Zu seiner Zeit aber, heißt es am Schlusse des Werkes, hätten die Perser wieder andere Gewohnheiten angenommen; sie seien wieder Fernkämpfer geworden und mieden, obgleich sie mit Säbeln bewaffnet seien, das Handgemenge.

Die Entschiedenheit, mit der Xenophon die Ueberlegenheit des Nahkämpfers, der dem Feind auf den Leib geht, betont, ist ihm um so höher anzurechnen, als ja in Griechenland damals grade die leichten Waffengattungen, besonders die Peltasten ausgebildet und vervollkommnet wurden und so weit gebracht waren, hier und da den Hopliten Niederlagen beizubringen. Man darf wohl annehmen, daß bei den grübelnden und reflektirenden Hellenen auch vielfach der Gedanke verfochten wurde, daß die schwerfällige Hopliten-Phalanx auf diesem Wege völlig überwunden und abgethan werden könne.

Digitized by Google

Aber die griechische Tradition vergaß nicht, daß in den Perserkriegen der Spieß über den Bogen gesiegt hatte, und Xenophon so wenig wie die griechische Praxis hat sich beirren lassen. Die Phalanx ist immer das Rückgrat der griechischen Heere geblieben, und alle anderen Waffengattungen, so große Fortschritte sie auch machten, blieben Hülfswaffen.

Außer der Cyropädie hat uns Xenophon noch in seiner Schrift über den Staat der Lacedämonier, wie in zwei kavalleristischen Schriften über die Reitkunst und den Reiterführer militärische Monographien mit mancher interessanten Einzelheit hinterlassen.

Das erste, von jeder poetischen Einkleidung absehende, direkt auf die Praxis gerichtete, umfassende militär-theoretische Werk kam aus der Feder eines Arkadiers, des Stymphaliers Aeneas, der unter Benutzung Xenophons etwa 357 schrieb. Nur eines von den verschiedenen Büchern seines Werkes, das über Stadt-Vertheidigung handelt, ist uns erhalten, bietet jedoch nicht gerade viel. Vorsichtsmaßregeln gegen Verrath, Kriegslisten, Geheimschrift, Telegraphie und allgemeine Betrachtungen nehmen den größten Raum ein. Ueber die Belagerungsmaschinen jedoch und die Gegenmittel der Vertheidigung enthält das Buch nur sehr wenig, und das Wenige ist möglicherweise noch eine spätere Interpolation.

1. Baldes, Xenophons Cyropädie als Lehrbuch der Taktik (Progr. v. Birkenfeld 1887) will, daß Xenophon schon theoretisch gefunden habe, was die Macedonier nachher ausführten: Taktik der verbundenen Waffen, Schlachten-Kavallerie, Verfolgung. Die Schilderung III, 2, 5 faßt er als Treffen-Bildung. Ich vermag dem nicht zuzustimmen. Die Aufstellung der Armenier vor den Persern erscheint mir als eine bloße Ausmalung des Schlachtbildes, nicht als die Verkörperung eines eigenen taktischen Gedankens. Bei den erstgenannten Erscheinungen aber ist es anders; sie sind wirklich beschrieben, wie Baldes das ausführt, aber es hat nicht gerade viel zu besagen, denn der Gedanke ist ebenso leicht, wie die That schwer. Erst in dieser liegt das Verdienst.

2. Aeneas ist von Köchly und Rüstow und von Neuem von Hug herausgegeben. Ferner handelt über ihn Hug in der „Gratulationsschrift der Universität Zürich an die Universität Tübingen 1897." Vgl. Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaft Bd. I § 8, und Ad. Bauer, Kriegsalterth. § 2 und § 47.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Epaminondas.

Alle die Erweiterungen und Verfeinerungen des griechischen Kriegswesens seit den Perserkriegen, die wir kennen gelernt haben, bedeuten keine prinzipielle Reform oder Abwandelung. Eine principielle Neuerung aber ist die That des Thebaners Epaminondas.

Sie knüpft an an eine rein äußerliche, zufällige Erscheinung der alten Phalangen-Taktik, das eigenthümliche Rechtsziehen, das keinerlei tiefere Bedeutung hatte, sondern nur eine Folge davon war, daß man auf dem linken Arm den Schild trägt, aber des weiteren die Folge hatte, daß der rechte Flügel zuweilen auf beiden Seiten zu siegen pflegte.

Epaminondas verstärkte nun seinen linken Flügel, so daß er eine tiefere Kolonne bildete, bei Leuktra 50 Mann tief, und hielt den rechten, der sonst voraus zu sein pflegte, zurück. Der feindliche rechte Flügel also, der es gewohnt war, zu siegen, stieß jetzt auf einen künstlich verstärkten Widerstand.

Verstärkung nach der Tiefe bedingt Verkürzung der Front; bei gleichen Kräften hätte der feindliche rechte den thebanischen linken Flügel überflügeln, ihn umklammern und in der Front und Flanke zugleich packen können. Ob, wenn das Treffen dieser Art verläuft, die tiefere Aufstellung die bessere ist, ist sehr die Frage: hält die feindliche Front Stand, bis ihr überschießender Theil die Umfassung ausgeführt hat und die tiefere Kolonne nun von zwei Seiten angegriffen wird, so wird diese sich schwerlich behaupten. Die nothwendige Ergänzung der tieferen Aufstellung auf dem einen Flügel ist daher die Deckung der verkürzten Flanke durch Kavallerie. Von je hatte sich Böotien durch seine Reiter ausgezeichnet. Epaminondas aber brachte die beiden Waffen der Infanterie und Kavallerie in eine

Digitized by Google

fruchtbare organische Verbindung. Denn jetzt, da der linke Flügel trotz seiner Verkürzung nicht flankirt werden konnte, konnte er mit dem ganzen Gewicht seiner Tiefe dem feindlichen rechten nicht nur widerstehen, sondern auf ihn fallen. Wie eine Triere, die ihren Gegner rammt, sagt Xenophon von der Schlacht bei Mantinea, so durchbrach die tiefe Kolonne der Thebaner mit ihrem Gewaltstoß die spartanische Phalanx.

Die Aufstellung des Epaminondas wird die schräge Schlachtordnung genannt; auch vorher waren die Phalangen, wie wir sahen, schräg gegeneinander vorgegangen, aber eine taktische Idee wurde die Schrägstellung erst dadurch, daß Epaminondas sie umkehrte, den rechten Flügel, der sonst vordrängte, künstlich zurückhielt und den linken vorschob, indem er ihn zugleich verstärkte. Früher hatten die beiden feindlichen Phalangen gleichmäßig den rechten Flügel vorgeschoben, so daß sie trotz der Schrägstellung doch Parallel-Treffen schlugen. Vermöge der Anordnung des Epaminondas trafen sie schräg, in spitzem Winkel aufeinander, so daß aus der Parallelschlacht eine Flügelschlacht wurde: nur der eine Flügel hat den Offensivstoß zu führen; der andere wird versagt, sucht sich möglichst lange dem Gefecht ganz zu entziehen, durch sein bloßes Dasein, bloßes Demonstriren einen Theil der feindlichen Streitkraft zu beschäftigen und festzuhalten. Dazu gehören geringere Kräfte, und der andere, der Offensivflügel, kann mit dem Ueberschuß verstärkt werden, so daß hier eine künstliche Ueberlegenheit organisirt wird. Hatte er nun mit seiner Masse erst den rechten Flügel geworfen, so wich der linke, der sich ohnehin als der schwächere empfand, von selbst.

Die einzelnen Elemente dieser Taktik haben wir bereits früher beobachtet, namentlich die tiefe Kolonne und das Mitwirken der Kavallerie auf Seiten der Thebaner in der Schlacht bei Delion (Kap. 1, § 7.). Daß in der Schlachtordnung des Epaminondas eine neue Idee verkörpert ist, erkennt man an der Flügel-Anordnung. Hätte der thebanische Feldherr die Verkürzung und Vertiefung des Flügels rechts vorgenommen, so wäre damit nichts Wesentliches erreicht worden: daß zunächst die beiden rechten Flügel siegten, hatte man ja schon oft erlebt und dazu keiner künstlichen Anordnung bedurft. Werthvoll wird Alles erst dadurch, daß es dem eigenen linken Flügel den Sieg über den feindlichen rechten verbürgt.

Digitized by Google

Eine neue Idee pflegt ihre Kraft aber sofort nach mehreren Seiten zu entfalten. Bei Leuktra hatte das böotische Heer auf der linken Seite wahrscheinlich eine Flanken-Anlehnung, die die Umklammerung erschwerte, und bei Mantinea war die schützende Kavallerie noch durch eigens darauf eingeübte Leichtbewaffnete, die Hamippen, unterstützt.

Als Zeichen der militärischen Einsicht Xenophons verdient noch hervorgehoben zu werden, daß er die Bedeutung des Epaminondas keineswegs allein in der neuen, von ihm erfundenen Taktik findet, sondern als besonders bewundernswerth hervorhebt, „daß er das Heer gewöhnt hatte, keine Anstrengung zu scheuen weder bei Nacht noch bei Tage, keiner Gefahr sich zu entziehen und auch bei spärlichster Verpflegung die Disziplin zu bewahren".

1. Die Grundlinien der Epaminondeischen Reform sind von Rüstow und Köchly richtig erkannt und dargestellt. Im Einzelnen ist Einiges und nicht ganz Unerhebliches zu verbessern. Generell ist namentlich zu beachten, daß nicht erst die Macedonier, sondern schon Epaminondas die Taktik der verbundenen Waffen konzipirt hat.

2. Im Einzelnen ist es unrichtig, die Angabe Diodors, Epaminondas habe bei Leuktra 6000 Mann gehabt, zu kombiniren mit derjenigen Plutarchs, der den Spartanern 10000 Hopliten und 1000 Reiter giebt, und hinaus zu schließen, die Böotier hätten die doppelte Ueberlegenheit besiegt. Auch Diodor behauptet freilich, die Böotier hätten einen vielmal stärkeren Feind überwunden, aber da derselbe Autor uns versichert, die Spartaner hätten 4000, die Böotier nur 300 Mann verloren, so sind seine Zahlen-Angaben als werthlos zu betrachten. Nach dem Verlauf der Schlacht ist nicht anzunehmen, daß ein Theil sehr wesentlich stärker gewesen sei, als der andere. Schon Ad. Bauer hat mit Recht bemerkt, daß die Zahlen unzuverlässig seien; auch Grote verwirft sie, nimmt aber trotzdem an, daß die Lacedämonier an Zahl überlegen gewesen seien. Ich sehe dazu keinen Grund. Die 6000 Böotier sind vermuthlich mit dem „Zwölftel der 70000 Mann" im 24. Kapitel des Plutarch, Pelopidas, identisch.

Rüstow und Köchly lassen ferner die gefährdete linke Flanke der Böotier nicht sowohl durch die Kavallerie gedeckt werden, als durch ein sehr komplizirtes Manöver der Infanterie: während die Spartaner mit dem äußersten rechten Flügel schwenkten, um den Thebanern in die Flanke zu fallen, sei aus der Queue der thebanischen Kolonne Pelopidas mit der 300 Mann starken heiligen Schaar herausgebrochen und habe seinerseits die Flanke und den Rücken der Lacedämonier bedroht. Diese Darstellung beruht auf einer Kombination der Erzählung bei Plutarch (Pelopidas cap. 19 cap. 23) mit derjenigen bei Xenophon, Hell. VI, 4. Auch Ad. Bauer und H. Droysen

Digitized by Google

haben diese Darstellung angenommen, letzterer mit dem Vorbehalt, daß man nicht wisse, wo Pelopidas vor seinem Eingreifen gestanden habe.

Hiergegen ist einzuwenden, daß von einem Herausbrechen des Pelopidas aus der Kolonne, noch weniger von einem Herausbrechen nach der Seite oder von einem Angriff auf die Flanke der Spartaner, bei Plutarch durchaus nichts steht. Es ist nur gesagt, daß der thebanische Angriff erfolgte, während die Lacedämonier schwenken wollten und in Folge dessen nicht in Ordnung waren. Unmöglich hätte auch eine kleine Schaar von 300 Mann, die sich von dem großen Haufen loslöste, eine solche Wirkung hervorbringen können. Den Spartanern wird das Zeugniß der größten Tapferkeit auch in dieser Schlacht nicht versagt; „alle Gefallenen seien auf der Vorderseite getroffen gewesen." 300 Mann hätten das Schwenkungs-Manöver einer großen Ueberzahl solcher Männer nicht aufheben können. Man kann auch weder annehmen, daß eine Improvisation des Pelopidas vorliegt — denn Epaminondas hat bei der Kürze seiner Front irgend welche Vorsorge gegen die Umgehung treffen müssen; noch auch ein vorbereitetes Manöver, denn in diesem Falle hätte die Schaar des Pelopidas nicht in der Queue der Kolonne, sondern als zurückgehaltene Staffel seitwärts der Kolonne gestanden, um deren Flanke zu decken. In diesem Falle wiederum müßte uns die Aufstellung ausdrücklich berichtet werden. Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Pelopidas mit der heiligen Schaar an der Spitze der großen Kolonne gefochten hat und daß es nichts als rhetorische Ausmalung bei Plutarch ist, die anscheinend seinem Helden mit der heiligen Schaar eine besondere Stellung giebt. Rüstow und Köchly aber haben geglaubt, in diesem Gefecht die Flankendeckung der großen Kolonne erblicken zu müssen, weil sie ganz richtig postulirten, daß eine solche vorhanden gewesen sein müsse, und eine direkte Nachricht darüber vermißten.

Ich denke jedoch, sie ist ohne Schwierigkeit aus Xenophon herauszulesen. Dieser, der ohnehin eine viel größerere Autorität für uns hat als die vielleicht mehrfach vermittelte und speziell auf Pelopidas zugespitzte Schilderung bei Plutarch, Xenophon also legt alles Gewicht auf das vorhergehende Reitergefecht und die Thatsache, daß die Lacedämonier in diesem Gefecht geschlagen wurden. In seiner gekränkten Liebe zu den Spartanern begründet er es eingehend, daß und weshalb ihre Kavallerie nichts getaugt hätte. Daß nun, nachdem die lakonische Kavallerie geschlagen war, die Hopliten-Phalanx eine Schwenkung in die Flanke des Gegners angesichts der siegreichen feindlichen Reiter nicht durchführen konnte, war ihm so selbstverständlich, daß er es gar nicht ausdrücklich erwähnte. Wir aber dürfen ohne Bedenken diesen Zug, der für unser Verständniß nicht fehlen darf, hinzufügen, statt in die wortreiche aber unklare Schilderung Plutarchs das künstliche und doch unzulängliche Manöver des Pelopidas hineinzukonstruiren.

Nach Xenophon war die lacedämonische Reiterei vor der Phalanx des Fußvolkes statt auf dem Flügel aufgestellt. Warum? Rüstow und Köchly sagen, „Xenophons Antwort auf diese Frage, ‚weil das Terrain zwischen

Digitized by Google

beiden Heeren eben war' — ist keine Antwort", und erklären es ihrerseits so, daß beim Vormarsch der Lacedämonier die Reiterei unabsichtlich vor das Fußvolk gerathen sei. Mit Recht hat H. Droysen a. a. O. p. 99 dagegen eingewandt, daß der bestimmte Ausdruck Xenophons „προετάξαντο" diese Auslegung verbiete, und fragt: „hat Kleombrotos etwa hinter seiner Reiterei sein Fußvolk nach rechts ziehen wollen, um den böotischen Schlachthaufen in der Flanke und im Rücken zu fassen; hat dieselbe etwa warten sollen, bis das Fußvolk heraus war, um sich dann links (rechts?) an dasselbe anzuhängen, anstatt darauf loszugehen, ehe das ganze Heer antrat?"

Mit der bloßen Bemerkung, daß das Terrain zwischen den Heeren eben war, ist in der That nichts anzufangen; sie erscheint überflüssig, da die griechischen Hoplitenschlachten fast immer auf ebenem Boden ausgefochten wurden. Xenophon giebt aber auch, wenn man näher zusieht, keine absolute Kausalität. Die Stelle lautet:

„ἅτε καὶ πεδίου ὄντος τοῦ μεταξὺ προετάξαντο μὲν τῆς ἑαυτῶν φάλαγγος οἱ Λακεδαιμόνιοι τοὺς ἱππέας, ἀντετάξαντο δ' αὐτοῖς καὶ οἱ Θηβαῖοι τοὺς ἑαυτῶν."

Das auf „ἅτε" folgende „καὶ" zeigt, daß die „Ebene zwischen den Heeren" nur ein unterstützendes, nicht das alleinige Motiv der Aufstellung vor. Lockte aber die Ebene zwischen den Phalangen die Reiterei an, so ist anzunehmen, daß auf dem Flügel das Terrain weniger oder vielleicht garnicht praktikabel war.

Epaminondas hat also das Heer so aufgestellt, daß seine linke Flanke durch ein Terrain-Hinderniß gedeckt war. Die spartanische Linie überragte die böotische, konnte sie aber des Terrains wegen nicht umklammern. Die spartanische Reiterei versuchte nun zunächst, die böotische zu vertreiben, und setzte sich zu diesem Zweck vor ihre Hopliten, um diesen den Weg in die Flanke der böotischen Hopliten frei zu machen. Hätte das Terrain einen Angriff der überragenden Reiterei aus der Flanke gleichzeitig mit dem Vorgehen der Hopliten gestattet, so wäre der Fehler ganz unbegreiflich. War aber in der linken Flanke der Böotier ein Terrain-Hinderniß, so ist Alles erklärt. Die auffällige und ungenügende Begründung für die Aufstellung der spartanischen Reiterei „weil das Feld zwischen dem Fußvolk eben war", erscheint als der psychologische Rest der Gegenvorstellung, die der Autor im Sinn gehabt, aber vergessen hat zum Ausdruck zu bringen, daß nämlich links von den Thebanern das Terrain unpraktikabel war. Immerhin ist diese Unterlassung so auffällig, daß eine Text-Verderbniß, das Ausfallen einiger Worte zwischen „ἅτε" und „καὶ" nicht unmöglich erscheint.

Die Darstellung bei Plutarch, Pelop. cap. 23, daß Epaminondas zuerst seinerseits die Spartaner zu umgehen und in der Flanke zu fassen versucht habe, ist als durchaus sachwidrig völlig zu verwerfen. Durch eine solche Bewegung hätte ja Epaminondos seine ohnehin kürzere Front völlig auseinandergerissen. Eine tiefe Kolonne, wie er sie gebildet hatte, kann immer nur zum Durchbrechen, nicht zu einer Flankenbewegung bestimmt sein. Dieser Passus zeigt am besten, daß die ganze Plutarchische Schilderung dieser Schlacht unbrauchbar ist.

Digitized by Google

3. Auch die Darstellung der Schlacht von Mantinea ist bei Rüstow und Köchly auf die Kombinirung der Xenophonteischen und Diodorischen Nachrichten aufgebaut. Aus Diodor wird die Nachricht entnommen, daß das Heer des Epaminondas 30 000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter, das spartanische 20 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter stark gewesen sei. Wäre das richtig, so wäre der Sieg der Böotier weiter kein Kunststück gewesen, aber es liegt nicht der geringste Grund vor, einem so unzuverlässigen Mann wie Diodor diese Aussage zu glauben; der Verlauf der Schlacht zeigt nichts von der großen Ueberlegenheit der Böotier, und daß Xenophon von dieser Entschuldigung für die Niederlage der Spartaner nichts sagt, spricht direkt dagegen.

Ueber den Verlauf der Schlacht selbst sagen Rüstow und Köchly: „Xenophon beschäftigt sich eigentlich nur mit den Vorgängen auf dem linken Flügel des Epaminondas, erzählt übrigens trotz aller Weitschweifigkeit ungenau genug. Diodor hält sich wiederum vornehmlich an die Gefechte auf den Flügeln, an Reiterei und leichtes Fußvolk. So geben beide zusammen ein erträglich klares Bild der Schlacht." Schon methodisch scheint mir diese Grundlegung unrichtig. Wenn, wie wir dem Xenophon unbedingt glauben dürfen, das Gefecht auf dem linken Flügel der Böotier mit der großen Kolonne „wie eine Triere" und der Reiterei den Ausschlag gab, wie können wir einem Schriftsteller trauen, der, wie Diodor es thut, hiervon so gut wie nichts erzählt, dahingegen den Epaminondas nach Art der trojanischen Helden (wie schon Grote sehr richtig bemerkt hat) kämpfen und fallen läßt? Sachlich wird das Schlachtbild dadurch verdorben, daß Diodor auf dem rechten Flügel der Böotier ein großes hin- und herwogendes Reitergefecht ausmalt. Die „schräge Schlachtordnung" kommt dadurch nicht zu ihrem Recht. Meines Erachtens darf von Diodor kein Zug angenommen werden; vermuthlich ist (nach Grote) grade diese Schlachtschilderung es gewesen, die das wegwerfende Urtheil des Polybius über Ephorus begründete. Die Schlacht von Mantinea darf allein nach Xenophon erzählt werden, der ja aus seiner Vorliebe für die Spartaner kein Hehl macht und wie bei Leuktra die entschuldigenden Momente (Ueberfall) förmlich aufdrängt, aber ein viel zu gewissenhafter Schriftsteller und einsichtiger Soldat ist, um nicht doch ein sachlich richtiges Bild zu geben. Danach ist das Entscheidende bei Mantinea ganz wie bei Leuktra die Kombination der tiefen Infanterie-Kolonne auf dem linken Flügel mit einer überlegenen Kavallerie. Als neue Momente erscheinen dazu die Unterstützung der böotischen Kavallerie durch eigene Leichtbewaffnete (Hamippen) und die Unterstützung des zurückgehaltenen rechten Flügels durch detachirte Abtheilungen, die den feindlichen linken Flügel mit Flanken- und Rücken-Angriffen bedrohen und durch diese Demonstrationen so lange vom Angriff abhalten, bis die Entscheidung auf dem andern Flügel gefallen ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die Macedonier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Das macedonische Heerwesen.

Der taktische Gedanke des Epaminondas wurde aufgenommen und fortgebildet von König Philipp II. von Macedonien. Macedonien war ein wesentlich agrarischer Flächenstaat mit sehr geringer städtischer Bevölkerung. Die Masse der Bauern und Hirten war nicht wohlhabend genug, sich eine Hoplitenrüstung zu halten, und konnte sich auch nicht so leicht an einem Ort zu größeren Massen zusammenballen; um nach der etwa in der Mitte gelegenen Hauptstadt Pella zu gelangen, brauchte man von den entfernteren Grenzstrichen vier bis fünf Tagemärsche. Es hatte sich daher ein besonderer Kriegerstand, ein Adel ausgebildet, der zu Pferde kämpfte, während das Volk nur Peltasten stellte, die, ohne taktische Ordnung kämpfend, als eine bloße Hülfswaffe angesehen wurden und es mit griechischen Hopliten nicht aufzunehmen vermochten.

Trefflich läßt einmal Thucydides (IV, 126) den Brasidas seinen Leuten den Unterschied zwischen griechischer und barbarischer Kampfesweise auseinandersetzen. Der spartanische Feldherr muß vor einer sehr überlegenen Schaar kriegerischer Illyrier den Rückzug antreten, und seine Soldaten sind von Furcht erfüllt, aber er sagt ihnen: nur die Erscheinung der Barbaren, ihre Zahl, ihr Kriegsgeschrei, das Schwenken ihrer Waffen sei furchtbar. Aber im Handgemenge leisteten sie nichts, denn sie blieben nicht in Reih und Glied und sähen keine Schande darin, von ihrem Platz zu weichen. Wenn es aber in das Belieben eines Jeden gestellt sei, ob er kämpfen oder weichen wolle, so fehle es nie an Gründen, sich zurückzuziehen; des-

Digitized by Google

halb zögen die Barbaren es vor, aus der Ferne zu drohen, statt handgemein zu werden." [1])

Da der eigentliche macedonische Kriegerstand, der Adel, wiederum nicht sehr groß sein konnte, so bildete das ältere Macedonien nur einen schwachen Kriegsstaat.

Erst die feste monarchische Autorität, die König Philipp II. aufrichtete, schuf aus diesen Elementen ein Kriegswesen, das bald allen Nachbarn überlegen wurde. Der König brachte die Mittel auf, um neben den griechischen Söldnern, die er in seinen Dienst nahm, ein stehendes Heer aus seinen Unterthanen zu unterhalten, gab ihnen eine militärische Erziehung, fand für dieses Heer neue und eigenthümliche Kampfesformen und entlockte der Kunst der Taktik Kräfte, die über das Griechenthum hinaus eine neue Stufe der Kriegskunst darstellen.

Wir beginnen mit der

Kavallerie.

Die griechische Reiterei haben wir uns vorzustellen als ziemlich lose Schaaren, die, mit Schutzrüstungen versehen, wohl auf den Kampf mit der blanken Waffe ausgingen, den Spieß aber noch mehr zum Werfen als zum Stoßen gebrauchten.

Xenophon, von dem wir zwei Schriften über die Reiterei besitzen, „über die Reitkunst" und den „Reiterführer", sagt, er ziehe die Ausrüstung mit zwei kürzeren Spießen der mit einem Langspieß [2]) vor. Dieser sei unbequem zu tragen und zerbrechlich; von den Kurzspießen, die besser zu tragen und stärker seien, könne man den einen schleudern und mit dem anderen nach allen Seiten stoßen. [3])

---

[1]) Die bessere Schutzrüstung der Griechen erwähnt Thucydides hier nicht, und vielleicht waren die Illyrier damit besser versehen, als die dem Kultur-Wirthschaftsleben näheren und deshalb in ihrer Masse weniger kriegerischen Macedonier, obgleich Arrian I, 1, 12 auch gerade wieder die illyrischen und thracischen Barbaren als „ἀνθρώπους φιλοὺς καὶ κακῶς ὡπλισμένους" bezeichnet. Im Uebrigen aber stellt Brasidas in seiner Rede die Illyrier ausdrücklich den Macedoniern gleich, und wir dürfen die Schilderung auch auf diese beziehen.

[2]) Περὶ ἱππικῆς XII, 12 „ἀντὶ γε μὴν δόρατος καμακίνου". Der Sinn des Wortes „καμάκινον" und nicht einmal die Lesart ist völlig gesichert, aber nach dem ganzen Zusammenhang kann kaum etwas Anderes als Langspieß gemeint sein.

[3]) Die Bemerkung Xenophons dürfte mit dem Reitergefecht Hellenika III, 4, 13 in Zusammenhang zu bringen sein. Die Erzählung zeigt aber, daß damals die hellenischen Reiter eben nicht die kurzen, sondern lange Spieße führten.

Nicht ohne Weiteres verständlich ist übrigens in dieser Erzählung, weshalb die Perser sich so tief aufstellen. Von den hinteren Gliedern aus konnten sie ihre Spieße

Digitized by Google

Außer den Spießen führten die Reiter auch ein Schwert oder einen krummen Säbel; letzterer, sagt Xenophon, sei besser, da der Reiter von oben haue. Xenophon empfiehlt, nicht nur den Reiter, sondern auch das Pferd zu panzern; einen Schild giebt er dem Reiter nicht.

Die Steigbügel waren noch nicht erfunden; die Reiter ritten auf festgeschnallten Decken oder Kissen. Der Stoß mit der Lanze mußte also viel mehr mit der Kraft des Armes geführt werden, als heute, wo der Reiter sein ganzes Körpergewicht und die Anlaufskraft des Rosses in den Stoß legen kann. Auf den zahlreichen Vasenbildern, die Gefechts-Szenen darstellen und uns erhalten sind, habe ich die Führung der Lanze, wie sie heute bei unserer Kavallerie vorgeschrieben ist (eingepreßt zwischen Oberarm und Rumpf) niemals gefunden. Auf dem Mosaik, das vermuthlich die Schlacht bei Issus darstellt, führt Alexander die sehr lange Lanze frei in der Hand.

Die macedonische Kavallerie war nach Bewaffnung und Ausrüstung der griechischen ähnlich. Das aus dem macedonischen Adel hervorgehende Reiterkorps hieß die „Gefolgsleute", „Hetären" des Königs. Sie kämpfen mit dem Spieß, den sie sowohl zum Schleudern[1]) wie zum Stoßen gebrauchen, und mit dem Schwert. Die Panzerung des Pferdes, von der Xenophon spricht, scheint nicht üblich geworden zu sein. Dagegen trugen die Hetären Schilde.[2])

Was die macedonische Reiterei hauptsächlich von der griechischen voraus gehabt haben wird, war, daß sie disziplinirt war: wir dürfen ihren „Ilen" so viel Zusammenhalt zuschreiben, daß sie als „taktische Körper" zu bezeichnen sind. Vielleicht könnte man „Reiterei" und „Kavallerie" so unterscheiden, daß jenes Wort Schwärme einzelner Reiter, dieses Reiter in disziplinirten Körpern bezeichnet.

Dann hätten also die Macedonier die erste wirkliche Kavallerie gebildet. Taktische Körper aus Reitern zu bilden, ist aus mancherlei

nicht werfen. Vielleicht ist es so zu erklären, daß die Perser darauf rechneten, die griechische Linie mit ihrer tiefen Kolonne zu durchbrechen und dabei nach rechts und links ihre Spieße zu schleudern.

[1]) Diodor XVII, 60. Arrian I, 15.

[2]) Ad. Bauer p. 318, 2. Aufl. p. 433 schließt aus Arrian I, 6, 5, daß die Hetären für gewöhnlich keinen Schild getragen hätten. Ich kann nicht finden, daß die Stelle diesen Schluß nöthig macht, ja ihn kaum zuläßt. Die Reiterschilde waren natürlich viel kleiner als die des Fußvolkes. Da nun Plut. Alex. 16 ausdrücklich von dem Schilde die Rede ist, den der König in der Schlacht trägt, und später nach Polybius VI, 25, 7 die macedonischen Reiter zweifellos Schilde hatten, so scheint mir sicher, daß dem auch schon in älteren Zeiten so war.

Digitized by Google

Gründen, über die noch zu reden sein wird, viel schwerer, als Infanterie-Körper zu formiren. Es ist daher nur natürlich, daß die griechischen Kanton-Republiken über die Hopliten-Phalanx nicht hinausgelangt sind; die monarchische Autorität der macedonischen Könige aber zwang auch die auseinanderstrebenden Reiter in den festen Rahmen der der Führung eines Willens folgenden Körperschaft.

Die Mischtruppe der „Hamippen" finden wir bei den Macedoniern nicht, was ebenfalls darauf schließen läßt, daß sie fester geschlossene taktische Körper hatten als die Böotier.

Neben der Hetären-Kavallerie hatten die Macedonier die Sarissophoren, Lanzenträger, die man geglaubt hat als die leichte Kavallerie auffassen zu sollen. Ich vermag jedoch in den Quellen eine Begründung für diese Auffassung nicht zu finden. Die Bewaffnung mit der langen Sarisse würde sogar eher auf eine schwere Kavallerie schließen lassen. Die Hetären führten zwar das Gefecht wesentlich als Nahkampf; unter Umständen bedienten sie sich aber ihrer Lanze auch noch nach der älteren Art zum Werfen. Die Sarisse war zu lang, um noch geworfen zu werden, ihre Träger also noch unbedingter als die Hetären auf den Nahkamp angewiesen, der wieder auf eine Schutzrüstung, also auf schwere Kavallerie schließen läßt. In der Schlacht erscheinen die Sarissophoren ganz ebenso verwandt wie die Hetären und diese wiederum werden auch zur Rekognoszirung und zur Verfolgung gebraucht. Es scheint also, daß zwischen den beiden Truppenkorps die Unterschiede in der Bewaffnung und Ausrüstung nur gering waren. Vielleicht bestand er nur in der verschiedenen Herkunft der Mannschaft.

Während des Krieges gegen Darius bildete Alexander sich noch aus Asiaten ein Korps berittener Bogenschützen.

Die Phalanx.

Die macedonischen Reiter hießen wohl von je her die „Hetären" des Königs, dem neugebildeten Fußvolk gab Philipp den Ehrennamen der „Pezetären", „Gefolgsmänner zu Fuß". Sie wurden gelehrt, in der Phalanx, der geschlossenen taktischen Ordnung, nach Art

Digitized by Google

der Griechen zu fechten. Ein gewisser Unterschied war jedoch vorhanden: die macedonische Phalanx wurde dichter rangirt, als es bei den Griechen üblich war, und mit längeren Spießen, den Sarissen ausgerüstet, die es gestatteten, die Spieße mehrerer Glieder gleichzeitig in Wirksamkeit zu setzen.

Wie im Einzelnen die Sarissen-Phalanx der klassischen macedonischen Zeit organisirt war, wissen wir nicht, im Besonderen auch nicht, wie lang die Sarisse damals gemacht wurde. Ich vermuthe, daß das vorderste oder die beiden vorderen Glieder der Phalanx nach wie vor den handlichen Hoplitenspieß und nur die hinteren den Langspieß getragen haben, der aber doch wohl nicht länger war, als daß er noch mit einer Hand regiert werden konnte.

Die Gründe für diese Abweichung von der alten dorischen Ordnung sind nicht überliefert, aber aus der Natur der Sache zu erschließen.

Wir werden annehmen dürfen, daß die jahrhundertelange Erfahrung die Griechen gelehrt hatte, ihre Hauptwaffe, den Spieß so zu konstruiren, also Länge, Dicke, Schwere so abzumessen, wie es für das Gefecht am praktischsten war: möglichst lang, um den Feind zu erreichen, aber nicht länger, als daß er mit einer Hand sicher regiert und der Stoß nicht zu leicht von dem Gegner parirt werden konnte. Nach den Vasen-Bildern zu schließen, war der Spieß etwas über Mannesgröße, also etwa zwei Meter lang.[1]) Jedoch mögen vielfache Verschiedenheiten vorgekommen sein. Was die beste Länge ist, darüber sind sich selbst heute die Kriegsmänner noch nicht einig: die Lanze der deutschen Kavallerie hat 3,52 Meter; der russischen 3,16; der französischen 3,29; der österreichischen 2,63 Meter.[2]) Wenn nun die Macedonier über das längste bei den Griechen erfahrungsmäßig eingebürgerte Maß noch hinausgingen, so war das für das Gefecht Mann gegen Mann ein Nachtheil, und die gedrängte Aufstellung vergrößerte den Nachtheil noch, indem sie den Einzelnen in der freien Bewegung verhinderte. Die Sarissen-Phalanx aber soll weniger durch den Kampf Mann gegen Mann, als durch den

[1]) Ad. Bauer p. 272 giebt drei Meter an; unter all den Vasenbildern, die ich durchgesehen habe, habe ich jedoch, auch wo keine Raumbeschränkung vorliegt, so lange Hoplitenspieße nicht gefunden.

[2]) R. Wille, Waffenlehre S. 79.

Digitized by Google

geschlossenen Andrang des ganzen Haufens wirken; hält sie sich defensiv, so ist in die stachelige Masse gar nicht einzudringen.

Philipp wird sich zu dieser Kampfesform entschlossen haben, weil er sich bewußt war, daß seine neugebildete Truppe es unter gleichen Bedingungen mit den griechischen Hopliten, die von dem Selbstvertrauen alter geübter Krieger erfüllt waren, nicht werde aufnehmen können. Auch ist möglich, daß er Anfangs nicht die Mittel hatte, allen seinen Phalangiten die kostbare volle Hoplitenrüstung anzuschaffen. In der gedrängten Aufstellung, die es zu dem eigentlichen Einzelkampf weniger kommen ließ, konnten die hinteren Glieder der vollen Schutzrüstung zur Noth entbehren. Das ist jedoch nur eine Vermuthung, die dahingestellt bleiben mag. Wesentlich ist, daß die macedonische Phalanx als solche nicht als die Erfindung einer neuen, höheren Kampfesform aufzufassen ist, sondern als eine Reduktion der bisherigen Leistung der Infanterie. Die neue Phalanx war schwerfälliger als die alte, gerieth leichter in Unordnung, war noch empfindlicher in den Flanken; für den Einzelkampf, den der Krieger auch bei den vielfachen Aufgaben außerhalb der Schlacht bestehen können soll, ist der Sarissen-Träger sehr ungeschickt. Die alte dorische Hopliten-Phalanx, die die Geschlossenheit eines taktischen Körpers mit der Kampftüchtigkeit jedes Einzelnen verbindet, ist für sich betrachtet die höhere taktische Form. Sehr wesentlich war jedoch der Unterschied zu Philipps und Alexanders Zeit noch nicht. In allen Schlachten dieser Epoche, von denen wir Erzählungen haben, bewegt sich die Phalanx mit solcher Leichtigkeit und ist von einem Unterschied gegen die alte Hopliten-Phalanx so wenig zu bemerken, daß wir davon nahezu absehen könnten, wenn nicht einige Nachrichten doch mit Bestimmtheit darauf hinwiesen, daß die Abwandlung, die später sehr bedeutend wurde, schon zu Philipps Zeit wenigstens eingesetzt hat.

Ein Elite-Korps, die Hypaspisten, war ganz nach Art der alten Hopliten bewaffnet, vielleicht etwas leichter, in der Gewißheit, die leichtere Schutzwaffe im Nahkampf durch erhöhte Gewandtheit zu ersetzen. Die Hypaspisten bilden in der Schlacht das Verbindungsglied zwischen dem Offensiv-Flügel der Kavallerie und der großen Masse der Sarissen-Phalanx, die sich langsamer heranbewegt.

Digitized by Google

Auch an leichtem Fußvolk, Peltasten, Bogenschützen und Schleuderern[1]) war das macedonische Heer stark.

Taktik der verbundenen Waffen.

Der Fortschritt, den die Macedonier machen, liegt in der organischen Verbindung aller Waffengattungen zu einer einheitlichen Gesammtwirkung. Epaminondas hatte den Grund dazu gelegt, aber so, daß die Infanterie doch die Hauptwaffe blieb, die Kavallerie ihr nur sekundirte.

Philipp war von Anfang an und noch mehr, seit er auch Thessalien unter seine Herrschaft gebracht hatte, an Kavallerie viel stärker, als Böotien je gewesen war. Er konnte daher mit seiner Kavallerie nicht bloß die feindliche schlagen, sondern auch seinerseits die feindliche Infanterie in der Flanke angreifen. Wir wissen noch von Marathon her, wie empfindlich die griechische Hopliten-Phalanx an diesem Punkt war.

Die Kavallerie sekundirt also von jetzt an nicht mehr, sondern sie ist gleichwerthig und führt sogar den Hauptstoß; es kann sein, daß die Phalanx erst an den Feind kommt, wenn dessen einer Flügel bereits geschlagen ist und die macedonische Kavallerie des Offensiv-Flügels ihn bereits aus der Flanke angreift. Es geschieht auch, daß unter dem Eindruck dieses Stoßes die gesammte feindliche Armee den Kampf aufgiebt und die Flucht ergreift, so daß die Phalanx zum Schlagen gar nicht mehr kommt.

Rüstow und Köchly sind so weit gegangen, zu meinen, daß die Kavallerie jetzt die Hauptwaffe geworden sei, die Phalanx der Schatten, nicht mehr das Licht; die Masse, nicht der Kern des Heeres. Die Aufgabe der Phalanx sei nur noch gewesen, das Gefecht hinzuhalten, eine unzerbrechliche Defensive zu bilden, bis die Kavallerie die Entscheidung gegeben hatte. Eine sorgfältige Analyse der Alexander-Schlachten zeigt, daß das zuviel gesagt ist. Auch die schwere Infanterie, die Hypaspisten wie die Phalanx tragen ihren positiven, aktiven Theil zum Siege bei. Die Kavallerie ihrerseits wird unterstützt durch die behenden Leichtbewaffneten,

[1]) A. Krause, Hermes 1890 p. 66 hat ziemlich sicher nachgewiesen, daß Alexander auch Schleuderer in seinem Heer gehabt hatte und daß Arrian sie unter „τοξόται“ mitversteht.

Digitized by Google

geschlossenen Andrang des ganzen Haufens wirken; hält sie sich defensiv, so ist in die stachelige Masse gar nicht einzudringen.

Philipp wird sich zu dieser Kampfesform entschlossen haben, weil er sich bewußt war, daß seine neugebildete Truppe es unter gleichen Bedingungen mit den griechischen Hopliten, die von dem Selbstvertrauen alter geübter Krieger erfüllt waren, nicht werde aufnehmen können. Auch ist möglich, daß er Anfangs nicht die Mittel hatte, allen seinen Phalangiten die kostbare volle Hoplitenrüstung anzuschaffen. In der gedrängten Aufstellung, die es zu dem eigentlichen Einzelkampf weniger kommen ließ, konnten die hinteren Glieder der vollen Schutzrüstung zur Noth entbehren. Das ist jedoch nur eine Vermuthung, die dahingestellt bleiben mag. Wesentlich ist, daß die macedonische Phalanx als solche nicht als die Erfindung einer neuen, höheren Kampfesform aufzufassen ist, sondern als eine Reduktion der bisherigen Leistung der Infanterie. Die neue Phalanx war schwerfälliger als die alte, gerieth leichter in Unordnung, war noch empfindlicher in den Flanken; für den Einzelkampf, den der Krieger auch bei den vielfachen Aufgaben außerhalb der Schlacht bestehen können soll, ist der Sarissen-Träger sehr ungeschickt. Die alte dorische Hopliten-Phalanx, die die Geschlossenheit eines taktischen Körpers mit der Kampftüchtigkeit jedes Einzelnen verbindet, ist für sich betrachtet die höhere taktische Form. Sehr wesentlich war jedoch der Unterschied zu Philipps und Alexanders Zeit noch nicht. In allen Schlachten dieser Epoche, von denen wir Erzählungen haben, bewegt sich die Phalanx mit solcher Leichtigkeit und ist von einem Unterschied gegen die alte Hopliten-Phalanx so wenig zu bemerken, daß wir davon nahezu absehen könnten, wenn nicht einige Nachrichten doch mit Bestimmtheit darauf hinwiesen, daß die Abwandlung, die später sehr bedeutend wurde, schon zu Philipps Zeit wenigstens eingesetzt hat.

Ein Elite-Korps, die Hypaspisten, war ganz nach Art der alten Hopliten bewaffnet, vielleicht etwas leichter, in der Gewißheit, die leichtere Schutzwaffe im Nahkampf durch erhöhte Gewandtheit zu ersetzen. Die Hypaspisten bilden in der Schlacht das Verbindungsglied zwischen dem Offensiv-Flügel der Kavallerie und der großen Masse der Sarissen-Phalanx, die sich langsamer heranbewegt.

Digitized by Google

Auch an leichtem Fußvolk, Peltasten, Bogenschützen und Schleuderern[1]) war das macedonische Heer stark.

Taktik der verbundenen Waffen.

Der Fortschritt, den die Macedonier machen, liegt in der organischen Verbindung aller Waffengattungen zu einer einheitlichen Gesammtwirkung. Epaminondas hatte den Grund dazu gelegt, aber so, daß die Infanterie doch die Hauptwaffe blieb, die Kavallerie ihr nur sekundirte.

Philipp war von Anfang an und noch mehr, seit er auch Thessalien unter seine Herrschaft gebracht hatte, an Kavallerie viel stärker, als Böotien je gewesen war. Er konnte daher mit seiner Kavallerie nicht bloß die feindliche schlagen, sondern auch seinerseits die feindliche Infanterie in der Flanke angreifen. Wir wissen noch von Marathon her, wie empfindlich die griechische Hopliten-Phalanx an diesem Punkt war.

Die Kavallerie sekundirt also von jetzt an nicht mehr, sondern sie ist gleichwerthig und führt sogar den Hauptstoß; es kann sein, daß die Phalanx erst an den Feind kommt, wenn dessen einer Flügel bereits geschlagen ist und die macedonische Kavallerie des Offensiv-Flügels ihn bereits aus der Flanke angreift. Es geschieht auch, daß unter dem Eindruck dieses Stoßes die gesammte feindliche Armee den Kampf aufgiebt und die Flucht ergreift, so daß die Phalanx zum Schlagen gar nicht mehr kommt.

Rüstow und Köchly sind so weit gegangen, zu meinen, daß die Kavallerie jetzt die Hauptwaffe geworden sei, die Phalanx der Schatten, nicht mehr das Licht; die Masse, nicht der Kern des Heeres. Die Aufgabe der Phalanx sei nur noch gewesen, das Gefecht hinzuhalten, eine unzerbrechliche Defensive zu bilden, bis die Kavallerie die Entscheidung gegeben hatte. Eine sorgfältige Analyse der Alexander-Schlachten zeigt, daß das zuviel gesagt ist. Auch die schwere Infanterie, die Hypaspisten wie die Phalanx tragen ihren positiven, aktiven Theil zum Siege bei. Die Kavallerie ihrerseits wird unterstützt durch die behenden Leichtbewaffneten,

[1]) A. Krause, Hermes 1890 p. 66 hat ziemlich sicher nachgewiesen, daß Alexander auch Schleuderer in seinem Heer gehabt hatte und daß Arrian sie unter „τοξόται“ mitversteht.

Digitized by Google

die mit Wurfspeer, Pfeil und Schleuderstein vorarbeiten und nachhelfen.

Das Ineinandergreifen aller einzelnen Theile ist die Stärke des macedonischen Heeres-Organismus. Der einheitliche Gedanke des Heerführers, der zugleich Heerschöpfer und Kriegsherr ist, beherrscht das Ganze. Die macedonische Kriegskunst ist eine königliche Frucht.

Die Eigenthümlichkeit der griechischen Phalanx hatte es mit sich gebracht, daß Epaminondas, als er die Flügelschlacht erfand und an die Stelle der Parallelschlacht setzte, dem linken Flügel die Offensive zutheilen, den rechten zurückhalten mußte. Philipp brauchte sich an dies Schema nicht mehr zu halten. Er konnte seine Kavallerie auf den Flügel stellen, der nach den Gelände-Verhältnissen der geeignetste war; daß in den Schlachtschilderungen, die uns überliefert sind, fast immer die Kavallerie des rechten Flügels den entscheidenden Offensivstoß führt, ist nicht in der Natur der Sache begründet, sondern als ein Fortwirken der griechischen Tradition oder als bloßer Zufall anzusehen.

Als Ergebniß des in einer Hand und in einem Kopf zentralisirten Kriegswesens ist auch anzusehen, daß die Macedonier die Mittel der fortgeschrittenen Belagerungskunst aufnehmen und weiterbilden. Noch um die Mitte des Jahrhunderts hatte man von den Erfindungen des Dionys von Syrakus in Griechenland wenig gewußt; Philipp führte zwei große Belagerungen, von Perinth und Byzanz unter Aufgebot aller Mittel der Technik durch.

In die Einzelheiten, die technischer Natur sind, treten wir nicht ein. Die Thatsache selber jedoch ist in dem Zusammenhange der Kriegsgeschichte von größter Wichtigkeit. Alexanders Strategie wäre nicht durchführbar gewesen, wenn er Halikarnaß, Tyrus und Gaza statt durch den Kunst gegen Kunst ausspielenden gewaltsamen Angriff nur durch eine unabsehbare Aushungerung hätte bezwingen können.

1. Die militärischen Reformen König Philipps müssen wesentlich erschlossen werden aus der Krieg- und Schlachtführung Alexanders, die mit den wenigen Nachrichten, die wir über Philipp selbst haben, übereinstimmt. Die erste Schlacht Philipps 359 gegen die Illyrier erzählt Diodor (XVI, 4) so: Philipp hatte auf dem rechten Flügel seine Reiter; mit ihnen ließ er die

Digitized by Google

Barbaren aus der Flanke angreifen, und dem doppelten Angriff von vorn und aus der Flanke und endlich auch vom Rücken unterlagen sie endlich nach dem tapfersten Widerstand.

„ὁ μὲν Φίλιππος ἔχων τὸ δεξιὸν κέρας καὶ τοὺς ἀρίστους Μακεδόνων συναγωνιζομένους, τοῖς μὲν ἱππεῦσι παρήγγειλε παριππεῦσαι καὶ πλαγίους ἐμβαλεῖν τοῖς βαρβάροις, αὐτὸς δὲ κατὰ στόμα τοῖς πολεμίοις ἐπιπεσὼν χαρτερὰν συνεστήσατο μάχην . . . . τῶν ἱππέων ἐκ πλαγίου καὶ κατὰ νῶτον βιαζομένων κτλ.“

Auch von der Schlacht in Thessalien i. J. 353 hebt Diodor ausdrücklich hervor (XII, 35), daß sie durch die Reiterei zu Gunsten Philipps entschieden wurde.

2. Ueber die Schlacht bei Chäronea haben wir nur sehr ungenügende Berichte. Soviel aber geht sowohl aus Diodor (XVI, 86) wie Polyän (IV, 2, 2 u. 7) hervor, daß es ebenfalls eine Flügelschlacht war. Der König kommandirte den Flügel den Athenern gegenüber, den er versagte, sein Sohn Alexander kommandirte den Offensiv-Flügel gegen die Böotier, der den Sieg entschied. Wenn Diodor den König erst zum Angriff schreiten läßt, als er den Sieg seines Sohnes sieht, weil er ihm nicht allein den Ruhm lassen will, oder wenn Polyän, ohne des Zusammenwirkens der beiden macedonischen Flügel zu gedenken, Philipp, nachdem er erst gewichen, plötzlich aus eigner Kraft die allzu hitzigen Athener überwinden läßt, so sind das populäre Erzählungen, deren Blick bis zu den eigentlichen Motiven der Entscheidung nicht gereicht hat.

3. Die herrschende Anschauung ist, daß die Sarissen-Phalanx, wie sie uns später in den Kämpfen der Macedonier mit den Römern entgegentritt und von Polybius beschrieben worden ist, mit derjenigen identisch sei, die schon zu Philipps und Alexanders Zeit bestand. Aber schon H. Droysen (Untersuchung p. 64) ist es aufgefallen, mit welcher Leichtigkeit sich die Phalangiten Alexanders bewegen, und ich bin allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine spätere Fortentwickelung angenommen werden muß. Die quellenmäßige und sachliche Begründung dieser Ansicht weiter unten, Buch VI Kap. 1.

4. Rüstow und Köchly (Gr. Kr. p. 240) stellen sich die Hypaspisten vor bewaffnet mit Linnenpanzer, dem kleinen Schilde der Pezetären, leichter Fußbekleidung, dem macedonischen Hut, Stoßlanze und vielleicht langem Schwert. Das scheint mir für Krieger, die nicht etwa nur im Nothfall, sondern prinzipiell für den Nahkampf sind und gar keine Fernwaffe besitzen, doch eine gar zu leichte Schutzrüstung, und die genannten Autoren fügen auch (S. 241) selber die Einschränkung hinzu, daß die Rüstung der Hypaspisten vielleicht nicht so bedeutend leichter war, als die der Hopliten.

Umgekehrt hat H. Droysen ihnen auch den Panzer noch abgesprochen (Heerwesen S. 110). Er beruft sich dafür auf die Münzen des Päonen-

Digitized by Google

königs Patraos, der zur Zeit Alexanders lebte. Hier ist ein Päonischer Reiter abgebildet, der einen niedergeworfenen Krieger zu durchbohren im Begriff ist; letzterer trägt Chiton und Kausia, seine Waffen sind Schild und Lanze. Der Schild ist der durch seine eigenthümliche Art der Verzierung bekannte macedonische, wie ihn die Münzen der späteren macedonischen Könige zeigen, der Dargestellte also ein Macedonier und zwar kein Pezetäre, denn vor allen Dingen fehlt die Sarisse, sondern ein Hypaspist (Untersuch. S. 41—42).

Dieser Ansicht Droysens hat sich auch Ad. Bauer angeschlossen, der auch eine Abbildung der Münze giebt, ich denke aber, sie unterliegt erheblichen Bedenken. Die Päonier sind im Jahre 359 von Philipp von Macedonien gezwungen worden, seine Oberhoheit anzuerkennen und wurden, als sie sich zu befreien suchten, 358 von ihm, 335 von Alexander von Neuem unterworfen. Patraos war ihr Fürst etwa von 340 bis 315. Sollte ein solcher Vasallenfürst es wagen, auf seine Münzen ein Bild zu setzen, auf dem Jedermann erkenntlich ein Krieger von der Leibwache seines Oberherrn von einem Päonier überwunden wird? Und wenn wirklich das Schild-Abzeichen keine andere Deutung zuläßt, wer sagt uns, daß hier grade ein Mann der neugebildeten Waffe der Hypaspisten porträtirt ist? Es mag ein Phantasiegebilde, es mag ein Peltast sein, den wir hier abgebildet sehen. Aus dieser Münze ist daher nichts zu schließen, und die Verwendung der Hypaspisten läßt keinen Zweifel, daß sie nicht eine leichte, sondern eine schwere Infanterie mit vollkommener Schutzrüstung bildeten.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Alexander und Persien. Schlacht am Granikus.

Das Heer, mit dem Alexander zur Eroberung Asiens auszog, wird von den Zeitgenossen verschieden beziffert. Die geringste Angabe geht auf 30000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, die höchste auf 43000 Mann zu Fuß und 5500 Reiter. Die Differenz ist nicht sicher aufzuklären, und geht vermuthlich auf eine verschiedene Berechnungsart zurück. Am besten beglaubigt sind wohl 32000 M. zu Fuß und 4500 bis 5000 Reiter[1]). Am Granikus und bei Issos werden einige 30000 Mann gefochten haben; bei Gaugamela giebt Arrian 40000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter an, während sehr bedeutende Garnison- und Etappentruppen in den eroberten Landschaften zurückgeblieben waren. Das Heer Alexanders war auf jeden Fall erheblich größer als dasjenige, mit dem einst Xerxes zur Eroberung Griechenlands ausgezogen war.

Ueber die Heere, die Darius den Macedoniern entgegenstellte, haben sich die griechischen Schriftsteller in ganz derselben Zahlen-Phantasie ergangen, wie einst über die Schaaren des Xerxes. In wohlabgetönter Steigerung lassen die Quellen die Perser am Granikus mit 100000 Mann, bei Issos mit 600000, bei Gaugamela mit 1000000 Mann zu Fuß und 40000 Reitern aufmarschiren.

Von diesen Zahlen ist gänzlich abzusehen; wir wissen nicht, wie stark die persischen Heere gewesen sind, die Alexander besiegt

---

[1]) Beloch, Bevölkerung S. 215. Beloch geht jedoch zu leicht über die Differenz hinweg, daß Arrian über 5000 Reiter angiebt, die auf Aristobul zurückgehenden Quellen nur 4500.

Digitized by Google

hat, ob die numerische Ueberlegenheit auf seiner oder auf Seite der Perser war.

Der Zug des jüngeren Cyrus hatte schon 70 Jahre früher gezeigt, daß das persische Kriegswesen es mit dem griechischen nicht mehr aufnehmen konnte. Die Perser selber hatten sich dieser Erkenntniß nicht mehr verschlossen und deshalb Griechen in Sold genommen.

Die persischen Heere bestanden daher ganz wie das macedonische aus Hopliten, Bognern und Reitern. Von den Reitern sagt Arrian am Granikus, sie seien gegen die Macedonier im Nachtheil gewesen, da sie mit Wurfspießen gegen Stoßlanzen fochten. Er selbst aber erzählt im Einzelnen, wie auch Macedonier die Lanze warfen und Perser mit dem Schwert einhieben. Ein wesentlicher Unterschied dürfte in der Ausrüstung und Kampfesart also nicht stattgefunden haben. Die Kombination der persischen ritterlichen Kavallerie und der persischen Bogner mit griechischen Hopliten hatte ein ganz ähnliches Heer gebildet, wie auf der anderen Seite das macedonische war.

Eine wesentliche Voraussetzung für den Kriegszug war, daß Alexanders Vater die Griechen unter die macedonische Hegemonie gebeugt hatte. Der korinthische Bund erklärte in feierlichen Formen den Krieg für einen hellenischen Nationalkrieg, und griechische wie andere Kontingente machten die größere Hälfte oder noch mehr von dem Heer Alexanders aus.[1]) Diese positive Mitwirkung ist aber noch nicht einmal das Wichtigste; die Hauptsache ist die Sicherung des Rückens, die durch die Pazifizirung Griechenlands erlangt wurde. Durch die Erregung eines Krieges in Griechenland selbst hatten einst die Perser den Spartaner Agesilaus gezwungen, von

---

[1]) Bauer p. 314 (2. Aufl. 434) will sogar die Macedonier auf nicht viel mehr als ein Sechstel des ganzen Heeres veranschlagen. Das ist jedenfalls zu gering. A. Krause l. c. Hermes 1890 will unterscheiden 1) ein Feldheer, 2) ein Besatzungsheer, 3) ein Satrapenheer, welches in den eroberten Landschaften von den eingesetzten Satrapen formirt wurde.

Das ist in der Sache richtig, aber viel zu scharf unterschieden. Ganz selbstverständlich gab es Truppen, die vorwiegend für die Operationen und Gefechte, andere, die mehr für Garnisonen verwandt wurden, und endlich bildeten die eingesetzten Gouverneure sich neue Formationen. Aber je nach den Umständen werden natürlich alle diese verschiedenen Formationen für die verschiedenen Zwecke der Kriegführung verwendet, bald zum Gefecht, bald als Besatzung.

Digitized by Google

ihnen abzulassen. Alexander aber hatte nicht nur Griechenland hinter sich, sondern war auch stark genug, in Macedonien ein Heer von 12000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern unter Antipater zurückzulassen, das ihn jeder Sorge um die Heimath enthob.

Schlacht am Granikus.

Ein Beweis der völligen Willkür, mit der die Griechen die Heereszahlen der Perser abschätzten, sind die Berichte über die Schlacht am Granikus. Die Quelle, der Diodor folgte, giebt 100000 Mann Infanterie und 10000 Mann Kavallerie. Arrian sagt hingegen ausdrücklich, daß die Macedonier den Persern an Fußvolk weit überlegen gewesen seien, nennt überhaupt keine Gesammtzahl der Perser, sondern erwähnt nur, daß sie 20000 griechische Söldner und 20000 Reiter gehabt hätten. Nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Kritik würde man annehmen müssen, daß die niedrigste Angabe, aus dem Lager des Gegners stammend, jedesmal die glaubwürdigste ist. Aber die Angaben Arrians leiden an einem inneren Widerspruch: außer den griechischen Söldnern und persischen Reitern muß doch auch noch persisches Fußvolk vorhanden gewesen sein; wenn also das Fußvolk insgesammt erheblich schwächer gewesen sein soll als das macedonische, das schwerlich über 25000 Mann stark war, so können die Perser nicht allein von griechischen Söldnern 20000 Mann auf dem Fleck gehabt haben. Als sicher dürfen wir nur annehmen, daß das persische Fußvolk thatsächlich schwächer war als das macedonische; wer an Kavallerie überlegen war, wissen wir nicht, wahrscheinlich ebenfalls die Macedonier, da das Verhalten der Perser nicht das Bewußtsein der Ueberlegenheit zeigt, am wenigsten der kavalleristischen. Sie suchen nicht ein weites freies Blachfeld für die Schlacht, sondern nehmen eine Stellung mit einem schweren Hinderniß vor der Front, dem Fluß Granikus, um hier den Angriff der Macedonier zu erwarten. Der Granikus war wohl, wie es scheint, ziemlich allenthalben zu durchwaten, das rechte Ufer aber, auf dem die Perser standen, war hoch und steil.

Man könnte vermuthen, daß die Perser hier überhaupt keine Schlacht liefern wollten, sondern die Stellung genommen hatten in der Erwartung, daß Alexander den Angriff auf so ungünstigem Terrain nicht wagen, sondern sich zu zeitraubenden Manövern ge-

Digitized by Google

zwungen sehen würde. Mittlerweile hätten die Perser eine Diversion nach Europa unternehmen können. Aber das ganze Verhalten der Perser in Uebereinstimmung mit der positiven Aussage aller Quellen läßt keinen Zweifel, daß in der That nur taktische Gesichtspunkte die Wahl des Schlachtfeldes bestimmt haben. Wir haben eine neue Erscheinung der Kriegsgeschichte: indem die Perser in dem Bewußtsein ihrer Schwäche eine Hülfe im Terrain suchen, wählen sie ein Front-Hinderniß, um dem Gegner den Angriff zu erschweren.

Das macedonische Heer war so aufgestellt, daß das schwere Fußvolk das Zentrum, die Kavallerie und Schützen die Flügel bildeten. Alexander selbst mit der Hetären-Kavallerie stand auf dem rechten Flügel, ihm zunächst nach der Mitte zu die Hypaspisten. Dieser Flügel, Reiter und Schützen, vielleicht unterstützt durch eine Abtheilung Hypaspisten, ging zuerst über den Fluß und schlug die persische Reiterei ohne Schwierigkeit in die Flucht. Obgleich die Erzählungen von dem Gefecht bei dem Ersteigen des Uferrandes ziemlich ausführlich sind, so können wir uns doch von dem taktischen Hergang kein Bild machen, da uns ja einerseits die Kenntniß des Zahlverhältnisses fehlt, andererseits keine der Quellen etwas von der Thätigkeit der persischen Fuß-Bogner berichtet. Daß gar keine vorhanden gewesen seien, ist kaum glaublich; daß unter den obwaltenden Verhältnissen gerade diese Waffe die größte Wirksamkeit hätte entfalten müssen, ist einleuchtend.

Nach den griechischen Quellen hat aber gerade die für die Vertheidigung einer steilen Böschung allerungeeignetste Waffe, die persische Reiterei ganz allein den Kampf geführt. Daß sie der Kombination der macedonischen Schützen und Reiter erlag, wäre nur natürlich, selbst wenn auf dieser Seite nicht auch noch das numerische Uebergewicht war.

Die wesentlichen Momente für das Verständniß der Schlacht sind uns also verloren gegangen. Wir erkennen nur, daß das Fronthinderniß den Persern nichts genützt hat — eine Erscheinung, von der noch öfter zu sprechen sein wird — und daß die Schlacht durch das Reiter- und Schützengefecht des rechten Flügels entschieden wurde. Sobald die persische Reiterei das Feld geräumt hatte, wurde die Phalanx der griechischen Söldner, die so lange, durch

Digitized by Google

den Fluß von dem Gegner getrennt, unthätig gestanden hatte, von der macedonischen Phalanx in der Front, von der Kavallerie und den Schützen in den Flanken angegriffen und ohne wesentlichen Widerstand zusammengehauen oder gefangen genommen.

Der Verlust der Macedonier soll nach der besten Quelle, Arrian, 85 Reiter und 30 Infanteristen an Todten betragen haben. Die Angabe wäre unglaublich, wenn wirklich die griechischen Söldner fast vollständig, wie die Quellen wollen, niedergehauen worden sind: diese Söldner waren die Leute, ihr Leben theuer zu verkaufen. Wahrscheinlich ist aber weder ihre Zahl, noch das Gemetzel so sehr groß gewesen; die Mehrzahl wird verschont und gefangen genommen worden sein. Wenn dem aber so war, so erscheint die Verlustziffer der Macedonier ganz wohl glaublich. Die Masse der Infanterie hat gar nicht gefochten; dem entspricht, daß Dreiviertel das Verlustes auf die Kavallerie entfällt, und dieses Verhältniß in der Verlustziffer bestätigt die Erzählungen von dem Gang des Gefechtes. 115 Todte im Ganzen lassen auf 500 bis 1000 Verwundete schließen. Ein solcher Verlust ist zwar nicht groß und beweist, daß der Widerstand der Perser nicht gerade hartnäckig war, aber wenn, wie es scheint, das eigentliche Gefecht von nicht mehr als etwa 6000 Mann durchgeführt worden ist, so läßt sich die Verlustziffer ganz wohl mit der Erzählung von dem tapferen Streiten der persischen Ritter, die Alexander persönlich in die größte Gefahr brachten, vereinigen. Freilich, über Wahrscheinlichkeiten kommt man hier nicht hinaus und darf sich darüber nicht täuschen. Will Jemand an der Niedermetzelung der griechischen Söldner und dazu gar an der überlieferten Zahl, daß ihrer 20000 gewesen seien, festhalten, so kann er sich dafür auf dieselben Quellen berufen, die den Verlust der Macedonier an Infanterie auf 30 Mann beziffern. Ein positiver Beweis, daß die erstere Nachricht zu verwerfen, die zweite anzunehmen ist, läßt sich nicht führen. Nur das darf man mit voller Bestimmtheit aussprechen, daß die beiden Nachrichten unter sich in einem inneren Widerspruch stehen und eine von beiden nothwendig aufgegeben werden muß.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

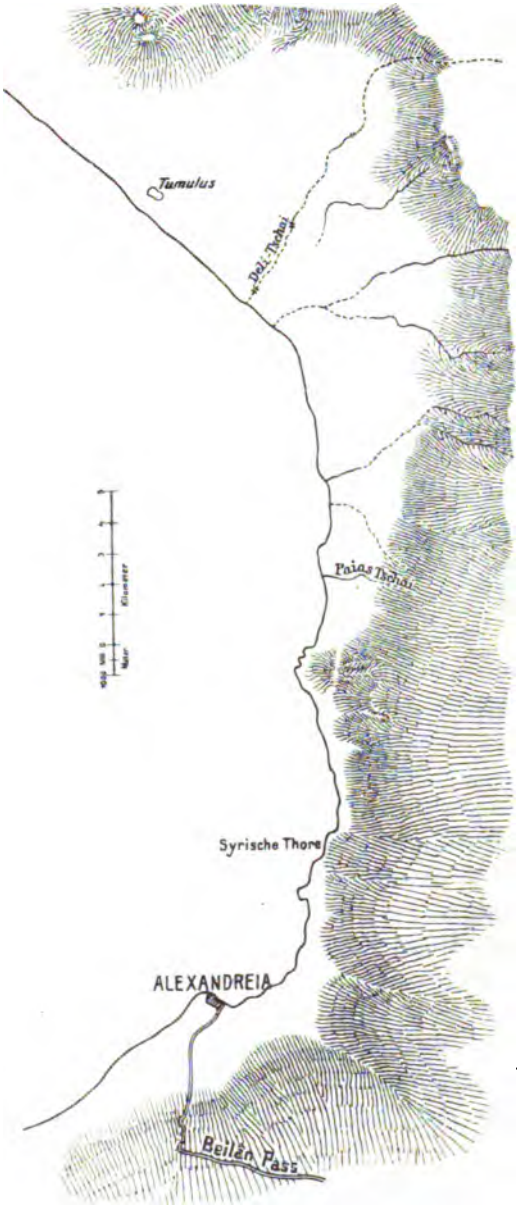
Schlacht bei Issus.

Die Schlacht bei Issus wird in der strategisch merkwürdigen Situation geliefert, daß die beiden feindlichen Heere durch zwei verschiedene Gebirgspässe erst aneinander vorbeimarschirt sind, dann beide umkehren und nun die Schlacht mit verkehrter Front schlagen. Alexanders Heer war wohl eher etwas schwächer als am Granikus, da der Nachschub schwerlich alle Verluste ersetzt und namentlich die vielfältigen Garnisonen, die man hatte in Kleinasien zurücklassen müssen, nicht ausgeglichen hatte.

Das persische Heer kann ebenfalls nicht so sehr zahlreich gewesen sein, da es, noch dazu mit dem großen Troß des persischen Hofes sich in Raum und Zeit ganz analog dem macedonischen Heere durch die Gebirgspässe hindurchgezogen hatte. Wenn unsere Quellen von 30000 griechischen Söldnern sprechen, die in dieser Schlacht für den persischen König gefochten hätten, so ist diese Zahl nicht nur gänzlich unverbürgt, sondern auch unglaubwürdig. Von den Söldnern am Granikus hatten sich nur Wenige gerettet, und wenn auch die persische Flotte noch im ägäischen Meere war und die Griechen gegen die macedonische Herrschaft aufzuwiegeln suchte, auch die Statthalter ihre griechischen Söldner dem Darius zuschickten,[1]) so ist doch nicht abzusehen, wo ihrer 30000 Mann hätten herkommen sollen. Daß alle griechischen Staaten außer Sparta im Bunde mit Alexander standen und in feierlichster Form der Nationalkrieg gegen die Perser proklamirt

[1]) Arrian II, 2, 1. Curtius III, 8, 1.

Digitized by Google



Digitized by Google

war und die Bundesversammlung jeden Hellenen, der gegen den Bund und den König von Macedonien die Waffen tragen würde, für einen Verräther erkärt hatte, das Alles war für die Anwerbung doch jedenfalls eine Erschwerung, selbst in den Staaten, die bereits wieder mit den Persern verhandelten, und ganze Flotten hätten endlich bereit stehen müssen, um die Angeworbenen nach Syrien zu bringen, was weder überliefert noch anzunehmen ist.

Die griechische Infanterie des Darius kann also unmöglich so sehr zahlreich gewesen sein. Dagegen darf man vermuthen, daß hier, so viel näher dem Mutterlande, die Nationalperser, Reiter wie Fußbogner, und die Kontingente der inneraſiatischen Völker viel stärker waren als am Granikus. An Reiterei mögen also die Perser den Macedoniern ziemlich erheblich überlegen gewesen seien; an Infanterie im Ganzen an der Zahl wohl nicht gerade schwächer, schwächer nur insofern die Waffengattungen anders vertheilt waren; der Hopliten, obgleich neben den helleniſchen auch kardakiſche genannt werden, weniger, der Bogner mehr auf Seiten der Perser. Seines Uebergewichts in der Infanterie war sich Alexander so sicher, daß er seine griechischen Bundestruppen, obgleich er sie unmittelbar zur Hand hatte, wahrscheinlich nicht einmal zur Schlacht heranzog.[1])

Entsprechend diesem Kräfte-Verhältniß nahmen die Perser, als sie hörten, daß Alexander umgekehrt sei und gegen sie vorrücke, ihre Stellung. Wie am Granikus getrauten sie sich nicht, die Schlacht auf einem offenen Blachfelde anzunehmen, sondern wählten abermals einen tiefeingeschnittenen Bach, den Pinarus (wahrscheinlich heute Paias-Tschai) als Fronthinderniß. Nur $2^1/_2$ Kilometer zwischen Gebirge und Meer ist die Ebene an der Stelle breit, die der Pinarus durchströmt und wo die Perser sich aufstellten. Ihren linken, östlichen Flügel lehnten sie an das Gebirge und deckten ihn noch durch eine vorgeschobene Abtheilung auf den Bergen, die den in der Ebene anrückenden Feind in der Flanke bedrohte. Da überdies das Gelände auch in der Ebene am Bach noch sehr rauh war, so glaubte Darius hier keinen Hauptangriff erwarten zu brauchen, stellte auf diesem Flügel nur eine schwächere Reiter-

[1]) U. Köhler, die Eroberung Asiens durch Alex. d. Gr. u. der korinthische Bund. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1898.

Digitized by Google

Abtheilung auf und sandte das Gros seiner Reiterei auf den anderen Flügel am Meere, wo der Bach wohl leichter zu überschreiten und das Gefechtsfeld für die Reiterei günstiger war.

In dieser Stellung, die man hier und da noch künstlich verstärkte, erwartete er den Angriff. Jeder Punkt der Stellung schien so gut geschützt, daß der macedonische Angriff nirgends Aussicht hatte, durchzudringen. Wurde er aber abgeschlagen, so war Alexander, abgeschnitten von der Heimath, mit seinem ganzen Heer verloren. Durch die phönicischen Schiffe beherrschten die Perser auch die See. Einen einmal abgeschlagenen Angriff hätten die Macedonier schwerlich zu erneuern gewagt. Die Perser brauchten also gar nicht positiv zu siegen und die Macedonier in die Flucht zu schlagen; sie brauchten sie nur zu zwingen, von ihrem Angriff abzustehen und selber ihre Stellung zu behaupten, dann war ihnen der vollständige Erfolg sicher.

Unsere Quellen sind voll davon, wie unbegreiflich der Fehler des Darius gewesen sei, sich auf ein so enges Gelände zu begeben, daß er seine ungeheure Ueberlegenheit nicht in Anwendung bringen konnte; er hätte, meinen sie, den Angriff Alexanders in der syrischen Ebene irgendwo abwarten sollen, um ihn dann mit seinen Reitern zu umfassen. Ob dieser Rath dem Darius wirklich geholfen hätte, wird die Schlacht bei Gaugamela lehren. Unzweifelhaft ist, vom Hauptquartier ausgehend, im macedonischen Heer damals von jeder Zeltgenossenschaft die Lage in dieser Art besprochen worden; es konnte ja kein einleuchtenderes Argument geben, um die Soldaten für den bevorstehenden Kampf mit Siegeszuversicht zu erfüllen.

In Wahrheit stand die Sache ganz anders. Wenn die Perser wirklich eine große numerische Ueberlegenheit gehabt hätten, so wären sie auch jetzt noch durchaus in der Lage gewesen, ein dafür geeignetes Schlachtfeld zu wählen. Die Ebene von Issus verbreitert sich bis zu fünfviertel Meilen, also Platz genug für ein dreifach und fünffach so großes Heer als das macedonische. Aber alle diese Betrachtungen scheiden für uns aus, da ja selbst, wenn der Perserkönig über die Massenheere verfügt hätte, die der griechische Volksglaube ihm zuschrieb, sie auf keinen Fall das Amanos-Gebirge so schnell überschritten und in der Ebene vor Issus Stellung genomenn haben konnten. Wie weit Alexander selber in dem Glauben an

Digitized by Google

die persischen Massenheere befangen gewesen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls kann er, als ihm in Myriandros die plötzliche Ankunft der Perser in seinem Rücken gemeldet wurde, höchstens darüber, daß nur Wenige zur Stelle sein, nicht aber, daß die Vielen keinen Platz zum Fechten finden könnten, Freude empfunden haben. Wie es aber auch hiermit stehe, auf keinen Fall kann der macedonische König den ungeheuren strategischen Nachtheil verkannt haben, in den er plötzlich versetzt war. Die Macedonier waren von ihrer Basis abgeschnitten, die Perser nicht. Die Perser konnten, wenn sie geschlagen wurden, durch die Amanos-Pässe, wo sie gekommen waren, wieder zurück, die Macedonier waren, wenn sie geschlagen wurden, ja wenn die Schlacht auch nur unentschieden blieb, verloren.

Die Quellen erzählen uns, wie Alexander seine Offiziere zusammenrufen ließ und ihnen Muth zusprach und noch unmittelbar vor dem Beginn der Schlacht an die einzelnen Truppentheile heranritt, sie anfeuerte und ihnen die Herrschaft über ganz Asien als Preis des Sieges über den Großkönig vor Augen stellte.

Nicht planmäßig, sondern rein zufällig, wie unsere Quellen gewiß mit Recht berichten, hatten die Perser strategisch die Oberhand gewonnen. Sie hatten geglaubt, daß Alexander, der durch Krankheit und andere Umstände zurückgehalten, ziemlich lange in Cilicien blieb, vorläufig nicht nach Syrien vorrücken würde, und da der Perserkönig unmöglich mit seinem gesammelten Heer unbestimmte Zeit in Syrien stehenbleiben und zuschauen konnte, wie die Macedonier sich in dem eroberten Kleinasien häuslich einrichteten, so hatte er sich endlich zum Vorgehen über das Gebirge entschlossen. Der Zufall aber hatte gewollt, daß gerade in denselben Tagen auch Alexander vorrückte und beide Heere durch verschiedene Pässe aneinander vorbei marschirten, was dann nach der Lage der Dinge zum Vortheil der Perser ausschlug.

Man hat gefragt, weshalb die Perser nicht einfach die Pässe besetzt und Alexander von der Heimath abgeschnitten hätten. Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Wir wissen von den Thermopylen her, daß die Sperrung eines Passes immer ein sehr mißliches Unternehmen ist und besonders hier, wo die Stärke des Angreifers in der Infanterie, des Vertheidigers in der Kavallerie lag.

Digitized by Google

Schlimmsten Falles hätte Alexander die Perser stehen lassen und nach Syrien hinein weitermarschiren können. Wenn Alexander thatsächlich die Besorgniß gehabt hat, daß die Perser die „syrischen Thore" hinter ihm schließen könnten, so war das nicht, weil er damit verloren gewesen wäre, sondern weil die große Entscheidung, die er herbeisehnte, dann ins Unbestimmte verzögert worden wäre. Die Perser handelten also keineswegs bloß lässig, indem sie den Macedoniern den Paß freigaben und sich ihnen an einem vortheilhaften Platz zur rangirten Schlacht stellten, sondern mit ganz guter Ueberlegung. Einmal, früher oder später, mußte die große taktische Entscheidung ausgefochten werden. und die Perser konnten niemals unter günstigeren Bedingungen schlagen, als wenn sie jetzt die Schlacht boten und Alexander sie annahm.

Aber gerade das mechanische Präzipuum, das die Götter den Persern in den Schooß geworfen hatten und das sie klüglichst für sich auszunützen suchten, wurde ihnen moralisch zum Verderben.

Vorsichtig entwickelte Alexander sein Heer aus dem syrischen Paß und ließ es allmählich, wie das Feld breiter wurde, aus der Marsch-Kolonne in die Linear-Aufstellung übergehen, rechts und links Reiter und Schützen, im Zentrum die Hopliten. Langsam, um nicht in Unordnung zu gerathen, bewegte sich die breite Front von den Bergen bis ans Meer reichend, vorwärts. Das Gros der Kavallerie unter Alexanders persönlicher Führung war auf dem rechten Flügel, aber als der König bemerkte, daß die Masse der persischen Kavallerie auf dem dortigen rechten Flügel, am Meere stand, sandte er die thessalischen Reiter, die er bisher bei sich gehabt hatte, hinter der Phalanx fort, zur Verstärkung auf seinen linken Flügel, so daß dieser jetzt wohl an Kavallerie der stärkere war.

Gegen das persische Detachement auf den Bergen zur Bedrohung der rechten Flanke der Macedonier wurde eine eigene Abtheilung im Haken aufgestellt, die den Feind höher auf die Berge hinauftrieb. Dann ließ Alexander nur 300 Reiter und eine Anzahl Bogenschützen hier als Deckung stehen und zog den Rest in die eigentliche Schlachtlinie hinein, die er nunmehr noch über die der Perser hinaus verlängerte. Da Arrian vorher erzählt hat, daß Darius den größten Theil seiner Reiterei hier weggezogen hatte (auf den anderen Flügel), weil kein Platz für sie war, wir also annehmen

Digitized by Google

müssen, daß die Aufstellung der Perser bis an die Berge reichte, so kann die Ueberflügelung, die die Macedonier jetzt ausführten, sich nur so vollzogen haben, daß die leichtgewappneten Speerwerfer und Bogner schnellfüßig auf den halben Berg hinaufstiegen und so die Perser von oben her angriffen. Jedes Heer, das sich in der Vertheidigung hält, ist einer derartigen Umgehung ausgesetzt.

Während die Leichtbewaffneten die Umgehung ausführten, näherte sich die Kavallerie langsam, mit der Phalanx Linie haltend, dem Feind, und als man sich auf Pfeilschußweite genähert hatte, stürzte sich zunächst der macedonische rechte Flügel, Alexander selbst mit der Hetären-Kavallerie, den Sarissophoren und Päoniern, unterstützt von den Bogenschützen und Speerwerfern zu Fuß, auf den Feind. Die Reiter überwanden das ungünstige Terrain, und sobald sie erst den Feind erreicht hatten, hatten sie auch sowohl durch die Energie des Anpralls wie durch die Ueberzahl und den Flankendruck der umgehenden Leichten gesiegt. Schwerer hatte es die Phalanx, die beim Ueberschreiten des Baches mit seinen steilen Ufern den unausgesetzten Pfeilhagel der Perser aushalten mußte und auf dem gegenseitigen Ufer, als sie, durch die Vorwärtsbewegung zerrissen, eine Lücke bot, an dieser schwachen Stelle von den griechischen Hopliten im persischen Solde heftig angegriffen wurde. Auf dem linken Flügel hinwiederum, wo die persische Reiterei massirt war, wurde nicht nur der Angriff der macedonischen Kavallerie (wenn es überhaupt dazu kam) abgewiesen, sondern die Perser gingen auch ihrerseits zum Angriff auf das linke Ufer des Baches vor und brachte die Thessalier in schwere Bedrängniß.

Die Peripetie der Schlacht wird dadurch bestimmt, daß der siegreiche macedonische Flügel seinem schwer ringenden Zentrum zu Hülfe kam und durch einen Flankenangriff auf die griechischen Hopliten auch hier den Sieg entschied.[1]) Die persische Kavallerie

[1]) Man nimmt gewöhnlich an, daß es die Hypaspisten, die zwischen der Kavallerie und der Sarissen-Phalanx standen, gewesen seien, die den Angriff machten. Nach Arrian waren es die rechts stehenden Taxeis, die den links stehenden, von den Griechen angegriffenen Taxeis der Phalanx die unmittelbare Hülfe brachten, nachdem die ihnen gegenüberstehenden Perser die Flucht ergriffen hatten. Von Alexander selbst mit seiner Kavallerie wird nur nachträglich gesagt, daß er sich, nachdem er sein Gegenüber geworfen, nach Links gewandt habe. Sein direktes Eingreifen ist also garnicht mehr nöthig gewesen.

Digitized by Google

aber des rechten Flügels bringt es trotz ihrer Uebermacht nicht zu einem vollständigen Sieg und gelangt deshalb auch nicht zu dem analogen Flankenangriff auf die macedonische Phalanx, der ihre Aufgabe gewesen wäre.

Der Grund wird nicht nur in der persönlichen und taktischen Ueberlegenheit der Macedonier, in dem stärkeren kriegerischen Geist der Soldaten Alexanders, sondern auch in dem beiderseitigen Schlachtgedanken zu suchen sein. Die Macedonier lieferten eine Offensiv-, die Perser eine Defensiv-Schlacht. Wir haben erfahren, wie auch die Griechen unter der Führung des Miltiades bei Marathon durch die besonderen Verhältnisse veranlaßt waren, eine Defensiv-Schlacht zu liefern, aber in dem gegebenen Augenblick ging Miltiades aus der Defensive in die Offensive über, und diese Offensive war der Sieg. Die Perser hatten es bei Issus auf eine reine Defensiv-Schlacht angelegt. Sie hatten sich hinter ein so schweres Fronthinderniß gestellt, daß die eigene Offensive dadurch von vornherein ausgeschlossen war. Unsere Quellen berichten nicht ausdrücklich, weshalb denn die persische Reiterei des rechten Flügels, der ein tapferes Kämpfen nachgerühmt wird, die unzweifelhaft in großer Ueberzahl war und auch über den Bach vorging, keinen wirklichen Sieg erfocht. Wir werden unbedenklich aus der ganzen Situation heraus ergänzen dürfen, daß es nicht geschah, weil es nicht in der Absicht der obersten Führung lag. Zunächst zeigt die Erzählung, daß das Gefecht auf diesem Flügel erheblich später begann, als auf dem anderen. Wohlberechnet hatte Alexander den ersten Stoß mit seinem rechten Flügel gemacht, wo er der Ueberlegenheit sicher war, und den linken verhalten. Als das Gefecht auf diesem Flügel begann, wird es auf dem anderen schon entschieden gewesen sein. Wären die Perser mit demselben frischen Offensivgeist den Macedoniern zur Schlacht entgegengegangen, wie diese ihnen, so ist nicht abzusehen, weshalb sie nicht auf ihrem rechten Flügel mit ihrer Uebermacht ebenso gut hätten siegen sollen, wie Alexander auf dem seinen. Aber die Perser hatten sich ja hinter einem Bach aufgestellt und die hohen Ufer noch verschanzt: diesen Vortheil auszunutzen, war die Schlacht angelegt. Kein Wunder, daß auch die Kavallerie, selbst wenn sie erfolgreich war, nicht weit über diese Linie hinausging: ein Zusammenwirken mit

Digitized by Google

den anderen Truppentheilen hatte sie ja jenseits des Baches nicht zu erwarten.

Ganz aus demselben Grunde wird auch die Flankenstellung des persischen Detachements auf den Bergen unwirksam geblieben sein. Vor dem Angriff macedonischer Truppen war es sofort auf die Höhen der Berge zurückgewichen und konnte gar nichts Anderes thun. Es wäre ja, wenn es das Gefecht angenommen, während das persische Hauptheer unbeweglich in seiner festen Stellung hielt, isolirt geschlagen worden. Wieder vorzugehen und das macedonische Heer gerade in dem Augenblick im Rücken anzugreifen, wo es sich mit dem persischen Hauptheer engagirte, verhinderten die Truppen, die Alexander im Haken zurückgelassen hatte. So wartete das persische Flanken-Detachement vermuthlich darauf, daß die Macedonier, zurückgeschlagen und verfolgt, von Neuem an ihnen vorbei mußten oder daß wenigstens der Stand der Hauptschlacht sie zum Vorgehen einlade, und da das nicht geschah, trat es überhaupt nicht in Thätigkeit, und die ganze Postirung erwies sich, da Alexander sich nicht dadurch einschüchtern ließ, als eine nutzlose Demonstration. Ein isolirtes Korps in eine Schlacht eingreifen zu lassen, ist ein Unternehmen, welches immer nur sehr selten gelingt, ohne daß man deshalb den Vorwurf der Feigheit erheben darf.

Die Schlacht bei Issus gehört ganz wie die anderen Macedonier-Schlachten zu dem Typus der schrägen Schlachtordnung mit vorgezogenem rechten Flügel. Dem Schema nach hätte der Angriffs-Flügel auch der stärkere sein müssen; so hat es Alexander ursprünglich auch beabsichtigt und erst nachträglich die thessalischen Reiter vom rechten auf den linken Flügel geschickt. Aber nicht auf die absolute Stärke kommt es an, sondern auf die relative: Alexander hatte noch im Anmarsch erkannt, wie die Perser ihre Kräfte vertheilt hatten, und handhabte mit völliger geistiger Freiheit die Methode der Flügelschlacht in Anpassung an die thatsächlichen Verhältnisse, ohne ihrem Geiste untreu zu werden.

Fassen wir zusammen, so siegte Alexander ebensowohl durch die Tapferkeit seiner Krieger wie durch die Tüchtigkeit des Heeres-Organismus, der die einzelnen Truppentheile so in die Hand des Führers gab, daß er in jedem Augenblick sicher über sie verfügen und sie nach seinem Willen und seiner Einsicht dirigiren konnte.

Digitized by Google

wie endlich durch die geniale Führung des Feldherrn, der mit Umsicht den Aufmarsch leitete, selbstvertrauend die Flankenstellung der Perser und die Schwierigkeiten des Geländes verachtete, weise sich vom Schema emanzipirend seinen linken Flügel noch nachträglich verstärkte und das ganze Heer mit dem Geiste kühner Offensive erfüllte.

Der griechische Bericht, wonach die Macedonier in dieser Schlacht 150 Reiter und 300 Fußgänger an Todten verloren, darf zwar nicht als verbürgt angesehen werden, widerspricht aber nicht der Natur der Dinge und dem Verlauf des Gefechts. Abermals ist das Charakteristische, daß der Verlust der Kavallerie relativ viel größer ist als der der Infanterie. 450 Todte im Ganzdn lassen auf 2000—4000 Verwundete schließen.

1. Diodor, Curtius und Justin geben übereinstimmend 150 Reiter an, Diodor aber 300, Curtius 32 und Justin 130 Infanteristen. Es muß dahingestellt bleiben, ob hier Verderbniß der ursprünglich gleichen Zahl vorliegt (etwa 332?) was bei der Differenz bis zu einem halben Jahrtausend zwischen diesen Autoren und ihren Urquellen möglich und bei der Identität der Angabe über die Kavallerie wahrscheinlich sein möchte. Die höchste Zahl kommt jedenfalls der Wahrheit am nächsten, da Arrian als Verlust der Phalanx im Kampf mit den griechischen Hopliten allein 120 Mann angiebt.

Wenn Curtius ferner 504 Verwundete angiebt, so ist diese Zahl entweder falsch, oder es sind nur die Schwerverwundeten gezählt. Bei modernen Berechnungen wird jede, auch die kleinste Verletzung oder Kontusion mitgezählt.

2. Die sichere Feststellung des Schlachtfeldes von Issus ist bisher nicht möglich, da von all' den überlieferten geographischen Namen, die in Betracht kommen, sich kein einziger genau fixiren läßt. Weder welcher Wasserlauf der Pinarus ist, noch wo Issus lag, noch Myriandros, läßt sich mit Bestimmtheit sagen. Ganz neuerdings hat Ad. Bauer in den Jahresh. d. österreich. archäol. Instituts in Wien Bd. II, H. 1 (1899) dem Gegenstand eine höchst sorgfältige topographische Untersuchung gewidmet, die mir eine sehr dankenswerthe Anregung und Grundlage geboten hat. Meine eigenen Ergebnisse weichen von denen Bauers aber sehr wesentlich ab. Der Hauptpunkt ist, daß Bauer den Deli-Tschai für den Pinarus hält; ich meinerseits glaube eher, daß Issus am Ausfluß des Deli-Tschai lag und daß der Paias-Tschai der Pinarus ist. Um in eine genauere Untersuchung eintreten zu können, habe ich das Kroquis eingefügt, das aus dem

Digitized by Google

von Bauer gegebenen und der dem Humann-Puchsteinschen Reisewerk[1]) beigefügten Karte komponirt ist.

Nachdem Alexander die kilikischen und syrischen Thore passirt hatte, empfing er, nach Arrian, in Myriandros, einer phönicischen Seestadt, die Nachricht, daß Darius nicht vor, sondern hinter ihm stehe. Unzweifelhaft wollte Alexander von Myriandros durch den Beilan-Paß landeinwärts gehen, Darius aufzusuchen; Myriandros kann also nicht wesentlich südlich des heutigen Alexandrette gelegen haben oder ist mit Alexandrette identisch.

Nach der bei Polybius 12,17 erhaltenen Kritik des Kallisthenes wurde dem Alexander gemeldet, daß Darius 100 Stadien = 18—19 Kilometer hinter ihm stehe. Von Alexandrette bis zum Paias-Tschai sind etwa 20 Kilometer.

Kallisthenes berichtete weiter, daß das Schlachtfeld von den Bergen bis zum Meer 14 Stadien = $2^1/_2$ Kilometer breit gewesen sei. Die Ebene am Paias ist etwa 3 Kilometer breit, aber es scheint, daß die Anschwemmung den Strand hier etwas verbreitert hat.[2])

Nach der Beschreibung des Reisenden J. Macd. Kinneir in seinem Buche „Journal through Asia minor" (London 1818) entspricht das Gelände am Paias durchaus den Schilderungen von Kallisthenes und Arrian. Die Ebene ist rauh und mit Bäumen bestanden. Das Paias-Bett war Anfang November trocken, die Ufer sind tief eingeschnitten und steil.

Wenn Kinneir selber trotzdem nicht den Paias-Tschai, sondern einen Bach viel näher an Alexandrette als den Pinarus ansieht, so rührt das daher, daß er glaubte, der Paß, auf dem das persische Heer den Macedoniern in den Rücken gekommen, sei der Bailan-Paß gewesen und Myriandros liege viel südlicher. Hier hilft uns Bauers Untersuchung, die darlegt, daß, wie das auch schon Ritter vermuthet hat, der oder die Amanos-Pässe, durch die Darius gezogen ist, erheblich nördlicher zu suchen sind. Ist der Paias-Tschai der Pinarus, so muß Issus etwa am Deli-Tschai gelegen haben und zwar, da es Seestadt war, an seiner Mündung.

Nicht ganz in Einklang zu bringen sind mit diesen Annahmen die Angaben Xenophons in der Anabasis, wonach vom Pyramus (Dschehan-Tschai) bis Issus 15 Parasangen (etwa 85 Kilometer) von Issus bis zu den syrischen Pässen und von dort bis Myriandros je 5 Parasangen (28 Kilometer) Marsches seien. Unsere Annahmen ergeben statt 85 Kilometer nur 45, statt zwei Mal 28 zwei Mal etwa 15. Xenophon hat jedoch an vielen Stellen, die wir mit Sicherheit kontrolliren können, die Entfernungn bis zum Doppelten zu weit geschätzt; wir können also trotz seiner Angaben an unserer Annahme festhalten. Der eine Endpunkt, der Pyramus, ist überdies völlig, der andere, Myriandros, bis auf eine unwesentliche mögliche Abweichung gesichert.

---

[1]) Reisen in Kleinasien und Nordsyrien von Karl Humann und Otto Puchstein. 1890.

[2]) Ritter, Erdkunde XIII, 2, 1789.

Digitized by Google

Die Schwierigkeit, daß die Stadt Alexandria, die wir öfter Alexandreia κατὰ Ἰσσόν genannt finden, sowohl wegen dieses Beinamens, als weil sie doch sicher dem Schlachtfelde sehr nahe lag, unmöglich an der Stelle des heutigen Alexandrette zu suchen ist, wird mit Ritter (Erdkunde, Bd. XVII, Th. 2, S. 1817) dahin zu lösen sein, daß die Stadt einmal zerstört und nicht an der ursprünglichen, sondern an einer anderen Stelle, nahe dem ebenfalls zerstörten Myriandros, wieder aufgebaut worden ist.

In diese Grundlinien lassen sich nun auch die übrigen überlieferten topographischen Angaben sehr gut einfügen. Curtius und ebenso Diodor melden, daß von dem Paß, den die Macedonier in der Nacht vor der Schlacht inne hatten, die Perser 30 Stadien, gegen 6 Kilometer, entfernt gelagert hätten.

Kallisthenes hat nach Polybius gesagt, daß die macedonische Phalanx, nachdem sie aufmarschirt war, noch 40 Stadien vorgerückt sei; die Entfernung von dem Paß bis zum Pinarus müßte also nach ihm noch wesentlich weiter gewesen sein. Von beiden Nachrichten hat diejenige bei Curtius, da sie auf Ptolemäus zurückgeht, die größte Autorität, sie können jedoch beide nebeneinander bestehen, da man das Ende des Passes verschieden ansetzen kann, und auf der anderen Seite die Vortruppen der Perser über den Pinarus hinaus vorgegangen waren.

Heberdey und Wilhelm „Reisen in Kilikien", S. 18, geben die Entfernung von dem Paß bis zum Paias-Tschai auf $2^1/_2$ Stunden an. Kinneir will überhaupt keinen Paß auf diesem Wege gesehen haben.[1])

Der Fluß, den die meisten Forscher bisher für den Pinarus gehalten haben, ist der Deli-Tschai, und Bauer hat seine Rekonstruktion der Schlacht gerade auf diese Annahme aufgebaut. Die Ebene ist am Deli-Tschai nicht weniger als $9^1/_2$ Kilometer breit; Bauer verwirft deshalb die Nachricht des Kalisthenes, daß sie nur 14 Stadien ($2^1/_2$ Kilometer) breit gewesen sei und glaubt gerade dadurch das richtige Verständniß der Schlacht zu erschließen. Ich kann ihm jedoch darin nicht zustimmen.

Bauer selber hat nicht nur festgestellt, daß die Ebene am Deli-Tschai $9^1/_2$ Kilometer breit ist, sondern auch daß der Fluß nicht senkrecht, sondern schräg durch die Ebene fließt.

Er hat richtig erkannt, daß es dadurch unmöglich wird, dem persischen Heer hinter diesem Fluß eine Aufstellung zu geben: es würde ja dadurch den einen vorgeschobenen Flügel isolirt dem Angriff des Feindes ausgesetzt haben. Bauer nimmt deshalb an, daß die Perser nur am Oberlauf direkt hinter dem Fluß gestanden, weiter abwärts ihre Linie sich von dem Fluß entfernend gradeaus bis ans Meer (etwa bei dem Tumulus) erstreckt

[1]) Kinneir beschreibt den Weg von Paias nach Alexandrette folgendermaßen: „The base of the mountains was in general between one and a half and three miles from the sea, although in some places it approached within three quarters of a mile of the shore and at the fourteenth mile formed a deep curve terminating the gulf of Scanderoon."

Digitized by Google

habe. Diese Auffassung läßt sich aber mit den Quellen schlechterdings nicht in Einklang bringen, die ganz klar darüber sind, daß die ganze Linie der Perser am Flusse entlang stand.[1])

Ob der Unterlauf des Deli-Tschai so ohne Weiteres von kämpfenden Truppen überschritten werden konnte, erscheint sehr fraglich. Kinneir sagt, es sei zuletzt überhaupt kein Fluß, sondern ein Sumpf. War das, wie anzunehmen, im Alterthum anders, so hatte der Fluß wohl auch im Spätherbst zu viel Wasser, um allenthalben durchwatet werden zu können, und am Ausfluß lag sicherlich eine Stadt (ich denke, Issus), die in der Schlachterzählung nicht ganz hätte verschwiegen werden können.

Der Deli-Tschai ist aber auch viel zu lang. Bauer läßt zwar die Nachricht, daß die Perser 600 000 Mann stark gewesen seien, fallen, glaubt aber doch selber 200 000 Mann annehmen zu sollen, obgleich er selber darlegt (p. 118), daß eine der griechischen Quellen (Kallisthenes) nur auf 60 000 Mann und eine unbestimmte Zahl Peltasten führt, und endlich grade aus seiner eignen weiteren Untersuchung sich ergiebt, daß auch diese Zahl noch zu hoch ist. Bauer hat nämlich festgestellt, daß Darius nicht mehr als zwei, nicht besonders gute Pässe bei seinem Uebergang über das Gebirge benutzt haben kann (p. 120. Vgl. auch den Nachtrag p. 128). Die Perser kamen in Issus an, rückten am folgenden Tage bis an den Pinarus, und am dritten Tage war die Schlacht. Alexander hat jedenfalls noch in der Nacht des ersten Tages oder am andern Morgen ganz früh von der Ankunft der Perser in Issus erfahren. Er hatte dort ein Lazareth, also auch ein Etappenkommando zurückgelassen, von dem nicht alle Leute den Persern in die Hände gefallen sein werden. Alexander war in Myriandros, etwa in der Gegend von Alexandrette, 30—40 Kilometer von Issus entfernt. Er sandte, da ihm die Nachricht, daß wirklich das große persische Heer, nicht bloß ein Streifkorps, Issus überfallen habe, unglaublich schien, Offiziere auf einem Dreißigruderer aus, die von Bord aus die Perser sahen und die Nachricht zurückbrachten, bei der mäßigen Entfernung jedenfalls noch denselben Tag. In der Nacht führte Alexander sein Heer wieder bis in den Paß („syrische Thore"), und am nächsten Tage war die Schlacht. Die Bewegungen beider Heere passen genau zu einander, und auch unsere Information darf als zuverlässig gelten, da sie auf Ptolemäus zurückgeht, der bei seinem Werk die Ephemeriden, das Kriegs-Journal des Hauptquartiers, benutzt hat. Hiernach, da die Schlacht nicht mehr als knapp zwei Tage nach Ankunft der ersten Perser bei Issus stattfand und in Anbetracht, daß die Perser auf langen, engen Gebirgswegen anrückten, ist es ganz unmög-

[1]) Unrichtig ist auch Bauers Meinung (p. 116), die Reiter, die ursprünglich den persischen Aufmarsch deckten und nachher hinter den Fluß zurückgenommen wurden, hätten während der Schlacht *vor* der Infanterie gehalten; damit hätten sie ja jede Thätigkeit der Infanterie unmöglich gemacht. Diese Reiter bildeten vielmehr in der Schlacht einen Theil des rechten Flügels.

Digitized by Google

lich, daß das Heer des Darius stärker als allerhöchstens 30—40 000 Mann gewesen ist.

Alexanders Heer können wir leider auch nicht genauer berechnen. Polybius berechnet mit Kallisthenes 42000 Mann zu Fuß und 5000 Pferde. Man ist jedoch längst darüber einig, daß diese Berechnung viel zu hoch ist; Rüstow und Köchly sind nur auf 22500 Mann zu Fuß und 5100 Reiter gekommen. Selbst wenn man 30000 Mann Infanterie annimmt oder im Ganzen 40000 Mann, so kann ein solches Heer doch nimmermehr eine Front von $1^1/_8$ Meilen Breite einnehmen.

Der Bericht des Kallisthenes ist uns dadurch erhalten, daß Polybius an ihm demonstrirt, wie wenig der Verfasser vom Kriegswesen verstanden habe. Merkwürdiger Weise haben nun trotzdem die neueren Gelehrten durchweg die Partei des Kallisthenes ergriffen und aus dem eigenen Bericht des Polybius herauslesen wollen, daß er dem Kallisthenes Unrecht gethan, ihn mißverstanden, selbst aber recht arge Versehen begangen habe. Ich glaube ebenfalls, daß man sich der Autorität des Polybius, so hoch ich sie schätze, doch nicht so unbedingt anvertrauen darf, wie noch vielfach geschieht, daß seine Zahl-Berechnungen oft flüchtig und daß er selbst von seinen Quellen abhängiger ist, als es so scheint — aber von dem, was er über Issus und Kallisthenes sagt, davon läßt sich doch nur wenig abdingen.

Wir ziehen nur diejenigen Punkte heran, aus denen sich für die Schlacht selber etwas gewinnen läßt.

Nach Polybius hat Kallisthenes gesagt, daß Alexander sein Heer, als es aus dem Engpaß herauskam, allmählich aufmarschiren ließ und ihm endlich 8 Mann Tiefe gab; in dieser Formation sei es 40 Stadien (eine deutsche Meile) vorgerückt.

Polybius berechnet das Heer auf 42000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter und weist darauf nach, daß eine so große Phalanx in der beschriebenen Formation eine Breite von 40 Stadien haben mußte, während Kallisthenes gleichzeitig behauptet, daß die Ebene nur 14 Stadien breit gewesen, drei davon auf die Reiterei gekommen und noch Raum übrig geblieben sei.

Wie Polybius die 40 Stadien Breite berechnet hat, ist nicht klar.[1]) Drei Fuß auf den Mann ergiebt bei 42000 Mann und 8 Mann Tiefe gegen 16000 Fuß = 27 Stadien. Man mag das auf sich beruhen lassen; man mag auch in Abzug bringen, daß Polybius, im Eifer, die Verkehrtheit des Kallisthenes zu beweisen, die Stärke der Infanterie erheblich zu hoch angesetzt hat — in der Hauptsache behält er doch recht, daß nämlich unmöglich die Phalanx nur 8 Mann tief gestanden haben kann.

Bauer hat in der umgekehrten Richtung korrigirt und nachweisen wollen, daß die Phalanx von bloß 8 Mann Tiefe ganz gut in das Gelände

---

[1]) Allem Anschein nach hat er im Anschluß an eine Berechnung des Kallisthenes zunächst nur 32 000 Phalangiten gerechnet, für den Mann aber nicht die Gefechts-, sondern die Marsch-Rottenbreite = 6 Fuß angenommen.

Digitized by Google

passe und daß Kallisthenes nur den Fehler gemacht habe, die Breite der Ebene mit 14 Stadien ($2^1/_2$ Kilometer) viel zu gering anzugeben.

Diese Erklärung ist aber unmöglich, weil eine Phalanx von 8 Mann Tiefe und fast einer Meile Breite ein Unding ist. Sie könnte sich keine zehn Schritt vorwärts bewegen, ohne auseinanderzureißen, und nach 100 Schritten wäre sie in völliger Unordnung. Es wäre schon schlechterdings unmöglich, sie auch nur annähernd gleichmäßig antreten oder Halt machen zu lassen.

Das Richtige hat bereits K. Neumann „Zur Landeskunde und Geschichte Kilikiens" Jahrb. f. klass. Philol. Bd. 127 (1883) S. 544 ausgesprochen, indem er darauf hinweist, daß bei Curtius (auf Ptolemäus zurückgehend) steht, die Phalanx bei Issus habe 32 Mann Tiefe gehabt. Nehmen wir an, daß die Pezetären und Hypaspisten zusammen einige 20 000 Mann stark waren, so war die Phalanx (mit den Intervallen) weniger als einen Kilometer, 4—5 Stadien breit. Die 5000 Reiter nahmen reichlich einen Kilometer in Anspruch.[1]) Der Rest bleibt für die Leichtbewaffneten. Eine Ebene von 14 Stadien ($2^1/_2$ Kilom.) Breite war für ein Heer von einigen 30 000 Mann ein sehr passendes Gelände. Kallisthenes, der im Gefolge Alexanders einige Tage vor der Schlacht über das Feld gekommen war, hat mit seiner topographischen Angabe Recht und deshalb, ganz wie Polybius es darlegt, mit seiner militärischen Schilderung Unrecht. Die Schlacht selber wird er nicht mit angesehen, sondern mit dem bürgerlichen Theil des Hauptquartiers in Myriandros zurückgeblieben sein. Am anderen Tage ließ er sich erzählen, wie das Heer sich allmählich aus dem gefährlichen Engpaß entwickelt habe, zur Phalanx aufmarschirt und gegen den Feind gerückt sei. Da er wußte, daß die Normal-Stellung von Hopliten 8 Mann tief sei, so ließ er in rhetorischer Ausmalung die ganze mächtige Phalanx zu dieser Formation aufmarschiren, und da er sich erinnerte, daß der Paß von dem Fluß etwa 40 Stadien entfernt sei, so ließ er die Phalanx so weit vorrücken. Seine militärischen Kenntnisse gingen nicht so weit, um zu wissen, daß ein solcher Vormarsch unmöglich ist, daß die Phalanx eines großen Heeres tiefer aufgestellt wird als die einer einzelnen Abtheilung und daß bei der von ihm selbst angegebenen Breite der Ebene von bloß 14 Stadien die flache Phalanx nicht einmal räumlich hätte Platz finden können.

3. Beloch in seiner Griechischen Geschichte Bd. 2 S. 634 hat die Ansicht aufgestellt, daß Darius nicht zufällig, sondern planmäßig das macedonische Heer umgangen und die Schlacht mit verkehrter Front geschlagen habe, und in der That dürfen wir unsern Quellen, so einstimmig sie sind, in diesem Punkt nicht von vornherein unbedingt trauen. Nach der ganzen Art, wie sie die Perser darstellen und charakterisiren, würde ein

[1]) Polybius XII, 18 rechnet auf 800 Reiter bei der tiefsten üblichen Aufstellung von 8 Pferden ein Stadion, also auf das Pferd 6 Fuß mit den Intervallen.

Digitized by Google

so kühnes, ja großartiges Stratagem zu schlecht in ihr Bild gepaßt haben, um aufgenommen zu werden, selbst wenn man im macedonischen Lager darüber eine sichere Nachricht gehabt hätte.

Aber ich denke, die Situation selbst und der Zusammenhang im Einzelnen schließt doch Belochs Annahme aus.

Darius hätte den Beschluß, die Macedonier zu umgehen, erst fassen können, als diese wirklich in Myriandros angekommmen waren. Hätten die Perser den Marsch erst angetreten, während die Macedonier selber noch auf dem Marsche zwischen Mallos und Issus waren, so hätten sie riskirt, unmittelbar beim Austritt aus den Pässen auf das feindliche Heer zu stoßen und wären damit in eine sehr üble strategische Lage gerathen. Auf ein oder zwei Tage konnten sie es im Voraus nicht wissen, wie lange sich die Macedonier auf ihrem Marsch aufhalten würden. Die nothwendige Ergänzung zu Belochs Hypothese ist also, daß Alexander einen Aufenthalt von mehreren Tagen in Myriandros machte, während dessen die Perser ihren Umgehungsmarsch durch die Amanos-Pässe ausführten. In der That drückt sich Arrian nun auch nicht mit unbedingter Bestimmtheit darüber aus, wie lange die Macedonier schon in Myriandros gewesen sind, als sie die Nachricht von der Ankunft der Perser in Issus erhielten. Nach dem ganzen Ton der Erzählung ist es aber sofort am zweiten Tage gewesen, und die Nachricht bei Curtius, daß in einer Nacht die beiden Heere aneinander vorübermarschirt seien, fällt doch auch trotz ihrer rhetorischen Uebertreibung dafür ins Gewicht, daß sich die Dinge Schlag auf Schlag gefolgt sind.

Alle Betrachtungen der Griechen über die unbegreifliche Thorheit des persischen Manövers, mit den ungeheuren Massen in die Engpässe zu gehen, haben wir vollständig gestrichen, da weder die Massen der Perser so groß, noch die Ebene am Deli-Tschai so klein war, um irgend welche wünschenswerthen Manöver zu verhindern. Aber aus andern Gründen wäre doch das Verfahren der Perser schwer zu verstehen, unter der Voraussetzung, daß sie die Ankunft der Macedonier in Myriandros bereits kannten. Wir haben angenommen, daß Darius den Marsch über das Amanos-Gebirge antrat, in der Meinung, daß Alexander mit seiner Offensive nicht über Cilicien hinausgehen werde. War er aber bereits in Myriandros, so war es auch ganz sicher, daß er weiter gehen werde und zwar nicht an der syrischen Küste entlang, wobei er ja seine Operationslinie und sein Lazareth in Issus freiwillig den Persern preisgegeben hätte, sondern über den Beilan-Paß in das Innere, um das persische Heer aufzusuchen. Darius stand bei Sochoi, dessen Lage wir nicht kennen; jedenfalls war es nicht weit vom Ausgang des Bailan-Passes. Der einzig natürliche Entschluß für Darius in dem Augenblick, als er die Nachricht erhielt, daß Alexander in Myriandros sei, wäre gewesen, am Ausgang des Bailan-Passes Stellung zu nehmen und die Macedonier beim Austritt aus dem Paß mit versammelter Kraft anzufallen. Die Idee, jetzt noch die Macedonier zu umgehen, hätte diesen

Digitized by Google

entscheidenden taktischen Vortheil preisgegeben, um den strategischen Gewinn dafür einzutauschen, daß den Macedoniern der Rückzug abgeschnitten wurde. Dieser Gewinn war aber nicht wesentlich, da, wenn die Macedonier so weit von der Heimat überhaupt eine Niederlage erlitten, sie auf jeden Fall verloren waren, mochte ihnen von vornherein der Rückzug abgeschnitten sein oder nicht.

Unser Gedankengang ist also dieser: Als Alexander in Myriandros angekommen war, können die Perser rationeller Weise die Umgehung nicht mehr beschlossen haben, und es liegt deshalb kein Grund vor, die Aussage der Quellen, daß die Märsche der beiden Heere gleichzeitig stattgefunden, zu verwerfen.

Die Perser müssen also den Marsch beschlossen haben, während die Macedonier noch in Mallos waren; dann aber haben sie darauf gerechnet, daß die Macedonier überhaupt nicht weiter vorgehen würden, denn sonst hätten sie riskirt, schon beim Austritt aus den Amanos-Pässen in die Ebene des Deli-Tschai auf die Macedonier zu stoßen. Der Marsch war also kein Umgehungs- sondern ein einfacher Vormarsch, und es war ein reiner Zufall, daß er zum Umgehungsmarsch wurde, weil grade an demselben Tage auch die Macedonier den Vormarsch antraten — ganz so, wie unsere Quellen es berichten.

4. Koepp, Alexander der Große S. 31, glaubt, daß die persische Umgehung den Aufklärungsdienst der Macedonier in schlechtem Licht erscheinen lasse. Da ist die Schwierigkeit einer Rekognoszirung zwei Tagemärsche weit über Gebirgspässe im feindlichen Lande unterschätzt. Selbst wenn Alexander in dieser Richtung Patrouillen vorgetrieben hat und diese auf feindliche Truppen stießen, die ihnen entgegen kamen, so konnten sie doch nicht übersehen, ob es nur ein persisches Streifkorps oder wirklich die ganze Armee sei, die sich nähere. Selbst als Darius schon in Issus war, war Alexander noch im Zweifel und schickte, ehe er umkehrte, erst ein Schiff ab, um näher zuzusehen. Derartige Unsicherheiten und Ueberraschungen sind im Kriege unvermeidlich und sehr häufig und bedingen nicht nothwendig einen Vorwurf.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Schlacht bei Gaugamela.

Nach dem Siege bei Issus unterwarf Alexander zunächst Phönicien und Syrien und mußte zwei sehr harte Belagerungen, von Tyrus und Gaza, durchführen. Dann zog er weiter, um auch die Herrschaft über Aegypten zu ergreifen. Man hat diesen letzteren Zug tadeln und sogar finden wollen, die Expedition sei nur erklärbar, wenn man bedenke, daß den Alten die gegenseitige Lage der Länder nicht klar gewesen sei und Alexander daher nicht habe übersehen können, wie sehr er durch das Einschlagen dieser Richtung seine rückwärtigen Verbindungen gegen Babylon preisgab.[1])

Aber ich denke, Alexander übersah sehr wohl, was er that. Daß die Perser im nächsten Jahr (332) noch nicht wieder mit einem großen Heer in Syrien erscheinen würden, war anzunehmen, und wenn sie es thaten, so war es seine sichere Beute. Um für den bevorstehenden Feldzug in das innere Persien sicher basirt zu sein, bedurfte Alexander nicht nur der Herrschaft über Syrien, sondern auch über Aegypten. Gewiß hätte es genügt, einen General mit einem kleinen Korps dahin zu detachiren, aber es ist keineswegs gesagt, daß es bloß die Eroberung Aegyptens war, um deretwillen Alexander sich aufgehalten und seinem Gegner Zeit gelassen hat zu neuen Rüstungen. Zwar je schneller die Macedonier in Persien erschienen, desto weniger Zeit blieb Darius, ein neues Heer aufzustellen. Aber auch Alexander verstärkte sich in der Zwischenzeit. Bei Issus hatte er wohl 30000 Mann um sich; davon gingen ab die Verluste

---

[1]) Graf York, Kurze Uebersicht d. Feldzüge Alexand. d. Großen p. 32.

Digitized by Google

der Schlacht und der Belagerungen und die in Syrien nothwendigen Garnisonen. Hätte er also nach Aegypten noch detachirt, so hätte er schwerlich mit mehr als 20000, oder rechnen wir, daß ihn noch Verstärkungen erreichten, 25—30000 Mann den Tigris überschritten. Bei Gaugamela hatte er aber 47000 Mann, und es scheint nicht, daß das zu viel gewesen wäre. Wir müssen also ganz wie bisher die Vereinigung von Kühnheit und Besonnenheit loben, die den jungen König nicht blind hinter dem geschlagenen Gegner herstürmen ließ, sondern vor Allem die für das ins Unendliche ausgreifende Unternehmen nöthigen Kräfte sammelte und die Zwischenzeit mit der Einrichtung der macedonischen Herrschaft in Aegypten und der Gewinnung der Bundesgenossenschaft der ägyptischen Götter vortheilhaft ausfüllte.

Darius machte seinem furchtbaren Gegner den Uebergang über die Ströme Euphrat und Tigris nicht streitig, sondern erwartete ihn in der großen Ebene jenseits des Zweistromlandes, nicht weit von den Ruinen von Niniveh. Noch jetzt sollen griechische Söldner bei ihm gewesen sein, aber so wenige, daß sie in der Schlacht keine Rolle mehr spielen. Es wird auch berichtet (Diodor XVII, 55), der Perserkönig habe seinen Kriegern längere Spieße und Schwerter machen lassen, als sie früher trugen, weil die Macedonier solche Waffen hatten. Da die Perser früher hauptsächlich mit dem Bogen und Wurfspießen kämpften (auch Herodot erwähnt ja die längeren Spieße der Griechen), so wäre diese Reform wohl so auszulegen, daß Darius aus seinen Asiaten, mit Hülfe seiner griechischen Gefolgsleute, eine Phalanx bilden wollte, denn der lange Spieß ist keine Wurfwaffe mehr, sondern nur Nahwaffe, und daß diese am besten in der strengen Ordnung der Phalanx wirksam sei, wird den Persern nicht verborgen geblieben sein. Aber mag die Nachricht nun authentisch sein oder nicht: ein taktischer Körper wie die Phalanx läßt sich nicht improvisiren; er bedarf der Uebung und der militärischen Erziehung.

Es ist, wie Melchior Ruß von Luzern, Gesandter bei König Louis XI. von Frankreich, im Jahre 1480 nach Hause meldete: der König sei dabei, seine Armee zu reformiren und lasse eine große Masse langer Spieße und Hellebarden nach deutscher Weise fabriziren; wenn er auch Menschen fabriziren könnte, die sie hand-

Digitized by Google

habten, würde er Niemandes Dienste weiter gebrauchen.[1]) Die Kriegskunst bedarf der Waffen, aber sie besteht nicht in den Waffen, und so hören wir denn in der Schlacht von Gaugamela nichts von den Thaten einer persischen Phalanx.

Die neue Waffe, durch die Darius, nachdem das Terrain-Hinderniß vor der Front sich bei Issus als unpraktisch erwiesen, den furchtbaren Anprall der Phalanx thatsächlich zu brechen sucht, sind die Sichelwagen und neben ihnen eine kleine Anzahl Elephanten.

Im Uebrigen besteht die eigentliche Stärke des persischen Heeres, wie das in der Natur der Sache liegt, ganz wie bei Issus, aus der Reiterei, und sicherlich hat aus diesem Grunde Darius Alexander den Uebergang über die Ströme freigegeben, um ihn auf einem selbstgewählten Schlachtfelde erwarten zu können, nämlich auf einer weiten Ebene, wo die persische Reiterei sich ungehindert entfalten und ihre Uebermacht geltend machen konnte. Wenn Alexander, wie Arrian berichtet, bei Gaugamela 7000 Reiter hatte, so ist anzunehmen, daß Darius 10000 oder vielleicht 12000 zusammengebracht hatte; mehr gewiß nicht: 12000 Reiter auf einem Fleck ist eine so große Masse, daß kaum eine bis zur Virtuosität ausgebildete Kunst der Organisation, der Verpflegung und der Führung sie zu bewältigen und zu dirigiren vermag.[2]) Von dem Fußvolk des Darius kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Bogner, die alte Waffe der Perser, können immer nur wenige Glieder tief aufgestellt sein, um Wirkung zu haben. Lose Schaaren unkriegerischen Volkes gegen eine Hopliten-Phalanx aufzustellen, war nutzlos, und die Perser verstanden genug von der Kriegskunst, um das zu wissen und nicht lieber alle Kraft auf die Verstärkung der Reiterei zu verwenden, statt sich durch werthlose Massenaufgebote in unüberwindliche Verpflegungs-Schwierigkeiten zu stürzen. Haben Versuche zur Bildung einer Hopliten-Phalanx stattgefunden, so zeigt die Schlacht nichts von irgend einem Erfolg. Es ist daher wohl

---

[1]) Mitgetheilt von Mandrot, Jahrbuch f. Schweiz. Gesch. Bd. VI 1881 p. 263.

[2]) General von Verdy sagt: „24 Eskadronen (3600 Pferde) muß man als Maximalstärke einer Reiterdivision bezeichnen, indem über diese Stärke hinaus die Leitung des Gefechts nur ganz eminenten Talenten und auch diesen nur bei gründlicher Einschulung der Unterführer und der Truppen gelingt."

Digitized by Google

möglich, daß das persische Heer außer den Reitern, Elephanten und Sichelwagen nur eine relativ geringe Zahl Fuß-Soldaten gehabt hat. Die eingeborene persische Reiterei aber war noch durch scythische und angeblich auch indische Söldner verstärkt.

Unsere Quellen, auch die Hauptquelle, Arrian, sind ein Gemisch von sehr genauen, aktenmäßigen Nachrichten, namentlich über die Aufstellung, und Wachtfeuer-Märchen, die aber mit ziemlicher Sicherheit kritisch voneinander gesondert werden können.

Die extremste Form der Lager-Legende ist, daß die Perser bei Gaugamela ganz wie bei Issus und am Granikus nach einem Front-Hinderniß gesucht und diesmal ein solches künstlich aus Wolfsgruben und Fußangeln hergestellt hätten. Schon Arrian aber hat diese Erzählung bei Seite gesetzt, er berichtet davon nur als einem Verdacht der Macedonier und will ganz umgekehrt, daß die Perser das Feld vor ihrer Front künstlich geebnet und Hindernisse weggeräumt hätten, um ihren Sichelwagen freie Bahn zu schaffen.

Da wir nicht hören, daß in der Schlacht irgend ein macedonischer Soldat in die Wolfsgruben gefallen oder in die Fußangeln getreten ist, so werden wir diese Manipulationen aus der Geschichte streichen; aber auch die künstliche Planirung des Feldes für die Sichelwagen wird man in Anbetracht, daß die Perser doch nicht vorher wissen konnten, wo die Macedonier angreifen würden und Planirungen sich nicht in ein paar Tagen ausführen lassen, bei Seite lassen dürfen. Genug, daß die Perser eine allenthalben freie Ebene mit geringen Bodenwellungen für die Schlacht ausgesucht hatten, wo ihre beiden Hauptwaffen, die Reiterei und die Sichelwagen, ungehindert agiren konnten. Gelang es den Sichelwagen, die macedonische Phalanx in Unordnung zu bringen und in ihrem Vorgehen aufzuhalten, während die überlegene persische Reiterei die macedonische umfassend angriff und vertrieb, so war der Sieg für die Perser entschieden. So hatte früher einmal (Xenophon Hell. IV, 1, 19) der Satrap Pharnabazus einen Haufen von 700 Griechen durch zwei Sichelwagen auseinander gesprengt, um sie dann mit seinen Reitern anzufallen und niederzuhauen.[1])

[1]) Vgl. Cyropädie VII cap. 1, ferner VI, 2 und VIII, Schluß.

Digitized by Google

Des gemeinsamen Angriffs der persischen Reiter und Bogner hätte sich die ihrer Reiterei beraubte Phalanx nicht erwehren können, sondern allmählich dabei verbluten und zu Grunde gehen müssen.

Nach der Erzählung der Griechen hat man die ordre de bataille der Perser später bei der Beute gefunden, und sie wird uns eingehend überliefert, ergiebt jedoch nichts für uns Wesentliches. Bemerkenswerth erscheint daraus nur, daß nicht nur die Flügel allem Anschein nach aus Reiterei bestanden, sondern auch im Zentrum Reiter und Fußvolk gemischt waren, was wieder dafür spricht, daß das Fußvolk nicht so sehr zahlreich gewesen ist.

Alexander wußte das übliche Schema seiner Aufstellung mit offenem Blick den Verhältnissen anzupassen. Die große Masse seiner Infanterie benutzte er nicht, die Schlachtlinie zu verlängern, was ihre geordnete Bewegung gar zu sehr erschwert hätte, sondern verdoppelte die Tiefe und gab den hinten stehenden Abtheilungen den Befehl, im Falle eines Rückenangriffs Kehrt zu machen. Hauptsächlich aber schützte er sich gegen die Gefahr einer Umfassung seitens der überlegenen feindlichen Reiterei in der freien Ebene durch Abtheilungen von Reitern und Leichtbewaffneten, die an beiden Flügeln im Haken angesetzt wurden, also der vorrückenden Linie in einer tiefen Kolonne folgten, von wo aus sie sowohl aufmarschiren konnten, um die Schlachtlinie zu verlängern (die Kolonne hinter dem rechten Flügel war also links abmarschirt), als auch nach der Flanke einschwenkend, einen Haken bilden, um einem Angriff aus der Flanke zu begegnen.

In dieser Form rückte das macedonische Heer über die Ebene gegen die Perser vor. Nehmen wir an, daß von den 47000 Mann, die als seine Stärke überliefert sind, noch einige Tausend Mann für Lager-Wachen und Kranke abgehen, so bleibt es immer eine gewaltige Masse, die, einmal aufmarschirt, nur schwer und langsam vorwärts zu bewegen ist, ohne in Unordnung zu kommen.

Der persische Schlacht-Plan versagte bei den Sichelwagen. Von den Elephanten hören wir im Gefecht nichts. Den Sichelwagen sandte Alexander Schützen entgegen, die vor der Phalanx ausschwärmend, die Lenker der Wagen beim Anfahren herunterschossen oder sie, um die Wagen herumlaufend, herunter-

Digitized by Google

rissen. Die führerlosen Pferde ließen sich dann zum Theil zurückscheuchen, und wo sie auf die Phalanx einstürmten, machte man ihnen Platz, so daß nur Wenige von den Sicheln ergriffen und verletzt wurden.[1]) Die Reiterei beider Theile hatte sich mittlerweile, indem die Perser die Macedonier überflügelten und diese ihnen die Truppen aus dem Haken entgegenschickten, gegenseitig die Flanke abzugewinnen gesucht und war in ein hin- und herwogendes Gefecht gerathen. Der Ausgang war noch zweifelhaft, als die Phalanx, nach Abschüttelung der Sichelwagen, den Vormarsch wieder aufnahm; der rechte Flügel, von dem linken losgerissen, war voraus, und als er nun der Kavallerie sekundirte und auf die Perser eindrang, ergriffen diese die Flucht.

Wohl brach, als die Phalanx beim Vormarsch durchgerissen war, persische und indische Reiterei durch die Lücke, aber die disziplinlosen Schaaren stürzten sich auf das macedonische Lager, statt das macedonische Heer im Rücken anzugreifen, so daß dieser Zwischenfall auf den Ausgang der Schlacht keinen Einfluß übte.

In Bedrängniß gerieth eine Zeit lang der von Parmenio geführte linke Flügel der Macedonier, wurde aber von dem siegreichen rechten Flügel degagirt.

Ganz wie die beiden vorhergehenden Schlachten verlief also auch Gaugamela als Flügelschlacht mit offensiv-siegreichem rechten Flügel. Weshalb bei Gaugamela gerade der rechte Flügel siegte, ist aus der Ueberlieferung nicht ersichtlich. Aus der Truppenvertheilung ist nicht erkennbar, daß der rechte Flügel an Kavallerie stärker gewesen sei als der linke (Rüstow und Köchly haben sogar das Gegentheil berechnet), und es erhellt auch nicht, daß der entgegenstehende persische linke Flügel der schwächere gewesen sei.

Die Angabe Diodors, daß die Macedonier in der Schlacht etwa 500 Mann an Todten neben sehr vielen Verwundeten verloren hätten, erscheint nicht unglaubwürdig.[2])

---

[1]) Diodor malt aus, wie schrecklich die Verwundungen durch diese Sicheln gewesen seien, läßt aber doch auch erkennen, daß die Zahl der Verletzten oder Getödteten nur gering gewesen sei, was Arrian ausdrücklich hervorhebt.

[2]) Arrian sagt „τῶν ἀμφ' Ἀλέξανδρον" seien höchstens 100 Mann gefallen; der Ausdruck ist sehr unbestimmt: bezieht man ihn auf den Gesammtverlust des macedonischen Heeres, wie es gewöhnlich geschieht, so würde die geringe Zahl mit der

Digitized by Google

1. Rüſtow und Köchly und mit ihnen die meiſten Erzähler faſſen die macedoniſche Schlachtordnung anders auf, als es oben geſchehen iſt. Sie ſehen in den „ἐσ᾽ ἐπικάμπην“ aufgeſtellten Truppen ein zweites Treffen, das beiden Flügeln folgte. Sachlich wäre das nicht undenkbar; ich glaube jedoch, mit H. Droyſen, Heerweſen S. 119, daß „ἐσ ἐπικάμπην“ nicht anders als mit „hakenförmig“ überſetzt werden kann, und das Folgende läßt dieſe Auslegung als die allein mögliche zu. Arrian ſagt zunächſt, wie am äußerſten rechten Flügel bei der Leibſchwadron anſetzend „ἐσ ἐπικάμπην“ die Truppen des Attalus (Agrianer, Peltaſten), hinter dieſen (μετὰ τούτων) die des Briſon (Bogner), an dieſe anſchließend (ἐχόμενοι δὲ τῶν τοξοτῶν) die des Kleander (Truppengattung unbekannt), aufgeſtellt wurden. Das ließe ſich zur Noth noch als ein Nebeneinanderſtehen im zweiten Treffen deuten. Nun fährt Arrian aber fort „προετάχθησαν δὲ τῶν Ἀγριάνων καὶ τῶν τοξοτῶν οἵ τε πρόδρομοι ἱππεῖς καὶ οἱ Παίονες, ὧν Ἀρέτης καὶ Ἀρίστων ἡγοῦντο“. „ξυμπάντων δὲ προτεταγμένοι ἦσαν οἱ μισθοφόροι ἱππεῖς, ὧν Μενίδας ἦρχε.“ Unmöglich konnten dieſe Truppen alle zwiſchen dem erſten und zweiten Treffen ſtehen, und Rüſtow und Köchly geben ihnen daher mit richtiger Empfindung den Platz neben den Truppen des Attalus und den Bognern und ſehen ſie als einen debordirenden Theil des zweiten Treffens an. Hätte Arrian das ſagen wollen, ſo hätte er ſich zum Wenigſten ſehr umſtändlich ausgedrückt. Die Sache iſt aber völlig klar, wenn wir uns die Truppen des Attalus, Briſon und Kleander als eine tiefe (Marſch-) Kolonne vorſtellen, am äußerſten rechten Flügel der Hauptfront, bei der Leibſchwadron der Hetären im rechten Winkel anſetzend; neben ihnen rechts, in einigem Abſtand die beiden andern Kolonnen, erſt die des Aretes und Ariſton, dann die des Menidas. Dieſes „neben“ drücken Arrian und ſeine Quelle mit „πρό“ aus, da dieſe Truppen ja im Haken aufgeſtellt ſind, alſo ihre eigentliche Front nach der Flanke haben. Der Unterſchied zwiſchen meiner Auffaſſung und Rüſtow-Köchlys iſt alſo der, daß ich mir die fraglichen Truppen als drei parallele tiefe (Marſch-) Kolonnen, Rüſtow-Köchly ſie ſich ſchon als nebeneinander aufmarſchirt vorſtellen.

Die drei parallelen Kolonnen auf dem rechten Flügel hatten den Befehl „εἴ που ἀνάγκη καταλαμβάνοι ἢ ἀναπτύξαι ἢ ξυγκλεῖσαι τὴν φάλαγγα“. Der Ausdruck „ἀναπτύσσειν“ iſt verſchieden überſetzt worden, ſowohl mit „explicare“ „entfalten“ „entwickeln“ „aufmarſchiren“ „deployiren“, wie „replicare“, „umbiegen“. Der Wortbedeutung nach iſt Beides denkbar. Hat Arrian hier das Zweite gemeint, ſo bedeutet der Befehl: die Truppen ſollen nöthigenfalls die Phalanx umbiegen d. h. einen Haken bilden; ſie ſind zwar ſchon in der Stellung „ἐς ἐπικάμπην“ zur Hauptfront, aber noch nicht aufmarſchirt; erfolgt nun ein Angriff des Feindes in der Flanke,

eigenen Schlachtſchilderung Arrians in Widerſpruch ſtehen. Rieſe will ihn nur auf die eigentlichen Macedonier beziehen. Es ſind auch noch andere Auslegungen denkbar, aber es hat keinen Werth, darüber Vermuthungen zu häufen.

Digitized by Google

so sollen sie nach dieser Seite eine Front bilden, indem sie einschwenken. Sie sind daher vermuthlich links abmarschirt. Andernfalls sind sie da, die Phalanx zu „schließen" „ξυγκλεῖσαι" d. h. wenn beim Vormarsch Lücken entstehen in diese einzurücken, resp. auch wohl die Front nach rechts hin zu verlängern.

Will man festhalten, daß ἀναπτύσσειν „entfalten" heiße, so ist der Befehl so aufzufassen: die Truppen sollen entweder zur Phalanx aufmarschiren, d. h. die Front verlängern, oder aber die Phalanx schließen d. h. in der Flanke decken. Die Bedeutung der beiden Ausdrücke „ἀναπτύσσειν" und „ξυγκλεῖσαι" würde sich also nahezu umkehren, der Sinn des Ganzen aber so ziemlich derselbe bleiben.

Die Stellen, wo sonst in der griechischen Literatur ἀναπτύσσειν in militärischem Sinne gebraucht wird, lassen theils beide theils nur die eine oder die andere Auslegung zu.

In Arrians eigener Schilderung der Schlacht bei Issus (II, 8, 2) läßt Alexander die Armee aus den Pässen debouchiren, und wie sie in die Ebene gelangen, „ἀνέπτυσσεν ἀεὶ τὸ κέρας ἐς φάλαγγα, ἄλλην καὶ ἄλλην τῶν ὁπλιτῶν τάξιν παράγων". Das kann übersetzt werden: er ließ die Marschkolonnen sich zur Phalanx entwickeln und eine Taxis nach der andern aufmarschiren. Man kann aber auch sagen: er ließ die Marsch-Kolonnen zur Phalanx umbiegen, indem eine Taxis nach der andern aufmarschirte.

Bei Kunaxa wird die griechische Hopliten-Phalanx in der linken Flanke (der ursprünglichen Front) durch die persische Reiterei bedroht, während die rechte durch den Fluß gedeckt ist. Da beschließen die Griechen „ἀναπτύσσειν τὸ κέρας καὶ ποιήσασθαι ὄπισθεν τὸν ποταμόν". Das kann heißen: die Phalanx hat erst die Wendung nach der bedrohten Flanke gemacht und marschirt nun nach dieser Seite auf oder vielmehr deployirt nach dieser Seite, da eine so tiefe Kolonne bei einem einfachen Aufmarsch in völlige Unordnung gerathen würde; es bedarf, um ein solches Mannöver in Ordnung zu vollziehen, der kunstvollen Form des Deployements, d. h. rechtwinkliger kommandirter Bewegungen der einzelnen Abtheilungen. Gegen diese Auslegung spricht, daß die Griechen damit eine Stellung $1^1/_2$ bis 2 Kilometer vom Fluß entfernt genommen, also durch diesen eigentlich keine Deckung mehr gehabt hätten. Man hat deshalb auch wohl die Bewegung nach dem andern Flügel zu machen lassen wollen, so daß die Griechen während der Bewegung dem Feind den Rücken gewandt hätten. Xenophon könnte aber auch sagen wollen, daß die Griechen ihren bedrohten Flügel umbiegen, d. h. einen Haken bilden ließen. Auch dies Manöver wäre freilich schwierig auszuführen und die neue Stellung taktisch sehr ungünstig gewesen, da, wenn nun die eine der beiden Fronten einen Offensiv-Stoß machte, die Phalanx zerrissen wurde.

Ein drittes und viertes Mal finden wir den Ausdruck ἀναπτύσσειν bei Xenophon in der Cyropädie. VII, 5, 3 u. 5. Cyrus will eine sehr lange aber flache Phalanx auf die Hälfte verkürzen und dadurch in

Digitized by Google

der Tiefe verdoppeln. Er befiehlt zu diesem Zweck den auf den Flügeln stehenden Hopliten, sich hinter das stehenbleibende Zentrum zu setzen. Das ist so ausgedrückt: „παρήγγειλεν ἀπὸ τοῦ ἄκρου ἑκατέρωθεν τοὺς ὁπλίτας ἀναπτύσσοντας τὴν φάλαγγα ἀπιέναι παρὰ τὸ ἐστηκὸς τοῦ στρατεύματος, ἕως γένοιτο ἑκατέρωθεν τὸ ἄκρον κατ' αὐτὸν καὶ κατὰ τὸ μέσον". Will man hier das „ἀναπτύσσοντας τὴν φάλαγγα" auf die schon stehende Phalanx beziehen, so kann man es nicht anders als mit „umbiegen" übersetzen, und das giebt einen klaren natürlichen Sinn. Anders wäre die „Phalanx", von der hier gesprochen wird, nicht die, in der die Hopliten stehen, sondern die, zu der sie jetzt aufmarschiren sollen. Es wäre also zu übersetzen: „er befahl den Hopliten, von beiden Flügeln zur Phalanx aufzumarschiren und abzuziehen hinter das stehenbleibende Zentrum, bis die beiden Spitzen in der Mitte zusammenträfen." Eine solche Ausdrucksweise wäre aber doch wohl unerträglich hart. Weiter heißt es „ἀναπτυχθείσης δ' οὕτω τῆς φάλαγγος ἀνάγκη τοὺς πρώτους ἀρίστους εἶναι καὶ τοὺς τελευταίους". „Ἀναπτυχθείσης οὕτω τῆς φάλαγγος" kann ebensowohl „bei einer derartig aufmarschirten Phalanx", wie „bei einer derartig umgebogenen Phalanx" übersetzt werden.

Plutarch, Pelopidas cap. 23 in der Schilderung der Schlacht bei Leuktra wollen die Spartaner die Thebaner umfassen „τὸ δεξιὸν ἀνέπτυσσον καὶ περιῆγον ὡς κυκλωσόμενοι". Man kann wohl nur übersetzen „sie bogen ihre Rechte und führten sie herum (oder, sie schwenkten ihre Rechte herum), um ihre Gegner einzukreisen".

Umgekehrt Dio Cassius IL cap. 29 haben die Römer unter Antonius im Kampf mit den Parthern eine dichte Verschildung gebildet und brechen plötzlich aus dieser hervor „πᾶσαν τὴν φάλαγγα ἅμα ἀνέπτυξαν". Hier kann kaum anders als „entwickelten die ganze Phalanx" oder „ließen die ganze Phalanx aufmarschiren (deployiren)" übersetzt werden.

In der Arrianischen Taktik VIII, 3 (Köchly und Rüstow, Griech. Kriegsschriftsteller II, 1, 286) wird dargelegt, daß bei einem Heer, dessen Abtheilungen sich stets durch zwei theilen lassen, alle Bewegungen am leichtesten auszuführen sind. Dabei ist auch „ἐκτείνειν ἀναπτύσσοντα" genannt. Auch hier kann auf keine Weise eine Bedeutung wie „umbiegen" gebraucht werden; die Zusammenstellung mit ἐκτείνειν verlangt den Sinn „aufmarschiren" oder „deployiren".

Vgl. hierzu Köchly und Rüstow, Griech. Kriegsschriftsteller II, 2, 267 und die Anmerkungen zu Xenophons Anabasis I, 10, 9 in den Ausgaben von Schneider, Volbrecht und Krüger, sowie die Anmerkungen von Dindorf zu Xenoph. Cyrop. VII, 5, 3. Ferner Reuß N. Jahrb. f. Philol. Bd. 127, S. 817, Bünger, ebenda 131, 262.

3. Wie die Aufstellung der Truppen hinter den beiden Flügeln als ein zweites Treffen aufgefaßt worden ist, so ist auch die „doppelte Phalanx" im Zentrum als eine Aufstellung in zwei Treffen gedeutet worden. Schon H. Droysen, Heerwesen p. 120 hat Bedenken gegen diese Auffassung geäußert, und gewiß mit Recht. Vor Allem fragt man, was für Truppen denn hier

Digitized by Google

gestanden haben; es wäre doch höchst merkwürdig, daß sie gar nicht erwähnt werden, während uns sonst jede kleine Abtheilung genannt wird, um so merkwürdiger, da ja diese Truppen eine selbständige Bewegung machen, nämlich die in das Lager eingedrungenen Feinde wieder vertreiben. Riese hat die Vermuthung ausgesprochen, die sonst nicht genannten griechischen Bundesgenossen möchten hier gestanden haben, aber wahrscheinlich (Köhler, Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1898) haben diese gar nicht an der Schlacht theilgenommen, und der ganze Gedanke eines zweiten Treffens muß aufgegeben werden. Ueber die Bedeutung und den Charakter der Aufstellung in mehreren Treffen werden wir noch zu handeln haben; bei Gaugamela ist sie nicht nur nicht genügend bezeugt, sondern wird geradezu ausgeschlossen durch die Erzählung von dem Durchreißen der Phalanx und dem Durchbrechen der feindlichen Reiter durch diese Lücke. Ein Treffen-Abstand kann nicht wohl unter 100 Schritt betragen; beide Treffen bewegen sich selbstständig. Wenn das erste Treffen zerreißt, was ja sehr leicht geschehen kann, so ist das zweite, das doch nicht zufällig auch ganz an derselben Stelle zerreißen wird, dazu da, die Lücke zu füllen, oder etwa durchbrechende Feinde aufzufangen. Eine ähnliche Funktion sollten ja auch die Reserve-Truppen hinter den Flügeln eventuell ausüben, denen zu einem zweiten Treffen nur fehlt, daß sie nicht aufmarschirt sind. Im Zentrum, hinter der Phalanx, hat es aber ein zweites Treffen noch weniger gegeben, sonst wären die feindlichen Reiter nicht so glatt durchgekommen. Die doppelte Phalanx ist also nur als eine in der Tiefe verdoppelte aufzufassen, deren hintere Abtheilungen instruirt sind, eventuell Kehrt zu machen.

4. Nach Arrians Erzählung hat, als die beiden Heere einander schon so nah waren, daß die Macedonier drüben den König Darius mit seiner Umgebung erkennen konnten, Alexander sein Heer eine längere Bewegung nach rechts machen lassen. Rüstow und Köchly geben das wieder: „Alexander zog sich in Echelons halb rechts" . . . „die Bewegung, welche darauf berechnet ist, die ganze macedonische Armee auf die linke Flanke der Perser zu werfen". Einen solchen Flanken-Marsch mit einer großen Armee zu machen, setzt eine Exerzier-Kunst voraus, die ich denn doch den Macedoniern nicht zutrauen möchte. Ueberdies wäre die Bewegung so gefährlich, daß man sie als undenkbar bezeichnen kann: der Gegner brauchte ja nur zuzufahren, um die macedonische Armee in einem Zustand anzugreifen, in dem sie kaum vertheidigungsfähig war. Der Flanken-Marsch so nah an der feindlichen Front entlang ist nur anwendbar, wenn man sicher sein kann, daß der Gegner in seiner Defensiv-Stellung verharrt. Die Perser aber, deren Kraft in den Reitern und Sichelwagen bestand, warteten nur auf den Augenblick, wo sie vorbrechen konnten. Es möchte Jemand an den Flankenmarsch Friedrichs des Großen bei Leuthen denken — aber dieser wurde gemacht gedeckt durch eine Hügelkette, so daß die Gegner ihn nicht rechtzeitig bemerkten, nicht genügend beobachten konnten und die Bewegung, die sie wahrnahmen, sogar für einen Rückzug hielten. Die Perser aber sollen den angeblichen mace-

Digitized by Google

donischen Flankenmarsch unmittelbar vor Augen gehabt und, um ihm zu begegnen, eine der macedonischen parallele Flanken-Bewegung gemacht haben. Nicht nur kann man den Persern eine solche Exerzierkunst noch weniger zutrauen als den Macedoniern, sondern die Bewegung ist auch ganz unverständlich: zogen sich die Macedonier nach rechts, so gaben sie damit ja ihre linke Flanke den Persern preis: diese also brauchten bloß geradeaus (auf ihrem vorher geebneten Boden) zu gehen, um die Macedonier zugleich in der Marschbewegung, in der Flanke und im Rücken zu packen.

Erst als die beiderseitige Flanken-Bewegung eine Weile gedauert hatte, soll endlich Darius die Einsicht gekommen sein, daß es am besten sei, zum Angriff zu schreiten, aber nicht etwa wegen der ungünstigen Verfassung, in der sich die Macedonier gerade befanden, sondern damit die Heere sich nicht von dem künstlich geebneten Terrain auf ein unebeneres zögen, wo die Wagen unbrauchbar wurden.

Es ist einleuchtend, daß der Vorgang so, wie ihn Arrian schildert und Rüstow-Köchly ihn militärisch analysirt haben, unmöglich sich abgespielt haben kann. Vielleicht sind in der Ueberlieferung Manöver, die sich beim Anmarsch abspielten, ehe die Heere so nah waren, mit den Bewegungen auf dem Schlachtfeld selbst kontaminirt worden. Eine vorsichtige Kritik darf davon nicht mehr aufnehmen, als oben geschehen ist, daß nämlich die Reiter und Leichtbewaffneten des rechten Flügels sich gegenseitig die Flanke abzugewinnen suchten.

Daß die Phalanx beim Vormarsch durchriß, hing nach Arrian mit dem Flanken-Marsch zusammen. Das Zerreißen ist aber selbst dann nicht unnatürlich, wenn gar kein absichtliches Ziehen nach rechts stattgefunden hat, da es überaus schwer, ja fast unmöglich ist, eine breit aufmarschirte Linie ganz gerade vorwärts zu bewegen, und bei längerem Vormarsch das Zerreißen fast unvermeidlich. Hat sich die macedonische Armee beim Vormarsch nach rechts gezogen, so lag das ganz gewiß nicht in der Absicht Alexanders, da jede Abweichung von der geraden Linie die Gefahr der Unordnung mit sich bringt, sondern war ein zufälliger Fehler, den die Lager-Legende nachher zu einem taktischen Manöver stempelte.

5. v. Schweiger-Lerchenfeld in seiner Bearbeitung der Studien-Expedition des Ingenieurs Cernik (Ergänz. Heft Nr. 45 zu Petermanns Geogr. Mittheil. 1876 S. 3) sucht den Ort der Schlacht näher zu bestimmen und findet ihn in einer reichen Frucht-Ebene bei dem Orte Kermelis. Militärisch ergiebt sich nichts weiter daraus.

6. Die Schlacht bei Gaugamela scheint die einzige große Schlacht in der Weltgeschichte zu sein, in der die Sichelwagen eine wirkliche, freilich verfehlte Rolle gespielt haben. Xenophon beschäftigt sich in der Cyropädie (VI, 1, 30. VI, 2, 17, 18. VII, 1. VIII, 8, 24) wiederholt und ausführlich mit ihnen, wohl nicht bloß, weil sie zu dem Bilde einer persischen Heeresmacht gehörten, sondern weil die abenteuerliche Furchtbarkeit der Waffe

Digitized by Google

seine Phantasie reizte. So ist es auch Anderen nach ihm ergangen; Leonardo da Vinci hat sich mit der Konstruktion solcher Wagen abgegeben und gezeichnet, wie sie in die feindliche Masse hineinfahren und die Arme und Beine herumfliegen.

So ausführlich Xenophon die Sichelwagen behandelt, so deutet doch auch er schon an, wo ihre Schwäche liegt. Er läßt die Pferde gepanzert sein, und in der Schlacht (VII, 1) erleiden die Wagenlenker große Verluste, und im Schlußkapitel heißt es, die Perser verstünden heutzutage die Sichelwagen nicht mehr zu lenken; sie führen zwar los, aber die Führer sprängen oder stürzten bald heraus, und die führerlosen Gespanne thäten oft mehr Schaden bei den Freunden als bei den Feinden.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht am Hydaspes.

Alexander soll den Feldzug nach Indien nach der gewöhnlichen Annahme mit einem Heer von 100000 bis 120000 Mann, also mit einem dreimal so großen Heer als gegen Darius, unternommen haben. Zuverlässig überliefert ist diese Zahl jedoch nicht[1]), und sie ist in sich unglaubwürdig, sogar unmöglich. Das entscheidende Treffen am Hydaspes gegen Porus ist nach der bestimmten und keinem Zweifel unterliegenden Angabe Arrians von 11000 Mann (darunter 5000 Reiter) geschlagen worden.[2]) Es ist nicht anzunehmen, daß gegen Gegner von so geringer Widerstandskraft Alexander ein mehrfach größeres Heer aufgeboten haben sollte, als das, womit er das Riesenreich des Darius bezwang. Das Heer war überdies von

[1]) Curtius' Zahl ist werthlos. Arrian giebt in der Anabasis nirgends eine Gesammtzahl, sondern erwähnt nur in den Indika (cap. 19), daß dem König, als er den Rückmarsch antrat, 120000 Streitbare (μάχιμοι) gefolgt seien, darunter vielerlei Barbaren. Dabei mögen massenhafte Aufgebote indischer Fürsten mitgezählt sein, die mehr oder weniger fiktiv waren. Auch davon abgesehen, weiß man nicht, wo die Zahl herstammt und ob sie zuverlässig ist. Den Zahlen über das macedonische Heer, die Arrian in der Anabasis giebt, darf man trauen, da er sich hier wesentlich auf Ptolemäus stützt, aber was wir in den Indika finden, mag irgend einer trüben Quelle entnommen sein. Plutarch (cap. 66) läßt gar das Heer, das den Marsch durch Gedrosien macht, 120000 Mann zu Fuß und 15000 Reiter stark sein.

Die Berechnung von Rüstow und Köchly p. 298 ist nicht genügend fundirt; sie wollen die Masse der am Hydaspes konzentrirten Armee auf 69000 Mann und 10000 Pferde veranschlagen. Die Verfasser charakterisiren selber das Avantgardekorps als das, „welches jetzt eigentlich die Schlachten schlägt". So ist es in der That, und da frage ich, weshalb ein Feldherr wie Alexander sich die Kriegführung erschwert haben soll durch Mitschleppen weiterer großer Massen von Truppen, für die im Verlauf des Krieges nie eine Verwendung erscheint.

[2]) Der Rest des Heeres ist nach der positiven Angabe Arrians, die wir keinen Grund haben, anzuzweifeln, erst über den Hydaspes gegangen, als die Schlacht entschieden war, darf also für das Gefecht selbst nicht mitgezählt werden.

Digitized by Google

einem sehr großen Troß, auch von Weibern und Kindern begleitet,[1]) hätte also bei 120000 Kombattanten mehrere Hunderttausend Köpfe gezählt. Eine solche Masse bewegt sich nicht so leicht und schnell, wie Alexander es that, und vollends der Uebergang über den Hindukusch, über einen Paß von 4000 Meter Höhe, ist für solche Massen in einem Zuge schlechthin ausgeschlossen. Gehen wir von der Thatsache aus, daß am Hydaspes 11000 Mann ins Gefecht kamen und daß am andern Flußufer bedeutende Theile des Heeres zurückgeblieben waren, daß aber Alexander wieder eine entscheidende Schlacht nicht wohl angenommen haben kann, ohne wenigstens ein Drittel seines Heeres auf dem Platz zu haben, so mögen wir das ganze Heer auf 25—30000 Mann schätzen.

Ueber die Stärke des Porus überliefern uns die griechischen Quellen die verschiedensten, offenbar auf ganz willkürlicher Abschätzung beruhenden Zahlen. Diodor (XVII, 87) giebt ihm mehr als 50000 Mann zu Fuß, gegen 3000 Reiter, über 1000 Wagen und 130 Elephanten. Arrian giebt ihm 4000 Reiter, 300 Wagen und 200 Elephanten; Plutarch 20000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter; Curtius nur 85 Elephanten. Wesentlich ist, daß die Quellen übereinstimmend den Macedoniern die Ueberlegenheit an Kavallerie geben, 5000 Mann gegen 4000 (nach Arrian), 3000 (nach Diodor), 2000 (Plutarch). Die Kraft der Inder lag in den Elephanten, für die wir wohl die niedrigste Zahl, 85, anzunehmen haben.

Porus wagte es nicht, die Entscheidung einer Feldschlacht herauszufordern, und glaubte sich dadurch vertheidigen zu können, daß er den Macedoniern den Uebergang über den wasserreichen Hydaspes wehrte. Das konnte unmöglich gelingen, da ein einigermaßen geschickter und thatkräftiger Gegner etwas früher oder später Mittel finden mußte, oberhalb oder unterhalb überraschend eine Heeresabtheilung hinüberzuwerfen. Da wir hören, daß noch ein anderer indischer Fürst dem Porus Hülfe zu leisten im Begriffe stand, so ist immerhin möglich, daß Porus in dem Irrthum, der Fluß könne als absolutes Hinderniß dienen, nicht befangen war,

[1]) Crämer, Beitr. z. Gesch. Alexanders d. Großen. Marburger Dissert. 1893.

Digitized by Google

sondern nur einige Tage Zeit zu gewinnen trachtete, um die Hülfstruppen herankommen zu lassen.[1])

Es kam zur Entscheidung, indem Alexander vier Meilen aufwärts, von der Stelle, wo die beiden Heere einander gegenüberlagerten, unvermuthet mit 11000 Mann übersetzte und Porus ihm, nachdem ein detachirtes Korps geschlagen war, entgegenging.

Porus vertheilte, wie die Macedonier, seine Kavallerie auf beide Flügel; sie wurde unterstützt durch die Streitwagen, unter denen wir uns wohl nicht Sichelwagen, sondern leichte, mit Bogenschützen besetzte Gefährte vorzustellen haben.

Die Reiterei war jedoch, wie wir wissen, nicht stark; die Kraft des indischen Heeres beruhte in den Elephanten. Diese waren im Zentrum der Schlachtlinie mit dem Fußvolk in einer eigenthümlichen Ordnung kombinirt. Die Thiere, jedes außer dem Kornak mit einigen Schützen in einem kleinen Thurm besetzt, standen in ziemlichen Zwischenräumen voneinander; das Fußvolk unmittelbar hinter ihnen, so daß es noch etwas in die Zwischenräume zwischen den Elephanten hineinragte. Da Arrian ausdrücklich sagt, daß das Fußvolk eine zweite Front gebildet habe, so darf man wohl ebenso wenig sagen, daß es in kleine Haufen aufgelöst gewesen sei, wie daß es hinter den Elephanten in einem kleinen Abstand gestanden habe; vielmehr muß die Phalanx immer hinter den Elephanten flacher, zwischen den Elephanten tiefer aufgestellt gewesen sein. Das Ganze sah nach dem Bericht der Griechen aus wie eine Stadtmauer mit ihren Thürmen. Porus soll erwartet haben, daß die Griechen sich in die Zwischenräume zwischen die Elephanten nicht hineinwagen würden. Die Pferde würden vor den Elephanten scheuen, und das Fußvolk würde es sich auch nicht getrauen; denn gingen sie vor, um die Elephanten von der Seite anzugreifen, so hatten sie das indische Fußvolk zu fürchten, gingen sie gegen dieses vor, so mußten sie besorgen, daß die Elephanten sich gegen sie wenden und sie niedertreten würden.

---

[1]) Jedenfalls unrichtig ist die Vorstellung von Rüstow und Köchly, dieser indische Fürst, Abisares, sei dem Porus auf dem rechten Ufer des Hydaspes zugezogen. Da wäre er ja den Macedoniern geradezu in die Hände gelaufen und abgefangen worden, ohne daß Porus ihm oder er dem Porus helfen konnte. Curtius VIII, 47 ist auch ausdrücklich gesagt, daß Porus den Zuzug auf dem linken Ufer erwartete.

Digitized by Google

Wie das indische Fußvolk bewaffnet war, ist nicht direkt berichtet. Die Griechen nennen es Hopliten; aber daß wir es mit einer fest geschlossenen, auf den Nahkampf ausgehenden Waffe, wie die griechisch-macedonische Phalanx, zu thun haben, ist nicht anzunehmen. Die Aufstellung der Elephanten vor diesem Fußvolk scheint darauf hinzuweisen, daß von jenen die eigentliche Entscheidung erwartet wurde; das Fußvolk war in diesem Heer noch mehr als in dem persischen eine bloße Hülfswaffe. Es sollte, wie die Griechen berichten, eine Art Deckung für die Elephanten bilden.[1]) An Zahl mag das indische Fußvolk die 6000 Mann, die Alexander heranführte, immerhin erheblich übertroffen haben.

Die Macedonier hatten ihre gewöhnliche Aufstellung, die Phalanx im Zentrum, die Kavallerie auf den Flügeln;[2]) Alexander aber befahl der Phalanx, sich zurückzuhalten, bis er mit der Kavallerie den Feind in Verwirrung gebracht haben würde. Der Kavallerie aber befahl er, den Feind nicht bloß in der Front, sondern weiter ausholend auch sofort in der Flanke anzugreifen.

Da die Macedonier, wie wir als sicher annehmen dürfen, an taktischer Ausbildung der indischen Kavallerie noch mehr als in der Zahl überlegen waren, so gelang das Manöver auf beiden Flügeln. Die indischen Streitwagen konnten dem Ansturm der geschlossenen macedonischen Schwadronen noch weniger Widerstand leisten als die Reiter, und die Geschlagenen flüchteten sich hinter die Elephanten, die Macedonier folgten ihnen. An den Elephanten, die wohl zum

---

[1]) Major Ohlendorf in einem Aufsatz „Die Verwendung des Elephanten zu kriegerischen Zwecken im Alterthum" (Jahrb. f. d. d. Armee u. Marine Bd. 49, Dec. 1883) meint, das Fußvolk habe die Aufgabe gehabt „nicht zuzulassen, daß die Elephanten Kehrt machten". Man weiß nicht recht, wie die Fußgänger das anfangen sollten. Die Auffassung beruht anscheinend auf einem Uebersetzungsfehler.

[2]) Alexander hatte an die Uebergangsstelle auch zwei Taxen Pezetären mitgenommen. Bei der Schlachtordnung erscheinen sie jedoch nicht; es ist nur von Hypaspisten und Leichten die Rede. Auch die Zahl, 6000 Mann zu Fuß im Ganzen schließt sie aus. Rüstow und Köchly p. 229 haben angenommen, daß sie an der Uebergangsstelle zurückgelassen seien, um eventuell dem Abisares entgegenzutreten. Das wäre, selbst wenn Abisares hier erwartet wurde, ein Fehler gewesen: zunächst kam es darauf an, mit Aufgebot aller Kräfte den Porus zu schlagen und ein Gefecht mit Abisares so lange zu vermeiden. Ein isolirtes Korps von bloßer Infanterie hätte ihm leicht erliegen können. Der Grund, weshalb die Pezetären nicht in der Schlacht waren, wird einfach sein, daß sie den Uebergang noch nicht vollendet hatten. Ueber einen breiten Strom mit aufgeblasenen Schläuchen und einigen wenigen Schiffen zu gehen, nimmt sehr viel Zeit in Anspruch.

Digitized by Google

Theil Kehrt machten und durch die Infanterie hindurchgingen, um den Macedoniern zu begegnen, kam deren Angriff zum Stehn: die Pferde scheuten und waren an die Unthiere nicht heranzubringen. Da Alexander bereits seit länger als einem Jahr im indischen Grenzgebiet und seit einer Reihe von Monaten auf indischem Boden stand und mit indischen Fürsten verbunden war, die ihm Elephanten zugeführt hatten, so war dieser Kampf für die Macedonier keineswegs eine Ueberraschung. Weil die Pferde vor den Elephanten scheuen würden, hatte Alexander den Uebergang über den Hydaspes im Angesicht des feindlichen Heeres nicht gewagt, sondern die Umgehung gemacht. Man könnte sich wundern, daß nichts darüber berichtet wird, ob die Macedonier nicht versucht haben, ihre Pferde an den Anblick und das Geschrei der Riesenthiere zu gewöhnen. Jedenfalls mußten sie jetzt zunächst zurück, und Porus ging zum Angriff gegen die macedonische Kavallerie und die Phalanx gegen ihn vor, so daß der Kampf allgemein wurde.

Die griechischen Quellen überbieten sich, die Schrecklichkeit dieses Kampfes auszumalen: die Elephanten dringen ein in die feindlichen Reihen, mögen sie auch noch so gedrängt stehen, zertreten die Gegner oder packen sie mit dem Rüssel und werfen sie in die Luft oder stoßen ihnen die Zähne in den Leib, und die Schützen auf ihren Rücken, voran der gewaltige König Porus selbst, schleudern ihre Geschosse.

Dennoch siegen endlich die Macedonier. Sie holen mit Pfeilen und Wurfspießen die Kornaks von den Elephanten herunter, machen diese führerlos und bringen vor allem den Elephanten selbst so viele schmerzhafte Wunden bei, daß sie endlich nicht weiter vorwärts wollen oder direkt Kehrt machen.

Sobald die Elephanten erlahmen, sind die Inder verloren. Ihr Fußvolk, wenn auch vermuthlich zahlreicher als das macedonische, war nicht von der Art, um etwa die Verwirrung, die die Elephanten anfänglich angerichtet hatten, zu benutzen und die macedonische Phalanx im Nahgefecht vollends niederzukämpfen. Ueberdies ist der ganze indische Angriff sicherlich von Anfang an dadurch gelähmt gewesen, daß die macedonische Kavallerie in Verfolgung ihres anfänglichen Sieges bis in den Rücken der feindlichen Schlachtlinie gekommen und, wenn auch an den Elephanten zunächst

Digitized by Google

abgeprallt, doch nicht bloß auf dem Schlachtfeld, sondern auch im Rücken der Elephanten und der feindlichen Infanterie geblieben war.

Mit ihrer großen Ueberlegenheit jagte sie die indischen Reiter, die sich von Neuem herauswagten, wieder auf die Elephanten zurück. Mit gutem Vorbedacht hatte Alexander angeordnet, daß seine Phalanx, dünn wie sie war, sich zunächst zurückhalten solle: einem Ansturm der Elephanten im Verein mit dem indischen Fußvolk ohne jede Hemmung hätte sie vielleicht nicht Stand halten können. Das fortgehende Reitergefecht im Rücken aber wird auf die Zuversicht und die Energie des Vorwärtsgehens der Inder von Anfang an gedrückt haben, und sobald sie erst standen, waren sie so gut wie eingeschlossen und wurden nun allmählich mehr und mehr zusammengedrängt. Sie wurden von ihren eigenen Elephanten, die Kehrt machten und denen sie nicht mehr ausweichen konnten, niedergetreten, während das macedonische Fußvolk auf dem äußeren Umkreis den Elephanten, die noch vorgingen, auswich, um sie mit Geschossen zurückzutreiben, ihnen dann geschlossen folgte und so das feindliche Heer den macedonischen Reitern entgegentrieb.

Ein sehr großer Theil des indischen Heeres ging auf diese Weise zu Grunde, die meisten Elephanten und König Porus selbst wurden gefangen.

Nach Arrian haben die Macedonier in dieser Schlacht nur 310 Todte verloren, davon 230 Reiter. Diese geringe Zahl könnte uns stutzig machen, ob der Kampf wirklich so furchtbar und hartnäckig gewesen ist, wie ihn unsere Quellen schildern. Ziehen wir aber in Betracht, daß in der Folgezeit die macedonischen Generale, die an der Schlacht theilgenommen haben und später als Nachfolger Alexanders sein Reich theilten und darüber kämpften, Elephanten in immer steigender Zahl in ihre Heere einstellten, so dürfen wir daraus einen Rückschluß auf den Gang dieser Schlacht machen. Die Macedonier müssen den Eindruck einer großen Leistung und militärischen Brauchbarkeit der Elephanten gehabt haben, und der Sieg kann ihnen nicht so ganz leicht geworden sein. Wenn wir daher bei Diodor lesen, daß die Macedonier 280 Reiter und mehr als 700 Fußgänger verloren hätten, so werden wir dieser Zahl vor der Arrians den Vorzug geben. Fast 1000 Todte und

Digitized by Google

gewiß mehrere Tausend Verwundete auf ein Heer von 11000 Mann weisen auf eine überaus zäh durchgefochtene Schlacht hin. Einen gewissen Einfluß mögen zuletzt die im Rücken der Inder noch über den Hydaspes setzenden Macedonier geübt haben, selbst ehe sie thatsächlich eingriffen; auch mag ein Theil des Verlustes, da sie noch an der Verfolgung theilnahmen, auf diese Truppen gefallen und beim Hauptheer in Abzug zu bringen sein.

1. Plutarchs Schlachtbericht stützt sich auf einen Brief Alexanders selber, den sein Biograph in indirekter Rede wiedergiebt. Man hat aber die Authentizität dieses Briefes bezweifelt, und namentlich Ad. Bauer hat in einer sehr feinen Untersuchung (Festgaben für Büdinger; Innsbruck 1898) den Nachweis geführt, daß, wo dieser Brief von Arrian abweicht (der wieder die im Wesentlichen übereinstimmenden Berichte des Ptolemäus und Aristobul wiedergiebt), es in dem Sinne geschieht, daß Alles so erfolgt sein soll, wie es der König vorhergesehen hat; namentlich betrifft das den Uebergang über den Hydaspes mit seinen mancherlei Zwischenfällen, was wir in unserer Darstellung übergangen haben. Nun besteht aber, fährt Bauer sehr richtig fort, die Größe eines Feldherrn keineswegs darin, alle möglichen Zufälligkeiten vorher zu sehen, sondern, und gerade das hat Alexander hier glänzend bewährt, darin, den vielen Unberechenbarkeiten des Zufalls mit schnellem Entschluß gewachsen zu sein. Der Brief, der Alexander schmeicheln will, rührt also von einem militärisch verständnißlosen Menschen her. Er kann unmöglich von Alexander selber sein, sondern ist von irgend einem Höfling komponirt, dem die Berichte des Ptolemäus und Aristobul bekannt waren, aber nicht genügten.

Handelte es sich wirklich um ein persönliches Schreiben Alexanders, so würde es in der That entweder als unecht verworfen werden müssen oder dem königlichen Autor ein recht dürftiges Zeugniß ausstellen. Eine Fälschung aber scheint mir nicht glaublich, da auf der einen Seite der Zusammenhang mit dem Bericht, den wir bei Arrian finden, unverkennbar, auf der anderen originale Wendungen darin enthalten sind, die auf einen wirklichen Kenner schließen lassen. Wann und von wem und zu welchem Zweck soll die Fälschung gemacht sein? Hat Ptolemäus den Bericht, den er nachher in seine Geschichte aufnahm, etwa schon bei Alexanders Lebzeiten veröffentlicht oder hat noch ein ganzes Menschenalter später Jemand dem todten König durch die Brief-Fälschung schmeicheln wollen?

Wir entgehen all' diesen Schwierigkeiten, wenn wir den Brief zwar für echt, aber nicht als eine persönliche Aeußerung Alexanders, sondern als ein Bulletin ansehen, das irgend einen Sekretär aus der Umgebung des Königs zum Verfasser hatte Was Bauer so scharfsichtig an dem Schreiben als charakteristisch herausgefunden, daß es nämlich den König Alles voraussehen lasse, das gerade ist der Stil offizieller Kriegsgeschichts-Schreibung.

Digitized by Google

Man prüfe nur darauf hin moderne Generalstabs-Werke, obgleich sie von Offizieren geschrieben werden, und auch in den Memoiren von St. Helena z. B. über 1796 findet man manches Gegenstück dazu.

Daß die Kriegskunst gerade deshalb so schwer ist, weil sie im Dunkel des Nichtwissens oder Halbwissens operiren muß und der Scharfblick auch des größten Feldherrn das Dunkel nie völlig zu durchdringen vermag, das ist ein Satz, mit dem man bei der öffentlichen Meinung nie Größe darthun, sondern höchstens Fehler entschuldigen kann. Die bequemste Art, dem Publikum das Genie des Feldherrn einleuchten zu machen, ist immer, ihm zu zeigen, wie er Alles vorausgesehen und vorausberechnet hat. Wir treten Alexander daher nicht zu nah, wenn wir dabei bleiben, daß er das Bulletin unter seinem Namen abgehen ließ, obgleich es in dem beschriebenen Sinne die Erzählung färbt.

2. Arrian will, daß die Elephanten des Porus in einer Distanz von einem Plethron (100 Fuß) gestanden hätten, und daraufhin haben Rüstow und Köchly die Länge seiner ganzen Schlachtlinie auf $1^1/_4$ Meile berechnet. Alexander hingegen habe nur eine ganz kurze Front gehabt, bis zum zwanzigsten Elephanten reichend; sein Schlachtplan habe also darin bestanden, zunächst den einen, den linken, Flügel der Inder zu schlagen. In unseren Quellen ist von einer solchen Flügel-Schlacht nichts zu finden; man sieht nicht, weshalb die 180 überragenden Elephanten den Macedoniern nicht in die Flanke gefallen sind, und in der eigenen Erzählung Rüstows und Köchlys ist von der Flügel-Schlacht auch nichts enthalten. Wie aber soll das 11000 Mann zählende macedonische Heer zu einer Länge von $1^1/_6$ Meilen ausgereckt worden sein?

Die Lösung kann nur darin liegen, daß bei Arrian sowohl die Zahl der Elephanten sehr übertrieben, als der Zwischenraum zwischen den einzelnen viel zu groß angegeben ist. Auch einem Ptolemäus kann es wohl geschehen sein, daß er nach einem persönlichen Eindruck (er war in der Schlacht anwesend) das Intervall auf ein Plethron geschätzt hat, ohne sich klar zu machen, welche Länge dabei für die ganze Schlachtlinie herauskommen würde. Polyän IV, 3, 22, in einer Schlachtschilderung, die im Uebrigen als Beispiel und Warnung vor unzuverlässigen Quellen dienen kann, giebt die Distanz der Elephanten voneinander auf 50 Fuß an.

3. Die Darstellung, die ich von dem Verlauf der Schlacht gegeben habe, weicht von den bisher üblichen wesentlich ab in der Auffassung des Kavallerie-Gefechts auf den beiden Flügeln und in Zusammenhang damit des Rückenangriffs. Es handelt sich um die Lösung einer Schwierigkeit in der Erzählung Arrians.

Alexander, sagt er, habe sich mit dem Gros seiner Kavallerie gegen den linken Flügel des Feindes gewandt. Den Koinos aber habe er mit zwei Hipparchien gegen den rechten (ὡς ἐπὶ τὸ δεξιόν) gesandt, mit dem Befehl, wenn die Barbaren gegen ihn, den König, vorgingen, ihnen in den

Digitized by Google

Rücken zu fallen. Man fragt: wie konnte Koinos das, wenn er auf dem anderen Flügel stand? Er konnte doch nicht um die ganze feindliche Schlachtlinie herumreiten? Rüstow und Köchly haben deshalb angenommen, er sei nicht gegen den feindlichen rechten Flügel, sondern auf den macedonischen äußersten rechten Flügel gesandt worden, und Bauer hat das (a. a. O.) so mit dem Wortlaut zu vereinigen gesucht, daß er das „δεξιόν" zwar auf die Inder bezieht, das Ganze jedoch für ein Schein-Manöver erklärt: Koinos habe sich nach jener Richtung in Bewegung gesetzt, sei aber dann umgekehrt und habe Alexander sekundirt.

Mir scheint diese Auslegung, die eine wie die andere, schlechterdings sachlich wie sprachlich unmöglich. Der klare Wortlaut sagt,[1]) daß, wie Alexander gegen den linken, Koinos gegen den rechten feindlichen Flügel vorging. Wenn Koinos aber den indischen Reitern, die Alexander entgegen gingen, in den Rücken fallen sollte, so mußte er sich beeilen und konnte nicht erst eine Schein-Bewegung machen, die auch gar keinen Zweck gehabt hätte, und Arrian hätte nicht auslassen können, daß er von der Schein-Bewegung gegen den feindlichen rechten Flügel zu der wahren gegen den linken zurückgekehrt sei. Ueberdies muß die macedonische Phalanx auch auf ihrem linken Flügel nothwendig Kavallerie gehabt haben.

Es bleibt nichts übrig, als festzustellen, daß Arrians Erzählung einen unlöslichen Widerspruch enthält: es kann zu nichts führen, durch irgend eine gekünstelte Interpretation ihn halbwegs zu verdecken, sondern man muß den Fehler feststellen und suchen, ihn zu eliminiren. Das ist aber nicht so sehr schwer, selbst ohne Zuhülfenahme der anderen Quellen.

Nothwendig hat Alexander auf beiden Flügeln seines Heeres Kavallerie gehabt. Die des einen kommandirte der König selbst, die des anderen Koinos. Auf beiden Flügeln waren die Macedonier an Kavallerie überlegen. Von dem rechten Flügel erzählt Arrian weiter: der König sandte seine berittenen Bogenschützen gegen den Feind „αὐτὸς δὲ τοὺς ἑταίρους ἔχων τοὺς ἱππέας παρήλαυνεν ὀξέως ἐπὶ τὸ εὐώνυμον τῶν βαρβάρων, κατὰ κέρας ἔτι τεταραγμένοις ἐμβαλεῖν σπουδὴν ποιούμενος, πρὶν ἐπὶ φάλαγγος ἐκταθῆναι αὐτοῖς τὴν ἵππον."

Der König griff also die indischen Reiter, während sie in der Front von seinen berittenen Bogenschützen attackirt wurden, mit seiner Ritterschaft in der Flanke an.

So weit ist Alles ganz klar — jetzt aber, fährt Arrian fort, erschien auch Koinos im Rücken der Inder, und sie mußten eine doppelte Front gegen ihn und gegen Alexander machen. Hier steckt die Konfusion. Koinos ist ja auf dem andern Flügel, und die doppelte Front mußten die Inder schon vorher machen, nämlich gegen die berittenen Bogner und gegen die Hetären: wäre Koinos auch noch gekommen, von hinten, so hätten sie eine dreifache machen müssen.

---

[1]) Das ist auch Kaerst's Ansicht. Philologus Bd. 56, S. 412.

Digitized by Google

Es kann nicht anders sein, als daß Arrian hier unaufmerksam gewesen ist und seine Vorlagen mißverstanden hat. Koinos hat mit dem Gefecht auf diesem Flügel nichts zu thun. In der Vorlage muß etwa gestanden haben, daß ebenso wie auf dem Flügel Alexanders auch Koinos seinen Gegner umging und gleichzeitig in der Front und aus der Flanke (was, wenn der Gegner nicht rechtzeitig eine Gegenbewegung gemacht hat, immer auch einen Angriff von hinten bedeutet) packte. Die Umgehung also, die Koinos auf seinem Flügel vollzog, hat Arrian auf den Flügel Alexanders bezogen.

Korrigiren wir in dieser Art die Erzählung Arrians, so wird sie nicht nur in sich klar, sondern kommt auch in Uebereinstimmung mit dem Bulletin. Hier ist ausdrücklich gesagt, daß Alexander auf dem einen, Koinos auf dem andern Flügel angriff und daß der Feind auf beiden Flügeln geschlagen wurde und sich auf die Elephanten zurückzog.

Dies Zeugniß ist schlechthin ausschlaggebend — man müßte denn, wozu aber gar kein Grund vorliegt, das Bulletin für eine Fälschung erklären.

Die Verwirrung, die Arrian durch die Konfundirung des rechten und linken Flügels angerichtet hat, läßt sich aber nicht bloß konstatiren, sondern ich glaube, man kann noch einen Schritt weiter gehen und den Punkt aufzeigen, an dem sie entstanden ist. Das Bulletin (in der indirekten Rede Plutarchs) giebt den Befehl Alexanders folgendermaßen wieder „αὐτὸς μὲν ἐνσεῖσαι κατὰ θάτερον κέρας, Κοῖνον δὲ τῷ δεξιῷ προσβαλεῖν κελεῦσαι.“ Hätte man diese Worte allein, so würde kein Zweifel über ihre Bedeutung sein; man würde übersetzen: „der König habe den einen Flügel attackirt, Koinos aber befohlen, sich auf den rechten zu werfen“. Danach führte also Alexander selbst den rechten, Koinos den linken Flügel. Nun heißt aber der ganze Satz so: „φοβηθεὶς δὲ τὰ θηρία καὶ τὸ πλῆθος τῶν πολεμίων αὐτὸς μὲν ἐνσεῖσαι κατὰ θάτερον κέρας, Κοῖνον δὲ τῷ δεξιῷ προσβαλεῖν κελεῦσαι“. Es wird also die Anordnung der Flügel besonders motivirt; sie war nicht die gewöhnliche. „Aus Besorgniß vor den Elephanten und der Menge der Feinde“ — übernimmt der König den einen und Koinos den anderen Flügel: das hat keinen Sinn, wenn nicht in der Anordnung der Flügel irgend etwas Außerordentliches geschah. Nach der Auffassung jedes Griechen kommandirt aber der König den rechten Flügel und greift den feindlichen linken an. Will er statt dessen den feindlichen rechten angreifen, so ist das „der andere“, und die Worte, die von Koinos gebraucht werden, können sehr gut auch in dieser Weise gedeutet werden, nämlich nicht, daß er sich auf den (feindlichen) rechten Flügel werfen, sondern mit dem (eigenen) rechten Flügel angreifen solle. Die meisten Ausleger haben um des Wortlautes und der Uebereinstimmung mit Arrian willen, die Stelle in dem ersten, Einige aber auch in dem zweiten Sinn übersetzt, und es läßt sich ein ganz guter sachlicher Grund für diese letztere Anordnung denken. Die Inder lehnten sich mit ihrem linken Flügel an den Fluß, wurden sie hier besiegt, so hatten

Digitized by Google

sie den Rückzug in das Land. Wurden sie aber auf ihrem rechten Flügel umgangen und geschlagen, so konnte das Gros des Heeres gegen den Fluß gedrängt und abgeschnitten werden. Jeder Erfolg an dieser Stelle mußte sofort die stärkste Wirkung auf den moralischen Halt des ganzen indischen Heeres ausüben. Indem Alexander also selbst diesmal den linken Flügel übernahm, wählte er für sich den Posten, der zugleich der gefährlichste war und an dem er die größte Wirkung ausüben konnte, und legte die Schlacht von vornherein auf eine Vernichtungsschlacht an, wie es ihm ja denn auch gelungen ist, den Porus selbst und den werthvollsten Theil seines Heeres, nämlich die Elephanten, fast sämmtlich gefangen zu nehmen. Porus selber soll, wohl in der Erwartung, daß der König der Macedonier wie gewöhnlich den rechten Flügel führen werde, auf seinem linken gestanden haben.

Daß Alexander thatsächlich in dieser Schlacht seinen linken Flügel kommandirte, dafür giebt es noch eine andere Spur.

Nach Curtius giebt Alexander Koinos den Befehl: „Quum ego Ptolemaeo, Perdiccaque et Hephaestione comitatus in laevum hostium cornu impetum fecero . . . ipse dextrum move et turbatis signa infer". Nachher aber heißt es: „Coenus ingenti vi in laevum cornu invehitur".

Curtius widerspricht sich also selber. Aber nicht die erste, sondern die zweite Stelle scheint das Richtige zu enthalten. Denn es ist ausdrücklich gesagt, daß zu den Regimentern, die der König führen wollte, auch das des Perdikkas gehörte. In dem Gefecht aber, das vor der eigentlichen Schlacht Alexander einem detachirten Korps des Porus liefert, schickt Alexander den Perdikkas mit seinen Reitern gegen den rechten Flügel des Feindes (VIII, 47 „Perdiccam cum equitibus in dextrum cornu hostium emisit") Es ist nicht wahrscheinlich, daß gerade die Reiter, die schon auf dem linken Flügel gekämpft hatten, nachher zu der Umgehung auf den äußersten rechten herangezogen wurden.

Gegen unsere Auslegung spricht, daß das Bulletin ja keineswegs den von uns supponirten Grund für die Kommando-Vertauschung angiebt, sondern ganz allgemein die Elephanten und die Zahl der Feinde. Mit diesen Gründen direkt ist überhaupt nichts anzufangen: inwiefern ist es ein Mittel gegen Elephanten und große Feindeszahl, daß der eine General den einen, der andere den andern Flügel kommandirt? Man könnte vermuthen, daß Plutarch ungenau referirt und das Außerordentliche der Anordnung Alexanders darin bestand, daß, wie Arrian berichtet, die beiden Kavallerie-Flügel vorauseilten und die Phalanx sich zunächst zurückhielt. Rechnen wir aber mit den Vorstellungen der Griechen, in denen auch der Verfasser des Bulletins lebte, so erscheint doch nicht ausgeschlossen, daß Plutarch den Inhalt ganz richtig wiedergiebt. Der eigentliche strategische Grund, weshalb Alexander diesmal das Kommando des linken Flügels führt, ist für ein Bulletin zu komplizirt und zu fein. Die Hauptsache, auf die es dem Autor ankommt, ist, den Eindruck der höchsten Gefahr und außerordentlicher Leistung zu erwecken. In einer gewöhnlichen Schlacht kommandirt der König den rechten Flügel,

Digitized by Google

der, mit den besten Truppen besetzt, in der Regel den Sieg erringt. Bei der Zahl der Feinde aber und der Gefährlichkeit der Elephanten hätte es geschehen können, daß auch der Feind auf seinem rechten Flügel siegte, und deshalb mußte es der König selbst übernehmen, ihm an dieser, der gefährdetsten Stelle entgegenzutreten.

Vielleicht, mit Bestimmtheit läßt sich darüber nichts sagen, war dies der ursprüngliche Sinn. Dadurch, daß die Worte des Bulletins so unbestimmt und mehrdeutig waren, sind die Schriftsteller vielleicht schon früh unsicher geworden und sowohl Curtius als Arrian in Verwirrung gerathen: Curtius widerspricht sich direkt, indem er einmal den König, einmal Koinos mit dem rechten Flügel angreifen läßt; Arrian kombinirt die Angriffe der beiden Flügel zu einem einzigen — und hat darüber den linken Flügel ganz ausfallen lassen.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Alexander als Feldherr.

Zahllose Schlachten und Treffen zu Wasser und zu Lande haben sich die griechischen Staaten untereinander geliefert: sie haben allesammt, sozusagen, nur negative, zerstörende oder verhindernde Wirkungen gehabt; eine große Herrschaft ist auf diesem Wege nicht begründet worden. Die Niederlage der Athener auf Sizilien, die Seeschlacht von Aigospotamoi lösten die Herrschaft Athens auf, gaben aber Sparta nur eine führende, keine herrschende Stellung. Spartas eigene innere Kraft reichte dazu noch weniger aus, als vorher die Athens. Selbst ein Sieg, wie ihn Agesilaus bei Koronea erfocht, hatte keine wesentlichen positiven Folgen, so wenig wie die Siege des Epaminondas bei Leuktra und Mantinea, weil es den Heeren wie den Staaten an der nachhaltigen Kraft gebrach, die Siege auf dem Schlachtfelde bis zu einer bleibenden Neugestaltung der Dinge zu verfolgen. Immer wieder bewundert man die Weisheit des Perikles, der sich durch alle strotzende Kraft seines Athen nicht zu einer Niederwerfungs- und Eroberungs-Strategie verleiten ließ und keine nutzlosen Siege erfechten wollte. Die ungeheuren Erfolge der beiden macedonischen Könige wurden erst möglich, als die Mittel dazu bereitgestellt worden waren. Nicht bloß mit einer Hopliten-Phalanx, sagte Demosthenes den Athenern,[1]) führe König Philipp seine Kriege, sondern zugleich mit Leichtbewaffneten, Bognern und Reitern. Nicht mehr wie zu den Zeiten der Väter sei es, wo die Spartaner im Sommer vier oder fünf Monate zu Felde lagen, ins Land

[1]) Κατὰ Φιλίππου III, 123, § 49.

Digitized by Google

fielen und im Winter wieder nach Hause gingen. Finde der macedonische König den Gegner nicht in freiem Felde, so schreite er zur Belagerung mit seinen Maschinen. Er gehe, wohin er wolle, und Sommer und Winter seien ihm gleich. Das Berufsheer hatte, das ist die Summe des Ganzen, das Bürgerheer abgelöst. In der stetigen Arbeit eines Menschenalters, Schritt für Schritt vordringend, hatte König Philipp seinem Sohn eine Herrschaft erworben und hinterlassen, die das Größte ins Auge zu fassen erlaubte, und mit der Größe der Mittel, der extensiven wie intensiven Steigerung der kriegerischen Kraft hatte die Kriegführung selber ihr Antlitz verwandelt und andere Formen angenommen. Alexander siegte nicht bloß auf dem Schlachtfeld, sondern er nutzte den Sieg auch aus. Die unmittelbare Verfolgung zerstörte die feindliche Streitmacht; die strategisch-politische Kombination brachte die Länder in seine Gewalt, die als Basis für neue Feldzüge dienten. Die Verfolgungsritte der macedonischen Kavallerie, die Märsche durch Gebirge und Wüsten[1]) waren nicht geringere militärische Leistungen als die Schlachten selber und die Niederwerfung der Festungsmauern. Auf der Verfolgung nach Gaugamela fielen eine Menge Pferde vor Ermattung.

Alexander war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein Feldherr in großem Stil. Aber er war noch mehr.

Er nimmt dadurch eine einzigartige Stellung ein, daß er den welterobernden Strategen und den unübertroffenen tapferen ritterlichen Vorkämpfer in einer Person vereinigt. Kunstvoll führt er

---

[1]) H. Droysen, Untersuchungen p. 66 hat die Gewaltmärsche Alexanders zusammengestellt. Die einzelnen Angaben über Raum und Zeit möchte ich jedoch nicht wiederholen. Die Schätzung der Entfernungen ist sehr willkürlich, und ob die Zeit immer wirklich richtig angegeben ist, doch recht zweifelhaft. Schwarz in seiner sehr beachtenswerthen, auf eigener Kenntniß von Land und Leuten beruhenden Studie „Alexanders Feldzüge in Turkestan" (1893) hat wohl mit Recht festgestellt, daß der Marsch, den Alexander nach Arrian IV, 6 binnen drei Tagen machte, von Chodschent nach Samarkand ging. Arrian giebt die Entfernung auf 1500 Stadien an, das sind 275 Kilometer oder 37½ Meilen, und wirklich ergeben die neuesten Messungen 278 Kilometer. Ein solcher Marsch in drei Tagen geht aber über die Leistungsfähigkeit auch der besten Truppe hinaus.

III, 15 erzählt Arrian, daß Alexander noch am Abend der Schlacht von Gaugamela den Lykos (Zab) und am Tage darauf Arbela erreicht habe, das 600 Stadien = 15 Meilen vom Schlachtfelde entfernt liege. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen wir sagen, daß die Entfernung etwa halb so groß war, aber auch das ist noch immer eine ungeheure Leistung.

Digitized by Google

das Heer an den Feind heran, überwindet Gelände-Hindernisse, läßt es aus Engpässen aufmarschiren, kombinirt die verschiedenen Waffen je nach den verschiedenen Umständen verschieden zu stärkster Gesammtwirkung, sichert strategisch seine Basis und seine Verbindungen, sorgt für die Verpflegung, wartet ab, bis die Vorbereitungen und Rüstungen vollendet sind, stürmt vorwärts, verfolgt nach dem Siege bis zur äußersten Erschöpfung der Kräfte — und derselbe Mann kämpft in jedem Gefecht an der Spitze seiner Ritterschaft mit Speer und Schwert, dringt an der Spitze der Sturmkolonne in die Bresche oder überspringt als erster die feindliche Mauer. Es ist der einzige Moment in der Entwickelung des Kriegswesens, in dem die Möglichkeit einer solchen Einheit gegeben ist. Bis dahin liegen die Elemente der Kriegführung noch so nah beieinander, daß der Feldherr seiner Natur nach zugleich Krieger ist; die strategische und taktische Handlung ist so einfach, daß von Miltiades und Leonidas bis zu Epaminondas die Einheit nicht besonders hervorgehoben zu werden braucht. Mit Philipp und vollends mit Alexander wächst die Heerführung zu einer organischen Funktion von solcher Größe und Vielseitigkeit, daß sie sich von dem persönlichen Kriegerthum loslöst. Die höchste Bewunderung muß es erwecken, daß Alexander in der unerschöpflichen Kraft und Sicherheit seiner Persönlichkeit die Einheit noch aufrecht erhält. Sein Genius erkennt mit untrüglichem Scharfblick alle die neuen Bedürfnisse und Möglichkeiten, die die neuen Verhältnisse, die Zusammensetzung und die Größe der Heere, wie die Ausdehnung und Natur der eroberten Länder fordern und bieten. Mit Recht ist stets betont worden, wie er die Vortheile der Verfolgung nach dem Siege, die den griechischen Bürger-Feldherrn noch unerreichbar waren,[1]) erkannt

[1]) Ein völlig neuer Gedanke ist es natürlich nicht, daß eine Verfolgung den Sieg vergrößere und vervollständige. Nach Platää wollen die Mantineer die Perser bis nach Thessalien verfolgen, Herodot IX, 77. Nach dem Siege von Delion verfolgen die böotischen Reiter und Leichtbewaffneten die Athener, bis die Nacht sie schützt. Thucyd. IV, 96. Ebenso Alcibiades mit Reitern und Hopliten die geschlagenen Perser. Hell. I, 2, 16. Derdas verfolgt die geschlagenen Olynthier 90 Stadien weit. Hell. V, 3, 2. Noch mehr Stellen bei Liers S. 184. Es sind aber doch nur Ausnahmefälle und mit den Verfolgungen Alexanders nicht zu vergleichen. Theoretisch hat auch schon Xenophon in der Cyropädie V, 3, Schluß, die Verfolgung empfohlen mit dem Zusatz, nicht dabei alle Truppen aufzulösen, sondern stets einige geordnet in der Hand zu behalten.

Digitized by Google

und ausgenutzt hat. Die Spartaner hatten im Peloponnesischen Krieg nicht daran denken können, Athen zu belagern: Alexander vollendet den Erfolg des Sieges von Issus durch die siebenmonatliche, kunstvolle Belagerung und endliche Erstürmung von Tyrus. In Indien tritt die Aufgabe, die neue Waffe der Elephanten zu bekämpfen und angesichts dieser Waffe einen Strom zu überschreiten, an ihn heran: er weiß sie zu lösen, und immer setzt er dabei die eigene Person ein, unbekümmert, daß, wenn das Soldatenloos ihn treffen sollte im Gewühle des Kampfes, sein ganzes Werk mit ihm zusammenzustürzen droht.

Gleich hier will ich andeuten, an welchem Punkt die von Alexander noch festgehaltene Einheit des Feldherrn- und Kriegerthums sich endlich nothwendig auflösen muß: sobald das Prinzip der taktischen Reserven aufkommt. Alexander darf sich noch persönlich in das Kampfesgewühl stürzen, weil mit dem Angriffssignal die Thätigkeit des Feldherrn erschöpft ist; über Truppen, die einmal im Kampf sind, hat der Feldherr nur noch eine sehr geringe Gewalt. Auch bei Alexander finden wir ja eine gewisse Führung innerhalb der Schlacht; der siegreiche Flügel soll nicht blind hinter dem geschlagenen Gegner herstürmen, sondern sich wieder sammeln und den verhaltenen Flügel, falls dieser noch kämpft, degagiren. Das ist aber schon keine Thätigkeit des Oberkommandos mehr, sondern fällt in die Sphäre der Führung der einzelnen Truppentheile und läßt sich mit Mitstreiten verbinden. Erst das Prinzip zurückgehaltener Truppentheile, deren Eingreifen nach Ort und Zeit der Feldherr selbst bestimmt, schließt dessen regelmäßiges Mitkämpfen aus.

1. Kurz vor seinem Ende soll Alexander nach Arrian VII, 23 eine völlige Neuorganisation seines Heeres vorgenommen haben. Er schuf eine neue Phalanx, 16 Mann tief, in der die drei ersten und das letzte Glied aus Macedoniern in ihrer heimischen Bewaffnung, die zwölf mittleren aus Persern mit Bogen und Wurfspießen bestanden. Es ist ein erstaunlicher Beweis von der Macht des Buchstabens, daß moderne Gelehrte eine solche Absurdität immer wieder nachschreiben und geistreiche Hypothesen darüber haben aufstellen können, was Alexander bei dieser Formation wohl habe im Sinne haben können und wie die Ausführung vorzustellen sei. Als Entschuldigung mag man anführen, daß ja auch Xenophon in seiner Cyropädie, wie wir oben gesehen haben, ein solches Schema von kombinirten Nah-

Digitized by Google

und Fernwaffen ausführt. Welchen Schriftstellern auch Arrian seine Notiz entnommen haben mag, es ist klar, daß es sich hier wieder um eine jener doktrinären Konstruktionen handelt, denen wir so häufig in der Kriegsgeschichte, selbst bei Praktikern, begegnen, obgleich sie, in die Wirklichkeit versetzt, sich sofort in ihrer Nichtigkeit erkennen lassen und nie auch nur der Versuch einer Verwirklichung in einer historischen Schlacht erscheint.

Auch in Arrians-Aelians Taktik III, 4, 8 (Köchly und Rüstow, Griechische Kriegsschriftsteller, II. Theil, 1. Abth. S. 270) wird behauptet, daß die Leichtbewaffneten über eine Phalanx von 16 Mann mit Wurfspeeren, Schleudern und Bogen hinwegschießen könnten.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Die Diadochen.

Aus dem Weltreich Alexanders gehen eine Anzahl von Theilreichen hervor, die gegründet von seinen Generalen recht eigentlich das sind, was wir Militär-Monarchien nennen, ein Ausdruck, den man von Alexanders Herrschaft noch nicht gebrauchen darf. Das größte dieser Theilreiche, Syrien, entbehrt jeder natürlichen, nationalen oder geographischen Grundlage; Aegypten hat, wenn auch keine einheitliche nationale, doch eine geographische Basis; Macedonien bewahrt einigermaßen den Charakter eines Nationalstaats.

Die Heere, die diese Staaten zusammenhalten, sind wesentlich Söldnerheere; die in großer Menge einströmenden Barbaren, werden dabei dem macedonisch-griechischen Wesen mehr oder weniger assimilirt. Die Qualität der Truppen mag insofern zurückgegangen sein, als der romantisch-idealistische Schimmer, der die Welteroberung und die Person Alexanders umschwebte, auch einen Abglanz auf sein ganzes Heer geworfen haben wird und dieser Hauch verloren ging, da nun in den ideenlosen Kämpfen der Theilkönige untereinander das Kriegführen zum bloßen Geschäft herabsank. Aber Söldnerheere haben als Berufs-Kriegerthum immer die virtuose Tüchtigkeit jedes fachmäßig geübten Thuns, und es liegt kein Grund vor, diese den hellenistischen Heeren der nächsten anderthalb Jahrhunderte abzusprechen. Drillmeister und fleißiges Exerzieren werden uns ausdrücklich bezeugt.[1]) Der ursprüngliche kriegerische Schwung,

[1]) H. Droysen p. 155. Mit Unrecht schließt Droysen grade aus dem fleißigen Exerziren auf Verschlechterung des Soldaten-Materials. Eher darf man umgekehrt aus der Energie der militärischen Durchbildung auf einen starken militärischen Geist

Digitized by Google

den die Macedonier noch aus ihrer Halbbarbarei mitgebracht oder unter dem Impuls der beiden großen Könige empfangen hatten, wurde ersetzt durch die militärische Kunstfertigkeit. Ein Theil dieser Söldner bildet ein stehendes Heer.[1])

Nach drei Seiten bietet uns diese Zeit kriegsgeschichtliche Fragen. Da sind zuerst die Elephanten.

Diese neue Waffe bildet das eigentliche Problem der Epoche. Wie wurde sie in den überlieferten Organismus eingefügt? Wie wurde sie, sei es mit der Infanterie, sei es mit der Kavallerie kombinirt? Wie weit erstreckte sich die Rückwirkung des neuen Elements auf die Funktionen der älteren? Wie gestaltete sich das Gefecht, wenn auf beiden Seiten Elephanten waren?

Ein zweites Problem bietet die innere Entwickelung der Phalanx, die allmähliche Verlängerung der Sarisse.

Eine dritte Frage ist die Fortbildung des Verhältnisses der Waffen untereinander. Köchly und Rüstow haben die Ansicht aufgestellt, daß allmählich die Kavallerie die allein ausschlaggebende Waffe geworden sei; sie sei fortwährend gewachsen; die Phalanx habe eigentlich nicht mehr gefochten, sondern den Ausgang der Reiterschlacht abgewartet und sich ihm ihrerseits unterworfen.

Unmittelbar aus der Kriegsgeschichte dieser Zeit kann man wenig entnehmen. Wir haben zwar Erzählungen genug (Diodor

---

schließen. Auch der Schluß p. 132, daß mit der wachsenden Größe der Heere sich das Material habe immer mehr verschlechtern müssen, ist unzulässig. In dem ungeheuren Gebiet der gesammten Diadochenreiche war das militärisch brauchbare Material auch mit einigen 100 000 Mann schwerlich erschöpft, und „Piraten" können sehr tüchtige Soldaten abgeben.

[1]) Athenäus V, 35 (202 f.) berichtet von einem Aufzug in Alexandria etwa 275/4, wobei 57 600 Mann zu Fuß und 23 210 Mann zu Pferde den Beschluß gemacht hätten.

Appian im Prooemium cap. 10 berichtet, daß Ptolemäus II. gegen Ende seiner Regierung ein Heer von 200 000 Mann zu Fuß, 40 000 Reitern, 300 Elephanten, 2000 Streitwagen, 1500 Kriegs- und 2000 Transportschiffen besessen habe.

Paul M. Meyer „Das Heerwesen der Ptolemäer und Römer in Aegypten" p. 8 acceptirt diese Zahlen. Es ist jedoch nicht schwer zu erkennen, daß sie sehr übertrieben sind. Man muß sich nur einmal klar machen, was ein Zug von 57 600 Mann zu Fuß und 23 210 zu Pferde durch die Straßen einer Stadt bedeutet. Mag Aegypten damals 3—4 Millionen Einwohner gehabt haben (Beloch, Bevölkerung S. 258); oder 7 Millionen, wie berichtet wird und Ulr. Wilcken, Griech. Ostraka aus Egypten u. Nubien S. 490 nicht unglaublich erscheint, so würde ein stehendes Heer von 240 000 Mann $3^1/_2$ bis 7% der Bevölkerung ausgemacht haben. Ein Fünftel der angegebenen Zahlen würde schon etwas recht Großes sein.

Digitized by Google

und Plutarch), aber sie sind im höchsten Grade unzuverlässig. Wohl mag manches Richtige darunter sein, aber es ist nicht mit Sicherheit von dem Falschen zu unterscheiden. Vieles mag immerhin glaubhaft genug erscheinen, um es einfach nachzuerzählen, aber es ist nicht glaubhaft genug, um, wie unser Zweck es verlangt, Schlüsse darauf aufzubauen.

Die Elephanten-Frage wollen wir behandeln, nachdem wir die weiteren Schlachten, in denen die Thiere vorkommen, an uns haben vorüberziehen lassen, bis zur letzten, der Schlacht von Thapsus.

Die Sarissenfrage wollen wir ebenfalls erst behandeln, wo sie uns praktisch entgegentritt, bei den letzten Schlachten der Macedonier mit den Römern. Auch König Pyrrhus von Epirus, der militärisch dem Kreise der Nachfolger Alexanders angehört, wird am besten im Zusammenhang der römischen Kriegsgeschichte seine Stelle finden.

Die dritte Frage, nach dem Verhältniß von Infanterie und Kavallerie, können wir sofort erledigen, indem wir sie aufheben. Prüft man die Quellen näher, so zeigt sich nämlich, daß die thatsächliche Voraussetzung Rüstow-Köchlys nicht zutrifft; das Zahl-Verhältniß hat sich nach Alexander nicht wesentlich verändert.

Abgesehen von den Elephanten und der Verlängerung der Sarissen hat also das macedonische Kriegswesen nach Alexander eine Veränderung nicht mehr erfahren, und wir können daran gleich anschließen, daß auch die griechischen Staaten, die sich in einer unsicheren Selbständigkeit behaupteten, die vervollkommnete Kriegskunst der Macedonier, endlich auch die Sarisse nachahmten.

Erstaunlich ist, daß, als die Gallier ins Land fielen, die Nachfolger Alexanders sich ihnen nicht gewachsen zeigten. An den Persönlichkeiten lag es nicht; vielmehr scheint unverkennbar, daß alle Kunst der Kriegführung doch nicht ausreichte, der natürlichen Gewalt des kriegerischen Muthes der Barbaren zu widerstehen. Erst die große Macht des syrischen Königs Antiochus I. mit seinen Elephanten soll den Galliern Halt geboten haben; die Ueberlieferung hat von ihm das Wort aufbewahrt: „Ich schäme mich, daß wir diesen sechzehn Thieren unsere Rettung verdanken.“ Ueber die Einzelheiten dieser Vorgänge sind wir jedoch nicht genügend unterrichtet.

Digitized by Google

1. Die Ansicht Rüstows und Köchlys, daß die Reiterei an Zahl und Bedeutung in dieser Zeit noch gewachsen sei, hat schon Ad. Bauer nicht mehr in seine Darstellung aufgenommen. Die überlieferten Zahlen (Droysen p. 134) haben im Großen und Ganzen dasselbe Verhältniß an Infanterie und Kavallerie, wie es schon im Heere Alexanders war, etwa 5—7 : 1. Die Abweichungen nach oben und unten mögen durch besondere Umstände bedingt sein, über die wir auch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Vermuthungen aufstellen können. Hiermit entfällt die Frage, die Droysen p. 154 aufwirft und nicht zu beantworten weiß, weshalb in der späteren hellenistischen Zeit plötzlich die Phalanx wieder eine so große Bedeutung gewonnen und die Reiterei sie verloren habe.

Ich stelle der besseren Uebersicht halber die überlieferten Zahlen, die ich freilich damit keineswegs als durchweg glaubwürdig hinstellen will, tabellarisch zusammen.

anno			Fußvolk	Reiter	Elephanten
322	Krannon	Macedonier	43 000	5000	
		Griechen	25 000	3500	
321	Eumenes gegen Kraterus	Eumenes	20 000	5000	
		Kraterus	20 000	2000	
321	Bei Orkynia	Antigonus	10 000	2000	30
		Eumenes	20 000	5000	
319	Antigonus		60 000	10 000	30
319	Kretopolis	Antigonus	40 000	7000	
		Alketas	16 000	900	
317	Parätakene	Antigonus	28 000	8500	65
		od. einige Tausend mehr		(10300)	
		Eumenes	35 000	6100	114
				(6200)	(125)
316	Gabiene	Antigonus	22 000	9000	65
		Eumenes	36 700	6050	114
314	Demetrius		13 000	5000	40
312	Gaza	Ptolemäus	18 000	4000	
			und Leichte		
		Demetrius	12 800	5000	40
312	Demetrius		15 000	4000	
306	Antigonus		80 000	8000	83
302	Demetrius		56 000	1500	
	Kassander		29 000	2000	
301	Ipsus	Verbündete	64 000	10 500	400
				(12 000)	(480)
		Antigonus	70 000	10 000	75
288	Demetrius		98 000	12 000	
222	Sellasia	Antigonus	28 000	1200	
		Kleomenes	20 000 im Ganzen		

Digitized by Google

anno			Fußvolk	Reiter	Elephanten
217	Raphia	Ptolemäus	70 000	5000	73
		Antiochus	62 000	6000	102
197	Kynoskephalä	Philipp	23 500	2000	
171	Perseus		39 000	4000	

2. In der Schlacht bei Krannon (Diodor XVIII, 17) siegte die griechische Kavallerie über die macedonische, obgleich jene nur 3500, diese 5000 Pferde zählte. Das griechische Fußvolk aber, nur 25 000, wurde von dem macedonischen, über 43 000 Mann stark, geworfen. Die Griechen sollen im Vertrauen auf die Tüchtigkeit ihrer Reiter diese vor die Phalanx (πρὸ τῆς τῶν πεζῶν φάλαγγος) gestellt haben. Die griechische Phalanx zog sich auf ein höher gelegenes Gelände zurück und wehrte dadurch den Andrang der feindlichen Phalanx ab. Die siegreichen griechischen Reiter kehrten um, als sie den Rückzug ihrer Phalanx bemerkten, ohne aber weiter in die Schlacht einzugreifen.

Der Vorgang ist unklar.

3. Von Eumenes erzählen Diodor und Plutarch, daß er in kluger Voraussicht sich mit einer zahlreichen und tüchtigen Reiterei versehen habe; durch sie besiegt er erst den Neoptolemos und überwindet auch dessen Phalanx, als diese, schon siegreich gegen seine Infanterie, ihre Ordnung aufgelöst hat. In dem zweiten Gefecht kommt es nicht zu einem Kampf mit der Infanterie, da Eumenes, nachdem er die feindliche Kavallerie durch seine Uebermacht (5000 gegen 2000) geschlagen, mit der feindlichen Phalanx Verhandlungen anknüpft, um sie zum Uebertritt zu bewegen.

4. Das Treffen bei Orkynia ist kriegsgeschichtlich nicht zu verwerthen, da es durch Verrath entschieden wurde.

5. Bei Kretopolis hatte Antigonus eine so große Uebermacht, und der Bericht Diodors ist überdies so wenig anschaulich, daß kriegsgeschichtlich aus dem Treffen nichts zu gewinnen ist.

6. Von der Schlacht in Parätakene zwischen Antigonus und Eumenes (317) giebt uns Diodor (XIX, 27—31) eine eingehende Schilderung; ich habe jedoch Bedenken, ob man viel davon als historisch betrachten darf. Ohne auf die vielen Einzelheiten einzugehen, will ich hier nur die Punkte hervorheben, die mir, ganz abgesehen von der generellen Unzuverlässigkeit der Quelle, das Ganze verdächtig machen.

Diodor giebt die Stärke im Ganzen und im Einzelnen sehr genau an: die Zahlen aber stimmen, wie schon Rüstow und Köchly bemerkt haben (S. 371 Anmk.), untereinander nicht.

Eumenes soll vor seinem linken Flügel im Haken 45 Elephanten mit Bogenschützen und Schleuderern in den Intervallen aufgestellt haben, (πρὸ δὲ τούτων ἁπάντων ἔταξεν ἐλέφαντας μὲν ἐν ἐπιχαμπίῳ τετταράκοντα

Digitized by Google

πέντε, τοξότας δὲ καὶ σφενδονήτας ἐν τοῖς τῶν θηρίων διαστήμασι τοὺς ἱκανούς.) Rüſtow und Köchly faſſen dieſen Haken als einen vorgebogenen auf. Unmöglich iſt das nicht, aber man ſieht den Grund nicht ein: ein vorgebogener Haken, wenn er nicht eine unbedingt ſichernde Anlehnung im Terrain hat, ſetzt ſich immer ſelbſt der Ueberflügelung aus.

Im Zentrum ſtand das Fußvolk, auf dem rechten Flügel wieder Kavallerie und davor 80 Elephanten mit Leichtbewaffneten. Wir fragen: weshalb ſtanden die Elephanten auf dem einen Flügel im Haken, im Zentrum und auf dem anderen Flügel vor den anderen Truppen? Wie ſollte die Phalanx hinter den 40 Elephanten, die ihr zugetheilt waren, agiren? Soll ſie, ihnen nachrückend, auf die feindliche Phalanx losſtürmen, nachdem dieſe durch die Elephanten in Unordnung gebracht iſt? Auch Antigonus ſoll Elephanten vor ſeine Phalanx geſtellt haben. In der Darſtellung aber hören wir nachher von dieſen beiderſeitigen Elephanten kein Wort; die Phalangen gehen aufeinander los, wie gewöhnlich.

Antigonus ſoll beobachtet haben, daß der rechte Flügel des Feindes durch Elephanten und die beſten (κρατίστοι) Reiter beſonders ſtark war. Nach Diodors eigener Erzählung aber war eine größere Zahl von Elephanten und eine erhebliche Ueberzahl an Reitern gerade auf dem andern Flügel.

Auch Antigonus ſoll, wie ſein Gegner, die Elephanten ſeines linken Flügels im Haken (παρὰ δὲ τὸ κέρας . . . . ποιήσας ἐπικάμπιον) aufgeſtellt haben. Rüſtow und Köchly faſſen dieſen Haken als einen zurückgebogenen auf.

Antigonus ſchritt in ſchräger Schlachtordnung, den rechten Flügel voran, zum Angriff. Trotzdem ſoll nicht dieſer, ſondern gerade ſein zurückgehaltener, linker Flügel den Angriff eröffnet haben. Er beſtand weſentlich aus leichten Reitern, die ſich ſcheuend, gerade auf die Elephanten loszugehen, die Gegner aus der Flanke zu packen ſuchten. Da Eumenes mit ſeinen ſchweren Reitern ſich ihnen nicht gewachſen fühlte, ſo holte er Verſtärkung an leichten Reitern von dem anderen Flügel.

Man fragt, weshalb er nicht ſeine Elephanten, die er ja unmittelbar bei der Hand hat, gegen die feindlichen Reiter einſchwenken läßt und ganz beſonders, wie er es wagen kann, ſeinen linken Flügel, der von dem feindlichen Offenſiv-Flügel ja aufs Stärkſte bedroht iſt, ſo zu ſchwächen.

Mit Hülfe der Verſtärkung, indem nun auch die Elephanten mitwirken, aber bloß „folgen“ (ἐπακολουθούντων), beſiegt Eumenes den feindlichen linken Flügel; ebenſo beſiegt ſeine Phalanx, an Zahl überlegen (35 000 gegen 28 000), die feindliche.

Während dieſes Gefechts hat ſich der angeblich vorgeſchobene Offenſiv-Flügel des Antigonus völlig paſſiv zu verhalten. Man ſollte meinen, das ſiegreiche Heer des Eumenes unter ſeiner vortrefflichen Führung detachirt nunmehr einige Abtheilungen in die Flanke und den Rücken des noch ſtehenden feindlichen Flügels, um den Sieg zu vollenden. Statt deſſen erzählt uns Diodor, wie die ſiegreichen Truppen des Eumenes ſich ſämmtlich

Digitized by Google

217

197

171

206

mit nichts Anderem beschäftigen, als die Geschlagenen zu verfolgen; der linke Flügel aber bleibt stehen, so daß die Schlachtordnung auseinanderreißt. In diese Lücke wirft sich Antigonus mit seinen Reitern und schlägt den bisher passiven, durch die Detachirung geschwächten Flügel des Gegners, und auf diese Nachricht hin machen seine geschlagenen Truppen wieder Halt und Eumenes ruft die Seinigen von der Verfolgung zurück. Wie es möglich sein soll, daß, wenn acht Neuntel eine Schlacht wiederherstellt, ist schwer einzusehen. des letzten Neuntels eine Schlacht wiederherstellt, ist schwer einzusehen. Bei seinen wohldisziplinirten Truppen hätte es Eumenes wohl möglich sein müssen, einige Abtheilungen noch aus der Verfolgung herauszurufen und damit dem Antigonus den Rest zu geben.

Völlig unverständlich und abenteuerlich ist vollends die nunmehr folgende Erzählung Diodors, wie die beiden Heere die halbe Nacht durch auf 400 Fuß Entfernung nebeneinander herziehen.

7. In der Schlacht in Gabiene (316) soll wiederum (Diodor XIX, 40—43) Eumenes 60 seiner besten Elephanten im Haken (ἐν ἐπικαμπίῳ) vor seinem linken Flügel (πρὸ τοῦ κέρατος παντός) gestellt, den Rest ebenso wie Antigonus vor die Front.

In dem Reitergefecht des linken Flügels wird Eumenes, ohnehin an Kavallerie schwächer und von einem Korps verrätherisch im Stich gelassen, geschlagen. Von seiner großen Ueberzahl an Elephanten wird nicht berichtet, daß sie ihm etwas genützt habe. Wir hören nur, daß die Elephanten gegeneinander gekämpft und daß das führende Thier dieser Seite im Kampf mit einem Gegner fiel.

Im Kampf der Infanterie siegt die an Zahl wie an Qualität überlegene Phalanx des Eumenes vollständig; sie tödtet dem Gegner 5000 Mann, ohne selbst einen einzigen zu verlieren. Von den Elephanten und Leichtbewaffneten, die vor der Front gestanden haben sollen, ist nicht die Rede.

Auch von dem Kampf auf dem anderen Kavallerie-Flügel, den beide Parteien zurückhalten, hören wir nichts.

Jetzt hätte sich eine sehr eigenthümliche Schlacht entwickeln müssen, da auf der einen Seite eine sehr starke und tüchtige Infanterie (36 700 Mann) mit vielen Elephanten gegen Kavallerie (9000) mit nur halb so viel Elephanten stand. Die Ueberlegenheit scheint unbedingt auf der ersten Seite, der des Eumenes, sein zu müssen, um so mehr, da dieser auch noch einen Theil seiner Kavallerie zur Verfügung hat. Die Phalanx weist auch, Karrée formirend, einen Angriff der Kavallerie des Antigonus ab, dann aber wird das kriegerische Ereigniß plötzlich abgebrochen, da die Truppen des Eumenes ihren Feldherrn verrathen und ihn dem Feinde ausliefern. Antigonus hatte während der Schlacht durch seine überlegenen Reiter das Lager des Eumenes, wo auch die Weiber und Kinder der Soldaten waren, einnehmen lassen, und das soll die Stimmung der Soldaten so beeinflußt haben, obgleich man nicht sieht, weshalb man sich nicht schleunigst in Bewegung setzte, um die

Digitized by Google

Eingedrungenen wieder zu verjagen. Das Lager lag nur 1500 Schritt hinter dem Schlachtfeld.

8. Gaza (312) würde eine kriegsgeschichtlich sehr interessante Schlacht sein, wenn wir nur irgend einen zuverlässigen Bericht hätten. Nach dem einzigen, der uns vorliegt (Diodor XIX, 80—84) war Demetrius an Kavallerie (5000[1]) gegen 4000) und Elephanten (40), die dem Gegner, (Ptolemäus) ganz fehlten, überlegen, während dieser an Infanterie (18000 gegen 11000 schwere, „sehr viele" gegen 1800 leichte) bei weitem stärker war. Wir müßten daher etwas Aehnliches wie in der Schlacht in Gabiene erwarten. Von einem Kampf der Phalangen hören wir aber überhaupt nichts. Der Kampf spielt sich ausschließlich zwischen dem linken Flügel des Demetrius, bestehend aus Reitern, 30 Elephanten und Schützen, und dem rechten des Ptolemäus, ebenso zusammengesetzt, ausschließlich der Elephanten, ab. Hierbei müßte Demetrius die Ueberlegenheit gehabt haben. Aber Ptolemäus hat gegen die Elephanten ein eigenthümliches Hilfsmittel gefunden. Er läßt vor seinem rechten Flügel mit Ketten verbundene eisenbeschlagene Palissaden aufstellen. Wodurch dieses Pfahlwerk die Thiere aufhalten sollte, ist nicht deutlich gesagt. Man kann nicht in der Schleunigkeit Pfähle so einrammen, daß sie Elephanten Widerstand leisten. Später bei der Beschreibung des Gefechts wird auf die weichen Füße der Thiere hingewiesen und daß sie sich an dem Pfahlwerk aufgespießt hätten: danach würde man eine Art Fußangeln oder, wie H. Droysen gemeint hat, umgekehrte Eggen vermuthen müssen, die mit Ketten verbunden wurden, damit sie nicht weggenommen werden konnten. Aber weder hat χάραξ diese Bedeutung, noch würde sie uns sachlich viel weiter helfen. Das Hinlegen und Aneinanderketten der „Eggen" vollzieht sich doch vor den Augen des Feindes. Die Reiter, scheint's, haben es auch gesehen und konsequenter Weise, da jedes derartige Hinderniß das eigene Vorgehen ebenso aufhebt, wie das feindliche, entspinnt sich das Reitergefecht auf dem äußersten Flügel und zieht sich durch eine Umgehung der Ptolemäer noch weiter nach dieser Seite, vermeidet also das „Pfahlwerk". Bloß die, für die es bestimmt ist, nämlich die Elephanten bleiben dabei, statt ihre bekannte Einwirkung auf die feindlichen Reiter auszuüben, geradeaus dahin zu gehen, wo sie erwartet werden. Hier empfangen sie die Leichtbewaffneten mit Wurfgeschossen, das Pfahl- oder Eggen-Werk hält sie auf und verletzt sie; sie werden gefangen genommen; darüber erfaßt die tapferen und anfänglich siegreichen Reiter des Demetrius der Schrecken, sie entfliehen, und die Schlacht ist verloren.

Die ganze Schilderung ist eine Wachtstuben-Geschichte, von der man kein Wort in eine historische Darstellung aufnehmen darf.

---

[1]) 5000 Reiter hat Demetrius nach cap. 69; addirt man die in der Schlachtordnung aufgezählten einzelnen Truppentheile zusammen, so erscheinen nur 4400.

Digitized by Google

mit nichts Anderem beschäftigen, als die Geschlagenen zu verfolgen; der linke Flügel aber bleibt stehen, so daß die Schlachtordnung auseinanderreißt. In diese Lücke wirft sich Antigonus mit seinen Reitern und schlägt den bisher passiven, durch die Detachirung geschwächten Flügel des Gegners, und auf diese Nachricht hin machen seine geschlagenen Truppen wieder Halt und Eumenes ruft die Seinigen von der Verfolgung zurück. Wie es möglich sein soll, daß, wenn acht Neuntel eines Heeres in voller Flucht sind, ein Theilsieg des letzten Neuntels eine Schlacht wiederherstellt, ist schwer einzusehen. Bei seinen wohldisziplinirten Truppen hätte es Eumenes wohl möglich sein müssen, einige Abtheilungen noch aus der Verfolgung herauszurufen und damit dem Antigonus den Rest zu geben.

Völlig unverständlich und abenteuerlich ist vollends die nunmehr folgende Erzählung Diodors, wie die beiden Heere die halbe Nacht durch auf 400 Fuß Entfernung nebeneinander herziehen.

7. In der Schlacht in Gabiene (316) soll wiederum (Diodor XIX, 40—43) Eumenes 60 seiner besten Elephanten im Haken (ἐν ἐπικαμπίῳ) vor seinem linken Flügel (πρὸ τοῦ κέρατος παντός) gestellt, den Rest ebenso wie Antigonus vor die Front.

In dem Reitergefecht des linken Flügels wird Eumenes, ohnehin an Kavallerie schwächer und von einem Korps verrätherisch im Stich gelassen, geschlagen. Von seiner großen Ueberzahl an Elephanten wird nicht berichtet, daß sie ihm etwas genützt habe. Wir hören nur, daß die Elephanten gegeneinander gekämpft und daß das führende Thier dieser Seite im Kampf mit einem Gegner fiel.

Im Kampf der Infanterie siegt die an Zahl wie an Qualität überlegene Phalanx des Eumenes vollständig; sie tödtet dem Gegner 5000 Mann, ohne selbst einen einzigen zu verlieren. Von den Elephanten und Leichtbewaffneten, die vor der Front gestanden haben sollen, ist nicht die Rede.

Auch von dem Kampf auf dem anderen Kavallerie-Flügel, den beide Parteien zurückhalten, hören wir nichts.

Jetzt hätte sich eine sehr eigenthümliche Schlacht entwickeln müssen, da auf der einen Seite eine sehr starke und tüchtige Infanterie (36700 Mann) mit vielen Elephanten gegen Kavallerie (9000) mit nur halb so viel Elephanten stand. Die Ueberlegenheit scheint unbedingt auf der ersten Seite, der des Eumenes, sein zu müssen, um so mehr, da dieser auch noch einen Theil seiner Kavallerie zur Verfügung hat. Die Phalanx weist auch, Karrée formirend, einen Angriff der Kavallerie des Antigonus ab, dann aber wird das kriegerische Ereigniß plötzlich abgebrochen, da die Truppen des Eumenes ihren Feldherrn verrathen und ihn dem Feinde ausliefern. Antigonus hatte während der Schlacht durch seine überlegenen Reiter das Lager des Eumenes, wo auch die Weiber und Kinder der Soldaten waren, einnehmen lassen, und das soll die Stimmung der Soldaten so beeinflußt haben, obgleich man nicht sieht, weshalb man sich nicht schleunigst in Bewegung setzte, um die

Digitized by Google

Eingedrungenen wieder zu verjagen. Das Lager lag nur 1500 Schritt hinter dem Schlachtfeld.

8. Gaza (312) würde eine kriegsgeschichtlich sehr interessante Schlacht sein, wenn wir nur irgend einen zuverlässigen Bericht hätten. Nach dem einzigen, der uns vorliegt (Diodor XIX, 80—84) war Demetrius an Kavallerie (5000[1]) gegen 4000) und Elephanten (40), die dem Gegner, (Ptolemäus) ganz fehlten, überlegen, während dieser an Infanterie (18000 gegen 11000 schwere, „sehr viele" gegen 1800 leichte) bei weitem stärker war. Wir müßten daher etwas Aehnliches wie in der Schlacht in Gabiene erwarten. Von einem Kampf der Phalangen hören wir aber überhaupt nichts. Der Kampf spielt sich ausschließlich zwischen dem linken Flügel des Demetrius, bestehend aus Reitern, 30 Elephanten und Schützen, und dem rechten des Ptolemäus, ebenso zusammengesetzt, ausschließlich der Elephanten, ab. Hierbei müßte Demetrius die Ueberlegenheit gehabt haben. Aber Ptolemäus hat gegen die Elephanten ein eigenthümliches Hilfsmittel gefunden. Er läßt vor seinem rechten Flügel mit Ketten verbundene eisenbeschlagene Palissaden aufstellen. Wodurch dieses Pfahlwerk die Thiere aufhalten sollte, ist nicht deutlich gesagt. Man kann nicht in der Schleunigkeit Pfähle so einrammen, daß sie Elephanten Widerstand leisten. Später bei der Beschreibung des Gefechts wird auf die weichen Füße der Thiere hingewiesen und daß sie sich an dem Pfahlwerk aufgespießt hätten: danach würde man eine Art Fußangeln oder, wie H. Droysen gemeint hat, umgekehrte Eggen vermuthen müssen, die mit Ketten verbunden wurden, damit sie nicht weggenommen werden konnten. Aber weder hat χάραξ diese Bedeutung, noch würde sie uns sachlich viel weiter helfen. Das Hinlegen und Aneinanderketten der „Eggen" vollzieht sich doch vor den Augen des Feindes. Die Reiter, scheint's, haben es auch gesehen und konsequenter Weise, da jedes derartige Hinderniß das eigene Vorgehen ebenso aufhebt, wie das feindliche, entspinnt sich das Reitergefecht auf dem äußersten Flügel und zieht sich durch eine Umgehung der Ptolemäer noch weiter nach dieser Seite, vermeidet also das „Pfahlwerk". Bloß die, für die es bestimmt ist, nämlich die Elephanten bleiben dabei, statt ihre bekannte Einwirkung auf die feindlichen Reiter auszuüben, geradeaus dahin zu gehen, wo sie erwartet werden. Hier empfangen sie die Leichtbewaffneten mit Wurfgeschossen, das Pfahl- oder Eggen-Werk hält sie auf und verletzt sie; sie werden gefangen genommen; darüber erfaßt die tapferen und anfänglich siegreichen Reiter des Demetrius der Schrecken, sie entfliehen, und die Schlacht ist verloren.

Die ganze Schilderung ist eine Wachtstuben-Geschichte, von der man kein Wort in eine historische Darstellung aufnehmen darf.

---

[1]) 5000 Reiter hat Demetrius nach cap. 69; addirt man die in der Schlachtordnung aufgezählten einzelnen Truppentheile zusammen, so erscheinen nur 4400.

Digitized by Google

Bei dem künstlichen Hinderniß gegen die Elephanten könnte man an das denken, was Diodor XVIII, 71 erzählt ist. Es ist aber etwas ganz Anderes. Damis, um bei der Belagerung von Megalopolis eine Bresche für die Elephanten ungangbar zu machen, läßt Bretter legen, durch die starke Nägel geschlagen sind, und diese leicht mit Erde bedecken. Darüber können die Elephanten natürlich nicht hinweg, aber es handelt sich hier um eine schmale, bestimmte Strecke in einer reinen Defensive, man hat genügende Zeit für die Arbeit und kann sie vor dem Feinde verbergen.

9. Ueber die Schlacht bei Ipsus (301) haben wir neben einigen Trümmern Diodors (XXI, 1) nur einen ganz kurzen Bericht in Plutarchs Demetrius (cap. 29). Die Verbündeten hatten bei etwa gleich starker Infanterie und Kavallerie eine sehr große Ueberlegenheit an Elephanten 400 (oder 480) gegen 75. Demetrius schlug zunächst die feindliche Kavallerie und verfolgte sie; als er umkehrte, stellten sich ihm die feindlichen Elephanten in den Weg, so daß er weder die feindliche Phalanx angreifen, noch die Flanke der eigenen schützen konnte. Bedroht durch den Rest der feindlichen Reiter, ging darauf die Phalanx des ~~Antiochus~~ zum Theil zu seinen Gegnern über.

Könnten wir diesem Bericht unbedingt trauen, so wäre Ipsus die erste Schlacht, die die Elephanten entschieden haben. Am Hydaspes, in Parätakene, in Gabiene, bei Gaza ist es immer die an Elephanten starke Partei, die unterlegen ist, und auch bei Ipsus führen sie eine eigentliche taktische Entscheidung nicht herbei.

10. Der Sieg des Antiochus über die Gallier ist erzählt bei Lucian im „Zeuxis oder Antiochus" (ed. Jacobitz I, S. 398). Die Erzählung ist ziemlich ausführlich, aber wenig glaubwürdig. Die Gallier sollen Sichelwagen gehabt haben; das syrische Heer soll in der Mehrzahl aus Leichtbewaffneten bestanden haben. Der Sieg wird ausschließlich durch die 16 Elephanten entschieden, deren Anblick den Galliern völlig neu ist. Die Pferde machen sofort Kehrt und fahren mit den Sichelwagen durch die Reihen der eigenen Leute; eine allgemeine Panik ergreift die Barbaren und fast das ganze Heer kommt um oder wird gefangen genommen.

11. Schlacht bei Sellasia.
(222 oder 221.)

Kleomenes schützte, erzählt uns Polybius (II, 65), die anderen Zugänge in das Land durch Wachen, Gräben und Verhaue; er selber aber lagerte mit seinem Heer bei Sellasia, wo er den feindlichen Einfall erwartete.

Diese Worte klingen so, als ob alle anderen Zugänge zu Lacedämon wirklich gesperrt und Antigonus auf die Straße von Sellasia beschränkt gewesen wäre. In Wirklichkeit kann ein Land wie Lacedämon nicht in dieser Weise abgesperrt werden. Kleomenes mag im Eurotas-Thal und am Parnon einige Hindernisse hergerichtet haben, aber diese konnten natürlich

Digitized by Google

nicht bewirken, daß Antigonus, falls er die Stellung bei Sellasia zu fest fand, um sie anzugreifen, sie nicht rechts oder links hätte umgehen können.

Bei Sellasia hatte Kleomenes in der Art Stellung genommen, daß er auf die Straße im Thal Reiter und Söldner stellte, auf die Hügel rechts und links, die mit Wall und Graben befestigt wurden, Hopliten.

Es ist schwer zu sagen, was man sich dabei denken soll, obgleich Polybius ausdrücklich hinzufügt, der macedonische König selber habe die Vortrefflichkeit der Stellung anerkannt: die Waffengattungen seien richtig auf die Oertlichkeit vertheilt und das Ganze sowohl zur Schlacht wie zur Vertheidigung geeignet, vergleichbar der Auslage geschickter Fechter. Die Söldner im Thal mit den Reitern werden nachher als Leichtbewaffnete bezeichnet. Da die Reiter des Kleomenes überhaupt nur beiläufig erwähnt werden, von Antigonus aber ausdrücklich gesagt wird, er habe 1200 Reiter gehabt, so müssen wir annehmen, daß dieser an Reitern überlegen war. Man sieht also nicht ein, was den Antigonus verhindert hat, das Zentrum des Kleomenes über den Haufen zu rennen und zu durchbrechen.[1])

Antigonus fand jedoch keinen Punkt, wo er glaubte, mit Erfolg angreifen zu können, endlich aber beschloß Kleomenes selber, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen.

Ist dieser Beschluß schon schwer verständlich,[2]) so wird der Zusammenhang vollends wirr dadurch, daß Kleomenes trotz seines Entschlusses zur Schlacht ruhig in seiner Stellung bleibt und Antigonus sich entschließt, diese Stellung, die er oben für uneinnehmbar erklärt hat, anzugreifen.

Er greift sie jedoch nicht da an, wo nach der Beschreibung des Polybius offenbar der schwache Punkt war, nämlich im Zentrum, in dem unbefestigten Thal, sondern er geht zunächst gegen den einen der befestigten Hügel, den feindlichen linken Flügel vor.[3])

---

[1]) Die Thalebene ist nach Rost, Reisen im Peloponnes S. 181, zehn Minuten breit und eine Viertelstunde lang. Die Karte in diesem Werk zeigt jedoch ziemliche Abweichungen gegen die Karte in Curtius, Peloponnes II tab. XI.

[2]) Riese, Gesch. d. maced. u. griech. Staaten s. d. Schlacht bei Chäronea, hat diese offenbare Lücke durch Hypothesen auszufüllen gesucht. Ptolemäus von Aegypten war bisher der Verbündete des Kleomenes und sagte diesem das Bündniß auf; nur mit Hülfe der ägyptischen Subsidien konnte dieser aber sein großes Heer zusammenhalten. Ein durchschlagender Grund, sofort eine ausgezeichnete Defensiv-Stellung aufzugeben und die Schlacht-Entscheidung anzunehmen, ist das aber wohl noch nicht. Plutarch (Kleomenes cap. 27) berichtet, daß, wenn er nur noch zwei Tage gewartet hätte, Antigonus, um der Barbaren willen, die mittlerweile Macedonien verwüsteten, hätte abziehen müssen. J. G. Droysen in d. Gesch. des Hellenismus hat deshalb die Wendung, daß Kleomenes sich zur Schlacht entschlossen, ganz fallen lassen und läßt den Antigonus einfach die Stellung der Spartaner angreifen.

[3]) Droysen findet dies Vorgehen „natürlich", da das Thal durch die beiden befestigten Flügel flankirt worden sei. Ohne ein besonderes Motiv ist es aber keineswegs „natürlich", eine starke statt einer schwachen Stelle in der feindlichen Aufstellung anzugreifen, und ein solches Motiv fehlt bei Polybius. Vielleicht läßt es sich, wie wir unten sehen werden, aus Plutarch ergänzen.

Digitized by Google

Die Leichtbewaffneten in Klemoenes' Zentrum kamen dem feindlichen Angriff in die Flanke, werden aber naturgemäß ihrerseits durch eine Attacke der feindlichen Kavallerie auf das Zentrum zurückgetrieben.

Da Antigonus an Zahl sehr überlegen ist (29200 gegen 20000) und den rechten Flügel hat vorangehen lassen, so müßte man annehmen, daß er hier seine Uebermacht entfaltet hat. Davon spricht Polybius jedoch nicht. Er leitet die Niederlage, die der linke Flügel der Spartaner endlich erleidet, daher ab, daß der Anführer Eukleides es versäumt hat, den anstürmenden Feinden entgegenzugehen, während sie noch in Unordnung waren. Da der Hügel mit Graben und Palliſadirung befestigt gewesen sein soll, so ist die Berechtigung des Vorwurfs nicht so ohne Weiteres einleuchtend — wozu war die Befestigung denn angelegt, wenn sie bei Annäherung des Feindes verlassen werden mußte? Auch die weitere Schilderung läßt die Befestigung völlig außer Acht. Es scheint fast, als ob der Autor diesen Umstand vergessen hatte und seine Kritik nur die allgemeine Regel ausdrückt, daß es bei der Vertheidigung eines Hügels besser sei, den anrückenden Gegner nicht passiv auf dem Gipfel zu erwarten, sondern ihm von oben herab entgegenzustürmen.

Besonders erschwert wird noch das Verständniß des Gefechts auf diesem Flügel durch das, was Polybius über die Aufstellung der Verbündeten gesagt hat. Auf den rechten Flügel, sagt er, stellte der König die macedonischen Erzschildner, abwechselnd mit illyrischen Fähnlein (σπεῖραι). Niese will Peltasten darunter verstehen; da nach ihnen (ἐπὶ τούτοις) Akarnanen und Kreter aufgestellt werden, so mag das richtig sein, obgleich dann etwa die Hälfte des Heeres aus Leichten bestanden hätte.[1]) Hinter den Vorgenannten standen 2000 Achäer „ἐφεδρείας λαμβάνοντες τάξιν". Das kann kaum etwas Anderes heißen als „Reserve". Sind aber die vorher Genannten bloß Leichtbewaffnete, so sind die Achäer die eigentliche Schlachtlinie, die Phalanx. Dafür scheint wieder die Stärke, bloß 2000 Mann, zu klein zu sein, aber in dem Fortgang der Erzählung ist ausdrücklich gesagt, daß es die Achäer waren, denen das lacedämonische Zentrum in die Flanke fiel.

Während dieses Gefechts kämpfen auf dem anderen Flügel, den Kleomenes selbst mit den Spartanern besetzt hält, nur die ausgeschwärmten Leichten. Kleomenes sieht von dort aus, wie sein linker Flügel flieht und sein Zentrum im Begriff ist, zu unterliegen. Man sollte meinen, daß, wenn er die Schlacht nicht jetzt abbrechen wollte,[2]) ihm nur übrig blieb, durch

[1]) Die Stärke-Berechnung ist sehr unklar. Als Gesammtsumme ist 28000 Mann zu Fuß angegeben; addirt man die einzelnen Posten, so kommen nach Niese nur 27 600, nach meiner Rechnung 32 000 Mann zu Fuß heraus.

[2]) Droysen, Hellenismus, meint, die Möglichkeit eines Rückzuges habe Kleomenes nicht mehr gehabt, da das Thal mit der Straße verloren war. Ganz ausgeschlossen kann ein Rückzug über die Berge aber wohl nicht gewesen sein; anders wäre es doch ein unverzeihlicher Fehler gewesen, die Stellung zu nehmen, da das Thal ja sehr leicht verloren gehen konnte, und Kleomenes selbst wird sich, als die Schlacht endlich verloren war, über die Berge gerettet haben, wahrscheinlich sogar zu Pferde.

Digitized by Google

eine Detachirung vom rechten Flügel dem vordringenden Gegner in die Flanke zu fallen, dadurch die Weichenden zu degagiren und wieder zum Stehen zu bringen. Das ließ sich um so leichter machen, da ja der Hügel befestigt war, also auch durch eine Minderzahl eine Zeit lang gegen einen etwaigen Anlauf der gegenüberstehenden macedonischen Phalanx zu halten war. Polybius jedoch erwähnt die Möglichkeit dieses Manövers gar nicht, sondern sagt, Kleomenes sei gezwungen gewesen (ἠναγκάζετο), um nicht von der Flanke angegriffen zu werden, seine Palliſaden einzureißen und selbst mit seiner ganzen Macht zum Angriff in der Front überzugehen. Hier unterliegen die Spartaner der Wucht der macedonischen Phalanx.

Es sind doch wohl zu viele Unklarheiten und Widersprüche in dieser Schilderung, als daß man sie kriegsgeschichtlich verwerthen dürfte.

Plutarchs Erzählung im Kleomenes (nach Phylarch) weicht in wesentlichen Punkten von Polybius ab. Er berichtet, daß Antigonus den Flügel des Eukleides durch Illyrier und Akarnanen umgehen ließ und läßt Kleomenes seinen Angriff nicht erst beginnen, als der andere Flügel schon geschlagen ist, sondern im Gegentheil, sein siegreich vordringender Angriff kommt ins Stocken, als man bemerkt, daß der andere Flügel umgangen und verloren ist.

Sachlich würde diese Darstellung vor der des Polybius den Vorzug verdienen,[1]) namentlich würde sich dadurch erklären, weshalb Antigonus nicht zunächst das Zentrum angriff: er wartete die Umgehung ab.

Sowohl Polybius wie Plutarch sagt, daß die macedonische Phalanx durch ihre taktische Eigenthümlichkeit über die Tapferkeit der Lacedämonier gesiegt habe. Polybius, der vorher berichtet hat, daß wegen der Engigkeit des Terrains die Tiefe der Phalanx verdoppelt worden, spricht von dem „Gewicht" (ὑπὸ τοῦ βάρους) der macedonischen Ordnung; Plutarch spricht nicht bloß von der Masse, sondern auch von der Art der Bewaffnung „τῷ τρόπῳ τῆς ὁπλίσεως καὶ τῷ βάρει τῆς ὁπλιτικῆς φάλαγγος", die den Macedoniern das Uebergewicht gegeben habe. Diese Bemerkung wäre sehr interessant, wenn sie nicht quellenkritischen Bedenken unterläge. An anderer Stelle (cap. 11; vgl. auch cap. 23) hat uns nämlich Plutarch erzählt, daß Kleomenes die spartanischen Hopliten mit der Sarisse bewaffnet und ausgebildet, also die macedonische Fechtweise eingeführt habe. Wenn sie sie selber bereits angenommen hatten, wie konnten die Lacedämonier gerade der Eigenthümlichkeit der macedonischen Kriegskunst erliegen? Die Quellen

[1]) Valeton, De Polybii fontibus et auctoritate (Utrecht 1879) p. 164, der sonst nachweist, daß in dieser Geschichts-Partie Phylarch vielfach dem Polybius vorzuziehen sei, will grade bei der Schlacht von Sellasia eine Ausnahme machen. In der That ist es nicht gerade glaublich, daß Kleomenes durch die falsche Meldung eines bestochenen Landsmannes über die Umgehung seines linken Flügels beruhigt worden sei, auch nicht, daß er die feindliche Phalanx 5 Stadien weit zurückgetrieben habe und noch weniger, daß die 6000 Lacedämonier sämmtlich mit Ausnahme von 200 gefallen seien, aber die oben wiedergegebenen Nachrichten verlieren dadurch nichts an ihrer einfachen Natürlichkeit und deshalb Wahrscheinlichkeit.

Digitized by Google

sagen keineswegs, daß sie es nicht gut genug verstanden, daß sie noch nicht genügend darin geübt gewesen seien, sondern suchen den Grund der Niederlage in dem Art-Unterschied.

12. Schlacht bei Raphia.
(217).

Bei Raphia kämpften Ptolemäus IV. von Aegypten und Antiochus von Syrien miteinander. An Infanterie hat Ptolemäus eine geringe Ueberlegenheit (70000 gegen 62000), Antiochus aber eine erheblichere an Kavallerie (6000 gegen 5000) und Elephanten (102 gegen 73). Der Bericht des Polybius (V, 86) ist sehr einfach, aber doch nicht ganz einwandfrei.

Antiochus siegt zunächst auf seinem rechten Flügel mit seiner überlegenen Kavallerie und seinen überlegenen Elephanten über die feindlichen; auch die zunächst stehenden Peltasten des Ptolemäus werden in diese Niederlage verwickelt. Als Ursache der Niederlage der ägyptischen Elephanten giebt Polybius an, daß die afrikanische Rasse dieser Thiere der indischen nicht gewachsen sei; sie fürchten sich vor ihrer Größe und Stärke und scheuten den Geruch und die Stimme. Die modernen Naturkundigen verwerfen diese Gegenüberstellung[1]: der afrikanische Elephant sei nicht nur nicht kleiner, sondern eher größer als der indische, und beide Rassen scheuen durchaus nicht vor einander, sondern vertragen sich sehr gut. Die Vermuthung wird daher viel für sich haben,[2]) daß nicht sowohl der Vorzug der Rasse, als die größere Kunst der indischen Kornaks, die eine alte Tradition hatten, während die Aegypter die Sache nur nachahmten und keine Uebung in der Dressur hatten, es war, die die indischen Elephanten hier zum Siege führte.

Während so Antiochus auf dem von ihm selbst geführten Flügel siegte, siegte ebenso auf dem entgegengesetzten, trotz der Elephanten, die hier wie dort den Kavallerie-Flügeln zugetheilt waren, die ägyptische Kavallerie.

Nun macht Polybius dem Antiochus den Vorwurf, daß er in der Verfolgung seines Sieges fortgestürmt sei. Denselben Fehler soll Demetrius bei Ipsus gemacht haben, und er wird uns noch öfter begegnen. Wir würden ohne Weiteres die endliche Entscheidung hierauf zurückführen, wenn wir hörten, daß der ägyptische siegreiche Kavallerie-Flügel auf der anderen Seite, statt in diesen Fehler zu verfallen, die feindliche Phalanx in der Flanke angegriffen hätte. Davon hören wir jedoch nichts; vielmehr sollen nur die beiden Phalangen ganz isolirt gegeneinander gekämpft und hierbei die ägyptische die syrische überwunden haben.

Das Wesentliche, das wir aus dieser Schlacht lernen, dürfte sein, daß die Elephanten nicht in Verbindung mit der Phalanx, sondern in Verbindung mit der Kavallerie aufgestellt werden, daß ihre Wirkung aber doch keine entscheidende ist.

---

[1]) Bolau, Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg „Der Elephant in Krieg und Frieden" (1887) S. 8, S. 13.

[2]) Scharff, De natura et usu elephantorum Africanorum apud veteres (Weimar, Progr. 1855).

Digitized by Google

13. Schlacht bei Mantinea. (207).

Bei Mantinea stellte Philopömen die Achäer hinter einem Graben auf. Trotzdem rückten die Spartaner unter dem Tyrannen Machanidas gegen sie an. Ein neues Kriegsmittel sollte hier zum ersten Mal in einer Feldschlacht zur Anwendung kommen: Machanidas ließ vor seiner Phalanx her eine Anzahl Katapalten auffahren, um die feindliche Phalanx zu beschießen. Das zu verhindern, begann Philopömen das Gefecht, indem er die auf seinem linken Flügel aufgestellten leichten Reiter (Tarantiner) und sonstigen leichtbewaffneten Söldner vorgehen ließ.

Ganz einleuchtend ist dieser Zusammenhang nicht. Philopömen hat eine Defensiv-Stellung mit einem Front-Hinderniß eingenommen und soll nun selber seinen einen Flügel über dies Hinderniß (anders ist es nicht denkbar) haben vorgehen lassen. Was sollte dabei herauskommen? Siegten die achäischen Leichten, so fragte es sich, ob die Phalanx folgen sollte oder nicht. Folgte sie, so mußte sie angesichts des Feindes das selbstgewählte Fronthinderniß überschreiten; folgten sie nicht, so war der Sieg der Leichten nutzlos, sie mußten vor der feindlichen Phalanx wieder zurück. Auch sieht man nicht recht ein, wie der Kampf der Leichten auf dem einen Flügel die Arbeit der Katapalten im Zentrum verhindert haben soll, am wenigsten da in jenem Kampf die spartanischen Leichten siegten und die Achäer über den Graben weg in die Flucht jagten.

Jetzt hätte der Sieg dem Machanidas gehört, wenn er mit seinem siegreichen rechten Flügel der achäischen Phalanx in die Flanke gefallen wäre, während seine eigene Phalanx sie gleichzeitig in der Front angriff. Der Graben würde die Archäer dann so wenig gerettet haben, wie der Granikus oder der Pinarus bei Issus die Perser und die griechischen Hopliten. Machanidas aber, statt diese selbstverständliche Bewegung zu machen, hatte seine Leute entweder nicht genügend in der Hand oder war, wie Polybius sagt, leidenschaftlich und kindisch genug, blind hinter den Fliehenden herzustürmen, und als nun seine Phalanx siegesgewiß auf die feindliche losging, führte ihr Philopömen die seinige in dem Augenblick, als sie den Graben überschritt und in Unordnung gerathen war, entgegen und schlug sie.

Stände weiter nichts bei Polybius, so wäre sachlich nichts dagegen einzuwenden, als daß wir jede Angabe sowohl über die beiderseitige Stärke, die doch sehr maßgebend ist, wie über den anderen Flügel vermissen. Auf diesem Flügel, dem rechten der Achäer, stand ihre gesammte eigene, also schwere Reiterei. Sollte diese gegen die feindliche Phalanx garnicht mitgewirkt haben, oder wodurch wurde sie daran verhindert? Die Nicht-Erwähnung ist um so auffälliger, als Polybius vorher (X, 22—24) eingehend geschildert hat, welche Verdienste sich Philopömen gerade um die Reorganisation der achäischen Reiterei erworben habe. H. Droysen (p. 182) hat die Vermuthung ausgesprochen, die Reiterei, die hinter dem Graben nicht ver-

Digitized by Google

wendet werden konnte, sei wohl zur Verfolgung aufgespart worden. Aber einerseits hören wir, daß der Graben ohne wesentliche Schwierigkeit zu überschreiten war, andererseits wäre es doch ein gar zu grober Fehler gewesen, die Reiter hier nutzlos hinzustellen und stehen zu lassen, während sie auf dem andern Flügel die Niederlage vielleicht hätten verhindern können. Wie sich die Dinge aber auch hier auf dem rechten Flügel abgespielt haben mögen, wichtiger ist, was Polybius noch von dem linken achäischen Flügel berichtet. Als hier die Leichten geflohen waren und Machanidas ihnen nachsetzte, soll Philopömen die nächsten Abtheilungen der Phalanx im Laufschritt herangeführt und den verlassenen Platz wieder besetzt haben, so daß er sowohl die Verfolger abschnitt als jetzt die feindliche Phalanx überflügelte. Gegen die zu erwartende Rückkehr der Verfolger stellte er zugleich Diejenigen des geschlagenen Flügels auf, die nicht das Schlachtfeld verlassen, sondern sich unter dem Schutz der Phalanx wieder gesammelt hatten.

Gegen diese Erzählung erheben sich eine Reihe von Fragen und Bedenken.

Woher nahm Philopömen die Phalangiten, die die Front verlängerten? Da er doch in der Mitte keine Lücke machen konnte, so müssen es die hinteren Glieder gewesen sein, so daß die Phalanx hier entsprechend flacher wurde. Das ist nicht unmöglich, aber jedenfalls ein höchst schwieriges Manöver, das man in der Aufregung einer Schlacht, unter dem moralischen Druck einer partiellen Niederlage einer Bürgerwehr schwer zutrauen kann.

Je größer nun aber die Leistung der Ausführung eines solchen Manövers erscheint, desto auffälliger ist, daß es in dem Fortgang der Schlacht nach der Erzählung des Polybius keinerlei Wirkung ausübt. Wir müßten erwarten, daß Philopömen mit seiner verlängerten Schlachtlinie die Offensive ergreift und mit dem überragenden Flügel die Lacedämonier in der entblößten Flanke packt. Das erscheint um so nöthiger, als ja jeden Augenblick die Rückkehr des siegreichen Machanidas zu erwarten steht; nur etwa 2000 Schritt hinter dem Schlachtfeld liegt die Stadt Mantinea, weiter konnte die Verfolgung nicht gehen, und Machanidas konnte auch schon vorher einfallen, daß es in der Schlacht noch etwas zu thun gebe. Dann fiel er die Phalanx im Rücken an; die gesammelten Flüchtigen hätten ihn schwerlich sehr aufgehalten.

Nach Polybius' Erzählung aber ist es nicht Philopömen, der zum Angriff schreitet, sondern die Lacedämonier, und nicht der künstlich verlängerte Flügel giebt die Entscheidung, sondern ausschließlich auf das Front-Hinderniß, den Graben, wird alles zurückgeführt.

Unser Verdacht gegen die unbedingte Zuverlässigkeit der Polybianischen Darstellung muß nun aber noch verstärkt werden, wenn wir die völlig abweichende Erzählung in Plutarchs Philopömen lesen. Hier finden wir nämlich grade das, was wir bei Polybius vermißt haben: daß die achäische Phalanx es gewesen sei, die die Offensive ergriffen habe, und daß sie der feindlichen, die einen Angriff nicht erwartete, in die Flanke gefallen sei:

Digitized by Google

„εὐθὺς ἦγε τῶν Λακεδαιμονίων ὁρῶν τὴν φάλαγγα γυμνὴν ἀπολελειμμένην καὶ κατὰ κέρας παραδραμὼν ἐνέβαλε, μήτε ἄρχοντος αὐτοῖς παρόντος μήτε μάχεσθαι προσδεχομένοις· νικᾶν γὰρ ἡγοῦντο καὶ κρατεῖν παντάπασιν διώκοντα τὸν Μαχανίδαν ὁρῶντες.“

Nehmen wir zu diesen Abweichungen, daß Plutarch den Graben, der in Polybius' Darstellung die entscheidende Rolle spielt und dem ein langes Räsonnement gewidmet wird, in der Schlacht garnicht erwähnt, so scheint mir die Annahme (Valeton p. 200, Niese S. 499 Anmk.), daß Plutarch aus Polybius geschöpft habe, unmöglich.

Auf verschiedene Weise hat man versucht, die Schlacht zu rekonstruiren. H. Droysen nimmt an, daß Machanidas von der Existenz des Grabens nichts gewußt und ihn beim Anmarsch nicht habe sehen können. Das hebt nur einen Theil der Schwierigkeiten und ist auch bei der Nachbarschaft von Mantinea und Lacedämon kaum glaublich. Umgekehrt hat C. Guischardt (Mémoires militaires, cap. X, S. 159) vermuthet, Machanidas habe von vornherein angenommen, die Achäer würden sich hinter dem Graben aufstellen, und deshalb seine Katapalten mitgebracht und spielen lassen. Er nimmt weiter an, daß der Bericht des Polybius lückenhaft auf uns gekommen sei, und ergänzt diese Lücke theils aus seiner Phantasie, theils aus Plutarch, z. B. den Widerspruch zwischen der Verlängernng des achäischen Flügels zum Zwecke der Umklammerung und dem Verharren in der Defensive löst er so, daß Philopömen in dem Augenblick, wo er selbst habe zum Angriff schreiten wollen, gesehen habe, wie sich die Lacedämonier bereits in Bewegung setzten, und nun natürlich erst den Vortheil seiner Defensiv-Stellung wahrnahm und (nach Plutarch) den überragenden linken Flügel einschwenken und den Graben überschreiten ließ in dem Augenblick, als die Spartaner den Graben zu überschreiten suchten. Das ist gewiß nichts als eine geistreiche Hypothese, aber sachlich möglich und deshalb eher erträglich als die einfache Wiedergabe der sich selbst widersprechenden Polybianischen Erzählung.

Den Widerspruch, daß Philopömen die Katapalten, die sein Zentrum beschossen, durch ein Vorgehen seines linken Flügels bekämpft haben soll, löst Guischardt durch eine ähnliche Ergänzung; Fougères (Bulletin de Correspondance hellénique Bd. 14, S. 82) durch die gewaltsame Korrektur, daß die Katapalten eben nicht die Phalanx, wie Polybius berichtet, sondern den linken Flügel der Achäer beschossen hätten.

Für unsern Zweck kommt nicht so viel darauf an, die Widersprüche zu beseitigen, als sie festzustellen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß man die Erzählung für eine Geschichte der Kriegskunst nicht wohl verwerthen darf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Viertes Buch.

Altrom.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Klassen-Phalanx.

Wenn wir die Geschichte des römischen Kriegswesens nach denselben Grundsätzen beginnen wollten, die wir bei der des griechischen angewandt haben, so müßten wir beim zweiten punischen Kriege einsetzen. Denn erst aus dieser Zeit haben wir Berichte, die uns ein wirklich zuverlässiges und anschauliches Bild von dem Verlauf einer Schlacht und dem eigenthümlichen Charakter der römischen Fechtweise geben. Aber wie die römische Geschichte, so ist auch die römische Historiographie ganz anderer Art als die griechische; wir können die Entwickelung des römischen Staatswesens viel höher hinauf mit Zuverlässigkeit verfolgen als die jener, und daraus ergiebt sich auch für unsern Zweck ein anderes Verfahren. Die griechischen Kleinstaaten haben entweder in ihrer Verfassung etwas Stagnirendes wie Sparta, das uns überdies recht unsicher bekannt ist, oder sie sind aus einer radikalen Umwälzung in die andere gestürzt, so daß Aristoteles für Athen elf verschiedene Verfassungen zählen konnte, die einander abgelöst hätten. Rom in allen Erschütterungen, die es durchgemacht hat, hat doch eine kontinuirliche Entwickelung.[1]) Selbst der Uebergang vom Königthum zur Republik war wohl eine

[1]) Trotz des Widerspruchs, den Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, § 499 erhoben hat, glaube ich doch, diese Vorstellung von „der Kontinuität der verfassungsgeschichtlichen Entwickelung Roms“ festhalten zu dürfen und zu müssen. Denn es ist völlig klar, daß der Grundbegriff des römischen Verfassungsrechts, die Amtsgewalt der Magistratur in eine sehr frühe Zeit zurückführt und allmählich getheilt und abgeschwächt worden ist. Es ist völlig ausgeschlossen, daß ein so starker Begriff von der Gewalt des Amtes sich erst gebildet hat, als die formal-souveräne Gewalt bereits in den Händen der allgemeinen Volksversammlung war; es ist erstaunlich genug, daß jener strenge Begriff

Digitized by Google

Revolution, setzte aber doch in wesentlichen Grundbegriffen das alte Staatswesen fort. So lassen auch die Institutionen noch in sehr später Zeit in ihren Formen die früheren Stadien der Entwickelung erkennen und führen uns hoch hinauf in Perioden, über die wir eine unmittelbare historische Ueberlieferung nicht mehr besitzen. In der Stimmordnung spätester Zeit sind Elemente der Heeresordnung uralter Zeit aufbewahrt. Die eigentliche Erzählung von der älteren römischen Geschichte ist durchaus legendarisch; fast nur die ganz äußerlichen Daten von Kriegen und Schlachten oder die Namen der Heerführer sind mit selbständiger Sicherheit überliefert. Aber über die Entwickelung des römischen Staatsrechts und der Kriegsverfassung lebte bei den römischen Antiquaren eine Tradition, die sich an der Gegenwart selber kontrollirte, sich deshalb nie ganz ins Phantastische verlor und auch die Legende sozusagen historisch disziplinirte.

Die historische Forschung würde noch leichter zu gesicherten Ergebnissen gelangt sein, wenn nicht diese eigenthümliche, staatsrechtliche Tradition von der politischen Tendenz sehr stark übermalt, sagen wir rundweg gefälscht worden wäre. Aber mit der Zeit hat die historische Methode Mittel und Wege gefunden, diese Fälschungen zu erkennen und auszumerzen. Während es früher auch kritische Historiker ohne Arg nachsprachen, daß der Census, den König Servius Tullius veranstaltet, 80000 Bürger ergeben habe, wissen wir heute, daß man solche Zahlen an der Größe des Staatsgebiets und der Stadt selber kontrolliren kann, und scheiden sie mit allen Konsequenzen, die sich daraus für das Verfassungsleben ergeben, aus.

Mit diesen und ähnlichen Vorbehalten dürfen wir den Nachrichten, die auf uns gekommen sind, ein gewisses Vertrauen entgegenbringen. Unser Hilfsmittel, aus dem Legendarischen, Falschen,

---

sich innerhalb der Vorstellung von der Volkssouveränität so lange auch nur hat behaupten können.

Es ist ferner völlig klar, daß die Abstimmungs-Organisation der historischen Zeit ursprünglich eine rein militärische, keine politische Basis gehabt hat; folglich führt auch dieses Institut in die Zeit einer sehr starken Monarchie zurück.

Da darf man doch wahrlich von der „Kontinuität der verfassungsgeschichtlichen Entwickelung Roms" sprechen, ohne freilich die historische Umkleidung — gegen die denn auch wohl eigentlich nur Meyers Wort gemünzt sein soll — für mehr zu nehmen, als sie ist.

Digitized by Google

Mißverstandenen, was sich naturgemäß auch eingeschlichen hat, das Wahre herauszuschälen, ist der Zustand derjenigen Zeit, die wir im hellen Licht der Geschichte deutlich und sicher zu erkennen vermögen. Diejenigen Nachrichten, die sich als Vorstufen der historisch deutlichen Periode ohne Widerspruch aneinander reihen, müssen die richtigen sein, diejenigen, die sich auf keine Weise, auch nicht als Ausnahmen, Versuche, vorübergehende Abirrungen oder dergleichen begreifen lassen, sind zu verwerfen.

Mancherlei Spuren weisen darauf hin, daß in Italien der Reiterkampf in alten Zeiten eine größere Bedeutung gehabt hat als in Griechenland. An dieser Stelle können wir jedoch mit dieser Thatsache noch nichts anfangen: viel später, im nächsten Bande, in einem ganz andern Zusammenhang, werden wir darauf zurückkommen. Wir begnügen uns zunächst mit der Feststellung, daß in Rom die wohlhabenden Klassen einen etwas ausgedehnteren, im Uebrigen aber ganz ähnlichen Reiterdienst thaten, wie wir ihn in Athen kennen gelernt haben. Die Masse des Heeres aber bildete schon zur Zeit der letzten Könige, bis wohin die deutlichen Spuren unserer Ueberlieferung reichen, die Phalanx des Fußvolkes.

Die alte römische Phalanx soll die Eigenthümlichkeit gehabt haben, daß die Glieder nicht gleichmäßig bewaffnet waren; sie zerfiel in fünf Klassen, nur die vordersten Glieder trugen die volle Hoplitenrüstung, dann kam ein Glied, dem die Panzer, dann eines, dem auch die Beinschienen fehlten, und die allerletzten hatten nur Spieße und endlich bloße Schleudersteine.

Es ist nicht unmöglich, daß hieran etwas Wahres ist. Wir haben oben (B. I, Kap. 3) dargelegt, daß es der Phalanx keinen Nutzen bringt, wenn als hintere Glieder Ungerüstete folgen, aber die römische vierte und fünfte Klasse, die nur mit Spießen und Steinen bewaffnet sind, sind nicht als Glieder der Phalanx aufzufassen, sondern entsprechen den griechischen Ψιλοί, Trainsoldaten, Burschen, die auch einige sekundäre Kombattantendienste als Leichtbewaffnete thun. Bei den Römern sind sie um einen Grad kriegerischer als bei den Griechen, da sie aus lauter Bürgern bestehen, während in den wohlhabenderen griechischen Städten, namentlich Athen, die Herren vielfältig Sklaven und die Spartaner Heloten mit ins Feld nahmen.

Digitized by Google

Anders steht es mit der zweiten und dritten Klasse; sie gehören zur Phalanx und bilden ihre hinteren Glieder. Sie waren nicht in der Lage, sich den kostbaren Panzer und Beinschienen anzuschaffen, konnten aber immerhin mit Schild und Helm oder Filzkappe einen Nahkampf aufnehmen. Man mußte sie in die hinteren Glieder stellen, aber es lag zu sehr ebensowohl im Interesse des Staates als jedes dieser Männer selber, mit vollständiger Rüstung versehen zu werden, als daß die abgestufte Bewaffnung mehr als ein Uebergang gewesen sein kann. So viel in irgend einem öffentlichen Arsenal oder in einem Privathause an Panzern aufzutreiben war, müssen die ausrückenden Hopliten auch damit ausgerüstet worden sein. Die Vermuthung, daß es sich überhaupt nie um verschiedene Bewaffnung, sondern nur darum gehandelt habe, was der Einzelne sich selbst zu beschaffen, was der Staat ihm zu liefern habe, hat Einiges für sich.[1]) Die Einzelheiten der Ueberlieferung, daß die erste Klasse runde Erzschilde (clipei), die zweite (wegen des fehlenden Panzers) lange, viereckige Schilde (scuta) gehabt habe und der dritten Klasse die Beinschienen gefehlt hätten, ist deutlich als antiquarische Konstruktion zu erkennen: zu einer Zeit, wo der Staat nicht einmal im Stande war, allen seinen Phalangiten eine volle Schutzrüstung zu geben, können unmöglich so feine Unterschiede durchgeführt oder auch nur vorgeschrieben gewesen sein. Ob der Schild ehern und rund oder viereckig, hölzern, lederüberzogen, mit Eisenbeschlag war, das wird den Konsuln wenig ausgemacht haben, und die Beinschienen wieder sind ein so unbedeutendes Stück der Rüstung, (die späteren römischen Legionare haben sie überhaupt nicht mehr getragen), daß sie offenbar nur herangezogen sind, um einen Klassen-Unterschied konstruiren zu können. Das Holz des Spießes, die Schärfe der Spitze, die Stählung des Schwertes waren für die Kampftüchtigkeit des Einzelnen viel wichtigere Unterschiede, als wenn ein Soldat statt metallner Beinschienen etwa starke lederne Gamaschen um die Schienbeine gethan hatte.

Vergleichen wir nunmehr die römische Kriegsverfassung mit der atheniſchen des fünften Jahrhunderts.

---

[1]) Brunck, Philologus 1881, S. 368.

Digitized by Google

Die Athener nahmen für den Landdienst nur die obere, wohlhabendere Hälfte (ungefähr) der Bürgerschaft in Anspruch, die sich selber die Hoplitenrüstung beschaffte und einen Knecht mit ins Feld nahm. Die Allerwohlhabendsten dienten als Reiter.

Auch bei den Römern dienten die Wohlhabendsten als Reiter; das Eigenthümliche ist die fünffache Abstufung der übrigen Bürgerschaft. Die erste Klasse entspricht den athenischen Hopliten; ihnen aber werden als zweite und dritte Klasse noch die Bürger hinzugefügt, denen ein oder gar zwei Stücke an der Hoplitenrüstung fehlen. Hat ihnen der Staat diese fehlenden Stücke ergänzt, so würden sie etwa den athenischen θῆτες ἐκ καταλόγου entsprechen. War das nicht der Fall resp. zu der Zeit, wo das noch nicht der Fall war, hat sich die römische Phalanx mit der Schwäche schlecht gerüsteter hinterer Glieder behelfen müssen.

Außer den Phalangiten hob der römische Staat auch noch Bürger für die Hülfsdienste aus, die sich bloß mit einem Spieß (4. Klasse) oder Schleudersteinen (5. Klasse) auszurüsten brauchten. In Athen war es ursprünglich vielleicht ähnlich, später überließ man es jedem Hopliten, sich selbst einen Begleiter (Knecht) mitzunehmen, und gab ihm für diesen den Sold.

Diese Kriegsverfassung hat in Rom schon bestanden, als die Republik begründet wurde, d. h. als statt des einen lebenslänglichen Oberbeamten (Königs) zwei jährlich wechselnde (Prätoren oder Konsuln) eingesetzt wurden (etwa 510 v. C.), denn die Ueberlieferung, daß das Heer es war, welches den letzten König, verjagte, wird bestätigt durch die dauernd erhaltene Wahlordnung der Konsuln, die von Heeresabtheilungen, den Centurien, vollzogen wurde.

Die Thatsache, daß die Klassen-Phalanx schon bei der Vertreibung der Könige bestand, giebt uns ein weiteres Mittel für ihr Verständniß. Man kann die Größe des damaligen römischen Staatsgebietes berechnen; es waren nicht mehr als knapp 18 Quadratmeilen (983 Quadratkilometer), weit weniger als die Hälfte von Attika. Zu einer Zeit, wo das Gebiet noch so klein war, kann auch die Stadt noch nicht groß gewesen sein, sonst hätte sie die umliegenden kleinen Orte früher und schneller überwältigt. Die Landstadt Veji, die nur zwei Meilen vor den Thoren Roms lag, wurde

Digitized by Google

erst mehr als hundert Jahre später unterworfen und eingezogen. Das Gebiet und die Größe einer Stadt stehen immer in einem gewissen Verhältniß. Das Maximum, das man für den damaligen römischen Staat annehmen darf, werden etwas über 3000 Seelen auf die Quadratmeile, also im Ganzen etwa 60000 Seelen sein, wovon einige Tausend als Sklaven abzuziehen sind.[1])

Bei einer Seelenzahl von nicht 60000 freien Einwohnern ist die Zahl der wehrfähigen Männer vom 17. bis 46. Lebensjahr auf 9—10000, die der Aelteren und Invaliden auf etwa 5—6000, die Gesammtzahl der erwachsenen männlichen Bürger auf 15—16000 zu veranschlagen.

Das Heer bestand damals nach der Ueberlieferung, die aus den oben angeführten Gründen als zuverlässig gelten darf, aus 18 Centurien Reitern; 85 Centurien Fußvolk und einigen Centurien Musikern, Schmieden und Zimmerleuten; jede Centurie hatte also (9—10000 dividirt durch etwa 106), wie der Name sagt, im Durchschnitt gegen 100 Mann, und wenn, wie anzunehmen, die Reiter-Centurien erheblich schwächer waren, so hatten die Fußvolk-Centurien ziemlich genau hundert Mann.

Diese Feststellung ist von entscheidender Bedeutung. Man hat sich bisher die Eintheilung des römischen Volkes in Klassen und Centurien vorgestellt als ein Aushebungs-Schema. Man nimmt an, jede Centurie habe gleich viel Soldaten stellen müssen; die Centurien der unteren Klassen seien aber an Kopfzahl sehr viel stärker gewesen, so daß also jeder Einzelne sehr viel seltener aufgeboten wurde, als die Mitglieder der oberen Klassen. Ja, unter den fünf Klassen habe es noch eine Volksmenge gegeben, die garnicht zu regelmäßigem Kriegsdienst verpflichtet war. Alle diese Vor-

[1]) Für Attika haben wir im Jahre 490 2500—3000 Einwohner auf die □ Meile berechnet, für Böotien im 5. Jahrhundert 2200, für Lacedämon und Messenien 1500, für den Peloponnes 2000 bis 2200. Bei der primitiven Bestellung, gestört durch die unausgesetzten Nachbarfehden, wie wir sie uns in Italien vor $2^1/_2$ Jahrtausenden vorstellen müssen, ist gewiß selbst für den fruchtbarsten Boden 2500 bis 3000 das Maximum gewesen, das ernährt werden konnte. Rom mag als alte Handelsstadt schon um 510 einige Getreidezufuhren zur See bezogen haben, aber gewiß noch nicht viel, da, wenn die Stadt schon groß war, sie schon politisch eine größere Stellung gehabt haben würde. Daß die Stadt im Verhältniß zum Landgebiet noch klein war, wird auch dadurch bezeugt, daß von den 20 Tribus nur 4 städtische waren. Die sog. Servianische Mauer, die ein sehr großes Areal einschließt, ist erst aus der Zeit der Samniterkriege.

Digitized by Google

stellungen fallen, sobald man erkannt hat, daß die Volksmenge des damaligen Rom nur gerade groß genug war, um für die Zahl der Centurien, wie sie überliefert ist, je hundert Mann zu stellen.

Die Klassen- und Centurien-Eintheilung ist danach eine gleichmäßige Eintheilung des ganzen Volkes. Die Annahme, daß die Centurien der unteren Klassen größer gewesen als die der ersten und daß unter allen Klassen noch eine in der Regel nicht wehrpflichtige Volksmenge existirt habe, so daß die Vaterlandsvertheidigung wesentlich auf den oberen Bürgerschichten ruhte, ist irrig. Wie das in der Natur eines so kriegerischen Staates liegt, wurde die gesammte wehrfähige Mannschaft herangezogen. Die Eintheilung in Klassen bedeutet nur, daß der Staat eine mehr oder weniger vollständige Ausrüstung verlangte. Die große Masse der besten Kriegsfähigen, die Haussöhne, die noch in väterlicher Gewalt standen und kein eigenes Vermögen hatten, wären überdies gar nicht einzuschätzen gewesen, man müßte sich denn ein ganz künstliches System denken, das präsumptive Erbe unter Feststellung der präsumptiven Miterben zu veranschlagen. Die überlieferten Grenzen der Klassen, die Schätzungshöhe jeder einzelnen, namentlich auch die Angabe der unteren Grenze, wonach alle Bürger, die unter 12500 (oder 11000) As geschätzt wurden, dienstfrei gewesen seien, sind völlig unglaubwürdig.[1])

Positive Nachrichten aus jener ältesten Zeit haben den römischen Antiquaren so wenig vorgelegen wie uns; durch die Hülfsmittel der ausgebildeten historischen Methode aber sind wir ihnen in der Rekonstruktion aus den Zuständen späterer Zeiten überlegen. Die spätere Zeit wußte von einer uralten Eintheilung nach dem Vermögen in fünf Klassen, die bei der Aushebung zu Grunde gelegt wurde, und daß die erste Klasse 40, die zweite bis vierte je 10, die fünfte 15 Centurien Felddienstpflichtige gehabt habe, außerdem Centurien der Musiker, Handwerker und accensi. Alles weitere ist antiquarische Rekonstruktion; schon Polybius erwähnt von einer Aushebung nach Klassen kein Wort mehr. Die bei der

[1]) Sehr hübsch ist die Bemerkung bei Dionys IV, 21, daß die Comitien, denen er selbst beigewohnt habe, garnicht mit dem, was er über diese Institution berichte, übereinstimmten, sondern viel demokratischer geworden seien. Irgend ein Zweifel an der optimatischen Tendenz-Legende von der Timokratie der guten alten Zeit ist ihm deshalb nicht aufgestiegen.

Digitized by Google

erst mehr als hundert Jahre später unterworfen und eingezogen. Das Gebiet und die Größe einer Stadt stehen immer in einem gewissen Verhältniß. Das Maximum, das man für den damaligen römischen Staat annehmen darf, werden etwas über 3000 Seelen auf die Quadratmeile, also im Ganzen etwa 60000 Seelen sein, wovon einige Tausend als Sklaven abzuziehen sind.[1])

Bei einer Seelenzahl von nicht 60000 freien Einwohnern ist die Zahl der wehrfähigen Männer vom 17. bis 46. Lebensjahr auf 9—10000, die der Aelteren und Invaliden auf etwa 5—6000, die Gesammtzahl der erwachsenen männlichen Bürger auf 15—16000 zu veranschlagen.

Das Heer bestand damals nach der Ueberlieferung, die aus den oben angeführten Gründen als zuverlässig gelten darf, aus 18 Centurien Reitern; 85 Centurien Fußvolk und einigen Centurien Musikern, Schmieden und Zimmerleuten; jede Centurie hatte also (9—10000 dividirt durch etwa 106), wie der Name sagt, im Durchschnitt gegen 100 Mann, und wenn, wie anzunehmen, die Reiter-Centurien erheblich schwächer waren, so hatten die Fußvolk-Centurien ziemlich genau hundert Mann.

Diese Feststellung ist von entscheidender Bedeutung. Man hat sich bisher die Eintheilung des römischen Volkes in Klassen und Centurien vorgestellt als ein Aushebungs-Schema. Man nimmt an, jede Centurie habe gleich viel Soldaten stellen müssen; die Centurien der unteren Klassen seien aber an Kopfzahl sehr viel stärker gewesen, so daß also jeder Einzelne sehr viel seltener aufgeboten wurde, als die Mitglieder der oberen Klassen. Ja, unter den fünf Klassen habe es noch eine Volksmenge gegeben, die garnicht zu regelmäßigem Kriegsdienst verpflichtet war. Alle diese Vor-

[1]) Für Attika haben wir im Jahre 490 2500—3000 Einwohner auf die □ Meile berechnet, für Böotien im 5. Jahrhundert 2200, für Lacedämon und Messenien 1500, für den Peloponnes 2000 bis 2200. Bei der primitiven Bestellung, gestört durch die unausgesetzten Nachbarfehden, wie wir sie uns in Italien vor $2^1/_2$ Jahrtausenden vorstellen müssen, ist gewiß selbst für den fruchtbarsten Boden 2500 bis 3000 das Maximum gewesen, das ernährt werden konnte. Rom mag als alte Handelsstadt schon um 510 einige Getreidezufuhren zur See bezogen haben, aber gewiß noch nicht viel, da, wenn die Stadt schon groß war, sie schon politisch eine größere Stellung gehabt haben würde. Daß die Stadt im Verhältniß zum Landgebiet noch klein war, wird auch dadurch bezeugt, daß von den 20 Tribus nur 4 städtische waren. Die sog. Servianische Mauer, die ein sehr großes Areal einschließt, ist erst aus der Zeit der Samniterkriege.

Digitized by Google

stellungen fallen, sobald man erkannt hat, daß die Volksmenge des damaligen Rom nur gerade groß genug war, um für die Zahl der Centurien, wie sie überliefert ist, je hundert Mann zu stellen.

Die Klassen- und Centurien-Eintheilung ist danach eine gleichmäßige Eintheilung des ganzen Volkes. Die Annahme, daß die Centurien der unteren Klassen größer gewesen als die der ersten und daß unter allen Klassen noch eine in der Regel nicht wehrpflichtige Volksmenge existirt habe, so daß die Vaterlandsvertheidigung wesentlich auf den oberen Bürgerschichten ruhte, ist irrig. Wie das in der Natur eines so kriegerischen Staates liegt, wurde die gesammte wehrfähige Mannschaft herangezogen. Die Eintheilung in Klassen bedeutet nur, daß der Staat eine mehr oder weniger vollständige Ausrüstung verlangte. Die große Masse der besten Kriegsfähigen, die Haussöhne, die noch in väterlicher Gewalt standen und kein eigenes Vermögen hatten, wären überdies gar nicht einzuschätzen gewesen, man müßte sich denn ein ganz künstliches System denken, das präsumptive Erbe unter Feststellung der präsumptiven Miterben zu veranschlagen. Die überlieferten Grenzen der Klassen, die Schätzungshöhe jeder einzelnen, namentlich auch die Angabe der unteren Grenze, wonach alle Bürger, die unter 12500 (oder 11000) As geschätzt wurden, dienstfrei gewesen seien, sind völlig unglaubwürdig.[1])

Positive Nachrichten aus jener ältesten Zeit haben den römischen Antiquaren so wenig vorgelegen wie uns; durch die Hülfsmittel der ausgebildeten historischen Methode aber sind wir ihnen in der Rekonstruktion aus den Zuständen späterer Zeiten überlegen. Die spätere Zeit wußte von einer uralten Eintheilung nach dem Vermögen in fünf Klassen, die bei der Aushebung zu Grunde gelegt wurde, und daß die erste Klasse 40, die zweite bis vierte je 10, die fünfte 15 Centurien Felddienstpflichtige gehabt habe, außerdem Centurien der Musiker, Handwerker und accensi. Alles weitere ist antiquarische Rekonstruktion; schon Polybius erwähnt von einer Aushebung nach Klassen kein Wort mehr. Die bei der

[1]) Sehr hübsch ist die Bemerkung bei Dionys IV, 21, daß die Comitien, denen er selbst beigewohnt habe, garnicht mit dem, was er über diese Institution berichte, übereinstimmten, sondern viel demokratischer geworden seien. Irgend ein Zweifel an der optimatischen Tendenz-Legende von der Timokratie der guten alten Zeit ist ihm deshalb nicht aufgestiegen.

Digitized by Google

Einschätzung maßgebenden Prinzipien können gar keine anderen gewesen sein, als daß jeder Bauerhof und jede gute Bürgerfamilie in der Stadt wenigstens einen vollgerüsteten Hopliten (oder Reiter) stellte und die übrigen Mitglieder der Familie, so wie die ärmeren Bürger zum Dienst mit billigerer Rüstung oder ohne Rüstung eingeschätzt wurden. Rom ist der Staat der allgemeinen Wehrpflicht und von dem Augenblick an, wo das militärisch eingetheilte Volk die politischen Funktionen übernahm, des allgemeinen, gleichen Stimmrechts.

Die römische Kriegsverfassung greift viel schärfer zu als die athenische, auch wenn wir deren Leistung zur See, die bei den Römern wegfiel, in Betracht ziehen; denn diese Leistung wurde ja in Athen, von einzelnen Momenten abgesehen, zum großen Theil von Söldnern oder gar Sklaven bestritten.

Die römische Kriegsverfassung greift auch viel tiefer ein als die spartanische. Denn hier ist die große Masse der Bauern unfrei und weder wehrfähig noch wehrpflichtig, bis die Noth des peloponnesischen Krieges diesen Grundsatz durchbricht.

Die militärische Anspannung Roms ist um so größer, da auch der Sold, der den im Felde Stehenden gezahlt wurde und gezahlt werden mußte, nicht etwa aus den Tributen irgend welcher Unterthanen, wie in Athen, bestritten, sondern durch Steuern aufgebracht werden mußte. Die Ueberlieferung knüpft die Einführung des Soldes an die Belagerung von Veji; Mommsen glaubt, wohl mit Recht, daß sie noch weiter hinauf gerückt werden müsse. Noch in der Zeit, als Rom schon die Herrscherin von ganz Italien war, rühmten sich die führenden Familien der altväterischen Einfachheit ihrer Lebensweise. Dem alten Emporium am Tiberstrom inmitten einer fruchtbaren Landschaft kann es von je an Mitteln, Wohlstand zu erwerben, nicht gefehlt haben; aber nicht dem Wohlleben, sondern dem Staatszweck diente der Erwerb, und diese Gesinnung blieb im römischen Bürgerthum lebendig noch lange, nachdem die Lebensbedingungen ganz andere geworden waren. Auch die historische Legende der Griechen wußte von der luxusfeindlichen Gesetzgebung des Lykurg in Sparta und dem armen, aber unbestechlichen Aristides in Athen zu erzählen, aber diese Gestalten bezeichnen doch nur Episoden des hellenischen Daseins. Die Cincinnatus, Curius

Digitized by Google

Dentatus, Fabricius sind für den nationalen Typus des alten Rom noch charakteristischer.

Als die Römer den letzten König, den die Ueberlieferung Tarquinius Superbus nennt, vertrieben, wählte das Heer an seiner Stelle zwei neue Oberbeamte, und die Abstimmung fand statt nach Centurien. Diese Thatsache kann als sicher gelten, da der Wahlmodus sich bis etwa 220 unverändert und modifiziert bis in späteste Zeiten erhielt.

Die Ueberlieferung schreibt die Klassen- und Centurien-Verfassung dem König Servius Tullius zu und läßt sie von vornherein auch als politische Organisation dienen. Das ist sicherlich unrichtig, da unter den Königen für eine komplizirte politische Organisation des Volkes gar keine Verwendung war. Die Forschung ist daher längst darüber einig, daß die Organisation ursprünglich eine nur militärische war. Aber es ist möglich, daß in einem Punkt die Ueberlieferung doch noch wieder zu Ehren kommt, daß nämlich der Zweck der Eintheilung in Centurien doch kein militärischer, sondern ein politischer war, aber freilich nicht von den Königen, sondern erst von der Revolution im Jahre 510 geschaffen wurde. Unter den Königen existirte nur erst die Eintheilung nach Klassen. Wir hätten uns also den Vorgang so zu denken, daß, als das Heer zur Wahl von Konsuln schritt, man jede Klasse in Gruppen von je 100 Mann theilte. Die Listen ergaben, daß 4000 Mann der ersten Klasse vorhanden waren, 1000 der zweiten, 1000 der dritten, 1000 der vierten, 1500 der fünften; man bildete also aus der ersten 40, der zweiten bis vierten je 10, der fünften 15 Centurien. Ebenso viele Stimmkörper gab man nach denselben Grundsätzen den älteren Leuten, die nicht mehr ins Feld aufgeboten wurden. 18 Stimmen erhielten auf Grund einer schon bestehenden Organisation die Reiter, und auch die Hornisten, Trompeter, Zimmerleute, Schmiede und Schreiber, die nicht in der Phalanx standen, ließ man zu je einer Centurie zusammentreten.

Sollte aber auch die Centurien-Eintheilung der juniores schon älter gewesen sein, jedenfalls ist anzunehmen, daß die Senioren-Centurien erst nachträglich, als die Heeres-Abtheilungen als Stimm-Körper dienten, hinzugefügt wurden. Ein wirkliches Aufgebot der Männer über 46 Jahre war etwas so Seltenes, daß dafür eine dauernde Organi-

Digitized by Google

sation mit der mühseligen Listenführung[1]) sicherlich nicht existirt hat. Die Ausmalungen, mit denen Schriftsteller, die 200—300 Jahre später lebten, die Kriege des Camillus erzählten und vom Aufgebot der Senioren zu reden wußten, haben für uns schlechterdings keinen Quellenwerth.

Die Gefechtsform des alten römischen Heeresaufgebots haben wir uns genau so vorzustellen, wie die der alten griechischen Hopliten-Phalanx. Wir dürfen daher auch diesen griechischen Namen auf die Römer übertragen. Zwar existirt eine positive Ueberlieferung darüber nicht; aber da sowohl innere Gründe wie die nachfolgende Entwickelung es ausschließen, daß die Römer etwa in der ältesten Zeit mit dem bloßen Schwert bewaffnete Schlachthaufen gehabt hätten, so ist damit die mit dem Spieß in schwerer Schutzrüstung fechtende Linear-Aufstellung als die einzig mögliche gegeben. Der Unterschied der römischen Phalanx von der griechischen ist allein der politische, wie wir ihn geschildert haben, die sehr viel weiter gehende Ausdehnung der Wehrpflicht, in deren Ausführung unvollständig Gerüstete mitgingen und in die hinteren Glieder gestellt wurden.

Die Legion, wie sich hieraus ergiebt, ist eine militärisch-administrative Einrichtung, kein taktischer Körper. Ihre Normal-Stärke, 4200 Mann zu Fuß und 300 Reiter, ist eine historische Zufalls-Bildung: weil bei der Vertreibung der Könige das gesamte Volksaufgebot 85 Centurien zu Fuß umfaßte und man von jetzt an zwei Oberbeamte hatte, wurde Jedem die Hälfte, 42 Centurien, das ist 4 200 Mann zugetheilt. Der so gebildete Begriff aber blieb. Nach Bedürfniß wurde die Legion auch wohl verstärkt und ist später dauernd sehr erheblich verstärkt worden, aber der Grundbegriff erhielt sich, so daß man bei größeren Heeren nicht die Legionen unbestimmt vergrößerte, sondern die Zahl der Legionen vermehrte.

Was für militärische Unterabtheilungen diese Legion hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls waren es nicht die Centurien, die

[1]) Eine regelmäßige standesamtliche Listenführung scheint auf den ersten Anblick etwas ganz Einfaches, ist aber, wenn sie zuverlässig sein soll, überaus schwierig und verlangt eine höchst sorgsame und energische Kontrolle. Die Vortheile und Nachtheile, die auf dem Spiel stehen, sind sehr groß und die Arbeit ihrer Natur nach in der Hand von Schreibern, die ganz abgesehen von Nachlässigkeit auch der Bestechung zugänglich sein können. Im Jahre 214, wo jeder jüngere Mann, der nicht im Felde stand, auf der Straße auffallen mußte, fand eine Revision 2000 juniores, die sich der Dienstpflicht entzogen hatten. Livius XXIV, 18, 7.

Digitized by Google

wir aus der Stimmordnung kennen, denn diese basirten ja auf den Klassen die gliederweise hintereinander standen. Man kann aber eine Phalanx nicht gliederweise unter verschiedene Commandanten stellen.

Als Rom Hauptstadt und Vorort eines größeren Bundes wurde und seine Bundesgenossen verpflichtete, Kontingente zu stellen, wurden diese Kontingente nicht zu Legionen zusammengefaßt; das hätte keinen Zweck gehabt, da die Legionen ja nur Administrativ-Körper sind und jedes Kontingent eine gewisse eigene Verwaltung behalten mußte. Man hatte den Grundsatz, daß stets die Hälfte eines Heeres aus römischen Truppen, die Hälfte aus Bundesgenossen zu bestehen habe. Man darf also, um die Stärke eines römischen Heeres zu bestimmen, die Zahl der Legionen im Allgemeinen verdoppeln, obgleich freilich in der Praxis oft sehr starke Abweichungen von dem allgemeinen Grundsatz vorkommen.[1])

An Kavallerie hatten die Bundesgenossen das Doppelte zu stellen von dem, was die Römer selber leisteten.

Die sehr freigebige Ertheilung des römischen Bürgerrechts an ganze Gemeinden ermöglichte die Festhaltung dieses Verhältnisses, führt uns jedoch schon in weit spätere Zeiten, als wir sie jetzt betrachten.

1. Die Feststellung der altrömischen Kriegsverfassung hat uns zu Konsequenzen für die römische Verfassungsgeschichte geführt, die mit allen herrschenden Anschauungen in Widerspruch stehen. Bei dieser Tragweite unserer Aufstellung möchte ich noch einige Worte der Begründung hinzufügen. Es ist ja nicht erneute Durcharbeitung des ganzen Quellenmaterials, worauf ich mich stütze, sondern es ist eine halb zufällige Frucht der Berührung zweier verschiedener Forschungsgebiete, die hier erzeugt worden ist, und die Argumentation daher eine unendlich einfache. Wenn wir zu der Verfassung der Germanen kommen, wird sich übrigens derselbe Vorgang, Korrektur der Verfassung von der Berechnung der militärischen Leistung aus, wiederholen.

Rom kann zur Zeit der Einführung der doppelten Jahres-Ober-Beamten nicht viel mehr als 60 000 Seelen gehabt haben, da es nur 18 □ Meilen Gebiet hatte. Man mag einwenden, daß die Berechnungsgrundlage doch nur unsicher sei und die Zahl erheblich größer gewesen sein möge. Darauf ist zu erwidern, daß eine solche Maximal-Berechnung natürlich niemals absolut ist; aber z. B. daß Rom unmöglich die doppelte Einwohnerzahl, 120 000 oder gar 180 000 gehabt haben kann, ist völlig klar. Schon hiermit aber ist meine Thesis bewiesen. Eine Klassen-Eintheilung, die Pflichten

[1]) Sehr lehrreich hierüber Steinwender, Progr. d. Gymn. zu Marienburg 1879.

Digitized by Google

und Rechte nach dem Vermögen vertheilen will, kann sich unmöglich mit unbedeutenden Unterschieden begnügen. Wenn die Unterschiede überhaupt Wirkung haben sollen, müssen sie groß sein, mit anderen Worten, die unteren Centurien müssen drei, fünf oder zehn Mal so viel Eingeschriebene zählen, wie die oberen, sonst hat das Ganze keinen Zweck. Wenn die 40 Centurien juniores der ersten Klasse 4000 Männer umfaßten, so müssen die 10 Centurien der zweiten davon wenigstens die Hälfte, die der dritten davon das Doppelte, die der vierten anderthalb mal so viel, die 15 der fünften das Doppelte gezählt haben. Rom hätte also 4000 + 2000 + 4000 + 6000 + 12 000 = 28 000 juniores oder etwa 180 000 freie Seelen gezählt. Aber schon 120 000 wäre viel zu viel, und dazu kämen noch die Sklaven. Es handelt sich also bei unserer Berechnung nicht um einige Tausende mehr oder weniger, wofür die Methode allerdings nicht ausreicht, sondern um so große Massen, daß wir mit völliger Sicherheit darüber sprechen dürfen.

Haben wir aber nun erst festgestellt, daß die Zahl „60 000 Seelen" jedenfalls nicht so erheblich überschritten sein kann, um eine Abstufung politischer Rechte auf Grund einer Gesammtzahl von 193 Centurien möglich erscheinen zu lassen, so ist kein anderer Schluß möglich, als daß die 193 Centurien uns die Volkszahl selber geben. Bringen wir in Anschlag, daß die 18 Reiter-Centurien und die 85 Centurien der Senioren des Fußvolkes jedenfalls erheblich schwächer waren, als die 85 Centurien der Junioren, so können wir hiernach die Volkszahl abschätzen. Die Zahl der Centurien ist unzweifelhaft keine Fiktion der römischen Antiquare, sondern beruht auf uralter, echter Tradition. Wir dürfen also jetzt schließen: um die Zeit der Vertreibung der Könige hatte der römische Staat etwa

8500 juniores
5000 seniores
1000 equites
500 fabri etc.

15000 erwachsene, freie Männer,

das ist gleich einigen 50000 Freien und mit den Sklaven im Ganzen etwa 60 000 Seelen.

Unsere Beweisführung wird noch verstärkt, wenn man in Betracht zieht, einen wie großen Theil der juniores die Haussöhne ausmachten, die nach der üblichen Auffassung auf keine Weise in die Klassen eingeschätzt werden konnten. Alle Schwierigkeit aber schwindet, wenn man die Klassen-Eintheilung auffaßt als eine gleichmäßige Eintheilung des ganzen Volkes, die keine Unterschiede in der Dienstpflicht, sondern nur in der Pflicht der Waffenhaltung konstituirte.

2. Wenn ich bezweifle, ob die Centurien-Eintheilung schon vor 510 bestanden hat, so leiten mich dabei folgende Erwägungen. Die Klassen-Eintheilung ist unzweifelhaft alt; sie ist die Voraussetzung jeder geordneten Aushebung. Die Unterabtheilungen für eine Aushebung aber müssen noth-

Digitized by Google

wendig lokal sein, wie wir das aus Athen kennen. Eine militärische Bedeutung hatte die Centurien-Eintheilung nicht, denn die verschiedenen Glieder einer Phalanx können nicht unter verschiedenen Kommandanten stehen. Eine administrative hatte sie auch nicht, denn man kann die Leute, die in der Schlacht beieinander stehen sollen (also zum wenigsten die Leute der drei obersten Klassen) nicht administrativ auseinanderreißen. In jedem Dorf, auf jedem Hof waren Männer, die verschiedenen Klassen angehörten — welchen Zweck soll es gehabt haben, sie mühsam in Centurien zu vertheilen, die sich oft über viele Ortschaften mit immer verschiedenen Grenzen erstrecken mußten, wenn beim Zusammentreten des Heeres diese Eintheilung schon wieder werthlos und unbrauchbar wurde?

Man könnte die Gegenfrage stellen, weshalb denn nicht die bestehenden administrativen Unterabtheilungen des Heeres, die es doch gegeben haben muß, als Stimmkörper benutzt wurden. Die Klassen als Grundlagen der Stimmkörper-Eintheilung legen doch wieder den Gedanken nahe, der oben abgelehnt wurde, daß mit dieser Organisation eine timokratische Tendenz verfolgt wurde. Diese Folgerung ist in der That so naheliegend, daß auch ich glauben würde, mich ihr nicht entziehen zu können, wenn nicht unsere statistische Feststellung jede Möglichkeit dieser Art glatt abgeschnitten hätte. Rom kann im Jahre 510 schlechterdings noch nicht so viel Bürger gehabt haben, um 193 Centurien mit sehr viel mehr als je 100 Mann zu füllen, ja noch nicht einmal so viel. Die einzige Auslegung, die übrig bleibt, um das Klassen-Prinzip innerhalb des allgemeinen gleichen Stimmrechts zu erklären, ist das starre römische Standes-Bewußtsein. Wie die Ritter nicht mit den Proletariern zusammen abstimmen wollten, so wurden auch die anderen Stimmkörper nach den sozialen Schichten gebildet, wie sie im Heeres-Organismus bereits praktisch waren. Nicht die „Kompagnien" stimmten daher ab, in denen Männer aller fünf Klassen vereinigt waren, sondern jede Klasse für sich wurde in die ihrer Zahl entsprechende Anzahl von Stimmkörpern zerlegt. Auf diese Weise hatte man überdies den Gewinn, (den in Athen die Phylen-Eintheilung des Kleisthenes anstrebte), daß die lokalen Spannungen, namentlich der Gegensatz zwischen Stadt und Land, überbrückt wurden.

3. Das Fußvolk zur Zeit des Ueberganges vom Königthum zum Konsulat hat in der Stimmordnung 85 Centurien oder 8500 Mann. Die Normalzahl der Legion ist 4200 Mann, also für zwei Legionen, das gewöhnliche Aufgebot, 8400 Mann. Diese Zahlen stehen sich so nahe, daß mit Sicherheit ein Zusammenhang anzunehmen ist, und man hat viel Scharfsinn darauf verwandt, die Differenz von 100 Mann = einer Centurie zu erklären. Mir scheint die Erklärung sehr nahe zu liegen, daß, als die Centurien-Ordnung geschaffen wurde, die Eintheilung in zwei Legionen noch nicht existirte. Sie wurde erst in Folge der Konsulats-Verfassung getroffen. Da man jetzt zwei Oberbeamte hatte, so wurde das Heer getheilt und jedem Konsul 42 der Stimm-Centurien überwiesen. Die eine, die übrig blieb, ließ

Digitized by Google

man ausfallen. Ohnehin hatten ja die Legionen und Stimm-Centurien nichts mit einander zu thun und konnte das Aufgebot nie ganz vollzählig sein.

4. Die Ritter-Centurien haben offenbar eine eigene, von der des Fußvolkes abweichende Geschichte gehabt, wie sie ursprünglich auch nicht Centurien, sondern Tribus hießen. Sie sind nicht eingetheilt in juniores und seniores und ihre Zahl ist relativ zu groß. Es ist unmöglich, daß zu der Zeit, wo Rom überhaupt nicht mehr als höchstens 9—10000 felddienstfähige Bürger hatte, darunter 1800 Reiter gewesen sein sollen. Als die normale Beigabe zu 8—9000 Mann Fußvolk (zwei Legionen) galten 600 Reiter.

Zieht man nun in Betracht, daß die drei ältesten und vornehmsten Reiter-Centurien eigene Namen hatten, die Ramnes, Tities und Luceres, denen sich die Ramnes, Tities und Luceres secundi und dann die weiteren 12 namenlosen Centurien anschlossen, so ergiebt sich die Vermuthung, daß die erstgenannten Centurien alte Adels-Gesellschaften waren, die existirten, ehe die Masse des Volkes in Centurien organisirt wurde. Diese Adels-Gesellschaften zogen als Reiter ins Feld; da sie aber mehr als bloße Kriegs-Aufgebote, nämlich Bruderschaften, Clubs waren, so gehörten ihnen auch die Alten und Invaliden an. Als nun nach der Vertreibung der Könige die Heereskörper als politische Stimm-Körper zu fungiren anfingen und man deshalb die Centurien der Senioren schuf, da war das bei den Reiter-Centurien nicht nöthig und nicht angängig, weil die Alten diesen bereits angehörten, wenn sie auch nicht mehr mit ins Feld zogen. Es war also überhaupt keine Möglichkeit für Schaffung neuer Reiter-Centurien in diesem Augenblick; entweder die 12 unbenannten Reiter-Centurien existirten damals schon und sind eingerichtet worden nach dem Muster der sechs alten, als die Klassen geschaffen wurden: in diesem Fall muß jede von ihnen viel weniger als 100 Mitglieder gehabt haben. Oder aber ein Theil dieser Centurien ist erst später geschaffen worden, als die Reiter zu einem Ritter-Stande geworden waren und die Zahl der Wohlhabenden, die den Eintritt begehrten, sehr gewachsen war. Der erstere Fall dünkt mich der wahrscheinlichere. Waren die Reiter-Centurien an Zahl viel schwächer als 100 Mann, so ist es um so verständlicher, daß sie nicht etwa jetzt für den neuen Stimm-Organismus in juniores und seniores getheilt wurden. Auf ihr Stimmrecht in den Centurien haben die Vornehmen in Rom ihre Macht ohnehin nie zu gründen gesucht, sondern auf die Beeinflussung der Volks-Abstimmung durch Beamtenthum und Priesterthum.

5. Einen Hauptbeweis dafür, daß das Heer die Grundlage der Centurien-Eintheilung war, sind die Centurien der Musiker und Handwerker. Die Schmiede sind wohl wesentlich als Waffenschmiede aufzufassen, die mitgenommen wurden, um die fortwährend nöthigen Reparaturen im Felde vornehmen zu können.

Außer diesen gab es noch eine Centurie der accensi velati. Die

Digitized by Google

römischen Antiquare waren selber sehr unsicher, was darunter zu verstehen sei (vgl. die Stellen bei Marquardt, Röm. Staatsverw. II, 329 Anmkg. 2). Bald identifizirte man sie mit den Plänklern, bald erklärte man sie für Ersatzmänner, die für Gefallene und Verwundete mit deren Waffen eintreten. Das ist die heute vorherrschende Meinung. Ich kann mir von solchen Leuten keine Vorstellung machen. Haben sie, bis eine Lücke eintritt, keinerlei Funktion und auch keinerlei Waffe? Das wäre, da sie doch verpflegt werden müssen wie Andere, eine Kraftverschwendung. Wird ein Hoplit kampfunfähig, so ist es natürlich sehr wichtig, seine kostbaren Waffen zu retten. Am besten rüstet man sofort einen Anderen damit aus. Die 100 accensi aber auf ein Heer von 8400 Mann würden schon nach dem ersten Gefecht nicht mehr ausreichen. Hat man dafür gesorgt, daß die Hopliten möglichst vollzählig blieben, so waren doch Leute der 4. und 5. Klasse dafür da, in die Lücken einzutreten. Wenn dem aber so war, so verliert das Häuflein der spezifischen „Ersatz-Centurie" die Existenz-Berechtigung. Sie sind eine Centurie Leichtbewaffneter, wie die anderen auch. Ihre Bestimmung, da sie doch als eine Besonderheit erwähnt werden, muß eine andere gewesen sein.

Ich glaube, die von Mommsen, Staatsv. III, 1, 289 beigebrachten Inschriften und Stellen leiten auf die richtige Spur. Hier erscheint die centuria accensorum velatorum als privilegirt und der einzelne accensus velatus als ein angesehener Mann, der sich dessen rühmt. Das scheint mir auf keine Weise zu vereinen mit der Tradition, die die accensi velati als die allerunterste, völlig vermögenslose Bürgerklasse auffaßt. Wie soll aus der Centurie der Proletarier eine Genossenschaft geworden sein, der anzugehören eine begehrte Ehre war und in der wir thatsächlich Personen von Ritterrang finden? Mommsen hat ganz richtig geschlossen, daß sie „einmal in öffentlichen Geschäften thätig gewesen sein müssen". Was können das für Geschäfte gewesen sein? Mit der Armee hingen sie zusammen, für ihren Dienst wurden sie ausgehoben. Es waren also die Leute der Armee-Verwaltung, der Stab der Schreiber, Rechner, Intendantur-Beamten und Ordonnanzen, dessen die höheren und auch die niederen Führer bedurften. Varro (cit. bei Marquardt a. a. O.) berichtet das an verschiedenen Stellen ausdrücklich. Stellte sich das Heer zur Musterung auf, so mußten auch sie, als Unbewaffnete (velati) mit antreten, und als das Heer in Stimm-Centurien getheilt wurde, wurden sie zusammen als eine Centurie betrachtet und organisirt, gerade wie die Trompeter, Hornisten, Schmiede und Zimmerleute je eine bildeten. Die Vorstellung, daß die accensi velati die Proletarier seien, hat sich erst gebildet, als man in den Klassen eine Vermögens-Eintheilung des Volkes sah, zum Zweck eines timokratischen Stimm-Organismus. Hier paßten die accensi schlechterdings nicht hinein; deshalb stellte man sie einfach unten an. Ist es richtig, daß sie auch ferentarii genannt worden sind (nach Festus und Varro) und daß das Wort von ferre abzuleiten ist, also „Träger", so waren es ursprünglich bloße Diener, aus denen sich allmählich höhere Gehülfen entwickelten.

Digitized by Google

6. Solche Notizen, wie aus Athenäus VI, 106: „ἔλαβον δὲ καὶ παρὰ Τυρρηνῶν τὴν σταδίαν μάχην φαλαγγηδὸν ἐπιόντων“ sollte man nicht wiederholen. Es ist schon viel, wenn Cato noch von einer wirklichen Tradition gewußt, daß die Römer ursprünglich in der Phalanx gefochten, und sich das nicht bloß aus der Natur der Sache konstruirt hat. Daß die Römer aber diese Kampfesweise von irgend einem Volke übernommen, kann keinerlei wirkliche historische Ueberlieferung mehr berichtet haben.

Ebenso wenig hat es Zweck, zu wiederholen, daß das scutum nach Athenäus ursprünglich eine samnitische oder nach Plutarch, Romulus, eine sabinische Waffe gewesen oder nach Plutarch Camillus seit dieses Feldherrn Zeit mit Eisen beschlagen gewesen sei. Das sind Alles ganz willkürliche Phantasien und Konstruktionen späterer Antiquare, unter sich voller Widersprüche; nach Liv. VIII. 8 z. B. führten die Römer ursprünglich clipei und erst, seit sie stipendiarii wurden, also seit Camillus, scuta.

7. Das gesammte Quellen-Material wie Literatur-Verzeichniß für das römische Kriegswesen ist enthalten im 2. Bande der „Römischen Staatsverwaltung“ von Joachim Marquardt; zweite Auflage besorgt von A. v. Domaszewski 1884 (Fünfter Band des Handbuchs der Römischen Alterthümer von Joachim Marquardt und Theodor Mommsen). Die zweite Auflage ist in der Substanz nur ein Neudruck der ersten unter Zufügung von Ergänzungen, namentlich Angabe der neueren Literatur. Hier wird deshalb auch noch die jetzt wohl allgemein aufgegebene Auffassung von der schachbrettförmigen Stellung der Manipeln im Kampf vorgetragen.

Ich selber habe das Problem der römischen Manipel-Phalanx zuerst behandelt Histor. Zeitschrift Bd. 51 (1883), ferner Hermes Bd. 21 (1886) und Histor. Zeitschr. Bd. 56, S. 504 (1886) und Bd. 60 S. 239 (1888). Die beiden ersten Aufsätze sind zusammengefaßt in dem Anhang zu den „Perser- und Burgunderkriegen“. Andere Auffassungen haben entwickelt: Fröhlich, Beitr. z. Kriegführung u. Kriegskunst d. Römer z. Zeit d. Republik, 1886. Soltau, Hermes Bd. 20. Bruncke, Neue philologische Rundschau, Jahrg. 1888, S. 40. Kuthe in einer dem Direktor Nölting gewidmeten Festschrift 1888. Steinwender, Progr. d. Marienburger Gymnas. 1877. Zeitschr. f. Gymn.-Wesen 1878. Giesing, Progr. d. Vitzthumschen Gymn. 1891. Alle diese Arbeiten haben den gemeinschaftlichen Fehler, daß sie sich die taktischen Vorgänge, deren höchstes Gesetz die Einfachheit ist, viel zu komplizirt vorstellen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Manipular-Phalanx.

Die alte Klassen-Phalanx erfuhr etwa in der Periode der Samniterkriege eine Abwandlung, deren letzteres Ergebniß die Manipular-Phalanx ist.

Die einzelnen Stadien, die die Entwickelung vermuthlich durchlaufen hat, sind nicht mehr zu erkennen, aber der Schluß, die Ordnung, in der die Römer noch in den Kampf mit Hannibal eingetreten sind, liegt klar vor Augen.

Die Eintheilung in die fünf Klassen ist verschwunden. Eine eigentlich militärische Bedeutung hat diese Eintheilung ja nie gehabt, und die Natur der Dinge drängte darauf, vollgerüstete Hopliten auf der einen, Ungewappnete für die sekundären Fuktionen auf der andern Seite zu haben. Die Spuren der alten Klassen erhalten sich in dem Zahlen-Verhältniß: die Manipular-Legion zählt 3000 Hopliten, das sind die 30 Centurien der drei oberen Klassen, und 1200 Leichte, das sind die 5 + 7 = 12 Centurien der vierten und fünften Klasse. Während die Griechen also auf jeden Hopliten einen Ungewappneten rechneten, gab Rom auf 5 Hopliten nur 2 Ungewappnete mit ins Feld.

In dieser Vereinfachung hält sich der Klassen-Unterschied noch sehr lange. Da die Soldaten sich die Waffen selber beschafften, so gehörte ein gewisser Wohlstand dazu, um unter die Hopliten zu kommen. Wurden Proletarier unter sie eingestellt, so mußte der Staat ihnen die Waffen geben.[1])

[1]) Bei Gellius 16, 10, 1 ist ein Vers des Ennius enthalten „proletarius publicitus scutisque feroque ornatus ferro". Cit. Mommsen, Staatsr. III

Digitized by Google

Statt nach Klassen, werden die Hopliten jetzt nach Jahrgängen in drei Gruppen zusammengefaßt, die Hastaten, Principes und Triarier. Jede der drei Gruppen hat ihre zehn Unterabtheilungen, Manipel genannt, so daß die Gesammtzahl 30 wieder erscheint, aber diese 30 Manipel sind etwas Anderes als ehedem die 30 Centurien. Die beiden jüngeren Gruppen bilden Manipel zu je 120 Mann. Die Manipel der Triarier haben nur 60 Mann. Die Hastaten und Principes zählen also je 1200, die Triarier 600 Mann.

Die Ungewappneten sind, wie wir annehmen dürfen, von je zu den Hülfsdiensten auf die Hopliten-Abtheilungen vertheilt gewesen. In der Manipular-Ordnung sind sie fest mit dem Hopliten-Manipel verbunden und zwar gleichmäßig, auf jeden 40, also auf 60 Triarier ebensoviel wie auf 120 Hastaten oder Principes. Im Ganzen zählt daher ein Manipel entweder 160 Köpfe bei den jüngeren Abtheilungen oder 100 Köpfe bei den Triariern.

Jeder Manipel wird geführt von zwei Centurionen und zerfällt in zwei Centurien. Das Wort ist alt, aber der ursprüngliche Wortsinn, Hundertschaft, ist völlig verloren gegangen.

Der Sinn der neuen Eintheilung ist ein taktischer.

So einfach die Phalangen-Aufstellung ist, so geräth sie doch leicht in Unordnung. Es ist überaus schwer, mit einer längeren Linie auch nur ganz geradeaus zu marschiren; plötzlich ist sie an der einen Stelle zerrissen, an der anderen entsteht ein Gedränge. Das geschieht selbst auf dem ganz glatten Exerzierplatz, und sind nun im Terrain erst irgend welche Unebenheiten oder Hindernisse, oder soll sich der Vormarsch rechts oder links etwas schräg ziehen, so ist ein korrekter Vormarsch überhaupt nicht ausführbar. Wiederum ist es höchst wichtig, mit leidlicher Ordnung an den Feind zu kommen;[1]) denn die gedrängten Soldaten können ihre Waffen nicht ordentlich gebrauchen, und in die Lücken kann der Feind eindringen,

---

1, 29 8. Polybius VI, 21, 7 „διαλέγουσι τῶν ἀνδρῶν τοὺς μὲν νεωτάτους καὶ πενιχροτάτους εἰς τοὺς προσφομάχους".

[1]) Thucydides (VI, 98) erzählt uns, wie die Syrakusaner den Athenern eine Schlacht liefern wollten und schon aufgestellt waren, als die Feldherren bemerkten „τὸ στράτευμα διεσπασμένον τε καὶ οὐ ῥᾳδίως ξυνταξόμενον". Sie führten deshalb die Truppen in die Stadt zurück.

Digitized by Google

und schon die Besorgniß davor erzeugt, wie es Xenophon einmal schildert (Anab. IV, 8, 10), Muthlosigkeit. Diesem Mangel soll die Manipular-Ordnung abhelfen.

Schon von der griechischen und macedonischen Phalanx können wir mit Sicherheit annehmen, daß sie keine ganz ununterbrochene Linie bildeten, sondern von Abtheilung zu Abtheilung kleine Intervalle ließen, die den geordneten Vormarsch erleichterten und beim Zusammenstoße mit dem Feinde durch das Vorquellen der hinteren Glieder von selber zugingen. Die Römer brachten diese Intervallirung jetzt in System.

Die 10 Manipel der Hastaten, in der Normal-Stellung je 20 Mann breit und 6 Mann tief, stehen nebeneinander mit kleinen Intervallen. Die Intervalle sind also, bei der Kleinheit der Manipel, sehr häufig. Hinter ihnen steht als zweite Schicht die Klasse der Principes, aber so, daß die Manipel jedesmal das Intervall zwischen den Hastaten-Manipeln decken. Hinter diesen die Manipel der Triarier.

Die zwei Centurien, in die jeder Manipel zerfällt, stehen nebeneinander, haben also die halbe Breite.

Jeder Manipel hält in sich zusammen. Entsteht an einer Stelle eine Schiebung, so pflanzt sie sich nicht durch die ganze Phalanx fort, sondern erstirbt in dem nächsten Intervall oder spätestens dem übernächsten, indem diese sich schließen. Die Lücke aber, die auf der andern Seite sich aufthut, wird, sobald sie groß genug ist, geschlossen, indem auf das Kommando des Centurios die Centurie oder der ganze Manipel der Principes in die Linie der Hastaten einspringt. Im äußersten Fall kann das sogar noch einmal wiederholt werden, indem der Triarier-Manipel, der ja noch dahinter ist, ebenfalls in die Front rückt.

Die kleinen Intervalle, die etwa bleiben, gehen beim Zusammenstoß von selber zu.

Beides, das Drängen wie das Zerreißen einer Phalanx, steht in natürlicher Wechselwirkung. Häufen sich die Soldaten an einer Stelle, so wird wahrscheinlich an einer andern eine Lücke entstehen. Darum mußte für beide Uebel gleichzeitig ein Heilmittel geschaffen werden. Wenn man die alte Phalanx durchtheilte und Intervalle zwischen die Abtheilungen legte, um das Drängen und die daraus

Digitized by Google

entstehende Unordnung zu vermeiden, so entstanden sehr leicht Lücken. Die Intervalle verführten ja geradezu dazu. Man mußte sich daher mit Intervallen die größte Beschränkung auferlegen. Die Einführung reichlicher Intervalle konnte nur geschehen, indem man gleichzeitig Fürsorge traf, entstandene Lücken wieder zu schließen, und das geschah durch die Zerlegung der Legion in die drei Schichten der Hastaten, Principes und Triarier und die Ausrichtung der Manipel auf die Intervalle. Gliederte man die Phalanx, so mußte es gleichzeitig nach Querschnitten und Längsschnitten geschehen.

Das Verfahren ist sehr einfach und doch zugleich künstlich. Die Griechen sind nicht im Stande gewesen, es hervorzubringen. Es fehlte ihnen dafür die Voraussetzung, die römische Disziplin. Es scheint so einfach, daß jeder Soldat belehrt wird: der Einzelne, die Centurie oder der Manipel rückt in die Front, sobald ein Lücke vor ihnen entsteht. Aber dies Einfache ist im Ernstfalle außerordentlich schwer. Bei dem Lärm und der Erregung des Gefechts und unter dem Druck der imminenten Todesgefahr werden solche Regeln nicht immer befolgt. Der Mann in der Front aber, der sieht, daß neben ihm eine Lücke entsteht, geräth in Zweifel und Unruhe, wohin er sich anschließen soll. Kommt man an den Feind, ohne daß die Lücke geschlossen ist, so ist der Letzte so gut wie verloren, denn gerade hier wird der Gegner eindringen und ihn von der Seite treffen.

Der Hoplit in der Phalanx, wie wir das oben von Euripides gehört haben (Buch II, Kap. 5), ist nicht bloß auf sich und seine eigene Tapferkeit gestellt, sondern auch von seinem Nebenmann und Hintermann abhängig. Die Lücke muß deshalb nicht nur geschlossen, sondern es muß den Mannschaften der ersten Glieder die sichere Zuversicht anerzogen werden, daß es so geschehe, um ihren Muth zu voller Wirkung kommen zu lassen.

Das Einspringen der Manipel der zweiten und dritten Schicht kann sich aber nicht nach der Einsicht und dem guten Willen des Einzelnen vollziehen. Man darf nicht zu früh vorgehen, ein kleiner Zwischenraum soll bleiben, und die Vergrößerung ist vielleicht nur eine momentane, die schnell vorübergeht. In dem Augenblick, wo die Lücke groß genug geworden ist, muß aber auch das Einrücken

Digitized by Google

mit unbedingter Zuverlässigkeit geschehen, denn wenn es unterbleibt, kann es zum Verlust der Schlacht führen. Die Manipelordnung verlangt also eine höchst sichere und feste Führung der Manipel. Die Hastaten müssen sich darauf verlassen können, daß der Centurio des nächsten Principesmanipels in dem richtigen Augenblick das Kommando giebt und seinen Manipel an die bedrohte Stelle führt. Auf dem festen Glauben der Hastaten an dieses Einrücken der Principes beruht der moralische Werth der Legion.

Die Formation und Zweckbestimmung des Manipels hat die Römer auch auf die Erfindung der Feldzeichen geführt, die den Griechen fremd geblieben sind. Der Soldat soll unter keinen Umständen von seinem Manipel abkommen; deshalb wird jedem Manipel ein sichtbarer, symbolischer Mittelpunkt, ein Fähnlein verliehen. In der Schlacht selber sind die Feldzeichen nicht gerade von direkter wesentlicher Bedeutung. Nur beim Aufmarsch zur Linie können sie als Hülfsmittel für die Ausrichtung dienen, beim unmittelbaren Anmarsch kann von einem Ausrichten nach der Fahne nicht mehr wohl die Rede sein, die ganze Aufmerksamkeit ist nothwendig nach vorn gerichtet; in dem gefährlichen Handgemenge aber sieht der Soldat ausschließlich auf den Feind und wirft höchstens einen Blick rechts und links auf seine Nebenmänner, daß er sie nicht verliere.

Die wesentliche Bedeutung der Manipel-Zeichen wird in der Friedens-Erziehung zu suchen sein, der Gewöhnung des Einzelnen, unbedingt bei seinem Manipel zu bleiben. Bei der Einübung dieses Zusammenhalts, im Exerzieren waren die Fahnen auch nicht bloß symbolisch, sondern praktisch für das Ausrichten von Nutzen.

Die Manipular-Ordnung hält das Wesen der Phalanx völlig aufrecht, giebt ihr aber die Möglichkeit, sich mit viel größerer Leichtigkeit auch durch ungünstiges Gelände zu bewegen. Was auch dazwischen komme, sie geräth nicht in Unordnung, sie wird immer mit geschlossener, lückenloser Front an den Feind gelangen. An die Stelle einer fast starren Einheit ist eine gegliederte Einheit getreten. Die Phalanx hat Gelenke bekommen.

Die Intervallirung der Phalanx bot außer der Geschwindigkeit und Ordnung im Vormarsch noch einen anderen Vortheil. Wir haben gesehen, daß mit der Phalanx die Leichtbewaffneten nur

Digitized by Google

entstehende Unordnung zu vermeiden, so entstanden sehr leicht Lücken. Die Intervalle verführten ja geradezu dazu. Man mußte sich daher mit Intervallen die größte Beschränkung auferlegen. Die Einführung reichlicher Intervalle konnte nur geschehen, indem man gleichzeitig Fürsorge traf, entstandene Lücken wieder zu schließen, und das geschah durch die Zerlegung der Legion in die drei Schichten der Hastaten, Principes und Triarier und die Ausrichtung der Manipel auf die Intervalle. Gliederte man die Phalanx, so mußte es gleichzeitig nach Querschnitten und Längsschnitten geschehen.

Das Verfahren ist sehr einfach und doch zugleich künstlich. Die Griechen sind nicht im Stande gewesen, es hervorzubringen. Es fehlte ihnen dafür die Voraussetzung, die römische Disziplin. Es scheint so einfach, daß jeder Soldat belehrt wird: der Einzelne, die Centurie oder der Manipel rückt in die Front, sobald ein Lücke vor ihnen entsteht. Aber dies Einfache ist im Ernstfalle außerordentlich schwer. Bei dem Lärm und der Erregung des Gefechts und unter dem Druck der imminenten Todesgefahr werden solche Regeln nicht immer befolgt. Der Mann in der Front aber, der sieht, daß neben ihm eine Lücke entsteht, geräth in Zweifel und Unruhe, wohin er sich anschließen soll. Kommt man an den Feind, ohne daß die Lücke geschlossen ist, so ist der Letzte so gut wie verloren, denn gerade hier wird der Gegner eindringen und ihn von der Seite treffen.

Der Hoplit in der Phalanx, wie wir das oben von Euripides gehört haben (Buch II, Kap. 5), ist nicht bloß auf sich und seine eigene Tapferkeit gestellt, sondern auch von seinem Nebenmann und Hintermann abhängig. Die Lücke muß deshalb nicht nur geschlossen, sondern es muß den Mannschaften der ersten Glieder die sichere Zuversicht anerzogen werden, daß es so geschehe, um ihren Muth zu voller Wirkung kommen zu lassen.

Das Einspringen der Manipel der zweiten und dritten Schicht kann sich aber nicht nach der Einsicht und dem guten Willen des Einzelnen vollziehen. Man darf nicht zu früh vorgehen, ein kleiner Zwischenraum soll bleiben, und die Vergrößerung ist vielleicht nur eine momentane, die schnell vorübergeht. In dem Augenblick, wo die Lücke groß genug geworden ist, muß aber auch das Einrücken

Digitized by Google

mit unbedingter Zuverlässigkeit geschehen, denn wenn es unterbleibt, kann es zum Verlust der Schlacht führen. Die Manipelordnung verlangt also eine höchst sichere und feste Führung der Manipel. Die Hastaten müssen sich darauf verlassen können, daß der Centurio des nächsten Principesmanipels in dem richtigen Augenblick das Kommando giebt und seinen Manipel an die bedrohte Stelle führt. Auf dem festen Glauben der Hastaten an dieses Einrücken der Principes beruht der moralische Werth der Legion.

Die Formation und Zweckbestimmung des Manipels hat die Römer auch auf die Erfindung der Feldzeichen geführt, die den Griechen fremd geblieben sind. Der Soldat soll unter keinen Umständen von seinem Manipel abkommen; deshalb wird jedem Manipel ein sichtbarer, symbolischer Mittelpunkt, ein Fähnlein verliehen. In der Schlacht selber sind die Feldzeichen nicht gerade von direkter wesentlicher Bedeutung. Nur beim Aufmarsch zur Linie können sie als Hülfsmittel für die Ausrichtung dienen, beim unmittelbaren Anmarsch kann von einem Ausrichten nach der Fahne nicht mehr wohl die Rede sein, die ganze Aufmerksamkeit ist nothwendig nach vorn gerichtet; in dem gefährlichen Handgemenge aber sieht der Soldat ausschließlich auf den Feind und wirft höchstens einen Blick rechts und links auf seine Nebenmänner, daß er sie nicht verliere.

Die wesentliche Bedeutung der Manipel-Zeichen wird in der Friedens-Erziehung zu suchen sein, der Gewöhnung des Einzelnen, unbedingt bei seinem Manipel zu bleiben. Bei der Einübung dieses Zusammenhalts, im Exerzieren waren die Fahnen auch nicht bloß symbolisch, sondern praktisch für das Ausrichten von Nutzen.

Die Manipular-Ordnung hält das Wesen der Phalanx völlig aufrecht, giebt ihr aber die Möglichkeit, sich mit viel größerer Leichtigkeit auch durch ungünstiges Gelände zu bewegen. Was auch dazwischen komme, sie geräth nicht in Unordnung, sie wird immer mit geschlossener, lückenloser Front an den Feind gelangen. An die Stelle einer fast starren Einheit ist eine gegliederte Einheit getreten. Die Phalanx hat Gelenke bekommen.

Die Intervallirung der Phalanx bot außer der Geschwindigkeit und Ordnung im Vormarsch noch einen anderen Vortheil. Wir haben gesehen, daß mit der Phalanx die Leichtbewaffneten nur

Digitized by Google

in sehr geringem Maße zu verbinden waren. Die Intervalle geben jetzt die Möglichkeit, eine gewisse Anzahl von Schützen vor der Front ausschwärmen zu lassen, da sie sich, auch wenn die Hopliten schon ziemlich nah aneinander waren, durch die Intervalle zurückziehen konnten,[1]) ohne Unordnung zu verursachen. Man darf aber nicht glauben, daß die ganzen 1200 Mann der Legion in dieser Weise verwandt wurden. Das hätte ja, wenn die Hopliten 15 Mann tief, also 200 Mann breit standen, eine Plänklerkette von 6 Mann Tiefe gegeben, während doch höchstens zwei Glieder hintereinander ihre Wurfwaffen wirklich in Anwendung bringen können.

Nach einer bei Livius erhaltenen Notiz[2]) wurden nur 20 Mann von jedem Hastaten-Manipel, also im Ganzen 200 Mann von der Legion für diesen Dienst verwendet; vermuthlich außerdem noch eine Anzahl auf den Flügeln; ein anderer Theil folgte den Hopliten, um die Verwundeten zu besorgen; der Rest blieb zurück als Besatzung des verschanzten Lagers.

Mit der Manipular-Phalanx hängt zweifellos auch eine Aenderung in der römischen Bewaffnung und Kampfesweise zusammen. Die älteren römischen Hopliten fochten wie die griechischen mit dem Spieß und hatten das kurze Schwert nur als Hülfswaffe. Nunmehr schleuderten die römischen Soldaten den Spieß voraus und stürzten dann im Sturmschritt nach, um den Kampf mit dem Schwert zu vollenden. Der Spieß hat zwar den Vorzug der größeren Länge, ist aber für den Kampf gegen einen gerüsteten Mann eine ungeschickte Waffe.[3]) Wie man ihn gewöhnlich anfaßt, mit dem „Untergriff" nach der Terminologie der deutschen Armee,[4]) ist der Stoß sehr unsicher und nicht sehr stark, da der Unterarm und die Hand dabei die unnatürliche, fast senkrechte Stellung einnehmen müssen; vollkräftig ist dieser Stoß eigentlich nur von oben nach unten. Der Lanzenstich, wie ihn heute die Kavallerie hauptsächlich übt, mit „Aufgriff" und bohrend eingeklemmt zwischen

---

[1]) Polyb. XI, 22, 10.

[2]) In dem unten noch eingehender zu besprechenden Cap. 8 d. 8. Buches.

[3]) Jede Waffe hat gewisse Vortheile und Nachtheile, und die Einschätzung bleibt subjektiv. Grupp, Kulturgesch. d. Mittelalters, I, 109 heißt es z. B.: „Der norwegische Königsspiegel warnt, den Speer nicht zu bald loszulassen; bei dem Landgefecht sei ein Speer besser als zwei Schwerter".

[4]) Vorschrift für die Waffenübungen der Kavallerie. Berlin 1891.

Digitized by Google

Rumpf und Oberarm, ist für den Hoplitenkampf nicht brauchbar. Es ist der Stich des attackirenden Reiters, der nur ganz im Allgemeinen den Gegner treffen soll und auch dann seinen Zweck erfüllt, wenn er auf Schild oder Panzer trifft und den Mann, ohne ihn zu verwunden, vom Pferde wirft. Der Hoplit aber muß bei dem gerüsteten Gegner nach einer Blöße spähen, um sie zustechend zu treffen.

Hierfür ist das spitze Schwert oder der kurze Degen viel geeigneter[1]) als der Spieß, und doppelt wirksam ist natürlich die Verwendung beider Waffen hintereinander, wie sie die Römer möglich machten, indem sie den Spieß voraus schleuderten, der dazu als „Pilum“[2]) passend konstruirt wurde, und dann in die durch die Salve erschütterte feindliche Linie mit dem Schwert einbrachen.

Für gewöhnlich kamen natürlich nur die beiden ersten Glieder zum Pilenwurf; die anderen behielten das ihrige in der Hand. Die Triarier, die fast nie zum Werfen kamen, nahmen das Pilum überhaupt nicht an, sondern behielten den alten Hoplitenspieß, die hasta.

Bemerkenswerth ist an der Manipular-Ordnung noch die Bildung nach Jahrgängen. In der älteren römischen Klassen-Phalanx standen die Bestbewaffneten der ersten Klasse vorn. Nunmehr kommen die Jüngsten in die vordersten, die Aeltesten in die hinteren Glieder. Es ist das ein Zeichen, daß das militärische und das bürgerliche Prinzip beide in diesem Heer gelten und sich vermählt haben. Die hinteren Glieder einer tiefen Phalanx sind der Gefahr sehr wenig ausgesetzt, kommen fast nie zum Nahkampf

[1]) Wie das ursprüngliche römische Schwert konstruirt war, ist unbekannt. Im zweiten punischen Kriege wurde der gladius Hispanus eingeführt, ein gerades, zweischneidiges, zugespitztes, mehr zum Stoß als zum Hieb bestimmtes Schwert, kurz und oben sehr breit.

A. Müller, Philologus Bd. 47 S. 541. Aus Villenoisy „Du mode d'emploi des épées antiques“, Revue archéol. 1894. S. 230 ist nichts Wesentliches zu entnehmen.

[2]) Das Pilum, ursprünglich jedenfalls ein einfacher Wurfspieß mit sehr langer dünner Spitze, hat seine eigene Geschichte. Am besten darüber jetzt Dahm, Jahrb. d. Ver. v. Alterthumsfreunden im Rheinland 1896/97 S. 226. Die erstaunlich verfehlte Konstruktion, die Rüstow vorgetragen hatte, ist ein Beweis, wie schwer die Sachkritik der antiken literarischen Ueberlieferung selbst für den besten Praktiker ist und wie leicht sie einmal fehlgeht. Das Verdienst, das richtige Pilum rekonstruirt zu haben, hat Lindenschmit, und als sehr werthvoll haben sich die Ausgrabungen, die Napoleon III. veranstalten ließ, auch für diese Frage erwiesen.

Digitized by Google

in sehr ge
jetzt die P
ausschw
ziemlic
konnt
gla
ve
ti

Viertes Buch. Zweites Capitel.

und werden, ausgenommen den Fall einer allgemeinen Flucht, wo bekanntlich von einigen verlorenen Geschossen getroffen. In einem reinen Bürgerheer kann man die Gefahr nicht einfach nach dem Alter vertheilen, denn ein Bürger ist so viel wie der andere; in einem reinen Söldner-Heer noch weniger, denn Jeder hat sein Leben verkauft um denselben Sold. In einer kriegerischen organisirten Miliz jedoch ist es das Natürliche, daß die langgedienten Familienväter sich in die hinteren Glieder stellen lassen und den jungen Soldaten sagen: jetzt sollt ihr mal drankommen. Es ist dasselbe, wie wenn bei uns die Landwehr mehr zu Besatzungen und Etappen verwendet wird als zu den Feldschlachten. Res ad triarios venit, heißt so wenig, daß nun die Elite, die vorzüglichsten Krieger eingreifen müssen, wie wenn es bei uns heißt „die Landwehr kommt". Es heißt nur so viel wie „Noth am Mann". Auch unser Landwehrmann hat einen großen militärischen Stolz als alter Soldat gegenüber den jungen Kerlen, aber keineswegs gilt deshalb die Landwehr als eine Elite-Truppe.

Innerhalb der Hastaten, die also die Last des eigentlichen Kampfes zu tragen haben, werden, wie bei den Griechen, ausgewählte Leute bestimmt worden sein, die ersten Glieder zu bilden.

1. Als die normale Tiefe des Manipels habe ich 6 Mann angenommen; das ergiebt also auf die ganze Phalanx, da die Triarier nur halb so stark sind, 15 Mann. Wir dürfen das erschließen aus dem Verhältniß der verschiedenen Zahlen. Zu jedem Manipel gehören 40 Ungewappnete, die bei der Musterung die hinteren Glieder bilden. Die Zahlen werden so gewählt sein, daß bei Vollzähligkeit keine blinden Rotten entstanden. Die Manipel der Triarier hatten ohne Zweifel dieselbe Tiefe, wie die der anderen Abtheilungen, waren also nur halb so breit und standen mit sehr großen Intervallen. Nur auf diese Weise konnten sie ihren Zweck erfüllen. Hätten sie nur etwa 3 Mann tief gestanden, so hätte ihr Einrücken in die Front wenig genützt, da eine so flache Linie im Nahkampf keine genügende Widerstandskraft hat. Die großen Intervalle in der dritten Reihe schadeten nichts, da die Führer sich während des Vormarsches dahin ziehen konnten, wo die Lücken sich erweiterten und das Einspringen der Principes in die Hastaten-Linie in Aussicht stand oder sich vollzog.

Die Normal-Breite des Manipels muß also so gewesen sein, daß sie in die drei Zahlen 120, 60 und 40 aufgeht, und die Tiefe so, daß sie in 120 und 60 aufgeht. Das ergiebt eine Hopliten-Breite von 20 (resp. 10 bei den Triariern) und -Tiefe von 6 Mann und für die ganze Phalanx

Digitized by Google

theils 18, theils 12, im Durchschnitt 15 Mann. Die Ungewappneten standen bei der Musterung hinter den beiden jüngeren Abtheilungen 2, und hinter den Triariern 4 Mann tief, sofern sie nicht ganz aus der Hopliten-Phalanx herausgezogen und hinter die Triarier gestellt wurden. Die zahlenmäßig auch denkbare Kombination, daß die Hopliten-Manipel nur 3 Mann tief gestanden hätten, ist sachlich ausgeschlossen, da die Gesammt-Phalanx dann zu flach geworden wäre und die Manipel für den Zweck des Einrückens in die Lücken zu breit.

Bei den Griechen wurde als Normal-Tiefe 8 Mann angenommen. Es erscheint auffällig, daß die Römer fast doppelt so tief gestanden haben sollen. Aber zunächst ist ja das nur eine Normal-Stellung, die ganz nach Bedürfniß verändert werden konnte; auch von den Griechen hören wir ja öfter, daß sie 12 oder gar 25 Mann tief standen. Ferner sind die Intervalle der Römer in Betracht zu ziehen. Der Nachtheil der tiefen Aufstellung ist ja die kurze Front, die der Ueberflügelung und dem Flanken-Angriff ausgesetzt ist. Die römische Aufstellung aber wurde durch die Intervalle verlängert und an der Stelle, wo die Principes in die Front rückten, sank die Tiefe, bis die nächsten Triarier-Manipel sich dahinterschoben, auf 6 Mann. Eine Legionar-Phalanx von durchschnittlich 15 Mann Tiefe würde also einer griechischen von etwa 10—12 Mann entsprechen.

2. In der älteren Legion sollen die Leichtbewaffneten „rorarii" genannt worden sein, später „Veliten". Ob die Namens-Aenderung auch irgend eine sachliche bedeutete, ist nicht klar. Livius XXVI, 4 heißt es zum Jahre 211 „institutum ut velites in legionibus essent". Der Satz sieht ganz so aus, als ob er aus einer alten Aufzeichnung stamme. Die Erzählung, in die Livius ihn einflicht, läßt aber die Veliten als Hamippen, unter die Reiter gemischte Leichte, erscheinen, wodurch sie von den Legionen losgelöst worden wären. Auch sonst unterliegt die Erzählung starken Bedenken, z. B. wenn Livius den Veliten eine Lanze giebt mit einer Spitze, „quale hastis velitaribus inest". Ueberdies spricht Livius auch in den früheren Büchern schon öfter von Veliten. Vgl. Marquardt II, 349 Anmerk. 4. Vielleicht ist der Zusammenhang der, daß erst im Jahre 211 aus den Rorariern die 200 Mann ausgeschieden und von jetzt an besonders eingeübt und mit besonderen Wurfspießen ausgestattet wurden, die vor der Legion ausschwärmen sollten. Diese wurden Veliten genannt, und von ihnen ist der Name allmählich auf alle Rorarier übergegangen.

3. Die Fahnen.

Sehr schwierig ist die Frage der Fahnen im römischen Heer, und ich möchte es nicht wagen, das letzte Wort darüber zu sprechen. Domaszewski in seiner werthvollen Abhandlung (Abhandlungen des Archäol. Epigraph. Seminars der Universität Wien 1885)[1]) hat jedenfalls die praktische Be-

[1]) Nachtrag dazu in den Mitth. d. Oestr. Archäol. Epigr. Instituts Bd. 15. 1892. Vgl. die eingehende Besprechung von Mommsen, ebenda Bd. 10 (1886). S. 1 ff.

Digitized by Google

und werden, ausgenommen den Fall einer allgemeinen Flucht, höchstens von einigen verlorenen Geschossen getroffen. In einem reinen Bürgerheer kann man die Gefahr nicht einfach nach dem Alter vertheilen, denn ein Bürger ist so viel wie der andere; in einem reinen Söldner-Heer noch weniger, denn Jeder hat sein Leben verkauft um denselben Sold. In einer kriegerischen organisirten Miliz jedoch ist es das Natürliche, daß die langgedienten Familienväter sich in die hinteren Glieder stellen lassen und den jungen Soldaten sagen: jetzt sollt ihr mal drankommen. Es ist dasselbe, wie wenn bei uns die Landwehr mehr zu Besatzungen und Etappen verwendet wird als zu den Feldschlachten. Res ad triarios venit, heißt so wenig, daß nun die Elite, die vorzüglichsten Krieger eingreifen müssen, wie wenn es bei uns heißt „die Landwehr kommt". Es heißt nur so viel wie „Noth am Mann". Auch unser Landwehrmann hat einen großen militärischen Stolz als alter Soldat gegenüber den jungen Kerlen, aber keineswegs gilt deshalb die Landwehr als eine Elite-Truppe.

Innerhalb der Hastaten, die also die Last des eigentlichen Kampfes zu tragen haben, werden, wie bei den Griechen, ausgewählte Leute bestimmt worden sein, die ersten Glieder zu bilden.

1. Als die normale Tiefe des Manipels habe ich 6 Mann angenommen; das ergiebt also auf die ganze Phalanx, da die Triarier nur halb so stark sind, 15 Mann. Wir dürfen das erschließen aus dem Verhältniß der verschiedenen Zahlen. Zu jedem Manipel gehören 40 Ungewappnete, die bei der Musterung die hinteren Glieder bilden. Die Zahlen werden so gewählt sein, daß bei Vollzähligkeit keine blinden Rotten entstanden. Die Manipel der Triarier hatten ohne Zweifel dieselbe Tiefe, wie die der anderen Abtheilungen, waren also nur halb so breit und standen mit sehr großen Intervallen. Nur auf diese Weise konnten sie ihren Zweck erfüllen. Hätten sie nur etwa 3 Mann tief gestanden, so hätte ihr Einrücken in die Front wenig genützt, da eine so flache Linie im Nahkampf keine genügende Widerstandskraft hat. Die großen Intervalle in der dritten Reihe schadeten nichts, da die Führer sich während des Vormarsches dahin ziehen konnten, wo die Lücken sich erweiterten und das Einspringen der Principes in die Hastaten-Linie in Aussicht stand oder sich vollzog.

Die Normal-Breite des Manipels muß also so gewesen sein, daß sie in die drei Zahlen 120, 60 und 40 aufgeht, und die Tiefe so, daß sie in 120 und 60 aufgeht. Das ergiebt eine Hopliten-Breite von 20 (resp. 10 bei den Triariern) und -Tiefe von 6 Mann und für die ganze Phalanx

Digitized by Google

theils 18, theils 12, im Durchschnitt 15 Mann. Die Ungewappneten standen bei der Musterung hinter den beiden jüngeren Abtheilungen 2, und hinter den Triariern 4 Mann tief, sofern sie nicht ganz aus der Hopliten-Phalanx herausgezogen und hinter die Triarier gestellt wurden. Die zahlenmäßig auch denkbare Kombination, daß die Hopliten-Manipel nur 3 Mann tief gestanden hätten, ist sachlich ausgeschlossen, da die Gesammt-Phalanx dann zu flach geworden wäre und die Manipel für den Zweck des Einrückens in die Lücken zu breit.

Bei den Griechen wurde als Normal-Tiefe 8 Mann angenommen. Es erscheint auffällig, daß die Römer fast doppelt so tief gestanden haben sollen. Aber zunächst ist ja das nur eine Normal-Stellung, die ganz nach Bedürfniß verändert werden konnte; auch von den Griechen hören wir ja öfter, daß sie 12 oder gar 25 Mann tief standen. Ferner sind die Intervalle der Römer in Betracht zu ziehen. Der Nachtheil der tiefen Aufstellung ist ja die kurze Front, die der Ueberflügelung und dem Flanken-Angriff ausgesetzt ist. Die römische Aufstellung aber wurde durch die Intervalle verlängert und an der Stelle, wo die Principes in die Front rückten, sank die Tiefe, bis die nächsten Triarier-Manipel sich dahinterschoben, auf 6 Mann. Eine Legionar-Phalanx von durchschnittlich 15 Mann Tiefe würde also einer griechischen von etwa 10—12 Mann entsprechen.

2. In der älteren Legion sollen die Leichtbewaffneten „rorarii“ genannt worden sein, später „Veliten“. Ob die Namens-Aenderung auch irgend eine sachliche bedeutete, ist nicht klar. Livius XXVI, 4 heißt es zum Jahre 211 „institutum ut velites in legionibus essent“. Der Satz sieht ganz so aus, als ob er aus einer alten Aufzeichnung stamme. Die Erzählung, in die Livius ihn einflicht, läßt aber die Veliten als Hamippen, unter die Reiter gemischte Leichte, erscheinen, wodurch sie von den Legionen losgelöst worden wären. Auch sonst unterliegt die Erzählung starken Bedenken, z. B. wenn Livius den Veliten eine Lanze giebt mit einer Spitze, „quale hastis velitaribus inest“. Ueberdies spricht Livius auch in den früheren Büchern schon öfter von Veliten. Vgl. Marquardt II, 349 Anmerk. 4. Vielleicht ist der Zusammenhang der, daß erst im Jahre 211 aus den Rorariern die 200 Mann ausgeschieden und von jetzt an besonders eingeübt und mit besonderen Wurfspießen ausgestattet wurden, die vor der Legion ausschwärmen sollten. Diese wurden Veliten genannt, und von ihnen ist der Name allmählich auf alle Rorarier übergegangen.

3. Die Fahnen.

Sehr schwierig ist die Frage der Fahnen im römischen Heer, und ich möchte es nicht wagen, das letzte Wort darüber zu sprechen. Domaszewski in seiner werthvollen Abhandlung (Abhandlungen des Archäol. Epigraph. Seminars der Universität Wien 1885)[1]) hat jedenfalls die praktische Be-

[1]) Nachtrag dazu in den Mitth. d. Oestr. Archäol. Epigr. Instituts Bd. 15. 1892. Vgl. die eingehende Besprechung von Mommsen, ebenda Bd. 10 (1886). S. 1 ff.

Digitized by Google

deutung der Feldzeichen sehr überschätzt. Er meint (S. 2) „Sie bilden während des langdauernden Handgemenges die Stützpunkte der Unterabtheilungen, um welche sich die Kämpfer ordnen, und indem der Feldherr ihre Bewegungen im Gefecht regelt, gelingt ihm die Leitung der Masse nach einem einheitlichen Plan." Durch die Hornbläser, meint er weiter (S. 6) habe der Feldherr die Bewegungen der signa geleitet und die Soldaten seien dann den signa gefolgt.

Diese ganze Vorstellung ist deshalb unrichtig, weil der Soldat, der schon im Handgemenge begriffen ist, überhaupt so gut wie nicht mehr geführt werden kann, und wenn schon, so gewiß höchstens durch ein Signal, das an sein Ohr schlägt, auch ohne daß er darauf hinhört, aber nicht durch eine Fahne, nach der er erst hinsehen muß.

In Konsequenz seiner Auffassung weist Domaszewski den Fahnen ihren Platz im ersten Gliede der Manipel an, wo sie von allen Soldaten gesehen werden können. Stoffel, Histoire de Jules César II, 329 ff, glaubt, daß sie im zweiten Gliede gestanden haben, und ich möchte ihm darin beistimmen, mit dem Vorbehalt, daß doch auch dieser ebenso gelehrte wie praktische Militär mir die praktische Bedeutung der Fähnlein im Gefecht noch etwas zu hoch anzuschlagen scheint. Die Antesignani sind nach Stoffels völlig einleuchtender Darlegung die beiden ersten Glieder der Manipel. Fraglich ist mir jedoch, ob das für die Kohortentaktik zur Zeit Cäsars Zutreffende auf die ältere Zeit übertragen werden darf. Es ist z. B. sehr gut möglich, daß in der Manipular-Phalanx mit dem Ausdruck Antesignani die ganzen Hastaten bezeichnet wurden und der Ausdruck mit der veränderten Taktik seine Bedeutung veränderte. Die von Domaszewski angeführten Stellen Livius 8, 11, 7. 9, 39, 7. 22, 5, 7 lassen die Auslegung, daß die signa im ersten oder zweiten Gliede gestanden haben, durchaus nicht zu, sondern machen es wahrscheinlich, daß die sämmtlichen signa der Legion im Gefecht nebeneinander zwischen den Principes und den Triariern ihren Platz hatten. Da nun doch wieder auch schon in jener Zeit das signa sequi als besonderes Merkmal der römischen Soldaten angeführt wird und der Sprachgebrauch, die militärischen Bewegungen durch die Bewegung der signa auszudrücken (signa tollere, movere, ferre, effere, proferre, constituere, inferre, conferre, convertere, referre, transferre, promovere, retro recipere; ad laevam ferre, obicere, signa armaque expedire) wie Domaszewski richtig bemerkt, jedenfalls aus alter Zeit stammt, so scheint hier ein Widerspruch in den Quellen vorzuliegen. Domaszewski, S. 12, weiß ihn nicht anders zu lösen, als daß es sich um verschiedene signa handle. Er nimmt an, daß die von Plinius nat. hist. 10, 16 berichtete Erinnerung, daß die Römer in alter Zeit außer den Adlern auch Wölfe, Minotauren, Eber und Pferde als Feldzeichen geführt hatten, noch für die punischen Kriege gelte und diese Zeichen ihren Platz zwischen den Principes und Triariern gehabt hätten, während die Feldzeichen, die einen taktischen Zweck hatten, die Manipelfahnen bei jedem Manipel waren.

Digitized by Google

Ich halte noch eine andere Lösung für möglich, daß nämlich der praktische Gebrauch der Manipelfahnen nicht bloß auf dem Exerzierplatz entstanden ist, sondern sich auch auf diesen beschränkte. Im Ernstfall wurden die Feldzeichen nur beim Aufmarsch zum Ausrichten gebraucht und dann in die Mitte der Legion gebracht, wo sie nicht gefährdet waren und Niemandem im ersten Gliede den Waffengebrauch einschränkten. Eine praktische Bedeutung für Ordnung und Ausrichten hatten sie im Gefecht ohnehin nicht, und der moralische Impuls, den ein geheiligtes, vorangetragenes Feldzeichen geben kann, kam, so lange die Phalanx sich als eine mächtige geschlossene Masse bewegte, noch nicht in Betracht.

Das wurde anders nach der Einführung der Kohorten-Taktik. Für diese einzeln agirenden kleinen taktischen Körper waren die Fahnen von viel größerer, namentlich moralischer Bedeutung. Jetzt gab man ihnen also den Platz auch im Gefecht, zwar nicht im ersten, aber doch im zweiten Gliede.

4. Appian (Celtica cap. 1) berichtet, daß der Diktator C. Sulpicius in einem Kampfe mit den Bojern befohlen habe, daß die Wurfspieße gliederweise geworfen werden und die Glieder nach dem Wurf niederknien sollten, um das nächste über sich weg werfen zu lassen. Da das von vier Gliedern erzählt wird und endlich, nachdem „Alle" geworfen, zur Attacke übergegangen werden sollte, so hat man geschlossen (Fröhlich, Kriegswesen Cäsars p. 146), daß die Hastaten vier Glieder tief gestanden hätten. Ich möchte diesen Schluß weder methodisch noch sachlich gelten lassen.

Alle Schlachten des vierten Jahrhunderts sind reine Phantasie-Stücke ohne jeden historischen Werth in den Einzelheiten. Das Niederknien der drei vordersten Glieder so dicht vor der im Anmarsch, vielleicht im Ansturm befindlichen feindlichen Kolonne ist ganz unmöglich. Selbst als bloße Uebung im Frieden ist es nicht ungefährlich, da gar zu leicht Einer aus dem vorderen Glied zu spät niederkniet oder zu früh wieder aufsteht oder aus dem hinteren Glied Einer zu früh wirft, um nicht eigene Leute zu verwunden; und wenn auch nicht, schon die bloße Möglichkeit, die Nothwendigkeit, sich davor in Acht zu nehmen, muß eine Unruhe und nervöse Unsicherheit in die vordersten Glieder bringen, die viel mehr schadet, als die vervielfachten Pilenwürfe nützen können.

5. Polybius VI, 22 ff. giebt uns eine eingehende Beschreibung der römischen Bewaffnung, aber in seiner bei aller Breite doch oft flüchtigen Art hat er die eigentliche Panzerkonstruktion vergessen. VI, 23, 14 heißt es „οἱ μὲν οὖν πολλοὶ προσλαβόντες χάλκωμα σπιθαμιαῖον πάντῃ πάντως, ὃ προστίθενται μὲν πρὸ τῶν στέρνων, καλοῦσι δὲ καρδιοφύλακα, τελείαν ἔχουσι τὴν καθόπλισιν· οἱ δὲ ὑπὲρ τὰς μυρίας τιμώμενοι δραχμὰς ἀντὶ τοῦ καρδιοφύλακος σὺν τοῖς ἄλλοις ἁλυσιδωτοὺς περιτίθενται θώρακας." Nach dem Wortlaut müßte man annehmen, daß die Menge der römischen Legionäre überhaupt keine Panzer, sondern nur ein etwa um den Hals ge-

Digitized by Google

hängtes Stück Eisenblech, eine Spanne breit und lang, als „Herzdecker" getragen hätten. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Herzdecker nur ein Aufsatz, eine Verstärkung auf einem irgendwie konstruirten Leder- oder Linnen-Panzer gewesen ist. Zwischen den so ausgestatteten Legionären sollen nun die Bürger der ersten Klasse vollständige Schuppenpanzer getragen haben. (Vgl. Marquardt, II, 337 Anmk. 4 und Fröhlich, Kriegswesen Cäsars p. 68). Man pflegt das dem Polybius einfach nachzuerzählen, aber was soll man sich dabei denken? Sollen mitten unter den Hastaten, Principes und Triariern hier und da Leute, die zufällig wohlhabend waren, mit ganz anderer Bewaffnung gestanden haben? Denn die alte Ordnung nach Vermögensklassen ist jetzt durch die Altersklassen ersetzt. Spielte denn zu Polybius' Zeit die Aushebung nach Klassen überhaupt noch eine Rolle? Der Staat kann unmöglich ein Interesse daran gehabt haben, daß einzelne Leute im Gliede besser bewaffnet waren als andere.

Ich denke, die Erklärung wird die sein, daß der „Herzdecker" die einfachste Form des Panzers war, die der Staat fabrikmäßig herstellen ließ und lieferte. Es stand jedoch jedem Einzelnen frei, einen anderen, besseren oder schöneren Panzer zu tragen, und sehr Wohlhabende schafften sich den vollständigen Schuppen-Panzer an. „Leute, die über 10000 Drachmen geschätzt sind" bedeutet also nicht, daß hier ein Rest der alten Klassen-Ordnung vorliegt, sondern es heißt nichts als „die Reichsten", was Polybius in der mißverstandenen und mißverständlichen Weise wiedergiebt.

Ebenso ist es ein zweifelloses Mißverständniß des Polybius, wenn er (VI, 23) jedem Legionär zwei Pilen, ein leichtes und ein schweres, giebt. Nicht jeder Legionär ist mit zwei Pilen ausgerüstet, sondern es giebt zwei verschiedene Pilen-Arten, außer dem leichten, das der Legionär im Felde führt, noch ein schwereres, das bei der Vertheidigung von Befestigungen benutzt wird.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Römisches Exerzieren, Lagerkunst und Disziplin.

Man kann eine Phalanx nicht aufstellen und bewegen, ohne die Mannschaft darauf einzuüben. Von dem ersten Tage an, wo der Begriff der Phalanx existirte, müssen wir uns vorstellen, daß ein gewisses Exerzieren stattgefunden hat. In Sparta und bei den griechischen Söldnern wurde es systematisch ausgebildet. Der auf Disziplin gerichtete Sinn der Römer wird sich dieses ausgezeichnete Mittel nicht haben entgehen lassen, und die Manipular-Ordnung verlangte mehr, als das griechisch-macedonische Soldatenthum vermuthlich je geleistet hat. Von dem eigenthümlichen Exerzitium der Manipular-Legion ist uns eine Schilderung erhalten, die stark übermalt die Forschung lange irregeführt hat, aber nachdem die verkehrten Zuthaten entfernt sind, als ein sehr gutes Bild gelten darf.

Die Haupt-Aufgabe der Manipular-Legion war, die einzelnen Manipel beim Vormarsch fest in sich zusammenzuhalten, und sobald in der vorderen Schicht Lücken entstanden, diese in geordneter Weise durch das Einrücken einer Centurie oder eines Manipels aus der zweiten oder dritten Schicht auszufüllen. Man übte das in der Weise ein, daß die Manipel von vornherein eine Manipel-Frontbreite von einander Abstand nahmen. Dann wurde vorwärts marschirt, wobei die Centurien darauf zu achten hatten, daß die Distanzen gewahrt blieben.

Im Ernstfall konnten die Intervalle zwischen den Manipeln natürlich nicht so breit gemacht werden, da jeder Zwischenraum dem Feind eine Einbruchstelle bietet.

Auf dem Exerzierplatz übte man aber in dieser Weise das genaue Geradeausmarschiren, was so sehr schwer ist. Die Manipel-Fahnen

Digitized by Google

im ersten Gliede jedes Manipels erleichterten das Richtung-, Vordermann- und Abstand-Halten. Zuletzt machte man die Probe auf das Gelingen, indem man die Principes-Manipel in die Hastaten-Intervalle einspringen ließ. Dann gingen die Principes in die erste Linie vor, die Hastaten blieben zurück, um in derselben Weise auf Kommando wieder die Lücken zu füllen. Auch die Triarier werden in diese Uebung hineingezogen worden sein, obgleich nicht zu erkennen ist, wie das gemacht wurde, da sie ja immer entweder einen Hastaten- oder einen Principes-Manipel vor sich hatten, so lange nicht eine Unordnung oder der Verlust im Ernstfall eine Lücke geschaffen hatte.

Einen fast nicht geringeren Unterschied als die Manipular-Gliederung bewirkt zwischen einem griechischen und römischen Heer das Lagerwesen.

Von den Lagern der Griechen hören wir sehr selten etwas. Xenophon erzählt uns in seiner Schilderung des Staats der Lacedämonier (cap. 12), daß diese auf gute Ordnung im Lager hielten und es rund machten, wo das Gelände nichts Anderes gebot — daß sie es aber regelmäßig befestigt hätten, sagt er nicht. Nach dem ganzen Zusammenhang sollte man es fast schließen, und ein und das andere Mal wird uns auch von befestigten Lagern erzählt,[1]) aber von einer ständigen Sitte, das Lager zu befestigen, kann offenbar weder bei den Lacedämoniern noch um so weniger bei den anderen Griechen die Rede sein. Auch bei Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern wird eine Lagerbefestigung nur bei besonderen Umständen erwähnt und kam auch wohl nicht anders vor. Polybius sagt ausdrücklich (VI, 42), daß die Griechen, um sich die Mühe des Schanzens zu sparen, von Natur geschützte Oertlichkeiten im Gelände als Lagerplätze aussuchten.[2])

---

[1]) Xenoph. Hell. III, 2, 2. IV, 4, 9. VI, 2, 23. Plutarch, Phokion cap. 13.

[2]) Polyän, III, 9, 11 läßt Iphikrates einen festen Punkt im Gelände vorwärts des Lagers besetzen, um dieses zu decken. Unmittelbar hinterher ist freilich auch wieder erzählt (§ 17), Iphikrates habe auch in Feindesland den Graben um das Lager ziehen lassen, um nicht als Feldherr vielleicht sagen zu müssen „Das hätte ich nicht gedacht" („οὐ στρατηγικὸν τὸ οὐκ ψμην"). Danach ist es doch wohl öfter geschehen, als es nach den Quellen scheint, daß wenigstens ein Graben zum Schutz des Lagers aufgeworfen wurde.

Digitized by Google

Die Römer aber hatten schon aus sehr alter Zeit her den festen Grundsatz, jedes Lager unbedingt mit Graben und palisadirtem Wall zu umgeben. So mühselig das war, so viel Vortheile gewährte es. Die Gewohnheit der Griechen, den Schutz im Gelände zu suchen, verführte natürlich dazu, sich auch einmal und öfter mit einer sehr mäßigen Deckung zu begnügen und sich Ueberfällen auszusetzen. Der Feldherr muthet seinen Truppen nicht gern etwas zu, was sie nicht gewohnt sind. Der Fortgang der Operationen muß durch eine derartige Rücksicht fortwährend beeinflußt werden. Der römische Feldherr, der in der Uebung und Gewohnheit seiner Soldaten seine Sicherung stets und an jeder Stelle mit sich führt, ist dadurch zu viel weiter ausgreifenden und viel länger ausdauernden Operationen befähigt, als der griechische. Die allmähliche, systematische Unterwerfung Italiens, auf der das römische Staatswesen beruht, wäre ohne die römische Lagerbefestigung nicht möglich gewesen. Auch nach verlorenem Gefecht bot das Lager eine vorläufige Zuflucht.

Fast nicht weniger wichtig ist aber eine indirekte Folge, die Polybius (a. a. O.) hervorhebt. Die Griechen, die ihr Lager nach Umständen nahmen, hatten keine festen Formen dafür; die Römer hatten ein ganz bestimmtes Schema,[1]) wo jeder Truppentheil und jeder Mann seinen festen Platz hatte. Das Lager war viereckig, hatte vier Thore, in der Mitte war das Feldherrnzelt, in bestimmten Linien liefen die Lagergassen, und bestimmte Zeichen wiesen die Richtungen. In Folge dessen vollzog sich der Ein- und Ausmarsch in einer natürlichen Ordnung, ohne Unruhe und auch bei plötzlichen Alarmirungen kannte jeder Soldat sofort seinen Platz.

Bei Livius (XLIV, 39) hält Aemilius Paullus vor der Schlacht bei Pydna eine Rede an seine Soldaten, wo er von den Lagern sagt: „Eure Vorfahren haben das verschanzte Lager für einen stets offenen Hafen des Heeres gehalten, von wo sie zum Kampfe

[1]) Polybius nennt es quadratisch; die spätere Lagerbeschreibung von Hygin giebt die Form des Rechtecks. Die Ecken waren in der späteren Zeit und vermuthlich von jeher abgerundet. Einigermaßen war natürlich die Ausführung immer, ohne die Grundform zu verwischen, dem Gelände angepaßt. Von den Lagern Cäsars in Gallien sind einige noch heute so weit erhalten, daß Napoleon III durch Ausgrabungen ihre Form und Größe ganz genau feststellen lassen konnte.

Auf die Einzelheiten des römischen Lagers ist hier nicht einzugehen. Ich verweise neben Marquardt auf Fröhlich „Kriegswesen Cäsars" S. 74 und 220 ff.

Digitized by Google

ausziehen, wohin sie, durch den Sturm der Schlacht verschlagen, eine sichere Zuflucht nehmen könnten. Das Lager ist für den Sieger ein Aufenthaltsort, für den Besiegten eine Zuflucht. Dieser kriegerische Wohnsitz ist das zweite Vaterland, der Wall sind die Mauern, und für jeden Soldaten ist sein Zelt sein Haus und Herd."

Die Belastung, die das Gesetz der Lagerbefestigung für die Römer mit sich brachte, war ganz außerordentlich groß. Da man nicht immer Gelegenheit und Zeit gehabt hätte, die nöthigen Schanzpfähle an Ort und Stelle zu schlagen, so mußten die Soldaten außer der schweren Hoplitenrüstung, dem Proviant und Werkzeugen, Beilen, Spaten, Sägen, oft genug auch noch die Schanzpfähle selber mit sich schleppen.[1])

Der griechische Hoplit, wie wir wissen, verlangte jeder einen Knecht oder Gehülfen als Begleiter; die römischen Legionäre hatten nur auf fünf Hopliten zwei Leichte. Die Griechen, sagt Polybius (XVIII, 18), glaubten auf dem Marsch kaum ihre Waffen tragen zu können; für die Römer sei es ein Leichtes, sich auch die Schanzpfähle noch aufzupacken. Cäsar (bell. civ. I, 78) erzählt gelegentlich, daß fremde Hülfstruppen die Lasten der Legionäre nicht auf sich nähmen.

Mit gutem Recht läßt die römische Legende den Camillus einmal sagen (Livius V, 27, 8), die Künste, durch die der Römer seine Feinde besiege, seien „virtus, opus, arma". Das „opus", die mühselige, ruhmlose Schanzarbeit hat keinen geringeren Theil an der römischen Weltbesiegung, als die Tapferkeit und die Waffen.

Alle Verschiedenheiten des griechischen und römischen Kriegswesens gehen zurück auf die Verschiedenheit der Disziplin.

Die athenischen Feldherren hatten zwar ein gewisses Strafrecht, wendeten es jedoch, nach dem Zeugniß des Aristoteles,[2]) nicht an. Selbst bei spezifisch militärischen Vergehen, wie Weigerung, bei dem

[1]) Gewöhnlich (Marquardt S. 426) wird angenommen, auf Grund einer Schilderung Ciceros in den Tusculanen (II, 16, 37), daß die Legionare die Schanzpfähle regelmäßig mitgenommen. Mit Recht hat dagegen Liers p. 155 drei Livius-Stellen angeführt, (VIII, 38, 7. X, 25, 6. XXV, 36, 5), wo es wie das Natürliche erzählt wird, daß die Soldaten sich die Pfähle erst an Ort und Stelle schlagen, so wie eine vierte (XXXIII, 6, 1), wo das Mitschleppen offenbar als etwas Ausnahmsweises erscheint.

[2]) Vgl. Bauer, Griech. Kriegsalterth. § 39.

Digitized by Google

Aufgebot zu erscheinen, Feigheit, Flucht vor dem Feinde, trat keine unmittelbare Ahndung ein, sondern die Feldherren erhoben nach Beendigung des Feldzuges in Athen eine Klage vor dem Volk.[1]) Als im Peloponnesischen Kriege Demosthenes den Plan faßte, Pylos zu befestigen, was nachher zu dem großen Siege von Sphakteria führte, da vermochte er anfänglich, wie uns Thucydides (IV, 4) ganz harmlos erzählt, weder seine Mitfeldherren noch die Soldaten dazu zu überreden. Erst als sie wegen schlechter See längere Zeit dort liegen bleiben mußten, entschlossen sich die Soldaten aus Langerweile, die Idee ihres Feldherrn auszuführen.

In seinen Erinnerungen an Sokrates läßt Xenophon den Perikles klagen, daß die Athener wohl den Turnlehrern und Chormeistern Gehorsam leisteten, die Ritter und Hopliten aber gegen ihre Vorgesetzten widerspenstig seien (III, 5, 19). Die Athener suchten womöglich ihren Ruhm darin, der Obrigkeit zuwider zu handeln (III, 5, 16). Sokrates findet den Grund darin, daß die Feldherren selber vom Kriegshandwerk nichts verständen; man solle Männer wählen, die durch die Ueberlegenheit ihres Wissens und Könnens, gerade wie die Meister der Gymnastik und des Chorgesanges, die freiwillige Folgsamkeit ihrer Schaaren erzwängen.

Als Phokion einmal gefragt wurde (Plutarch, Phok. cap. 23), wann er den Athenern zum Kriege gegen die Macedonier rathen würde, antwortete er, „wenn ich sehe, daß die jungen Leute bereit sind, ihren Dienst zu thun, die Reichen, Steuern zu bezahlen, und die Redner, keine öffentlichen Gelder zu unterschlagen".

Berühmt waren wegen ihres Gehorsams gegen die Obrigkeit die Spartaner, und gewiß ist, daß diese Krieger-Genossenschaft durch ihren festen Zusammenschluß die Herrschaft über ihre zahlreichen Unterthanen ausübte. Sieht man aber näher zu, so ist die spartanische Zucht doch mehr pädagogischer Natur, nicht eigentlich

[1]) Gilbert, Handb. d. griech. Staatsalterthümer I, S. 356 (2. Aufl.) Anmerk. meint, „der Strateg kann im Felde hinrichten lassen", und zitirt dafür Lysias 13 (κατὰ Ἀγοράτου) 67. Die Stelle lautet „παραφρυκτωρευόμενος τοῖς πολεμίοις ληφθεὶς ὑπὸ Λαμάχου ἀπεκυμπανίσθη". Es ist also unter Lamachos vor Syrakus ein Mann wegen Verraths zu Tode geknüppelt worden. In welcher Form Rechtens das geschah, wissen wir nicht. Daß ein Verbrechen wie Verrath im Felde unmittelbar mit dem Tode geahndet werden konnte, ist von vornherein anzunehmen, aber wie weit dabei die Disziplinar-Gewalt des Feldherrn ins Spiel kam, ist aus der Stelle nicht zu ersehen.

Digitized by Google

das, was wir militärische Disziplin nennen. Zum Begriff der Disziplin gehört, daß sie von der Kommando-Gewalt ausgeht. Gerade die Kommando-Gewalt aber war in Sparta sehr beschränkt. In diesem komplizirten Staatswesen lag die Heerführung in der Hand erblicher Könige; diese Könige aber regierten nicht, sondern hatten nur eine Art präsidirender Stellung innerhalb der Aristokratie, und um sie nicht darüber hinauswachsen zu lassen vermöge der Heerführung, wurde die Kommando-Gewalt sehr eingeschränkt. Das Königthum war nicht ein einfaches, sondern ein doppeltes; beide Könige führten auch im Felde ursprünglich zusammen den Oberbefehl, und als man dies wegen schwerer Unzuträglichkeit abschaffte (etwa 510), sorgte man in anderer Weise dafür, daß ihre Gewalt auch im Felde eng begrenzt blieb, sonst würde sich dieses Königthum ganz anders geltend gemacht haben.

Pausanias mußte es bei Platää erleben, daß einer der spartiatischen Obersten, Amampharetos, der seine Taktik nicht verstand, sich weigerte, einen Befehl auszuführen, und sich mit dem Könige öffentlich darüber herumzankte. Später wurde den Königen ein Beirath von den Ephoren mit ins Feld gegeben. Dem König Agis rief, als er im Jahre 418 dem Feinde auf ungünstigem Terrain eine Schlacht liefern wollte und schon auf Steinwurf-Weite herangerückt war, einer der Aelteren zu, er wolle wohl ein Uebel durch ein anderes heilen, worauf er das Heer zurückführte. In der bald darauf folgenden Schlacht bei Mantinea versagten zwei Polemarchen den Gehorsam, führten eine befohlene Bewegung nicht aus und wurden dafür nicht etwa von dem Könige sofort, sondern nachträglich von den Behörden zu Hause mit Verbannung bestraft.

Als die griechischen Söldner-Heere aufkamen, entstand naturgemäß auch eine andere Disziplin als bei den Bürgerheeren. Schon in jenem Gespräch zwischen Perikles und Sokrates läßt Xenophon im Gegensatz zum Landheer den Sokrates die gute Ordnung auf der Flotte rühmen. Als der Spartaner Brasidas aus Heloten die Hopliten-Schaar bildete, die er nach Thracien führte, hat er sie sicherlich gut disziplinirt. Von Klearch, dem berühmtesten Condottiere der Zehntausend, erzählt uns Xenophon (II, 6, 10), er habe den Grundsatz aufgestellt, der Soldat müsse seinen Feldherrn mehr fürchten als den Feind, und selber den Stock gehandhabt,

Digitized by Google

wenn er einen seiner Leute lässig sah. Als aber Xenophon selber einmal auf dem Rückzug einen Soldaten prügelte, weil er sich geweigert hatte, einem kranken Kameraden fortzuhelfen, verklagte ihn dieser vor der Heeresversammlung, und Xenophon behielt nur dadurch Recht, daß er den Grund der Bestrafung angab.

Bei den Macedoniern, unter der gesicherten Autorität eines königlichen Kriegsherrn, wird eine gute Zucht geherrscht haben; der König handhabt in schweren Fällen die Strafgewalt mit Zustimmung seines Heeres.[1]) Auch unter den Nachfolgern Alexanders, wo die Heere stehende Söldnertruppen waren, muß die dieser Art des Kriegerthums eigentümliche Disziplin obgewaltet haben, weil ohne sie Söldnerheere weder zu gebrauchen, noch zusammenzuhalten sind. Polybius (I, 66) spricht den weisen Satz aus, daß Ruhe für Söldner nichts tauge und die Quelle des Aufruhrs sei. Gewiß auch aus diesem Grunde wurde unter den Diadochen tüchtig exerzirt. Schon von Iphikrates wurde erzählt (Polyän III, 9, 35), er habe die Soldaten stets beschäftigt, damit sie nicht auf Neuerungen kämen; das Exerziren ist jedoch unter diesen Beschäftigungen nicht genannt, sondern graben, Bäume fällen, umpacken und umziehen.

Kann man nach alledem den Griechen nicht nachsagen, daß ihnen die Grundbegriffe der militärischen Disziplin ganz unbekannt gewesen seien, so ist es doch eigentlich erst mit dem Söldnerthum, daß dieser Begriff aufkommt, und nach Polybius' Zeugniß haben die Griechen den wahren Gehorsam überhaupt nie gelernt. Eine ganz andere Luft umfängt uns, sobald wir ein römisches Feldlager betreten. Erst von den Römern ist der Begriff und die Kraft der Disziplin völlig erkannt und realisirt worden.

Der strenge Begriff des Imperiums war mit der Vertreibung der Könige nicht aufgehoben, sondern nur auf die beiden wechselnden Konsuln übertragen worden. Sechs Lictoren mit Ruthen und Beil schritten Jedem von ihnen voran, als unmittelbare Vollstrecker ihrer Befehle. Kaum daß innerhalb der Stadt der Bürger vor den Griffen dieser Amtsgewalt persönlich geschützt war; unumschränkt aber waltete sie im Felde über Leben und Tod, und unerbittlich schritt sie einher. Von den Konsuln übertrug sie sich auf die

[1]) Richtig hervorgehoben von Beloch, Griech. Gesch. II, 479.

Digitized by Google

anderen Führer. Jeder Centurio führte den Stock; als sein recht eigentliches Standesabzeichen sah ihn die spätere Zeit an und meißelte ihn als solches in die Steine.[1]) Nach einem festen Schema, erzählt uns Polybius (VI, 36 ff.), werden bei den Römern die Wachtposten visitirt. Findet die Ronde einen Mann nicht auf seinem Posten oder schlafend, so wird am andern Tage Standrecht über ihn gehalten. Der Tribun berührt den schuldig Befundenen mit seinem Stab, und darauf schlagen alle Soldaten auf ihn los oder werfen ihn mit Steinen. Sollte es ihm gelingen, der Steinigung zu entgehen und aus dem Lager zu entfliehen, so darf er doch niemals in seine Heimath zurückkehren. Dieselbe unerbittliche Strafe trifft die Centurionen (Polybius sagt „ὅ τε οὐραγὸς καὶ ὁ τῆς ἴλης ἡγεμών"), die nicht richtig die Ronde machen. Insubordination, Desertion, Feigheit werden mit dem Tode bestraft. Sind ganze Truppentheile schuldig, so werden sie dezimirt; das Loos muß je den zehnten Mann zum Tode bestimmen.

Selbst über hohe Offiziere vornehmster Abkunft ist zuweilen Körperstrafe verhängt worden.[2])

Keine Erzählung ist berühmter und charakteristischer in der römischen Legende, als von dem Konsul Manlius, der seinen eigenen Sohn hinrichten ließ, weil er einen Befehl übertreten und einen

[1]) Für die ältere Zeit ist uns dies Recht der Centurionen nicht direkt bezeugt, und wer in dem römischen Bürgerheer das Aufgebot der Besitzenden sieht, könnte auf die Vermuthung kommen, daß erst mit dem Uebergang zur Werbung aus der Menge diese Art der Disziplin eingeführt worden sei. So wie ich die Geschichte der römischen Heeresverfassung jedoch auffasse, kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Disziplin von je auf denselben Grundlagen geruht hat. Wo an der höchsten Stelle die Todesstrafe mit so diskretionärer Gewalt gehandhabt wird, liegt es in der Natur der Dinge, daß auch die unteren Instanzen sehr weitgehende Befugnisse haben. Auf der andern Seite liegt es auch in der Natur der Dinge, daß, so lange der Centurio sich als Bürger unter seinen Mitbürgern fühlte, er gewisse Unterschiede zu machen wußte und der angesehene Hausvater thatsächlich der Gefahr der Schläge im gewöhnlichen Dienst nicht ausgesetzt war.

Gegen meine Auffassung könnte angeführt werden Polybius VI, 37, 8, wo das Recht zu strafen, zu pfänden und zu geißeln (καὶ ζημιῶν καὶ ἐνεχυράζων καὶ μαστιγῶν), den Tribunen zugesprochen wird, ohne die Centurionen zu erwähnen. Aber Polybius spricht hier von der Strafe im förmlichen Verfahren, woneben ein gesetzlich nicht weiter fixirtes Zuschlagen der Hauptleute, um Ordnung zu halten, sehr wohl bestehen kann.

[2]) Livius XXIX, 9, 4. Valerius Maximus II, 7, 4. Frontin Strategem. IV, 1, 30, 31. Cotta consul P. Aurelium sanguine sibi junctum, quem obsidioni Lipararum, ipse ad auspicia repetenda Messanam transiturus, praefecerat, cum agger incensus et capta castra essent, virgis caesum in numerum gregalium peditum referri et muneribus fungi jussit.

Digitized by Google

Einzelkampf mit einem der Gegner, der ihn herausgefordert, angenommen. Starr vor Entsetzen, so malt es uns Livius aus, blickte das Heer auf die schreckliche Exekution und kam erst wieder zu sich, als der Kopf vom Rumpf getrennt lag und das Blut herausströmte, aber der Gehorsam war gesichert.

Einige Jahre später, so erzählen die römischen Geschichtsbücher weiter, geschah es, daß der Magister Equitum Qu. Fabius Rullianus gegen den Befehl des Diktators L. Papirius Cursor in dessen Abwesenheit eine Schlacht lieferte und gewann. Der Diktator rief das Beispiel des Manlius an und lud den ungehorsamen Unterfeldherrn vor sein Gericht. Fabius entfloh aus dem Lager nach Rom; der Senat legte sich ins Mittel; der Vater des Schuldigen, der selber Diktator und drei Mal Konsul gewesen war, appellirte an das Volk und die Volkstribunen. Aber diese wagten um der Erhaltung der Grundgesetze der Disziplin willen nicht einzuschreiten.

Erst als Alle, Fabius selbst, Sohn und Vater, der Senat, die Tibunen und das Volk sich aufs Bitten legten und dadurch das Recht des Imperiums und das Gesetz der Subordination anerkannt war, ließ der Diktator sich erweichen und schenkte den Verbrecher dem römischen Volk und der tribunicischen Gewalt, weil sie gebeten und nicht ein Recht geltend gemacht hätten.

Auf griechischem Boden ist weder die Erzählung von Manlius, noch von Papirius denkbar. Auch in Sparta hat ein solcher Begriff der Amtsgewalt nie existiert. Durch diese Amtsgewalt werden in Rom das aristokratische und demokratische Element zusammengehalten und balancirt; keines vermag das andere vollständig aufzuheben und zu unterdrücken. In diesem Staate des allgemeinen gleichen Stimmrechts, in dem formal das Prinzip der Volkssouveränität anerkannt wird, lebt zugleich praktisch eine herrschgewaltige, kommandoführende Aristokratie. Das Widerspiel dieser Kräfte hat den römischen Volkscharakter gebildet; die Amtsgewalt ist die Wurzel der Disziplin, und an dem Baum der Disziplin ist die Frucht der Manipular-Taktik und der regelmäßigen Lagerbefestigung gewachsen.

1. Die Schilderung, der ich das Bild altrömischen Exerzierbetriebes geglaubt habe entnehmen zu dürfen, ist von Livius eingeflochten in die Erzählung des Latinerkrieges (340) und verknüpft mit einem Ueberblick über die ganze

Digitized by Google

Entwickelung der römischen Fechtweise. Bei der Wichtigkeit dieses Berichts müssen wir ihn im Zusammenhang behandeln und dabei die Art, wie wir ihn benutzt und verwerthet haben, durch eine satzweise Analyse zu rechtfertigen suchen. (Livius (VIII, 8) sagt:

Clipeis antea Romani usi sunt, dein postquam stipendiarii facti sunt, scuta pro clipeis fecere.

Diese Notiz ist offenbar die Konstruktion eines römischen Antiquars, der sich vorstellte, daß die Römer in alten Zeiten auch den Schild der homerischen Helden gehabt haben müßten, und, man möchte sagen gar nicht übel, den Uebergang zu der Schildform des Legionärs seiner Zeit mit der Einführung der Soldzahlung verknüpfte.

et quod antea phalanges similes Macedonicis, hoc postea manipulatim structa acies coepit esse, postremo in plures ordines instruebantur.

Dieser Satz zeigt, daß wir es mit einem wirklichen Kenner zu thun haben; er ist zu übersetzen: die ursprüngliche Phalanx wurde zunächst manipelweise aufgestellt (gegliedert) und zuletzt in mehrere Treffen zerlegt.

Die Einführung der Treffen-Aufstellung fand, wie wir noch erfahren werden, gegen Ende des dritten Jahrhunderts, im zweiten punischen Kriege, statt. Die nächste Stufe, die Kohorten Taktik, die um die Wende des zweiten und ersten Jahrhunderts erreicht wurde, ist noch nicht erwähnt. Hieraus ist zu schließen, daß die Schilderung einem Autor des zweiten Jahrhunderts entstammt und noch genauer aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Der Erzähler vergleicht die altrömische Aufstellung mit der macedonischen; er will natürlich nicht sagen, daß die Römer in den ältesten Zeiten mit der Sarisse bewaffnet gewesen wären. Hätte er dies sagen wollen, so hätte er die Phalanx nicht bloß „ähnlich", sondern „gleich" der macedonischen nennen müssen. Gemeint kann nur sein die geschlossene Linear-Aufstellung und die Bewaffnung mit dem Spieß — also die alte griechische Hopliten-Phalanx. Der Autor, vermuthlich Cato, zieht aber statt dessen die macedonische Phalanx zum Vergleich heran, weil damals, wo man gerade die Kriege mit den Macedoniern führte oder geführt hatte, deren Phalanx in Rom ein sehr geläufiger Begriff war.

ordo sexagenos milites duos centuriones, vexillarium unum habebat.

Der ordo, der 60 Mann hat, ist die spätere Centurie als Hälfte des Manipels. Dieser ordo hat aber nicht zwei, sondern einen Centurio und außer den 60 Hopliten noch 40 Leichte. Ferner hatte er schwerlich einen eigenen Fahnenträger, da nicht die Centurie, sondern der Manipel eine Fahne führte. Entweder Livius ist also hier ganz konfus gewesen, indem er das Wort „ordo" im Sinne von „Treffen" in seiner Vorlage lesend, an ordo im Sinne von Centurie dachte und eine Erklärung geben wollend, seine unbestimmte und schiefe Erinnerung daran einschob — oder ein späterer Interpolator hat den Text in dieser Weise verdorben. Der Satz ist daher zu streichen.

prima acies hastati erant, manipuli quindecim . . . .

Digitized by Google

Wir wissen sonst nur von einer Eintheilung der Legion in die drei Schichten der Hastaten, Principes und Triarier, jede zu 10 Manipeln. Die 15 Manipel, von denen Livius hier berichtet, mögen aber sehr wohl historisch sein. Es ist denkbar, daß man die alte Phalanx ursprünglich nur in zwei Schichten, jede zu 15 Manipeln zerlegte und daß sich daran eine Erinnerung erhalten hat. Livius macht nun freilich den Fehler, daß er alle drei Schichten jede mit 15 Manipeln ansetzt. Eine Legion von 45 Manipeln hat aber sicherlich nie existirt. Durch die Stimm-Ordnung der Centuriat-Komitien ist uns die Ur-Legion von 42 Centurien sicher bezeugt, und der Zusammenhang dieser Legion mit der von Polybius beschriebenen, in der auf 3000 Hopliten 1200 Leichte = 42 Centurien kommen, ist völlig deutlich. Diese Entwickelung kann unmöglich einmal durch einen ganz anderen Zahlen-Schematismus unterbrochen worden sein, aus dem man zufällig oder absichtlich wieder zu den alten Zahlen zurückgekehrt wäre. Die Identität dieser Zahlen in den verschiedenen Jahrhunderten zeigt uns vielmehr, wie konservativ man in der Festhaltung der einmal eingeführten Normal-Zahlen dachte.

. . . distantes inter se modicum spatium. manipulus levis vicenos milites, aliam turbam scutatorum habebat; leves autem qui hastam tantum gaesaque gererent vocabantur. haec prima frons in acie florem iuvenum pubescentium ad militiam habebat. robustior inde aetas totidem manipulorum, quibus principibus est nomen, hos sequebantur, scutati omnes, insignibus maxime armis.

Werthvoll in diesem Absatz ist die Notiz, daß den Manipeln der Hastaten 20 Leichte beigegeben waren, denen der Principes aber keine. Man sieht nicht, weshalb Jemand eine solche Behauptung hätte fingiren sollen, sie wird also als echt anzusehen sein und bestätigt unsere Auffassung, daß nur ein kleiner Theil der Leichten als wirkliche Kombattanten anzusehen sind.

hoc triginta manipulorum agmen antepilanos appellabant, quia sub signis jam alii quindecim ordines locabantur. . . .

Eine besondere taktische Bedeutung der „antepilani“ und der Truppen „sub signis“ ist nirgends zu erkennen; auch das Wort „antepilani“ ist nur in so weit zu erklären, als die Triarier einmal pilani geheißen haben, daher ihr erster Centurio noch in später Zeit primus pilus. Was aber die Worte pilus und pilani eigentlich bedeuten, weiß man nicht; mit dem pilum hängen sie, wie Soltau mit Recht ausgeführt hat, nicht zusammen. Man darf aber auch aus dieser Stelle schließen, daß im Gefecht die signa zwischen den Principes und den Triariern standen.

ex quibus ordo unus quisque tres partes habebat. earum unam quamque primam pilum vocabant. tribus ex vexillis constabat, vexillum centum octoginta sex homines erant. primum vexillum triarios ducebat, veteranum militem spectatae virtutis; secundum rorarios, minus roboris aetate factisque; tertium accensos, minimae fiduciae manum: eo et in postremam aciem reiciebantur.

Digitized by Google

Dieser Passus hat den Gelehrten viel Mühsal verursacht. Sind schon die 3 × 15 Manipel schwer zu verwinden, so sind die drei Fähnlein, jedes zu 186 Mann, schlechterdings nicht zu bewältigen. Man hat das handschriftliche „vexillum“ in „vexilla III“ verwandeln wollen, aber das ist auch nur eine Scheinhülfe. Man hat endlich den ganzen Satz „earum unam quamque bis octoginta sex homines erant als Interpolation herausgethan. Wie aber soll ein Interpolator gerade auf die Zahl 186 gekommen sein?

Daß sehr schwere Fehler vorliegen, darüber sind jetzt alle Forscher einig. Ich möchte die Heilung auf folgendem Wege versuchen. Auszuscheiden sind zunächst die 45 Manipel der Triarier. Sie sind dadurch hineingekommen, daß in der Vorlage des Livius von einer früheren Periode die Rede war, wo nur zwei Schichten, jede zu 15 Manipeln, in der Legion waren. Livius hat diese Zahl fälschlich auch auf die Triarier bezogen. Seitdem diese existirten, hatte aber jede Schicht nur zehn Manipel.

Falsch ist offenbar ferner die Unterscheidung der Triarier, Rorarier und accensi nach ihrer kriegerischen Tüchtigkeit. Der Unterschied der Triarier und Rorarier lag im Alter, in der Bewaffnung und in der Funktion. Die accensi aber waren überhaupt nicht Soldaten.

Die Aufstellung, die uns Livius beschreibt, ist also nicht die Aufstellung zur Schlacht, sondern zur Musterung, und das ergiebt auch die Erklärung der Zahl 186. Bei der Musterung standen die Nicht-Kombattanten resp. Halb-Kombattanten hinter den Kombattanten, also hinter den Triariern. Je ein Manipel der Hastaten, Principes und Triarier gehören zusammen. Hinter jedem Triarier-Manipel, der selbst 60 Mann stark ist, standen die 3 × 40 Rorarier der drei Manipel und die 6 accensi (Ordonnanzen, Kompagnie-Schreiber) der 6 Centurien = 186 Mann sub signis.

Die Konfusion, die Livius macht, ist nur, daß er den Rorariern und accensi eigene Fähnlein giebt und daß er, wie sich des Weiteren zeigt, das Ganze für eine Aufstellung zur Schlacht hält. In diesem Sinne malt er aus, seine Vorlage aber, gerade die vielangefochtene Zahl 186 beweist das, war vortrefflich. Unten (Buch VI, Kap. 1) bei der Schlacht von Kynoskephalä werden wir eine Analogie für diese Arbeitsweise unseres Autors kennen lernen. Er macht bei seiner Benutzung des Polybius einen Uebersetzungsfehler und malt dann mit eigener Phantasie auf Grund dieser falschen Uebersetzung die Situation aus und fingirt sich Gründe dafür. Da wir in diesem Fall, das Original nach dem er übersetzt hat, noch besitzen, so ist hier der Vorgang klar zu durchschauen.

Die accensi der Konsuln und der Tribunen, die es natürlich auch gegeben haben muß, traten als zum Stabe gehörig, bei der Musterung der Legion nicht mit an.

ubi his ordinibus exercitus instructus esset, hastati omnium primi pugnam inibant. si hastati profligare hostem non possent, pede presso eos retro cedentes in intervalla ordinum principes recipiebant. tum

Digitized by Google

principum pugna erat; hastati sequebantur. triarii sub vexillis considebant sinistro crure porrecto, scuta innixa humeris, hastas suberecta cuspide in terra fixas, haud secus quam vallo saepta inhorreret acies, tenentes. si apud principes quoque haud satis prospere esset pugnatum, a prima acie ad triarios sensim referebantur. inde rem ad triarios redisse, cum laboratur, proverbio increbuit. triarii consurgentes, ubi in intervalla ordinum suorum principes et hastatos recepissent, extemplo compressis ordinibus velut claudebant vias, unoque continenti agmine iam nulla spe post relicta in hostem incidebant: id erat formidolosissimum hosti, cum velut victos insecuti novam repente aciem exsurgentem auctam numero cernebant.

Jede Möglichkeit eines Verständnisses der Entwickelung der römischen Taktik ist ausgeschlossen, so lange man mit Livius diese Schilderung als die einer römischen Schlacht ansieht. Damit die Manipel der Principes durch die Manipel der Haſtaten hindurchgehen können, müssen diese mit Intervallen von Manipel-Front-Breite aufgestellt sein. Das ist einigermaßen durchführbar auf einem ganz ebenen Exerzier-Platz, wo man nur eine kurze Strecke vorrückt und beliebig Halt macht, um Fehler zu korrigiren und wieder auszurichten. Es ist aber gänzlich unmöglich im Ernstfalle, da die Intervalle beim Vormarsch alle verloren gehen, bald zu groß, bald zu klein sein würden. Selbst wenn die Haſtaten mit den richtigen Intervallen an den Feind kämen, so gäbe das die thörichtste Schlachtordnung, die man denken kann. Jeder Manipel würde sofort in beiden Flanken umfaßt und erdrückt werden. Noch schlimmer ist die Vorstellung, daß die Haſtaten zwar mit Intervallen angerückt, aber vor dem Zusammenstoß mit dem Feind größeren Abstand genommen hätten, um auf diese Weise die Front zu schließen. Es würde die heilloseste Unordnung geben, wenn die Soldaten in dem Augenblick, wo sie auf den Feind einstürmen sollen, erst ihre Aufmerksamkeit auf ein neues Abstandnehmen zu richten hätten. Nun gar um die Principes vorzulassen, müßten die Haſtaten sich wieder zusammenziehen an der Front des Feindes, der fortwährend auf sie einhaut, entlang, zu einer Engigkeit, in der sie die eigenen Waffen nur schwer gebrauchen können, und ehe die Principes in die Intervalle, die doch erst allmählich groß genug werden können, eingerückt sein werden, benutzt natürlich der Feind die ihm freiwillig gebotenen Lücken, um einzudringen und die Haſtaten in ihrer hilflosen, bedrängten Lage völlig zu überwältigen. Die ganze Vorstellung von der schachbrettförmigen Aufstellung der Manipel in der Schlacht ist also auszumerzen. Sie wird aber auf der Stelle brauchbar und verständlich, sobald man, wie wir das oben gethan haben, sie als ein bloßes Exerzier-Manöver auffaßt. Dazu ist sie ganz vortrefflich geeignet. Das Einzige, was in der Livianischen Erzählung unrichtig sein dürfte und wiederum auf bloße Ausmalung zurückzuführen ist, ist, daß die Haſtaten sich zurückziehen sollen, während die Principes vorgehen. Eine solche Rückwärts-Bewegung einer Kompagnie von 120 Mann ordnungsmäßig auszuführen, ist kaum

Digitized by Google

möglich und dazu ganz zwecklos; das Manöver wird sich vielmehr so vollzogen haben, daß die Hastaten stehen blieben und die Principes aus der Front vorgingen. Livius mußte es umkehren, da er sich das Ganze ja nicht als einen Exerzier-, sondern als einen Gefechtsakt vorstellte und dementsprechend ausmalte.

Der Abstand der römischen Legionare wie der griechischen Hopliten war, um des freien Gebrauchs der Waffen willen, viel größer als heute bei uns; man rechnete die Rottenbreite zu drei Fuß, während die Schulterbreite eines Mannes nicht viel über $1^1/_2$ Fuß beträgt. Das Exerziren ist bei dem Mangel an Fühlung natürlich viel schwerer. Das zweite Glied war vermuthlich nicht auf den Vordermann, sondern auf die Lücken ausgerichtet oder trat wenigstens beim Zusammenstoß über auf die Lücken. Deshalb rechnet Vegetius III, 14 nicht 3, sondern 6 Fuß als Gliederabstand, nämlich vom ersten zum dritten, vom zweiten zum vierten Glied u. s. f. Vgl. Rud. Schneider, Philol. Wochenschr. v. 15. Mai 1886, Nr. 20 und unten Buch VI, Kap. 1 „Ueber die Sarisse und den Rottenabstand".

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Pyrrhus.

Die älteste römische Taktik haben wir erschlossen aus der mit der römischen Verfassungsgeschichte verflochtenen Ueberlieferung; von dem Verlauf eines bestimmten Gefechts jedoch ist uns keine Kunde erhalten. Die ältesten Römer-Schlachten, von denen wir nach der Natur der Quellen etwas wissen könnten, sind die Pyrrhus-Kämpfe. Zwar in Rom wurde auch damals und noch lange nachher keine eigentliche Geschichts-Erzählung aufgeschrieben, aber die betheiligten Griechen sind an diesen merkwürdigen Ereignissen nicht achtlos vorübergegangen: Pyrrhus selber hat Memoiren hinterlassen, die in den uns vorliegenden Quellen, namentlich Plutarch, benutzt worden sind.

Trotzdem ist für die Geschichte der Kriegskunst aus diesen Erzählungen so gut wie nichts zu gewinnen. Es mag sein, daß Manches von den Einzelheiten der Ueberlieferung echt ist, und der Historiker mag die Erzählungen ohne Schaden wiederholen. Wir für unsern Zweck aber müssen einen strengeren Maßstab anlegen. Uns kommt es darauf an, die fortschreitende Entwickelung einer Technik festzustellen, und dafür dürfen nur unbedingt zuverlässige Einzelheiten verwandt werden. Die Erzählungen des Pyrrhus-Krieges aber, wenn auch auf ursprünglich gute Zeugnisse zurückgehend, sind aus der dritten Hand, wie wir sie haben, so wenig mehr auf ihre Herkunft zu prüfen und von der mitlaufenden Fabel und Legende zu sondern, daß keine der Einzelheiten als völlig zuverlässig betrachtet werden darf.

Pyrrhus war der Neffe und Nachahmer Alexanders des Großen; im Vertrauen auf das von den großen Macedoniern ausgebildete

Digitized by Google

Kriegswesen und ihre Kriegskunst, deren Jünger er war, zog er aus, den Westen zu unterwerfen, wie jener den Osten unterworfen hatte. Durch die Zufügung der Elephanten hatte er diese Kriegsgewalt noch furchtbarer gemacht, als sie einst unter Alexander gewesen war. Aber den zähen Widerstand des Italien beherrschenden Stadtstaates mit seinem original gestalteten Heerwesen vermochte er nicht zu überwältigen. In der Schlacht mehrfach siegreich, mußte er den Krieg doch zuletzt aufgeben. Wir wissen nicht, ob er endlich auch eine wirkliche taktische Niederlage erlitten hat oder ob der taktische Kampf unentschieden geblieben ist und die Unmöglichkeit, eine zuverlässige politische Basis zu gewinnen, endlich Pyrrhus bewogen hat, den Kampf als aussichtslos fallen zu lassen. Jedenfalls haben sich die Römer trotz wiederholter Niederlagen im Felde behauptet, und das war genug, Pyrrhus an der Einrichtung einer Herrschaft zu verhindern, aus der er die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes hätte ziehen können, und ohne eine solche Herrschaft in Italien selbst, bloß auf den Nachschub aus dem unbedeutenden Epirus angewiesen, konnte er den Kampf nicht durchführen.

1. Neben den allgemeinen Darstellungen der römischen Geschichte von Mommsen und Ihne, wie Nieses Gesch. d. griech. u. macedon. Staaten s. d. Schlacht bei Chäronea, kommen für Pyrrhus zwei Monographien in Betracht. R. v. Scala, der Pyrrhische Krieg, 1884. R. v. Schubert, Geschichte des Pyrrhus, 1894.

Die Werthlosigkeit der römischen Ueberlieferung über diese Epoche ist gut dargelegt von Schubert, S. 182.

2. Die Schlacht bei Heraklea.

Die Stärke der Römer wird von Mommsen auf mindestens 50000, von Scala auf etwa 36000 Mann veranschlagt. Die Stärke des Pyrrhus kennen wir ebenso wenig.

Pyrrhus stellte sich hinter dem Flusse Siris auf und soll gewünscht haben, die Schlacht zu vermeiden, um noch Bundesdenossen abzuwarten. Das ist in jeder Beziehung unwahrscheinlich. Pyrrhus war Feldherr genug, um zu wissen, daß ein kleiner Fluß, wie der Siris, kein wirkliches Hinderniß abgebe. Erwartete er seinerseits noch Bundesgenossen, so hätten die Römer ebenfalls mit Leichtigkeit noch Verstärkungen heranziehen können; sie hatten bei Weitem nicht ihre ganze Macht zur Stelle, angeblich sogar nur ein Viertel.[1])

[1]) Schubert p. 174.

Digitized by Google

Richtig mag sein, daß den Römern mehr an einer baldigen Entscheidung lag, als dem Epiroten. Schon sein bloßes Verweilen auf italischem Boden schwächte die Autorität der Römer bei ihren unterthänigen Landschaften, und was von den Römern abfiel, fiel dem Pyrrhus zu. War man aber einmal aneinander, so mußte Pyrrhus die taktische Entscheidung annehmen, um die Ueberlegenheit seiner Kriegskunst den gespannt erwartungsvollen Völkerschaften Italiens zu beweisen. Hinziehen hätte das Zutrauen zu ihm geschwächt. Pyrrhus wird also die Stellung mit dem Fluß vor der Front genommen haben, nicht um die Schlacht zu vermeiden, sondern um für die zu erwartende Schlacht den taktischen Vortheil zu gewinnen. Er schlug sein Lager nicht unmittelbar am Flusse auf, sondern in einiger Entfernung und bewachte den Uebergang nur mit Kavallerie. Wenn die Quellen berichten, daß er bei der Meldung, die Römer hätten den Fluß überschritten, zuerst in Bestürzung gerathen sei, so erscheint mir das durchaus nicht glaubwürdig, denn er konnte sich gar nichts Besseres wünschen.

Ebenso unglaubwürdig ist, daß er, nunmehr seinen Vortheil erkennend, um die Römer noch in der Unordnung des Ueberganges anzugreifen, mit der Kavallerie allein gegen sie vorgegangen sei, die Phalanx aber habe stehen lassen. Weshalb diese Zersplitterung der eigenen Kräfte?

Als die Reiterei wich, soll Pyrrhus die Phalanx vorgeschickt, und nachdem diese lange unentschieden gefochten, endlich durch die Elephanten die Entscheidung herbeigeführt haben. Jede Erklärung, weshalb Pyrrhus in solch' sinnwidriger Weise seine Kräfte vereinzelt eingesetzt haben soll, fehlt. Da der Uebergang eines großen Heeres über einen Fluß, der, wie ausdrücklich berichtet wird (Plutarch), für das Fußvolk nur in einer Furth zu durchschreiten war, eine sehr lange Zeit in Anspruch nimmt und Pyrrhus durch seine Reiter rechtzeitig von dem Anrücken der Römer unterrichtet war, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er vollauf Zeit hatte, sein Heer regelrecht in Schlachtordnung zu stellen und geschlossen anrücken zu lassen. Irgend ein Grund, die Elephanten zurückzuhalten, ist nicht erfindlich. Pyrrhus hätte ja wahrlich muthwillig sein Fußvolk den schweren Verlusten ausgesetzt, wenn er statt gleich im Anfang mit Hülfe seiner Elephanten die römischen Reiter zu verjagen und dann dem römischen Fußvolk in die Flanke zu fallen, seine Phalanx erst, wie Plutarchs Quelle fabulirt, sieben Mal mit den römischen Legionären in Flucht und Verfolgung hätte abwechseln lassen. Der König hatte es ja völlig in der Hand, sowohl der Schlacht auszuweichen, indem er den Rückzug antrat, ehe die Römer den Fluß überschritten hatten — oder die Schlacht zu liefern, sei es unmittelbar am Fluß, sei es weiter rückwärts etwas später. Daß er in unbesonnener Hitze, um die Römer noch beim Uebergang anzugreifen, seine Truppen stückweise gegen den Feind geführt, ist an sich bei einem anerkannt bedeutenden Feldherrn unglaublich und endlich ganz unmöglich, daß die Elephanten später gekommen sein sollen als das Fußvolk, dessen Aufstellung immer längere Zeit in Anspruch nimmt.

Digitized by Google

Selbst wenn wir annehmen wollen, daß der König anfänglich noch keine Schlacht habe liefern, sondern mit der Einsetzung seiner Kavallerie den übergegangenen Theil der Römer bloß über den Fluß wieder habe zurücktreiben wollen, so würde es immer eine Unbegreiflichkeit bleiben, daß er nicht auch sofort das Fußvolk heranführte und gar, daß er die Elephanten ganz dahinter ließ.

Die bei Zonaras erhaltene Tradition weiß zwar auch, daß die Schlacht entstand, indem die Römer über den Fluß gingen und läßt auch die Elephanten erst zuletzt kommen, im Uebrigen aber ist sie sehr abweichend und meldet namentlich garnichts von dem langen unentschiedenen Ringen der beiden Phalangen.

Die Verlust-Angaben schwanken für die Römer zwischen 7000 und etwa 16000. Da wir die Stärke nicht kennen, haben sie geringeres Interesse. Auffällig ist, daß in den Quellen gar nichts gesagt wird von den Schwierigkeiten, die den geschlagenen Römern der Rück-Uebergang über den Fluß gemacht haben muß; nur Zonaras erwähnt, daß sie wieder über den Fluß zurück mußten. Pyrrhus soll die Verfolgung wegen der Verwundung eines Elephanten, der darüber wild wurde und die anderen erschreckte, eingestellt haben.

3. Schlacht bei Askulum.

Die Berichte sind noch unsicherer und widerspruchsvoller als die über Heraklea.

Bei Dionys ist eine sehr genaue Angabe über die Aufstellung der beiden Heere erhalten; bei Frontin II, 3, 21 eine andere. Schubert p. 194 hat dargethan, daß wir spätrömische Phantasien, vermuthlich des Claudius Quadrigarus und des Valerius Antias vor uns haben.

Nach Plutarchs Quelle (wohl Hieronymus) hat die Schlacht zwei Tage, nach Dionys hat sie nur einen Tag gedauert.

Am ersten Tage soll die Schlacht sich auf einem unebenen, sumpfigen, durch einen Strom eingeengten Terrain abgespielt haben, so daß Pyrrhus seine Reiter und Elephanten nicht gut gebrauchen konnte. Nach den Erzählungen der Schlacht von Heraklea hat er grade durch diese Waffen endlich gesiegt — wie soll ein so geschickter Feldherr dazu gekommen sein, die Schlacht auf einem für ihn ausgesucht ungünstigen Gelände anzunehmen? Im Manövriren war er den jährlich wechselnden Bürgermeistern, die die römischen Heere kommandirten, doch sicherlich überlegen. Am zweiten Tage wird die Schlacht in einer freien Ebene fortgesetzt — warum lassen sich denn die Römer, die einen Tag vorher die Sache so geschickt angelegt haben, darauf ein? Es ist ja nicht unmöglich, daß es so gewesen ist, aber von den Umständen, unter denen es geschehen ist und auf die Alles ankommt, um die Ereignisse zu verstehen, wissen wir nichts.

Wie bei Heraklea soll, nach Plutarch wie nach Dionys, Pyrrhus die Elephanten erst zuletzt ins Gefecht geführt und durch sie die Schlacht gewonnen haben.

Digitized by Google

Beide Heere sollen etwa 70 000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter, Pyrrhus außerdem 19 Elephanten gehabt haben. Die Zahlen sind, weil zufällig keine abweichenden vorliegen, nicht glaubwürdiger als andere dieser Zeit. Richtig aber, da aus den Memoiren des Pyrrhus stammend, mag sein, daß dieser 3505, das römische Heer etwa 6000 Todte verloren hat.

Nach Dionys hat Pyrrhus überhaupt keinen Sieg erfochten, sondern die Schlacht ist unentschieden geblieben, weil Pyrrhus selbst verwundet wurde. Nach Zonaras haben gar die Römer einen vollständigen Sieg erfochten.

4. Schlacht bei Benevent.

Ueber die Schlacht bei Benevent sind unsere Berichte fast ganz werthlos; wir können nicht einmal sagen, ob Pyrrhus hier eine wirkliche Niederlage erlitt oder bloß seinen Angriff nicht durchführen konnte und die Schlacht unentschieden blieb. Ich verweise hier auf das, was Niese l. c. Bd. II, 52 sagt. Die übliche Erzählung, die den Ausgang der Schlacht daher ableitet, daß die Römer nunmehr gelernt hätten, sich der Elephanten zu erwehren, indem sie sie nämlich mit Brandpfeilen beschossen und dadurch gegen die eigene Mannschaft scheuchten, steht bei Eutrop und Orosius. Sie steht aber mit dem relativ besten Bericht, den wir haben, bei Plutarch, in Widerspruch, wonach die Elephanten den einen römischen Flügel bis an das Lager zurückdrängten und hier erst durch das Eingreifen der frischen Kräfte der Lagerbesatzung mit ihren Geschossen abgetrieben wurden. Brandpfeile sind in einer Schlacht auch wohl kaum verwendbar, da der Soldat so nahe dem Feinde keine Gelegenheit hat, den Pfeil in Brand zu setzen, und wir hören deshalb auch nicht, daß die angebliche Erfindung in späteren Kämpfen gegen Elephanten wieder benutzt worden sei. Von einer festen Stellung aus ist die Anwendung immerhin denkbar.

Zonaras versetzt die Anwendung des Feuers gegen die Elephanten schon in die Schlacht bei Askulum. Eigene Wagen, um die Elephanten von da aus und mit Feuer zu bekämpfen, sollen konstruirt worden sein. Sie halfen aber nichts, da Pyrrhus seine Elephanten boshafter Weise grade da, wo man die Wagen aufgestellt hatte, nicht angreifen ließ. Bei Benevent zieht nach ihm ein verwundeter junger Elephant, der seine Mutter sucht und dabei das Heer des Pyrrhus in Verwirrung bringt, dem König die Niederlage zu.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der erste punische Krieg.

Ganz umgekehrt als mit dem pyrrhischen Kriege steht es mit unserer Kenntniß des ersten punischen Krieges. Mit diesem setzt ein Historiker ersten Ranges und ein Mann, der besonderes Interesse für das Kriegswesen und selbst lehrhafte Auseinandersetzungen darüber hat, Polybius setzt hier ein. Selbständige Quellen neben ihm existiren so gut wie gar nicht, sachlich pflegen die Dinge bei ihm durchdacht zu sein, und dahinter steht seine wohlbegründete Autorität. So hat man ihm immer einfach nacherzählt. Aber es ist nicht unmöglich, daß dabei eine gewisse Täuschung unterläuft. Polybius hat den ersten punischen Krieg nicht mehr selbst erlebt, noch auch Zeitgenossen und Zeugen über die Vorgänge selber befragen können. Sein Buch stützt sich wesentlich auf zwei Quellen, eine römische, Fabius Pictor, und eine im karthagischen Sinne geschriebene griechische, Philinus. Polybius war kritisch und sachkundig genug, um die beiden Autoren sich gegenseitig kontroliren zu lassen und auf diese Weise selber ein vortrefflich abgestimmtes Bild neu zu schaffen. Aber gerade indem er alles Anfechtbare seinerseits ausgeschieden hat, hat er es uns unmöglich gemacht, zu erkennen, welchen Werth eigentlich seine Quellen gehabt haben. Dieser Werth kann aber nicht sehr groß gewesen sein. Fabius Pictor war geboren etwa 253 v. Chr. und hat sein Werk wahrscheinlich erst nach der Beendigung des zweiten punischen Krieges geschrieben; wir wissen aber, wie sehr die mündliche Tradition die Ereignisse schon im Verlaufe einer Generation verzerrt. Das Gerippe der äußeren Daten gab das Stadt-Jahrbuch, aber darauf kommt es uns hier nicht an. Die Reim-Chronik des Naevius, die

Digitized by Google

Fabius in der Erzählung des ersten punischen Krieges voraus-ging, wird, obgleich der Dichter selbst Mitkämpfer gewesen war, doch die Gewähr für die historische Treue des Bildes, angenommen, daß Fabius sie benutzt hat, kaum verstärken. Philinus hat wohl auf karthagischer Seite an dem Kriege theilgenommen[1]) und stand insofern den Dingen näher als Fabius, aber nach dem, was Polybius selber über ihn berichtet, war er wenig zuverlässig. Aus solchen Quellen kann nun auch der größte Meister schwer eine in den Einzelheiten zuverlässige Historie schaffen. Wir sind ja auch bei Alexander in der Lage, so gut wie keine primären Quellen zu besitzen, aber indem Arrian uns ähnlich wie Polybius die Nach-richten aus zweiter Hand bietet, sind wir, obgleich Polybius der schärfere Kritiker von Beiden ist, doch besser daran, weil Arrians Urquellen die bei Weitem besseren waren. Ptolemäus und Aristobul, die er hauptsächlich benutzt hat, waren unmittelbare Theilnehmer, sogar Augenzeugen bei den Ereignissen in hervorragender Stellung. Fabius und wahrscheinlich auch Philinus stand den Ereignissen des ersten punischen Krieges kaum näher als Herodot denen des persischen; bei Herodot können wir aber mit eigenen Augen sehen und prüfen, was wir annehmen sollen und was nicht, für den ersten punischen Krieg sind wir ganz und gar auf das Urtheil des Polybius an-gewiesen. Man mag also die kritische und historische Befähigung des Polybius noch so hoch einschätzen, namentlich auch darauf Werth legen, daß er Quellen aus beiden Lagern hatte, unsere Kenntniß der Kämpfe in und um Sizilien und Afrika im Einzelnen ruht doch auf einem weniger sicheren Grunde als diejenige von Marathon und Platää.

Das Ergebniß dieser Betrachtung ist also, daß wir trotz Polybius auf die nähere Untersuchung der Erzählungen vom ersten punischen Kriege verzichten. Das für uns Wesentliche und Ent-scheidende, das Generelle, die römische Manipular-Taktik kennen wir bereits und verdanken es zum Theil eben dieser Quelle; den Einzel-heiten dürfen wir aber nicht genügend trauen. Mit Wahrschein-

[1]) Unger, Rhein. Museum, Bd. 34, S. 102. v. Scala, Römische Studien (ein Festgruß aus Innsbruck an die XLII. Versammlung deutscher Philologen, 1893) hat wahrscheinlich gemacht, daß auch Naevius, der erst in hohem Alter dichtete, schon den Philinus benutzt hat.

Digitized by Google

lichkeiten und Hypotheſen ein Gemälde auszuführen, würde unſere Kenntniß nicht vermehren. Wir gehen alſo auch über dieſen Krieg kurz hinweg.

Unrichtig iſt es, wie längſt erkannt, in ihm den Kampf einer ausſchließlichen Landmacht gegen eine Seemacht zu ſehen. Rom war ſelber eine uralte Handelsſtadt, das Emporium Latiums, und führte als Wappen die Galeere; die Eidgenoſſenſchaft aber, deren Haupt es war, umſchloß die ſeekundigen Städte von Großgriechenland, von Cumä und Neapel bis Tarent. Wenn es bis dahin alle ſeine Kraft auf den Landkrieg verwandt hatte, ſo war das geſchehen, weil ſeine Gegner Landmächte waren, und ſo weit das nicht der Fall war, wie in den älteſten Zeiten die anderen latiniſchen Seeſtädte oder zuletzt Tarent, ſo hatte Rom dieſe Kämpfe im Bündniß gerade mit Karthago geführt,[1]) was es der Schaffung einer ſtärkeren Seemacht überhob. Erſt der Kampf gegen Karthago ſelber nöthigte nunmehr zur Fortbildung auch in dieſer Richtung. Rom baute ſich die Penteren-Flotte, die es noch nicht beſaß, aber mit ſeinem reichen Material an Allem, was zum Schiffsweſen gehörte, ohne große Schwierigkeit ſchaffen konnte.

Es wird nützlich ſein, zu bemerken, daß die berühmte Erzählung, die Römer hätten ſchlechterdings nichts vom Seeweſen verſtanden, ihre Schiffe nach dem Muſter einer geſtrandeten karthagiſchen Pentere gebaut, ihre Ruderer auf Gerüſten auf dem Lande eingeübt, von Polybius ſtammt, der hier handgreiflich einer ungeheuerlichen rhetoriſchen Uebertreibung zum Opfer gefallen iſt.

Das Gegenſtück dazu iſt, daß ſich die Karthager die Kriegskunſt zu Lande von dem Spartaner Xanthippus lehren laſſen mußten. Mommſen hält auch dieſe Erzählung für das Echo griechiſcher Wachtſtubengeſpräche. Nitzſch hat ihm widerſprochen, da man in der Weltgeſchichte dem banauſiſchen Unverſtand, wie ihn hier die Karthager gezeigt hatten, oft genug begegne. Das iſt ganz richtig — ſo mag auch Polybius gedacht haben, als er die Erzählung etwa dem Philinus entnahm: aber, wenn es auch nicht eine ſo offenbare Fabel wie die Geſchichte vom römiſchen Flottenbau iſt,

[1]) Sehr gut hierüber W. Soltau in d. N. Jahrb. f. Philologie, Bd. 154, S. 164 (1896).

Digitized by Google

eine Bürgschaft, daß sie wahr ist, haben wir in der Erzählung des Polybius gewiß auch nicht.

Der Krieg endete mit dem Siege Roms über Karthago sowohl zu Lande als zu Wasser. Diese Ueberlegenheit, die es entwickelt hatte, war aber nicht so sehr groß: 23 Jahre lang hatte das Ringen gedauert, bis sie endgiltig erwiesen war, und zu Lande hatten sich die Karthager bis zuletzt auf Sizilien behauptet. Die schließliche Entscheidung war zur See gefallen. Ob die Erfindung der Enterbrücken wirklich so viel dazu beigetragen hat, den Römern das Uebergewicht im Seekampf zu geben, wie die Ueberlieferung will, ist wohl auch einigermaßen zweifelhaft. In den späteren Seeschlachten ist gar nicht mehr die Rede davon, und die Römer haben trotz ihrer Erfindung auch noch eine große Seeschlacht verloren, und ihre Superiorität im Landkampf hat sie weder vor der Niederlage des Regulus in Afrika bewahrt, noch die Karthager ganz von der Insel Sizilien vertreiben können. Das Entscheidende, weshalb die Römer endlich die Oberhand behielten, ist nicht sowohl die Tapferkeit und Kriegskunst der Legionäre als die Leistungsfähigkeit der großen italischen, unter Rom vereinigten Eidgenossenschaft gewesen, die es ermöglichte, an die Stelle der gescheiterten oder geschlagenen Flotten nach einiger Zeit immer wieder neue aufs Wasser zu setzen.

Auch Karthago hätte das, wie der Söldnerkrieg und der an Rom abgeführte Kriegs-Tribut nachher zeigten, wohl noch gekonnt, aber die Fortsetzung des Krieges bot ihm keine Aussichten mehr. Es hätte sich gewiß noch länger behaupten, vielleicht auch noch einmal wieder einen Sieg erringen können, aber der Sieg hätte nichts genützt. Den Römern die Städte und Festen Siziliens wieder zu entreißen, war die karthagische Landmacht auf jeden Fall zu schwach, und mit bloßen Niederlagen zur See war, wie sich gezeigt hatte, Rom nicht niederzuzwingen. Ueberdies (falls unsere Quellen hier die volle Wahrheit berichten) hatten die Römer ihre größten Verluste zur See nicht sowohl den Karthagern als Wind und Wetter bei eigener leichtsinniger Führung zuzuschreiben.

So hatten die Karthager, ohne völlig überwunden zu sein, aber in der Erkenntniß, daß der endgiltige, positive Sieg für sie unmöglich sei, sich auf leidliche Bedingungen zum Frieden bequemt.

Digitized by Google

Auch die Römer fühlten sich nicht stark genug, mehr zu erkämpfen, als dieser Friede ihnen bot. Dazu hätten sie nach Afrika übergehen müssen — ein aussichtsloses Unternehmen, so lange sie nicht einmal vermochten, Hamilkar Barkas aus Sizilien zu vertreiben.

1. In der Entsatz-Schlacht vor Agrigent (Polyb. I cap. 19) sollen die Karthager ihre 50 Elephanten hinter ihre Söldner gestellt haben. Unter diesen Söldnern sind jedenfalls Leichtbewaffnete zu verstehen, da mit (oder hinter) den Elephanten noch andere τάξεις aufgestellt sind. Die Söldner werden von den Römern geworfen, und ihre Flucht soll die Elephanten und das ganze übrige Heer fortgerissen haben.

2. Niederlage des Regulus in Afrika.

Nachdem bei einem voraufgehenden Treffen (cap. 30) die Karthager geschlagen waren, weil sie auf einem für ihre Reiter und Elephanten ungangbaren Terrain den Kampf annahmen, soll der Spartaner Xanthippus sie belehrt haben, wie sie die Römer besiegen müßten. Er wählte eine freie Ebene zum Schlachtfeld, stellte seine 100 Elephanten vor die Front der Infanterie und die Reiter mit den Leichtbewaffneten auf beide Flügel. So wie wir die Elephanten aus der Schlacht am Hydaspes kennen, hatte diese Aufstellung die Gefahr, daß die Elephanten durch die feindlichen Geschosse zurückgetrieben, die hinter ihr stehende eigene Phalanx in Unordnung brachten. Die Römer, die die Elephanten jetzt aus wenigstens vier Schlachten kannten, und bei Agrigent jüngst eine große Anzahl erbeutet hatten, wußten, wie man sich ihrer zu erwehren hatte. Sie stellten Wurfschützen ins Vortreffen und dahinter die Infanterie außergewöhnlich tief, damit sie nicht von den Elephanten durchbrochen werden könne. Diese Aufstellung lobt Polybius ausdrücklich als geeignet für den Kampf gegen die Elephanten. Dennoch verloren die Römer die Schlacht durch die große Ueberlegenheit der feindlichen Kavallerie (4000 gegen 500), die, nachdem sie die römische verjagt, der Phalanx in den Rücken fiel.

3. Obgleich nach der ausdrücklichen Aussage des Polybius es nicht die Elephanten, sondern die Reiter gewesen sind, die die Niederlage des Regulus in Afrika herbeigeführt hatten, so soll doch nach seiner weiteren Erzählung (cap. 39) die Furcht vor den Elephanten die Römer zwei Jahre abgehalten haben, sich in eine Landschlacht auf Sizilien einzulassen. Endlich getrauten sich (cap. 40) die Karthager ihrerseits, die Römer unmittelbar vor Palermo, an dessen Befestigungen sie sich anlehnten, anzugreifen. Mit Pfeilen, Wurfspießen und Lanzen, zum Theil von den Mauern aus geschossen und geworfen, verwundeten die Römer die Elephanten der Karthager so sehr, daß sie sie auf ihre eigenen Leute zurücktrieben und diese, in Unordnung gebracht, nunmehr von den Römern, die mit frischen Truppen einen Ausfall aus der Stadt machten, geschlagen wurden.

Digitized by Google

4. Die Schlacht, in der Hamilkar die meuterischen Söldner besiegt (cap. 76), ist unverständlich. Im Allgemeinen wird wiederholt hervorgehoben, daß es die Elephanten sind, mit deren Hülfe die Karthager endlich in dem gefährlichen Krieg die Oberhand behalten.

5. Daß auch die Zahl-Angaben aus dem ersten Punischen Kriege, besonders die ungeheuren Flotten, die beide Parteien aufgestellt haben sollen, den stärksten Bedenken unterliegen, hat Beloch, Bevölkerung S. 379 u. S. 467 dargethan. Fabius Pictor hat die überlieferte Schiffszahl, die auch viele kleine Schiffe umfaßte, als lauter Penteren aufgefaßt und danach die Menge der Besatzung berechnet.

Die Unterwerfung der cisalpinischen Gallier.

6. Den Uebergang vom ersten zum zweiten punischen Kriege bildet die Unterwerfung des gallischen Oberitalien durch die Römer. Polybius berichtet ziemlich ausführlich darüber, und die Gelehrten, die das römische Kriegswesen behandelt haben, haben diese Erzählung viel benutzt. Grade bei ihr darf man aber nie vergessen, daß Polybius eine abgeleitete, keine ursprüngliche Quelle ist, daß die, die er benutzte, von sehr wechselndem, meist aber sehr geringem Werth waren, und daß er, sei es aus Unaufmerksamkeit, sei es geblendet durch die Farbenpracht der Legende oder das Pikante der Erfindung, der Kritik oft genug vergessen hat und Dinge berichtet, denen wir seiner Autorität zum Trotz den Glauben versagen müssen. Was er uns im zweiten Buch über die Kämpfe zwischen den Römern und den cisalpinischen Galliern 238—222 mittheilt, stammt zweifellos aus Fabius Pictor, der darüber als Zeitgenosse und öfter Augenzeuge berichten konnte. Aber die Erzählung flößt mir sehr wenig Vertrauen ein.

7. In der Schlacht bei Telamon sollen die gallischen Gäsaten (transalpinische Reisläufer, die ihren oberitalischen Landsleuten zugezogen waren) ihre Kleider abgelegt und nackt in die Schlachtordnung getreten seien aus Renommage und weil sie besorgten, im Dorngesträuch hängen zu bleiben und im Waffengebrauch gehindert zu sein.

Als die Schlacht nun begann und die Römer ihre Pilen schleuderten, sollen die Gallier, die ihre Mäntel und Hosen anbehalten hatten, dadurch geschützt worden sein, die nackten Gäsaten aber, denen bei ihrem stattlichen Wuchs die gallischen Schilde keine Deckung gewährten, litten sehr. Ist es schon sehr auffällig, daß Hosen und Mantel einen besseren Schutz gegen die römischen Wurfspieße gewährt haben sollen als die Schilde, so ist es ganz unverständlich, daß der Angriff mit den Wurfspießen den Gäsaten unerwartet (παρὰ τὴν προσδοκίαν) gekommen sein soll, da doch der Schriftsteller unmittelbar vorher sagt, daß die Römer nach ihrer Gewohnheit (κατὰ τὸν ἐθισμόν) angegriffen hätten.

Digitized by Google

Nach dem Wortlaut der Erzählung (II, 30) müßte man sogar annehmen, daß die Gäsaten bloß durch die vor der Phalanx ausschwärmenden Leichtbewaffneten der Römer besiegt worden sind. „ἅμα τῷ τοὺς ἀκοντιστὰς προελθόντας ἐκ τῶν Ρωμαϊκῶν στρατοπέδων κατὰ τὸν ἐθισμὸν εἰσακοντίζειν ἐνεργοῖς καὶ πυκνοῖς τοῖς βέλεσι". „τοὺς Ῥωμαίους δεξαμένους τοὺς ἑαυτῶν ἀκοντιστὰς προσβάλλειν σφίσι τὰς σπείρας."

8. In der nächsten Schlacht gegen die Insubrer (Polyb. II, 33) sollen die römischen Tribunen ihren Soldaten eine besondere Kampfesart anempfohlen haben. Sie hatten sich überzeugt, daß die Gallier hauptsächlich beim ersten Angriff zu fürchten seien und daß die gallischen Schwerter, ohnehin nur zum Hiebe taugend, nicht zum Stich, so schlecht geschmiedet seien, daß sie sich nach dem Hiebe sowohl in die Breite, wie in die Länge krümmten; zum zweiten Hiebe mußte der Soldat erst den Fuß aufsetzen und sie wieder gerade biegen.

In Erwägung dieses Umstandes gaben die Tribunen die Spieße der Triarier den Hastaten. An diesen Spießen schlugen die Gallier ihre Schwerter krumm, und ehe sie sie wieder gerade gebogen hatten, stürzten sich die Römer mit ihren spitzen Schwertern auf sie und stachen sie nieder.

Man sollte meinen, Leute zu besiegen, die solche Waffen haben, wie diese Gallier, sei für jede gutgerüstete Truppe leicht, und es bedürfe keiner besonderen Listen. Was aber hat die hier angegebene Kriegsliſt mit der Gefährlichkeit des ersten Ansturms der hitzigen Gallier zu thun, und weshalb schlagen sie ihre Schwerter gerade an den feindlichen Spießen krumm, statt die Spieße mit dem Schild aufzufangen und mit dem Schwert auf den Mann zu hauen? Seit eineinhalb Jahrhunderten schlugen sich die Römer mit den Galliern, und jetzt fanden sie erst die beste Kampfart heraus? Ein krieggewohntes Volk wie die Gallier soll mit völlig unbrauchbaren Schwertern in den Kampf gezogen sein, statt, wenn denn ihre Schmiedekunst wirklich noch so tief stand, sich mit dem Stück Eisen den so leicht zu fabrizirenden und so trefflich verwendbaren Spieß zu schaffen?

Wenn irgendwo, so haben wir hier die handgreiflichsten Wachtstubengeschichten verirrt in die ernsthafte Geschichtserzählung, und wenn das, sobald es einmal ausgesprochen, nicht von selber einleuchten sollte, so sind wir auch in der Lage, aus der Alterthumskunde einen direkten Gegenbeweis zu führen. Früher nahm man sogar an, daß bereits die Germanen eine tüchtige Metall-Technik besessen hätten. Das hat man aufgeben müssen; wie Lindenschmit in seiner Abhandlung „Das vorgeschichtliche Eisenschwert nördlich der Alpen" im 4. Bd. der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" Heft 6 es ausdrückt:

„Das glänzende Licht, welches der entlegenen Vorzeit unseres Landes durch die Annahme einer selbständigen hochvollendeten Metall-Technik zugewendet wurde, erlosch vor der Thatsache des plötzlichen Verschwindens derselben mit dem Schluß der Römerherrschaft." Was aber die Germanen noch nicht hatten, hatten die Kelten. In Krain gab es einen uralten Eisen-

Digitized by Google

hüttenbetrieb, über den nicht nur viele klassische Zeugnisse,[1]) sondern von dem uns auch viele Reste erhalten sind. Man hat das Eisen auf seine Qualität geprüft und gefunden, daß ein vortrefflicher Stahl produzirt wurde. Zwar wurde bei der primitiven Zubereitungs-Methode die Luppe nicht ganz gleichmäßig; man nahm aber die schlechtere zu den Aexten, wo die Masse die Hauptwirkung thut, die beste für die Schwerter. Wenn der Gelehrte, dem wir diese Untersuchung verdanken, Müllner-Leubach, hinzufügt,[2]) daß vielleicht die ärmeren Krieger sich mit Schwertern aus schlechterem Metall hätten begnügen müssen und sich hieraus die Erzählung bei Polybius erkläre, so scheint mir, daß es durchaus nicht nöthig, ja nicht einmal angängig ist, der Autorität des geschriebenen Wortes diese Konzession zu machen. Wenn es einmal feststeht, daß die Kelten eine vorzügliche Schmiedekunst kannten, so lag es zu sehr im Interesse der Gesammtheit wie jedes Einzelnen, als daß nicht hätte Sorge getragen sein sollen, jeden Mann in Reih und Glied mit einer brauchbaren Waffe zu versehen. Mängelte es wirklich an Schwertern, so gewiß nicht an Spießen. Da wir nun an anderer Stelle von Polybius selber hören (Fragm. 137 Dindorf, 100 Becker, sofern dies Fragment von Polybius herrührt), daß die Schwerter der Keltiberer so vorzüglich gewesen wären, daß die Römer sie von ihnen angenommen, und auch Diodor (V, 33) die Keltiberer als besonders gute Schmiede rühmt, so vereinigt sich thatsächlich Alles, um die Erzählung des Polybius als eine reine Fabel darzuthun.

Dasselbe Kapitel berichtet uns endlich, daß der Konsul Flaminius in dieser Schlacht das Eigenthümliche der römischen Kampfesweise verdorben habe, indem er das Heer mit dem Rücken gegen einen Fluß aufstellte, so daß die Manipel keinen Platz zum Zurückweichen gehabt hätten. Mit dem Durchziehen der Manipel und Ablösen der Treffen, wie es auf dem Exerzierplatz geschah und wie man es früher auch für den Ernstfall annahm, hat dieser Vorwurf natürlich nichts zu thun, denn dazu ist kein Zurückgehen bis hinter die Stellung der Triarier nothwendig. Wenn die Römer wirklich in der Schlacht den Fluß unmittelbar hinter sich hatten, so wäre das allerdings eine ganz unverständliche Anordnung gewesen — man müßte denn etwa glauben, daß der Konsul durch die Unmöglichkeit des Rückzuges die Tapferkeit der Seinen zu steigern gedachte — aber das gilt für jedes Heer und hat mit der besonderen Fechtweise der Römer nichts zu thun.

---

[1]) Zusammengestellt bei L. Beck, Geschichte des Eisens S. 510, und hieraus Jähns, Gesch. der Trutzwaffen S. 72.

[2]) Korrespondenz-Blatt d. deutsch. Gesellschaft f. Anthropologie 1889. S. 206.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Der zweite punische Krieg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Der zweite punische Krieg ist in der Geschichte der Kriegskunst epochemachend. Während wir die erste große Abwandlung der römischen Taktik, anders ausgedrückt, die Herausbildung der spezifisch-römischen, der Manipular-Taktik aus der Allgemeinform der Hopliten-Phalanx nur prinzipiell festzustellen, aber nicht eigentlich konkret in bestimmten Gefechten bisher zu beobachten noch chronologisch zu fixiren vermochten, so zeigt uns der zweite punische Krieg das letzte massive Auftreten dieser Fechtart in gewaltigen Schlachten, ihre Niederlage, ihre Unzulänglichkeit und die Umbildung zu einer neuen Taktik, deren technische Kunst den Römern binnen zwei Generationen die Weltherrschaft giebt. Das Glück will, daß uns die Kenntniß dieser Ereignisse auch ausführlich und anschaulich erhalten ist. Ihre Erzählung ist es, die Polybius den Ruhm und die Autorität eines großen Historikers verliehen hat. Von hier an war er in der Lage, so zu sagen in echtem Material zu arbeiten. Fabius Pictor, der ihm nach wie vor für die römische Seite als hauptsächlichster Führer dient, erzählt jetzt als Zeitgenosse und Theilnehmer an den Ereignissen; er war während des Krieges römischer Senator. Für die karthagische Seite aber berichtete ihm ein Grieche, der im Gefolge Hannibals dessen Thaten beschrieb: die Schilderung der Schlacht bei Cannä ist so, daß sie nur von einem ganz großen Manne herrühren kann: ich habe keinen Zweifel, daß wir hier die eigene Erzählung, vielleicht ein Diktat Hannibals selber vor uns haben.

Die Gründe für diese Vermuthung werden unten entwickelt werden; mehr als eine Vermuthung mag es nicht sein, aber schon

Digitized by Google

die bloße Möglichkeit stimmt uns zu einem Gefühl von Ehrfurcht, indem wir auf diese Blätter blicken: die Stadt der Karthager ist zerstört worden, und kein Stein ist auf dem andern geblieben; das ganze Volk ist ausgerottet worden, und kein Denkmal seines Daseins, keine Schrift, kaum ein Laut seiner Sprache ist erhalten worden und hat einen Platz in den Erinnerungen der Menschheit. Nur die Historie erzählt von der Löwenbrut des Hamilkar und verfolgt das Leben Hannibals von dem Schwur des neunjährigen Knaben bis zu seinem Tode, bis zu dem Sterben des durch die Welt gehetzten, lebensmüden Greises von eigener Hand. Es ist wie eine Bereicherung der Menschheit, wenn wir uns vorstellen, daß wir in der Schilderung seines größten Sieges einen unmittelbaren Ausdruck des Geistes dieses Helden, das einzige verwehte Blatt aus dem Dasein des einst so gewaltigen, um die Weltherrschaft kämpfenden Karthago in der Hand halten.

Für die letzten Jahre dieses Krieges versagt diese Quelle, aber im Kreise des jüngeren Scipio, wo er lebte, konnte Polybius noch die lebendige Ueberlieferung selber auffangen und festhalten. Auf der Höhe des ersten Theiles steht diese Erzählung nicht; man erkennt wiederum, daß Polybius abhängiger von seinem Material ist, als es scheint,[1]) aber trotz aller Einwendungen, die zu erheben sind, bleibt doch die Erzählung so, daß wir nach vorsichtiger kritischer Scheidung den Dingen auf den Grund zu sehen vermögen.

Karthago war den Römern in dem ersten großen Ringen weniger zu Lande als zu Wasser unterlegen. Wenn nun die karthagischen Patrioten, an ihrer Spitze Hamilkar Barkas, erwogen, wie sie eine künftige Wiederholung des Kampfes mit Rom bestehen sollten, so liegt es nahe, zu sagen, daß es für Karthago, die alte Handelsstadt, das Natürlichste gewesen wäre, das unbedingte Uebergewicht zur See anzustreben. Aber der eben bestandene Krieg hatte anders gelehrt. Der geeinten Masse Italiens gegenüber, um so mehr, seit auch Sizilien mit seinen vielen Handelsstädten und Häfen dazu gehörte, war es für Karthago von vornherein ausgeschlossen, die wirkliche See-Ueberlegenheit zu gewinnen, und

[1]) Diese Ansicht ist übrigens auch schon von anderer Seite ausgesprochen worden. Unger im Rhein. Museum, Bd. 34, S. 97.

Digitized by Google

selbst wenn es, wie es ja im ersten punischen Kriege geschehen war, zeitweise gelang, so war damit wenig geleistet, wenn man nicht durch einen Landkrieg den Vortheil auszunützen und Rom direkt niederzukämpfen vermochte. Um sich nicht bloß zu behaupten, sondern auch über Rom einmal siegen zu können, mußte Karthago vor Allem ein überlegenes Landheer schaffen und mit ihm Rom am Sitze seiner Macht selber angreifen.

Dieses Heer zu bilden und zugleich Karthago einen Ersatz für die verlorene Herrschaft in Sizilien zu geben, zog Hamilkar aus, um Spanien zu erobern. Hannibal war als sein Sohn auch der Erbe seiner Idee, ähnlich wie Alexander von Macedonien der Sohn und Erbe Philipps. Hannibal hat die Römer in wiederholten großen Schlachten besiegt und Rom dem Untergange nahe gebracht. Zur See aber blieb Rom der stärkere Theil, und wir werden sehen, wie wichtig das für den endlichen Ausgang geworden ist.

Es ist nicht die Aufgabe einer Geschichte der Kriegskunst, diese Ereignisse im Einzelnen darzustellen — das würde zu einer immer mehr in die Breite gehenden allgemeinen Kriegsgeschichte führen — sondern nur zu untersuchen und festzustellen, welche neuen Formen und Erscheinungen etwa die Kriegskunst in dieser Epoche zeigte, wie der strategische Genius des Karthagers die überlieferten Formen der Kunst handhabt nnd fortbildet. Wenn wir bisher jede bedeutsamere Kriegshandlung in den Kreis unserer Betrachtung gezogen haben, so durfte und mußte das geschehen, weil das Ueberlieferte nur gerade ausreichte, den Fortgang der Entwickelung zu erkennen und anschaulich zu machen. Von jetzt an fließen die Quellen so viel reicher, daß es genügt, einzelne typische Ereignisse herauszugreifen; es muß das aber auch genügen, da die Kriegführung jetzt, wo sich sehr große, gleichartige und ebenbürtige Gegner gegenüberstehen, so komplizirt wird, daß die Untersuchung jeder einzelnen Aktion ins Grenzenlose führen würde.

Zunächst haben wir das Taktische festzustellen: worauf beruhte die Ueberlegenheit, die die Truppen Hannibals den Römern gegenüber im Gefecht zeigen? Dieses taktische Moment vor Allem, die Zuversicht, die Römer in der offenen Feldschlacht zu besiegen, muß die Strategie Hannibals beherrscht haben. Ganz wie wir aus den

Digitized by Google

taktischen Verhältnissen die strategischen Entschlüsse Miltiades' Themistokles', Pausanias', Perikles' zu erklären vermochten, so muß für Hannibals Verhalten, seine anfänglichen Siege, seinen endlichen Nicht-Erfolg hier der Schlüssel gesucht werden. Wir gehen daher nicht chronologisch vor, sondern suchen zunächst dasjenige kriegerische Ereigniß auf, in dem die spezifische taktische Ueberlegenheit des karthagischen Heeres über das römische am klarsten und prägnantesten zu erkennen ist. Das ist die Schlacht bei Cannä. Die anderen Schlachten und Gefechte brauchen wir nur so weit zu behandeln, um festzustellen, ob sie mit dem, was wir als das Typische der Schlacht bei Cannä auffassen, übereinstimmen. Erst wenn wir durch diese Vergleichung das eigentlich Charakteristische, die Taktik der beiden Parteien mit Sicherheit festgestellt haben, können wir uns der Untersuchung der Strategie zuwenden.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Schlacht bei Cannä.

Das römische Heer bei Cannä war doppelt so stark als das, welches das erste Mal an der Trebia versucht hatte, Hannibal in rangirter Feldschlacht die Stirn zu bieten; es zählte nicht weniger als acht römische Legionen und entsprechende Bundes-Kontingente, also kurz ausgedrückt sechzehn Legionen, oder nach Abzug der Lagerbesatzung und der Rorarier, die nicht als Kombattanten fungirten, gegen 55000 Hopliten und 8—9000 Leichtbewaffnete, und dazu 6000 Reiter. Die große Masse der Hopliten wurde nicht benutzt, die Front zu verlängern, sondern die Tiefe zu verstärken. Man stellte nicht Legionen hintereinander, da sie ja nach Altersklassen rangirt waren und man nicht die junge Mannschaft hinter die Familienväter stellen konnte. Die größere Tiefe wurde also, wie Polybius berichtet, dadurch hergestellt, daß jeder einzelne Manipel viel tiefer als breit aufgestellt wurde (ποιῶν πολλαπλάσιον τὸ βάθος ἐν ταῖς σπείραις τοῦ μετώπου), und der schmäleren Front entsprechend die Intervalle zwischen den Manipeln verkürzt. Die Manipel der Haſtaten und Principes waren etwa 150 Mann stark; sie müssen also wenigstens 15 Mann tief gestanden haben und 10 Mann breit. Die Manipel der Triarier, die nur 60 Mann stark waren, wohl ebenso tief aber nur 4 Mann breit, mit entsprechend breiteren Intervallen. Die ganze Phalanx hatte also im Durchschnitt wenigstens 34 Mann Tiefe, was eine Frontbreite von etwa 1700 Mann, oder mit den Intervallen gegen zwei Kilometer ergeben würde. Es ist aber auch möglich und sogar wahrscheinlich, daß die

Digitized by Google

Tiefe noch erheblich größer, bis zum Doppelten, also 68 Mann war. Der Konsul Terentius Varro, der die Anordnung traf und in einer Rede vorher die Römer darauf verwiesen haben soll, daß sie fast die doppelte Ueberlegenheit hätten, hat vermuthlich gerechnet, daß, je länger die Front sei, desto schwerer und langsamer sich das Heer bewege; daß an ein Ueberflügeln und Umklammern des feindlichen Heeres bei der Ueberlegenheit der karthagischen Kavallerie, auf die sein Kollege Aemilius Paullus immer sorgenvoll hinwies, ohnehin nicht zu denken sei, daß also Alles darauf ankomme, mit tiefer Masse einen unwiderstehlichen Stoß zu führen.

Die Reiterei stand auf beide Flügel vertheilt: der rechte lehnte sich an den Fluß Aufidus.

Das Schlachtfeld bildete eine weite Ebene ohne Hindernisse.

Hannibal war an Infanterie nicht viel mehr als halb so stark wie sein Gegner, 32000 Schwergerüstete gegen 55000, etwa gleich stark an Schützen, je 8000, an Kavallerie aber ebenso sehr überlegen, 10000 Pferde gegen 6000. Er vertheilte seine Kavallerie ebenfalls auf beide Flügel und bildete die Phalanx aus seinen Iberern und Kelten, etwas über 20000 Mann. Die Afrikaner stellte er je die Hälfte, gegen 6000 Mann, hinter jeden Flügel, sei es als zweites Treffen hinter die Kavallerie, sei es, in der Art, wie Alexander bei Gaugamela, in einer tiefen Kolonne, da, wo die Infanterie und Kavallerie sich berührten. Aus solcher Stellung konnten die Afrikaner ebensowohl nach der einen Seite zur Verstärkung und Unterstützung des Zentrums, falls es nöthig werden sollte, wie nach der anderen zur Verlängerung der Infanterie-Front, Ueberflügelung und Umklammerung des Gegners aufmarschiren.

Polybius gebraucht für diese Aufstellung ein sehr kühnes Bild. Zuerst habe Alles eine grade Linie gebildet, Reiter, Afrikaner, Iberer und Kelten, Afrikaner, Reiter, dann sei das Zentrum vorgeschoben und so, indem dieses sich verdünnte, die Figur eines Halbmondes entstanden.

Man hüte sich wohl, dem Reiz dieses Bildes zu sehr nachzugeben, wie es Polybius selber gethan, und sich die Linie etwa als eine gebogene vorzustellen, oder zu glauben, daß das Zentrum durch das Vorschieben sich allmählich von selbst verdünnt habe. Gebogene Linien bilden sich zwar nur zu leicht beim Vormarsch,

Digitized by Google

sind aber nicht Formen, in denen man sich taktisch bewegen kann, sondern Verbildungen, die nicht ganz zu vermeiden sind und mit denen man auszukommen suchen muß, aber denen man nach Möglichkeit entgegenwirkt, um die gerade Linie zu behalten.

Auch würden, wenn man die Schilderung des Polybius wörtlich nimmt, die Afrikaner zwischen dem Zentrum und der Kavallerie geblieben und diese an die äußersten Hörner des Halbmondes gekommen sein, also am fernsten vom Feinde, während wir nachher hören, daß gerade sie den ersten Kampf hat und die Afrikaner die römische Phalanx überragen. Das vereinigt sich nur so, daß, als der Zusammenstoß erfolgte, die Afrikaner hinter der Kavallerie standen. Am besten stellt man sich den Vorgang wohl so vor, daß, als alle Korps noch in einer geraden Linie nebeneinander standen, sie noch nicht aufmarschirt waren. Die Front wurde also gebildet durch die Spitzen von etwa sechs Kolonnen, die solche Distanz voneinander genommen hatten, daß dazwischen aufmarschirt werden konnte, das, was in der Taktik des achtzehnten Jahrhunderts der flügelweise Abmarsch genannt wird. Statt aber nunmehr alle Kolonnen gleichmäßig aufmarschiren zu lassen, ließ Hannibal nur die Kavallerie und die Iberer-Kelten des Zentrums aufmarschiren, diese aber so flach, daß sie mit ihren 20000 Mann ungefähr den Raum ausfüllten, den drüben 55000 Legionäre einnahmen. Hinter dieser Front, wahrscheinlich noch in Kolonne, da, wo Kavallerie und das Zentrum sich berührten, standen auf beiden Flügeln die Afrikaner. Heute pflegen wir eine solche Stellung (indem wir von der Kavallerie absehen) Hufeisen-Form zu nennen, mit demselben Vorbehalt, wie bei dem Bilde vom Halbmond, daß nämlich die Linien nicht rund, sondern rechtwinklig sind. Da beim Vormarsch einer breiten Front die Mitte leicht vorprellt und sich nach vorne ausbiegt, so wird für das Auge des Betrachtenden von der Mitte aus, so zu sagen in der Perspektive des Höchstkommandirenden, das Bild vom Halbmond noch zutreffender gewesen sein, als für unsere taktische Analyse, die die Phalanx als eine gerade Front ansieht, auch wenn in der Praxis die Richtung sehr verloren gegangen ist.

Nachdem das Geplänkel der zahlreichen Schützen vor der Front auf beiden Seiten das Gefecht eröffnet, ging zunächst die Kavallerie des linken karthagischen Flügels unter Hasdrubal am Flußufer

Digitized by Google

zu entschiedenem Angriff vor. Ohnehin war ja Hannibal in dieser Waffe bedeutend überlegen; dazu hatte er die gesammte schwere Kavallerie auf diesem Flügel vereinigt.[1]) Die römischen Reiter wurden auf der Stelle überrannt, niedergehauen, in den Fluß getrieben und vom Schlachtfeld verjagt.

Auf dem anderen Flügel hatten mittlerweile die leichten numidischen Reiter nur mit ihren Gegnern scharmutzirt; nunmehr schickte ihnen Hasdrubal hinter der römischen Infanterie weg Unterstützung, und als darauf auch hier die römischen Reiter die Flucht ergriffen, führte der karthagische General seine ganze Reitermasse zum Angriff in den Rücken der römischen Phalanx.

Noch während des Reitergefechts war diese an das feindliche Fußvolk gelangt und hatte es mit ihrer ungeheuren Ueberlegenheit, 55000 Hopliten gegen 20000 zurückgetrieben. Da kam der Reiterangriff von hinten und brachte die vorwärtsdrängende Masse zum Stehen. Nicht daß die iberischen, keltischen und numidischen Reiter hätten in die Legionen einbrechen, die ungeheure Masse sprengen können — aber sie griffen sie mit ihren Wurfspeeren an, bald gesellten sich die punischen Schützen zu ihnen, und der Hagel von Spießen, Pfeilen und Schleuderkugeln, der von hinten in die Römer hineinprasselte, zwang die letzten Glieder Kehrt zu machen und hemmte das weitere Vordringen der ganzen Phalanx. Das punische Zentrum hielt sich jetzt, und bald schwenkten die beiden zurückgehaltenen Staffeln der karthagischen Infanterie, die Afrikaner, die mittlerweile vorwärts marschirt waren und rechts und links die römische Phalanx überragten, ein, und griffen die Legionen auch von den Flanken aus an, so daß sie ringsum eingeschlossen waren.

Obgleich ihre Reiter das Feld geräumt hatten, so waren die Römer immer noch an Zahl erheblich überlegen. „Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächeren nicht," sagt Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege", und ähnlich hat Napoleon

---

[1]) Polybius sagt, daß die iberische und gallische Reiterei auf dem linken, die numidische auf dem rechten Flügel stand, und charakterisirt nachher den Kampf der Letzteren als bloßes Geplänkel. In der Schlacht an der Trebia unterscheidet er die schwere Kavallerie (τὴν κεχαλινωμένην ἵππον καὶ πᾶν τὸ στάσιμον) und die Numider. Danach waren also die iberischen Reiter die schweren — was nicht auszuschließen braucht, daß er auch afrikanische Kürassiere hatte — nur a potiori mag die leichte Reiterei die numidische genannt worden sein.

Digitized by Google

einmal gesagt, daß der Schwächere nicht auf beiden Flügeln zugleich umgehen dürfe. Hier hatte der Schwächere auf beiden Seiten umgangen, bis er den Ring hinten wieder geschlossen hatte. Wenn die Konsuln nach drei Seiten die Manipel anwiesen, sich defensiv zu verhalten, so konnten sie nach der vierten mit einem mächtigen Ansturm den nur mäßig starken Ring durchbrechen und das feindliche Heer von der Bruchstelle aus aufrollen. Aber zu einem solchen Manöver gehört mehr, als das römische Bürger-Heer in der Taktik leistete. Die Manipel sind keine selbständigen taktischen Körper; sie sind nur Gliedstücke des einen einheitlichen taktischen Körpers, der Phalanx. Auch die Legionen sind keine taktischen Körper, fähig und gewohnt, selbständig zu agiren; sie sind bloße Administrativ-Körper. Hätten je zwei Legionen hintereinander gestanden, so könnte man sich vielleicht vorstellen, daß in dieser äußersten Noth die hinteren Kehrt gemacht hätten, die Flügel-Legionen die Wendung nach außen, um die feindliche Kavallerie und die Afrikaner abzuwehren, während die sechs übrigen die Iberer und Gallier der feindlichen Front, die sie ja bereits vor sich hertrieben, vollends warfen. Aber so standen die Römer keineswegs, sondern es stand Legion neben Legion. Keine konnte eine Bewegung für sich machen, ohne die gesammte Phalanx zu zerreißen. Die große Tiefe war hergestellt, nichts ist charakteristischer für den Stand der römischen Taktik, durch die Vertiefung jedes einzelnen Manipels, und die drei Schichten der Manipel, Hastaten, Principes, Triarier waren voneinander nicht zu trennen. Es erscheint uns so einfach, daß die Manipel der Triarier Kehrt machten, um mit ihren Spießen die Reiter Hasdrubals abzuwehren, während die Hastaten und Principes mit ihrer ungeheuren Ueberlegenheit den begonnenen Angriff fortsetzten. Aber solche taktischen Wendungen lassen sich, so einfach sie scheinen, nicht improvisiren. Die ganze römische Infanterie war es gewohnt, mit der geschlossenen Phalanx vorzudrücken, bis der Feind nachgab und wich. Sobald nunmehr der Ruf ertönte „Angriff von hinten“ und die letzten Glieder Kehrt machen mußten, hörte der vorwärtsschiebende Druck der Masse auf, und damit kam die ganze Phalanx zum Stehen. In diesem Augenblick war sie rettungslos verloren. Der Vortheil der numerischen Ueberlegenheit war paralysirt. Er bestand ja ausschließlich in dem

Digitized by Google

ungeheuren physischen und moralischen Druck, den die hinteren Glieder ausübten; der eigentliche Waffengebrauch beschränkt sich in jeder Phalanx auf einen ganz geringen Theil. In dem Augenblick, wo der Angriff von hinten den Druck aufhebt, kommen als Kämpfer nur noch die äußeren Ränder der Phalanx in Betracht, und diese sind auf die bloße Vertheidigung beschränkt.

Ihres Sieges sicher, die Beute vor Augen, drängten die karthagischen Söldner von allen Seiten heran; kein Geschoß, in die Masse der Römer hineingeschleudert, konnte fehlgehen, und je mehr, von Entsetzen gepackt, die Römer sich zusammenpferchen ließen, desto weniger konnten sie ihre Waffen gebrauchen, desto sicherer mähte das feindliche Schwert.

In stundenlangem Morden wurde das ganze römische Heer abgeschlachtet, nur wenige wurden lebend gefangen genommen, noch nicht dem vierten Theil gelang es, aus dem Gewühl zu entrinnen.

Das Entscheidende ist der Rückenangriff der karthagischen Kavallerie. In Polybius' Darstellung ist hier eine merkwürdige Discrepanz, insofern, als er vor der Schlacht Hannibal eine Rede an die Soldaten halten läßt, in der der Feldherr ihnen zeigt, wie sie in der Ebene von ihrer überlegenen Kavallerie den sicheren Sieg erwarten dürften, und auch selbst in seiner Schlußbetrachtung diese Ueberlegenheit als die Ursache des karthagischen Sieges nennt, in seiner Erzählung jedoch viel mehr den Flanken-Angriff der Afrikaner hervortreten, ja das Manöver der Kavallerie gar nicht einmal als eine Anordnung Hannibals, sondern als eine spontane Handlung Hasdrubals erscheinen läßt. Die Römer, sagt er, hätten, indem sie zuerst mit dem vorgeschobenen Zentrum der Punier zusammenstießen und dieses zurücktrieben, sich nach der Mitte zusammengedrängt und seien so allmählich zwischen die Afrikaner gerathen, wie Hannibal das vorher berechnet hatte. Daß ein gewisses Zusammendrängen der Römer nach der Mitte stattfand, ist ganz natürlich. Ihre Flügel-Manipel, die das karthagische Zentrum wohl etwas überragten, schwenkten nicht gegen dessen Flanken ein, da sie ja die afrikanischen Staffeln vor sich sahen, die ihnen selber dabei in die Flanke gekommen wären; sie blieben im Vormarsch, aber der Eifer der nächsten, die noch zum direkten Einhauen auf die Kelten und Iberer kommen zu können meinten, drängte dabei nach der Mitte. Ueberdies

Digitized by Google

gingen die äußersten Flügel-Manipel wohl etwas langsamer vor, da das ungünstig verlaufende Reiter-Gefecht neben ihnen ihre Aufmerksamkeit stark ablenkte. Der Vorgang ist aber natürlich nicht so zu verstehen, als ob durch diese Schiebung überhaupt erst die Ueberflügelung der Afrikaner entstanden wäre. Ebenso wenig kann es die Flanken-Bewegung der Afrikaner gewesen sein, die den Angriff des römischen Zentrums zum Stocken brachte. Wenn weiter nichts dazu gehörte, ein tapferes, überlegenes Heer zu überwältigen, als daß man die eigene Linie länger und dünner macht und die Ueberschießenden gegen die feindlichen Flanken führt, so würde der Kunstgriff oft angewandt worden sein. Die Gefahr ist aber, daß, während man überflügelt, das eigene Zentrum, das zu dem Zweck geschwächt werden muß, durchbrochen werden kann. Daß dies bei Cannä nicht geschah, ist das eigentlich Bedeutsame der Schlacht. Es kann nur erklärt werden durch den Angriff der punischen Reitermasse von hinten her, und mit Recht findet daher Polybius in seiner Schlußbetrachtung das Entscheidende in der Ueberlegenheit der karthagischen Kavallerie, und nicht auf eigene Hand, sondern in Erfüllung des Schlachtgedankens seines Feldherrn hat Hasdrubal das Manöver ausgeführt.

So einleuchtend die Regel ist, daß es dem Schwächeren nicht ziemt, auf beiden Seiten zugleich zu umgehen, da er sich dazu im Zentrum zu sehr schwächen muß — Hannibal hat es gewagt, dieser Regel zum Trotz mit 50000 Mann 70000 vollständig einzukreisen, und ließ sie in diesem eisernen Ring sterben, Mann für Mann. Stundenlang muß das entsetzliche Morden gewüthet haben; die Karthager selber verloren nicht weniger als 5700 Todte, von den Römern aber deckten 48000 das Schlachtfeld, 16000 entkamen, der Rest wurde gefangen genommen.

Alles war darauf angekommen, daß das punische Zentrum standhielt, bis die Kavallerie die römische vertrieben und ihre Umgehung vollendet hatte: weshalb hat Hannibal da nicht seine zuverlässigsten Truppen, die Afrikaner, in die Mitte gestellt, und weshalb hat er noch dazu das Zentrum vorgeschoben? Je länger dies zurückgehalten wurde, je später hier der Kampf begann, desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß die Kavallerie ihre Aufgabe rechtzeitig erfüllen, desto geringer die Gefahr, daß das Zentrum vorzeitig

Digitized by Google

erliegen könne. Weshalb hat nicht Hannibal umgekehrt die Kavallerie vorgeschoben und sie vor die beiden Infanterie-Flügel gestellt, so daß der Halb-Mond, um in dem Bilde des Polybius zu sprechen, umgekehrt war?

Wenn wir es recht betrachten, so ist es auch so gewesen. Das Vorschieben des Zentrums bezieht sich nicht auf sein Verhältniß zur Kavallerie; im Gegentheil, diese ging vor, als noch die Schützen miteinander plänkelten. Gar zu früh aber durften sie nicht anreiten, denn sonst wäre es vielleicht gar nicht zu voller Entwicklung der Schlacht gekommen. Der punische Feldherr mußte darauf gefaßt sein, daß die Konsuln, wenn sie sahen, wie ihre Kavallerie weggefegt wurde, die Infanterie schleunigst wieder in die befestigten Lager zurückführten. Erst wenn das ganze römische Heer so nahe war, daß es sich der Schlacht auf keine Weise mehr entziehen konnte, durfte der Reitersturm losbrechen: deshalb stand die Kavallerie mit der Infanterie in einer Linie und die Afrikaner, die die Schwenkungen machen sollten, zurückgezogen hinter der Kavallerie.

Die gefährliche Zeitspanne, in der das schwache punische Zentrum ohne Hülfe dem Andrang der ungeheuren Masse der römischen Legionen ausgesetzt war, war also nicht zu vermeiden: doppelt auffallend, daß an diese Stelle die wenig zuverlässigen Bundesgenossen, die Gallier, gestellt wurden.

Aber das Zentrum war auch in dieser Schlacht der dem größten Verlust ausgesetzte Posten: nicht weniger als 4000 Todte haben die Gallier auf dem Platze gelassen, die Iberer und Afrikaner zusammen nur 1500. Hannibal mußte sparsam umgehen mit dem Blute der Allergetreuesten, die den dauernden Kern des antirömischen Heeres in Italien bilden sollten. Wie nahe liegt der Gedanke: die Garde an die Stelle, wo der unbedingt zuverlässige Widerstand geleistet werden muß! Wie unermeßlich die Folgen, wenn hier, wo es sich zuletzt um Minuten handeln mochte, die Römer durchbrachen, ehe Hasdrubal sie von hinten zurückriß — wenn der Feldherr sich dann hätte sagen müssen: die Afrikaner hätten es noch so lange ausgehalten; welch' ein Fehler, sie nicht an diesen Platz zu stellen!

Es läßt sich in der Kriegskunst nicht Alles berechnen, wägen und messen: der Glaube an den eigenen Stern muß in dem Unberechenbaren die Entscheidung geben. Hannibal, um nicht die

Digitized by Google

Zukunft der Gegenwart zu opfern, wagt es, die gefährliche Stelle den Galliern anzuvertrauen, zu mehrerer Sicherheit mischt er sie, Fähnlein um Fähnlein, mit seinen Iberern, setzt ihnen vorher in einer Ansprache auseinander, wie in der weiten Ebene die überlegene Kavallerie wirken werde, und drückt das Siegel auf ihre Zuverlässigkeit, indem er selber bei ihnen seine Stellung nimmt. Alexander hatte an der Spitze seiner Ritter selber eingehauen. Hannibal übergiebt das Kommando der Kavallerie einem seiner bewährten Generale und stellt sich mit seinem Stabe, seinen jungen Bruder Mago zur Seite, im Zentrum auf, um von hier die Schlacht zu leiten und durch die Macht seiner Persönlichkeit das schwache Eisen des Widerstandes zu stählen. Der Blick auf den Feldherrn, die Stimme seines Zurufs giebt den Galliern das unerschütterliche Vertrauen in den Sieg, und sie bestehen die schwerste aller Prüfungen: vor einem übermächtigen Feinde zurückzuweichen, ohne sich von ihm überwinden zu lassen, unter den schwersten Verlusten den Kampf zu halten, bis die versprochene Hülfe von der anderen Seite erscheint. In keiner Schilderung der Schlacht darf der Hinweis auf die Bedeutung der Postirung Hannibals fehlen. Nicht bloß geistig, auch persönlich ist Hannibal der Mittelpunkt der Schlacht, nicht mehr, indem er selber den Flamberg schwingt, wie Alexander, noch nicht so, daß die Schlacht sich zu verschiedenen Akten differenzirt hat, die der Feldherr selber dirigiren muß (mit dem Aufmarsch und dem Befehl zum Antreten ist die Schlacht vollständig vorgezeichnet), nur die Persönlichkeit als solche ist es, die in ihrem bloßen Dasein an einer bestimmten Stelle passiv-aktiv die entscheidende Wirkung ausübt.

Der einzige Befehl, den Hannibal, nachdem das Schlacht-Signal ertönt war, zu geben hatte, war der zum Vormarsch der Afrikaner auf den beiden Flügeln. Wenn die Worte des Polybius so zu verstehen sind, daß sie anfänglich noch in Kolonnen gestanden haben, so hat Hannibal dabei den Gedanken gehabt, daß er sie im Nothfall statt zur Umklammerung der feindlichen Phalanx auch zur Verstärkung seines Zentrums aufmarschiren lassen könne, falls dieses etwa dem Druck der Römer nicht genügend widerstehen zu können schien, bis Hasdrubals Umgehung sich bemerklich machte. Wir erkennen die Aehnlichkeit der Schlacht-Anlage mit Gaugamela.

Digitized by Google

Hannibal hatte griechische Schriftsteller in seinem Hauptquartier, die seine Thaten beschreiben sollten, wie Alexander. Es wird nicht zu kühn vermuthet sein, daß, wer solche Männer in seine Umgebung zog, auch ihrer Bildung theilhaftig war und gelernt hatte, was ihm Hellas zu bieten vermochte. Wie es sich auch immer mit jenem Spartaner Xanthippus verhalten haben mag, der im ersten punischen Krieg die Karthager gelehrt haben soll, den Regulus zu besiegen, kein Zweifel, daß Hannibal die griechisch-macedonische Kriegskunst studirt hat, und wir mögen uns vorstellen, wie an den Abenden im Winterquartier der Grieche Silen ihm das Buch des Königs Ptolemäus über die Thaten des großen Alexander vorlas und der Karthager seine Ideen formte nach dem strahlenden Vorbild des Zeus-Sohnes.

Die Karthager haben bei Cannä gesiegt mit ihren barbarischen Söldnern durch ihre Ueberlegenheit an Kavallerie, durch das Offizierkorps, die Generale und Stabsoffiziere, die ihre Truppen in der Hand hatten und taktisch zu dirigiren wußten, und durch den Feldherrn, der mit der untrüglichen Sicherheit des Genius die vorhandenen Kräfte zu organisch-einheitlichem Wirken verband.

Dem Feldherrn, wie ich meine, verdanken wir auch die Schilderung der Schlacht, wie wir sie heute bei Polybius und in den Hauptzügen auch bei Livius lesen. Das zeigt sich nicht sowohl in dem, was erzählt wird; daraus wäre noch nichts zu schließen, denn so großartig die Schilderung ist, so kann doch auch ein anderer Mann von Talent zur Stelle gewesen sein — aber es zeigt sich in dem, was übergangen und wie Licht und Schatten vertheilt ist.

Das eigentlich Entscheidende, der Rücken-Angriff der Kavallerie, ist nicht besonders betont; ja er erscheint gar nicht als ein Befehl Hannibals, sondern als die Handlung eines Kavallerie-Generals. Der ganze Accent der Erzählung liegt auf der Vertheilung der Afrikaner auf die beiden debordirenden Flügel. Das Motiv der Schonung ist dabei nicht erwähnt. Es liegt für den Feldherrn immer etwas Peinliches darin, wenn er gewisse Truppen, noch dazu Bundesgenossen, mit Absicht größeren Verluste aussetzt, als andere. Er wird es sich selber kaum eingestehen, daß und wann er so rechnet. Dennoch dürfen wir dieses Motiv in ihn hineinlegen; jeder Dritte hätte es gedurft und hätte dies so leicht zu errathende Motiv nicht

Digitized by Google

übergangen. Unsere Erzählung aber sagt nichts davon, sondern verweilt ausschließlich bei dem taktischen Manöver der Umklammerung, denn dies ist der originale Gedanke dieser Schlacht-Anlage. Das eigentlich Entscheidende, der Kavallerie-Angriff, tritt dagegen zurück, denn dieses Manöver ist dem Feldherrn nichts Außerordentliches, es ist seine gewöhnliche Technik. Sie hätte auch diesmal ausgereicht, und mehr als das: hätte Hannibal die Afrikaner nicht zu jener Aufstellung verwandt, sondern einfach seine Phalanx durch sie verstärkt, so hätte er den unbedingt sicheren Sieg in Händen gehabt. Aber er wollte nicht bloß den Sieg, er wollte die völlige Vernichtung des feindlichen Heeres. Er wagt es darauf hin, sein Zentrum dünn zu machen und die Afrikaner für die Umklammerung aus beiden Flanken bereit zu stellen, denn das römische Heer soll auch nicht einmal die Flucht nach irgend einer Seite hin ergreifen können, sondern eingeschlossen werden. Auch in seiner Schlacht-Erzählung schlägt daher das Herz für die Afrikaner und vernachlässigt darüber das Verdienst der Kavallerie.

In der Ausführlichkeit, mit der in dem Bilde vom Halbmond die Aufstellung geschildert, das Zusammendrängen der Römer nach der Mitte, das Einschwenken der Afrikaner von beiden Seiten, die Erschütterung des dünnen Zentrums und der Zuspruch des Feldherrn erzählt wird, empfindet der Leser noch heute nach, von welchem Standpunkt das ganze Schlachtbild gesehen ist, und daß in dem, was uns erzählt wird, nicht das sachlich Wichtigste, sondern das, was den Geist des Feldherrn am meisten beschäftigte, den Vorrang hat.

1. Eine viel umstrittene wissenschaftliche Kontroverse ist, ob die Schlacht auf dem rechten oder linken Ufer des Aufidus geschlagen ist. Da feststeht, daß der rechte römische, der linke karthagische Flügel an den Fluß angelehnt waren, so muß man mit dem Wechsel des Flußufers auch die ganze Stellung der Heere umkehren. Nach den Bewegungen, die Polybius angiebt, müßte man annehmen, daß die Schlacht am rechten Ufer stattgefunden hat; andere Zeugnisse und Erwägungen aber sprechen für das linke. Ich möchte mich der Ansicht und den Argumenten Stürenburgs anschließen (Progr. der Thomasschule, Leipzig 1883), der auf sorgsames Studium des Terrains gestützt, sich für das linke Ufer entscheidet. Noch neuerdings hat Wilms (Wissensch. Beil. d. Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg, Ostern 1895, wo man auch die ganze einschlagende Literatur verzeichnet findet) für das rechte

Digitized by Google

Ufer plädirt, aber ich vermag mich seinen Gründen nicht anzuschließen. Wenn er gegen Stürenburg einwendet, daß er die Römer von dem Fehler, den Rücken gegen das Meer zu nehmen, freisprechen wolle, diesen Fehler aber damit auf Hannibal lade, so schlägt das nicht durch. Hannibal brauchte für einen Rückzug nicht zu sorgen, denn wurde er in offener Feldschlacht geschlagen, so war sein Heer auf jeden Fall verloren und der Krieg in Italien zu Ende. Bei den Römern brauchte der Verlust der Schlacht noch nicht mit dem Verlust des Heeres identisch zu sein, und für sie wäre also eine rückzugslose Aufstellung ein ganz anderer Fehler gewesen als für Hannibal.

Für den taktischen Verlauf der Schlacht hat die Frage nach der Oertlichkeit keine weitere Bedeutung, da das Eine feststeht, daß das ganze Gefecht sich auf einer freien Ebene abspielte und von keinerlei positiver oder negativer Einwirkung der Gelände-Verhältnisse berichtet wird.

Noch in allerjüngster Zeit ist diese Frage mehrfach in Untersuchungen behandelt worden, die mir erst nachträglich bekannt geworden sind. Hartwig in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M." 1898, S. 9. Otto Schwab, „Das Schlachtfeld von Cannä", Progr. d. K. Wilh. Gymn. in München, 1898. Edw. Fry in der „English Hist. Review", Bd. 12, H. 48 (1897). Die in letzterem Aufsatz zitirten Arbeiten von Tozer und Strachan Davidson sind mir nicht bekannt geworden. Bei Schwab sind die Literatur-Angaben von Wilms noch vervollständigt.

Alle die vorgenannten Arbeiten kommen zu ähnlichen Ergebnissen wie Wilms und entscheiden sich sämmtlich für das rechte Ufer, aber sie haben mich doch allesammt nicht überzeugt. Richtig ist unzweifelhaft, daß die einfache Wort-Interpretation der Erzählung des Polybius und demgemäß auch des Livius für das rechte Ufer entscheiden muß, und damit vereinigt sich sehr gut die Notiz bei Appian, daß der linke römische Flügel dem Meere zugewandt gewesen sei. Aber als bewiesen kann die Ansicht doch erst dann gelten, wenn sie sachlich begreiflich gemacht worden ist, und das hat bisher noch keiner der Vertheidiger des rechten Ufers fertig gebracht.

Man kann den Zug der Römer durch die Ebene und die Stellung mit dem Rücken gegen das Meer nicht so beiläufig abthun, wie Hartwig, der sagt (S. 23) „ich gebe willig zu, daß dieser Zug nach dem Meer keine Musterleistung war, aber dem Draufgänger Varro . . . . . ist sie wohl zuzutrauen"; oder Schwab, der sich (S. 36) grundsätzlich des Urtheils darüber enthalten will, ob die Stellung der Römer zwischen Hannibal und dem Meer wirklich ein unerhörter taktischer Fehler war. Gewiß werden, wie Schwab im Eingang seiner Arbeit treffend ausführt, in der Strategie fortwährend grobe Fehler gemacht, aber solche Fehler haben doch immer irgend eine Kausalität, die man irgendwie menschlich begreifen kann. Eine Stellung der Römer abwärts von den Puniern am Aufidus mit dem Rücken gegen das Meer ist aber, so weit ich sehe, weder mit der gesunden Vernunft noch

Digitized by Google

mit dem Verlauf der Ereignisse vor, während und nach der Schlacht zu vereinigen.

Die Römer hatten die Möglichkeit, Hannibal zur Schlacht herauszufordern, indem sie mit einer guten, natürlichen Rückzugslinie aus dem Hügelland etwas in die Ebene vorrückten. Weshalb sollen sie statt dessen, um Hannibal geradezu herumgehend, eine Stellung ohne natürlichen Rückzug gewählt haben?

Die Quellen berichten, der Konsul Paullus habe bis zuletzt der Schlacht widersprochen. Diese Erzählung kann kaum angezweifelt werden. Sie wäre aber völlig absurd, wenn die Römer schon mitten in der Ebene gestanden hätten, wo Hannibals Kavallerie sie niemals, ohne den ungeheuren Zug zur Schlacht zu stellen, wieder herausgelassen hätte. Polybius sagt, man habe das Heer aus der einmal eingenommenen Stellung nicht mehr sicher (ἀσφαλῶς) fortführen können. Das paßt allein auf eine Stellung, die noch an das Bergland angelehnt war; aus der Ebene jenseits des karthagischen Lagers hätte das Heer nicht nur nicht mehr ohne Verlust, sondern überhaupt nicht mehr ohne Schlacht fortgeführt werden können. Schwabs Gedanke (S. 34), nachdem das römische Heer einmal aus den Bergen herausgetreten, habe es am Flusse Schutz und Deckung gesucht, trifft nicht zu. In wie fern hätte der Fluß Schutz oder Deckung gewährt? Ein derartiger Marsch durch die Ebene in der unmittelbaren Nähe der Karthager hätte das römische Heer einer sofortigen Katastrophe ausgeliefert. Man bedenke, was es heißt, wenn ein Heer von 86000 Mann einen derartigen Marsch machte, wie lang, wie unbehülflich eine solche Kolonne ist.

Die Anlage des kleinen Lagers östlich des großen auf dem andern Ufer paßt vortrefflich oberhalb, aber nicht unterhalb des karthagischen Lagers. Oberhalb deckt es die Wasserholer des großen Lagers; unterhalb, weiter vom Feinde entfernt, ist es völlig zwecklos. Schwabs' Vorstellung (S. 35) dieses kleine Lager habe dem Gros des römischen Heeres den ungehinderten Abmarsch gesichert, vermag ich nicht zu folgen. Weder wäre der Zug des ersten Drittels der Römer in dies kleine Lager, noch der Marsch des Gros irgendwie gesichert gewesen.

Die Karten ergeben, daß alle die verschiedenen Stellungen, die Wilms, Hartwig, Schwab für die Römer am rechten Ufer ausgesucht haben, an dem fundamentalen Fehler nicht bloß der schlechten Rückzugslinie, sondern auch der Ueberhöhung durch die Stellung der Karthager leiden. Für die Karthager ist das Gelände auf dem rechten und linken Ufer des Aufidus gleich günstig, denn die Wellungen des rechten Ufers unterhalb Cannä sind nicht stark genug, um den Bewegungen der Kavallerie irgendwie hinderlich zu sein. Die Römer aber erwarteten und konnten ihren Sieg nur erwarten von dem Ansturm ihrer ungeheuren geschlossenen Phalanx gegen die schwächere feindliche Infanterie. Dazu brauchten sie womöglich etwas abwärts geneigtes Terrain, zum wenigsten aber eine ebene Fläche; jede Wellung und nun gar Bewegung bergan war für sie nicht nur ungünstig, sondern

Digitized by Google

schlechthin verderblich. Reiter können viel eher einen Hügel nehmen als eine Phalanx. Nördlich des Aufidus hatten die Römer einen für ihre Schlacht-Idee sehr gut geeigneten Platz — südlich einen in jeder Beziehung ausgewählt ungeeigneten.

Die römischen Flüchtlinge fanden sich zusammen in Canusium und Venusia. Wie ist das möglich, wenn sie in der Schlacht die Front dahin hatten? Man könnte sich ja vorstellen, daß die Infanterie, die durch die Karthager durchbrach, gerade deren Front durchbrochen — aber die Reiter sind doch jedenfalls nach der anderen Seite geflohen.

Alle diese Einwände und Erwägungen müßten erst entkräftet sein, wenn man die Schlacht auf dem rechten Ufer für glaublich halten soll.

Das einzige ins Gewicht fallende Argument für diese Annahme ist die Angabe des Polybius, daß die Römer die Front nach Süden gehabt hätten. Es bleibt nichts übrig, als hier einen Irrthum anzunehmen, den mir bereits Stürenburg richtig erklärt zu haben scheint.

2. Stärke- und Verlust-Berechnungen.

Die Stärke des römischen Heeres bei Cannä wird gewöhnlich auf 86 000 Mann angegeben, wovon 6000 Reiter. 10 000 Mann blieben im Lager, so daß 76 000 Römer von 50 000 karthagischen Söldnern, worunter 10 000 Reiter, überwunden wurden. Polybius, Livius und Appian stimmen über diese Zahlen im Wesentlichen überein. Die 80 000 Mann Fußvolk sind dabei gerechnet gleich 8 römischen Legionen zu je 5000 Mann und ebensoviel Bundesgenossen.

Erst neuerdings ist diese Berechnung angefochten worden von P. Cantalupi, „Le Legioni Romane nella Guerra d'Annibale", von Beloch veröffentlicht in den Studi di Storia Antica, Band 1.

Cantalupi macht darauf aufmerksam, daß Livius ausdrücklich auch eine andere Ueberlieferung berichte, wonach die Römer im Jahre 216 nicht 4 neue Legionen aufgestellt, sondern bloß 10 000 Ersatzmannschaften ausgehoben hätten. Bei Zahlen kann man im Allgemeinen die kleineren immer als die wahrscheinlicheren annehmen. Cantalupi schlägt daher das römische Heer nur auf 44 000 Mann an, und während Polybius die Zahl der gefallenen Römer auf 70 000 angiebt, kommt Cantalupi nach sorgfältiger Vergleichung nur auf 10 500 bis 16 000. Das Schlachtbild würde sich also bei Annahme dieser Zahlen sehr wesentlich verändern.

Aber die Gründe, die Cantalupi für seine Berechnung anführt, sind keineswegs durchschlagend. Er meint, erst durch die Schlacht bei Cannä selber sei Hannibal der Schrecken der Römer geworden, als welcher er in der Geschichte lebt; vorher hätten die Römer keine Veranlassung gehabt, so außerordentliche Rüstungen vorzubereiten. Am Ticin war nur ein Reitergefecht, an der Trebia waren die Römer ohne sehr wesentlichen Verlust abgezogen; am Trasimenus hatte sich der Konsul überfallen lassen. Der Diktator Fabius hatte nicht mehr als 4 Legionen und die öffentliche

Digitized by Google

Meinung in Rom forderte, daß er mit dieser Streitmacht eine Schlacht liefere. Man war also der Meinung, daß bei guter Führung ein solches Heer dem Hannibal gewachsen sei. Als die neuen Konsuln mit den Verstärkungen anlangten, wurde außer dem alten ein neues Lager errichtet und mit einer Legion und 2000 Bundesgenossen besetzt. Die Verstärkungen können also nicht so sehr groß gewesen sein, da sie mit Ausnahme dieses Detachements in dem alten Lager Platz fanden.

Diese Argumente sind gegenüber dem positiven Zeugniß des Polybius nicht gerade schwerwiegend. Daß Hannibal auch schon vor Cannä in Rom als ein furchtbarer Gegner galt, beweist die Kriegführung des Diktators Fabius, und wenn eine Gegenpartei von diesem forderte, daß er schlagen solle, so ist nicht gesagt, daß man forderte, er solle mit seinen 4 Legionen schlagen. Die „Schlachtpartei" kann sehr wohl hinzugefügt haben, daß der Diktator das Heer erst auf die nöthige Stärke bringen und dann schlagen solle. Auch daß die Verstärkungen zumeist in dem bestehenden Lager Platz fanden, ist keineswegs erwiesen; das Lager mag vergrößert worden sein, ohne daß Livius oder seine Quelle es für nöthig gehalten hat, es zu erwähnen. Auffällig bleibt es freilich, daß Livius überhaupt divergirende Angaben gefunden und daß, wie Cantalupi ebenfalls hervorhebt, unter den Geretteten nur Kriegstribunen von vier Legionen erwähnt werden. Die sachlichen Erwägungen aber führen mit Notwendigkeit darauf, daß das römische Heer erheblich stärker als 44 000 Mann gewesen sein muß.

Um seine Ansicht glaublich zu machen, muß Cantalupi auch die von Polybius überlieferte Zahl des karthagischen Heeres erheblich reduziren. Denn es ist von vornherein klar, daß die Römer, denen es an Mannschaft nicht gebrach, nicht ohne erhebliche numerische Ueberlegenheit zur Entscheidungsschlacht gegen Hannibal ausgezogen sein werden. Anders hätte die Cannensische Niederlage ja gar nicht eine so furchtbare Bedeutung gehabt, und der Konsul weist in der Rede, die er bei Polybius vor der Schlacht an seine Offiziere hält, ausdrücklich auf die doppelte Ueberlegenheit hin, über die man verfüge. Die Angabe des Polybius, daß das karthagische Heer bei Cannä 40 000 Mann zu Fuß und 10 000 Mann zu Pferd stark gewesen sei, geht auf die anerkannt vorzügliche karthagische Quelle, Silen, zurück, der wir überhaupt das Schlachtbild verdanken. Welchen Grund soll Silen gehabt haben, die karthagische Macht zu übertreiben? Müßten wir annehmen, daß auch die 86 000 Römer ihm entstammen, so könnte man bei sehr weit getriebenem Argwohn glauben, daß er auf beiden Seiten, unter dem ungeheuren Eindruck des Ereignisses, gleichmäßig vergrößert hat. Aber die 86 000 Römer stammen, wie Appian beweist, der aus römischer Quelle schöpft, von dieser Seite, und ein sachlicher Grund, die Stärke des punischen Heeres anzuzweifeln, existirt, wie wir unten bei einer näheren Prüfung der Zusammensetzung des punischen Heeres noch feststellen werden, nicht.

War nun Hannibals Heer 50 000 Mann stark, so kann das römische unmöglich bloß 4 Legionen gezählt haben. Die positive Nachricht, es sei

Digitized by Google

8 Legionen mit Bundesgenossen stark gewesen, ist als unzweifelhaft richtig anzusehen. Die Legion hatte damals 5000 Mann; man würde also auf 80 000 Mann römisches Fußvolk kommen. Diese Zahl ist jedoch nicht ohne weiteres den 50 000 karthagischen Söldnern vergleichbar. 1400 Mann in jeder Legion sind die Leichten, die nur einen sekundären militärischen Werth haben. Die 8000 Mann Balearen (Schleuderer) und Peltasten Hannibals sind zweifellos technisch geschulte Leute, Vollkrieger; die 22 400 römischen Leichten waren zum großen Theil, ganz abgesehen von ihrer technischen Minderwerthigkeit, in der Schlacht gar nicht zu verwenden. An der Trebia wird uns ausdrücklich gesagt (Polybius III, 72, 2), daß 6000 Leichte vor der Phalanx ausschwärmten. Da vier Legionen zur Stelle waren, hatte Sempronius, mit den Bundesgenossen nach Abzug der Verluste, wenigstens 10 000 Leichte. Er hat also einen Theil im Lager gelassen. Die Hopliten-Phalanx an der Trebia wird etwa 1000 Mann breit gewesen sein. Standen auf jedem von den beiden Flügeln etwa 2000 Leichte, so bleiben für die Front 2000, d. h. zwei Glieder, und tiefer können Leichte auch nicht gestellt werden. Die Front der Phalanx bei Cannä war vielleicht nicht breiter, vielleicht auch gegen 2000 Mann breit, bot also Platz für 2—4000 Leichte in der Front. Rechnen wir noch auf jeden Flügel 2—3000, so können wir mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit sagen, daß etwa 8- bis höchstens 10 000 von den römischen Leichten an der Schlacht als Kombattanten theilgenommen haben. Ein andrer Theil mag der Phalanx als Krankenträger und für ähnliche Dienste gefolgt sein. Der Rest blieb im Lager.

Die Lagerbesatzung soll im Ganzen 10 000 Mann stark gewesen sein, darunter jedenfalls auch einige Tausend Hopliten, deren im Ganzen $16 \times 3600 = 57\,600$ Mann vorhanden waren. Ich rechne hiernach das römische Heer in der Schlacht 55 000 Hopliten, 8—9000 kämpfende Leichte und 6000 Reiter stark, Summa gegen 70 000 Mann.

Nicht deutlich ist, ob auch Hannibal außer seinen 50 000 Mann in der Schlacht noch Truppen hatte, die er als Lagerbesatzung zurückgelassen hat oder ob dafür von der Schlacht-Stärke vielleicht ein Abzug zu machen ist.

Bei den Verlust-Zahlen sind natürlich die römischen Leichten, die wir als Kombattanten nicht in Anrechnung gebracht haben, mitgezählt. Es ist also auszugehen von einem Bestande von 80 000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern. Nach Polybius sind 70 000 gefallen, 3000 Mann zu Fuß und 370 Reiter haben sich gerettet, 10 000 sind gefangen genommen. Die 10 000 Gefangenen wären die in dem Lager Zurückgelassenen, die während der Schlacht das karthagische Lager angegriffen hatten und nachher eingeschlossen kapitulierten. Polybius' Ausdruck ist jedoch so unklar, daß man die Lesart angezweifelt hat. Es scheint auch möglich, daß er hat sagen wollen, daß außer den in den Lagern gefangen Genommenen auch auf dem Schlachtfeld 10 000 Mann lebend in die Hände der Karthager gefallen seien, und das entspricht wohl der Natur der Sache. Es ist kaum

Digitized by Google

anzunehmen, daß, nachdem die große Mehrzahl bereits den Boden deckte, der Rest von den des Mordens müde gewordenen Söldnern nicht lieber verschont und für den Verkauf oder das Lösegeld aufbewahrt worden sei.

Dem widerspricht nun freilich die Rechnung des Polybius, der offenbar zu den 70000 Gefallenen gekommen ist, indem er rund 10000 Gefangene und einige Tausend Gerettete und Versprengte von den ursprünglichen 86 000 abzog.

Die 70 000 Gefallenen sind aber auf keinen Fall zu halten, denn es steht fest, daß die Römer aus den Geretteten zwei volle Legionen bildeten, und zwar römische. Außer diesen muß sich doch auch eine annähernd entsprechende Zahl Bundesgenossen gerettet haben. Die Zahl 70 000 beruht also nicht auf einer wirklichen Ueberlieferung, sondern auf einer etwas flüchtigen und fehlerhaften Berechnung und verliert damit für uns ihren Werth.

Nun berichtet Livius, daß sich der Verlust der Römer auf 45 500 Mann zu Fuß und 2700 Reiter belaufen habe, und so viel weniger auch im Allgemeinen die Autorität des Livius gegenüber der des Polybius wiegt, so spricht doch Alles dafür, daß er hier eine wirklich zuverlässige amtliche Berechnung überliefert. Es ist höchst unwahrscheinlich, ja unmöglich, daß, wie Polybius will, auch fast die ganze römische Reiterei auf dem Schlachtfelde geblieben sei. Sie wurde ja nicht eingeschlossen, sondern in die Flucht geschlagen und nicht einmal sehr weit und sehr energisch verfolgt, da das Gros der punischen Kavallerie sofort von ihr abließ und sich gegen die Legionen wandte. Ein Verlust von 2700 Todten und 1500 Gefangenen, wie Livius berichtet, scheint daher schon sehr hoch und giebt auch seiner Angabe über das Fußvolk Glaubwürdigkeit.

Gerettet sind nach Livius etwa 14000 Mann zu Fuß; in punische Gefangenschaft fielen auf dem Schlachtfelde 3000, in dem Dorf Cannä 2000, in dem Lager 13 000, Reiter 1500.

Addirt man die Zahlen und bringt in Anschlag, daß die Etat-Stärke von 5000 Mann auf die Legion nicht überall voll erreicht sein wird, so kann man folgende Liste aufstellen.

Todt zu Fuß	45 500
„ „ Pferd	2 700
Gefangen zu Fuß	18 000
„ „ Pferd	1 500
Gerettet zu Fuß	14 000
„ „ Pferd	1 800
Fehlend am Soll-Bestand	2 500
	86 000

Die Stärke war

Hopliten in der Front	55 000
Hopliten im Lager	2 600
Rorarier in der Schlacht	8 000
Transport	65 600

Digitized by Google

Transport	65 600
Rorarier als Burschen hinter der Front	7 000
Rorarier im Lager	7 400
Reiter	6 000
	86 000 Mann,

wovon also noch 2500 als manquirend abzusetzen wären.

Ueber Hannibals Heer unten Kap. 3.

3. Da wir für Cannä in der ausnahmsweis günstigen und ganz seltenen Lage sind, ein auf Berichten aus beiden Lagern aufgebautes zuverlässiges und anschauliches Schlachtbild zu besitzen, so ist es angebracht, sich an diesem Beispiel auch klar zu machen, wie wenig mit Schlacht-Schilderungen anzufangen ist, die der genannten Eigenschaft entbehren. Unsere Historiker erliegen immer wieder der Versuchung, wenn gutes Material mangelt, das schlechte zu verwenden, und was nun einmal überliefert ist, wenn nicht andere Nachrichten da sind, die widersprechen, unter Ausmerzung des handgreiflich Falschen nachzuerzählen. Das ist aber nicht berechtigt. Es kann sehr wohl sein, daß in einer solchen Erzählung alles Richtige ausgefallen und nur Falsches stehen geblieben ist. Als Beweis diene die ausführliche Schilderung von Cannä, die uns bei Appian erhalten ist. Es wäre, wenn uns zufällig diese allein erhalten wäre, schlechterdings unmöglich, aus ihr eine Erzählung zu gewinnen, die mit der Wahrheit auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte. Da so sehr viel darauf ankommt, daß die Leser dieses Buches sich mit der Wahrheit dieses methodischen Grundsatzes durchdringen, so setze ich die Schilderung Appians, der irgend eine römische Erzählung wiedergiebt, in ihrer ganzen Ausführlichkeit hierher. Sie lautet:

Zu Konsuln wurden gewählt Lucius Aemilius, wegen des Kriegsruhms, den er sich im Kriege mit den Illyriern erworben hatte, und Terentius Varro wegen seiner Popularität, indem er ihnen auch diesmal voll Ehrgeizes, wie er immer war, große Dinge versprach. Beim Auszug beider Männer begleiteten und baten sie sie, den Krieg durch eine Feldschlacht zu entscheiden und nicht zu warten, bis die Stadt durch die lange Dauer, die endlosen Kriegesdienste, die Abgaben, die Hungersnoth und das Brachliegen der verheerten Felder vollends erschöpft sei. Die Konsuln vereinigten darauf das Heer von Japygien mit dem ihrigen, so daß sie im Ganzen siebzigtausend Mann Fußvolk und sechstausend Reiter hatten. Mit diesen bezogen sie ein Lager bei einem Dorfe, namens Cannä, und Hannibal lagerte sich ihnen gegenüber. Von Natur kampflustig und immer ein Feind der Unthätigkeit, sah sich Letzterer gerade in diesem Augenblicke durch drückenden Mangel an Lebensmitteln täglich veranlaßt, in Schlachtordnung auszurücken und die Feinde auf diese Art zum Kampfe herauszufordern, um so mehr, als er zugleich besorgen mußte, seine Miethssoldaten möchten wegen nicht erfolgender Ausbezahlung des Soldes zum Feinde übergehen oder zur Sammlung von Lebensmitteln sich zerstreuen.

Digitized by Google

Die Ansicht der Konsuln war getheilt. Aemilius meinte: man sollte den Hannibal, der ohnehin wegen Mangels an Lebensmitteln nicht mehr in die Länge werde widerstehen können, durch Hinhalten aufreiben und sich mit einem an Kriege und Siege gewöhnten Feldherrn und Heere in keine Schlacht einlassen. Terentius dagegen, wie immer um Volksgunst buhlend, äußerte: man müßte des Auftrages eingedenk bleiben, den ihnen das Volk bei ihrem Auszuge gegeben hätte, und so bald als möglich eine entscheidende Schlacht wagen. Dem Aemilius stimmte Servilius, der Konsul des vorigen Jahres, bei, welcher noch beim Heere anwesend war; für die Ansicht des Terentius dagegen erklärten sich alle Senatoren und Ritter, welche eine Befehlshaberstelle im Heere bekleideten.

Während beide Parteien sich noch nicht geeinigt hatten, griff Hannibal einmal ihre Leute an, welche auf Futter oder Holz ausgezogen waren, stellte sich, als sei er geschlagen, und setzte etwa um die letzte Nachtwache sein ganzes Heer in Bewegung, als wenn er aufbrechen wollte. Kaum bemerkte dieses Terentius, so führte er sein Heer heraus, wie wenn es nichts gälte, als den Hannibal auf der Flucht zu verfolgen. Vergebens war es, daß ihm Aemilius noch in diesem Augenblicke abrieth. Als er aber nicht nachgab, stellte Aemilius für sich allein die Auspicien nach römischer Sitte an, schickte ihm, der bereits ausgezogen war, nach und ließ ihm sagen: „Der Tag sei von unglücklicher Vorbedeutung.“ Jetzt zog sich Terentius zwar aus Achtung für die Auspizien zurück, zerraufte sich aber im Angesichte des Heeres die Haare und beklagte sich bitter, daß ihm die Eifersucht seines Amtsgenossen den Sieg aus den Händen gewunden habe. Auch der Menge theilte sich dieser sein Unwille mit.

Sobald Hannibal seinen Versuch mißlungen sah, kehrte er unverzüglich in sein Lager zurück, zum offenbaren Beweise, daß es nur Verstellung von ihm gewesen sei. Doch selbst dieses war für den Terentius noch keine Lehre, daß man allen Unternehmungen Hannibals mißtrauen müsse. Er ließ vielmehr bewaffnet, wie er zurückgekommen war, in das Feldherrenzelt, wo die Senatoren, Hauptleute und Obersten noch versammelt waren, und beschuldigte hier den Aemilius, er habe die Auspicien nur zum Vorwande genommen und die Stadt um einen offenbaren Sieg gebracht, weil er entweder aus Feigheit zaudere oder aus Eifersucht ihm den Ruhm mißgönne. Diese im Zorn laut ausgestoßenen Vorwürfe hörte das um das Zelt herumstehende Heer und lästerte nun ebenfalls den Aemilius, welcher zu den drinnen im Zelte Befindlichen viel Heilsames sprach, aber vergeblich sich bemühte. Alle Uebrigen, mit Ausnahme des Servilius, stimmten dem Terentius bei, und so gab auch er endlich nach und führte am folgenden Tage, wo er den von Terentius abgetretenen Oberbefehl hatte, das Heer in Schlachtordnung auf. Hannibal bemerkte es zwar, rückte aber an diesem Tage nicht aus, weil er noch nicht ganz zum Kampfe gerüstet war. Erst am dritten Tage stellten sich beide Theile unten in der Ebene auf.

Die Römer waren in drei Schlachtreihen geordnet, wovon jede in

Digitized by Google

kleiner Entfernung von der anderen stand. Jede hatte das Fußvolk in der Mitte, die Leichtbewaffneten und die Reiter auf beiden Flügeln. Den Oberbefehl im Zentrum führte Aemilius, auf dem linken Flügel Servilius, auf dem rechten Terentius. Alle drei hatten tausend auserlesene Reiter um sich, welche bestimmt waren, überall hin zur Hülfe zu eilen, wo es die Noth erforderte. Dies war die Schlachtordnung der Römer.

Hannibal, welcher wußte, daß sich gegen Mittag in dieser Gegend gewöhnlich ein den Himmel verdunkelnder Südostwind erhebe, besetzte vor allen Dingen diejenigen Plätze, wo er diesen Wind im Rücken hatte. Hierauf legte er die Reiterei und Leichtbewaffnete (leichte Truppen) auf einen ringsum bewachsenen, von Schluchten durchschnittenen Berg in den Hinterhalt mit dem Befehle, sobald die Schlachtreihen des Fußvolkes recht in Arbeit wären und der Wind sich erhoben hätte, den Feinden in den Rücken zu kommen. Endlich mußten fünfhundert Celtiberier außer ihren langen Schwertern noch andere kürzere unter ihren Unterkleidern umhängen, und sie erhielten Anweisung, auf das Zeichen zu warten, wenn sie von diesen Gebrauch zu machen hätten. Sein Gesammtheer vertheilte er hierauf ebenfalls in drei Schlachtreihen; die Reiterei aber ward in weiten Zwischenräumen auf die Flügel gestellt, um womöglich die Feinde zu umringen. Den Oberbefehl auf dem rechten Flügel übertrug er seinem Bruder Mago, den auf dem linken seinem Neffen Anno. In der Mitte befehligte er selbst, um sich dem Aemilius gegenüberzustellen, von dessen Kriegskunde er eine hohe Meinung hatte. Zwei Tausend auserlesene Reiter umgaben ihn und eine Schaar von tausend Anderen, an deren Spitze Maharbal stand, bestimmt, jeden Augenblick dahin zu eilen, wo er irgend Gefahr bemerke. Unter diesen Anordnungen verzog er bis zur zweiten Stunde des Tages, damit der Angriff nicht zu lange vor Erhebung des Windes erfolge.

Sowie auf beiden Seiten Alles schlagfertig war, ritten die Heerführer herum und ermunterten ihre Leute. Die Römer erinnerten die Ihrigen an Eltern, Kinder, Weiber und an die frühere Niederlage. Die heutige Schlacht sei entscheidend für ihre Stellung. Hannibal dagegen gemahnte die Seinigen an ihre früheren glücklichen Thaten gegen diese Leute und wie schändlich es wäre, von Besiegten besiegt zu werden. Jetzt ertönten die Trompeten und die Phalangen des Fußvolkes erhoben ein Geschrei; das Vorspiel machten die Bogenschützen und Schleuderer und Steinwerfer, welche in die Mitte sprangen und einander angriffen. Nach diesem schritten die Phalangen zum Werke und kämpften auf beiden Seiten so muthig, daß die Arbeit und das Blutbad groß war. Mittlerweile giebt Hannibal seiner Reiterei das Zeichen, die Feinde zu überflügeln. Aber die römische Reiterei, obgleich minder zahlreich als die feindliche, bot ihr die Spitze und focht, ungeachtet sie sich in eine dünne Schlachtreihe ausdehnen mußte, dennoch mit vielem Muthe, wobei sich besonders der linke Flügel am Meere auszeichnete. Hannibal und Maharbal führten jetzt zu gleicher Zeit auch die Reiter, welche sie um sich hatten, mit einem unermeßlichen barbarischen Geschrei gegen sie, um ihre

Digitized by Google

Gegner dadurch in Furcht zu setzen. Aber selbst diesen Angriff hielten die Römer mit unerschütterlicher Furchtlosigkeit aus.

Weil dem Hannibal auch dieser Versuch fehlgeschlagen war, so gab er den fünfhundert Celtiberiern das verabredete Zeichen. Plötzlich verließen diese ihre Glieder, gingen zu den Römern über und boten ihnen als Ueberläufer ihre Schilde, Spieße und Schwerter, welche sie offen trugen, dar. Servilius belobte sie, nahm ihnen sogleich die Waffen ab und stellte sie in bloßen Kleidern, wie er glaubte, hinter seine Glieder. Denn er hielt es nicht für gut, die Ueberläufer im Angesichte der Feinde binden zu lassen, schöpfte auch keinen Argwohn, da er sie in bloßen Kleidern sah, und hatte überhaupt in einem so heißen Kampfe keine Zeit, etwas Weiteres zu thun. Indessen stellten sich einige andere Abtheilungen Libyer, als flöhen sie, und liefen mit großem Kriegsgeschrei bis an die Berge. Dieses Geschrei war das Zeichen für die in den Bergschluchten Versteckten, sich auf die verfolgenden Feinde zu werfen. Plötzlich kamen die Leichtbewaffneten und die Reiter aus ihrem Hinterhalte zum Vorschein. Zu gleicher Zeit erhob sich der heftige, den Himmel verfinsternde Wind, welcher den Römern so viel Staub ins Gesicht warf, daß sie die Feinde nicht mehr von ferne sehen konnten. Zugleich wurden alle Geschosse der Römer durch den Widerstand des entgegenkommenden Windes matter, die der Feinde dagegen flogen, durch die Kraft des Windes verstärkt, weit glücklicher. Die Römer konnten sie nicht mehr vorher sehen, ihnen deswegen nicht ausweichen, ihre eigenen nicht mehr gut abschießen, trafen sogar einander selbst und fingen bereits an, vielfältig in Unordnung zu gerathen.

Dies war der, jenen Fünfhundert zum Voraus angedeutete Augenblick, den sie sich ersahen, ihre kürzeren Schwerter aus dem Busen hervorziehen und zuerst Diejenigen niederzustoßen, hinter deren Reihen sie standen. Hernach nahmen sie ihnen ihre größeren Schwerter, Schilde und Spieße ab, rannten auf alle Uebrigen los und fielen sie schonungslos an; und das Blutbad, das diese Schar anrichtete, wurde gerade deswegen das bedeutendste, weil dieselbe im Rücken des ganzen (feindlichen) Heeres war. Groß und mannigfaltig war jetzt die Noth der Römer, indem sie von dem gegenüberstehenden Feinde hart bedrängt, von dem Hinterhalt umringt, von der Schar, die sich in ihre eigenen Reihen gemischt hatte, niedergemacht wurden. Umwenden konnten sie sich gegen Letztere nicht, weil die Anderen ihnen zugleich von vorne zusetzten. Ebenso war es nicht mehr leicht, sie zu erkennen, da sie römische Schilde hatten. Ueber das Alles aber ward ihnen der Staub so lästig, daß sie sich gar keine Vorstellung mehr von Demjenigen machen konnten, was um sie her vorging. Sie dachten sich deswegen, wie es in der Unordnung und Bestürzung gewöhnlich der Fall, Alles weit ärger, wußten nicht, daß der Hinterhalt nicht so bedeutend und die Zahl der Ueberläufer nur fünfhundert sei, sondern meinten, ihr ganzes Heer sei ringsum von Reitern und Ueberläufern umgeben. Dies veranlaßte sie zum Umwenden und zu ordnungsloser Flucht, zuerst auf dem rechten Flügel, wo

Digitized by Google

Terentius der Erste war, der sich davon machte, hernach auch auf dem linken, von wo Servilius, der ihn befehligte, sich eilends zu Aemilius begab. Um diese beiden Männer sammelte sich eine Schar von tapferen Leuten zu Pferd und zu Fuß, gegen 10000 an der Zahl.

Jetzt sprangen die Heerführer und nach ihnen Alle, die noch beritten waren, von den Pferden und fochten zu Fuß gegen die Reiterei Hannibals, von der sie umringt waren. Noch thaten sie als geübte Krieger, theils aus wirklicher Tapferkeit, theils aus Verzweiflung, manche glänzende That, indem sie wüthend auf die Feinde eindrangen; aber sie wurden von allen Seiten her niedergemacht. Denn Hannibal ritt um sie herum, ermunterte bald seine Leute und bat sie, das Letzte, Wenige vollends zu thun, um den Sieg zu vollenden, bald schalt er sie und nannte es schmachvoll, wenn sie nach dem Sieg über die Menge mit diesem kleinen Häuflein nicht fertig werden könnten. Gleichwohl blieben die Römer noch, so lange Aemilius und Servilius unter ihnen waren, in Reih und Glied und verkauften ihr Leben theuer. Nachdem aber diese ihre Anführer gefallen waren, da brachen sie mit großer Gewalt mitten durch die Feinde und flohen aufgelöst, die Einen nach den beiden Lagern, in welche sich die vor ihnen Entflohenen gerettet hatten, — sie beliefen sich zusammen auf 15 000 Mann, welche Hannibal durch eine eigene Heeresabtheilung einschließen ließ — die Andern, bei 2000 an der Zahl, nach Cannä. Letztere 2000 ergaben sich nachher dem Hannibal. Nur Wenige entkamen nach Canusium. Der Rest zerstreute sich einzeln in die Wälder.

So endete die Schlacht bei Cannä zwischen Hannibal und den Römern, nachdem sie von der zweiten Stunde des Tages bis zwei Stunden vor Nacht gedauert hatte. Noch jetzt ist sie bei den Römern wegen der großen Niederlage, die sie erlitten, berüchtigt Denn innerhalb dieser wenigen Stunden fielen 50 000 Römer, und eine große Menge wurde Abends gefangen. Auch Viele vom Senate, welche diesen Feldzug mitmachten, kamen um und außer diesen alle Obersten und Hauptleute und die beiden Tapfersten von den Oberbefehlshabern. Nur der feige Urheber dieser Niederlage war zu Anfang der Schlacht entronnen. In den beiden Jahren, in welchen die Römer mit Hannibal in Italien kämpften, hatten sie bereits gegen 100 000 Mann, theils an eigenen Leuten, theils an Bundesgenossen verloren.

So hatte denn Hannibal an einem Tage viererlei Kriegslist in Anwendung gebracht, die Berechnung des für ihn günstigen Windes, das verstellte Ueberlaufen der Celtiberier, die scheinbare Flucht mehrerer Abtheilungen und die Verbergung eines Hinterhaltes in der Tiefe der Thalschluchten. Nach dem glänzenden seltenen Siege, den er hierdurch davongetragen, unmittelbar nach der Schlacht ging er herum, die Gefallenen zu besehen. Unter diesen sah er auch die Wackersten seiner Freunde getödtet; er jammerte und sagte mit Thränen: er verlange keinen ähnlichen Sieg. Das Nämliche

Digitized by Google

soll früher Pyrrhus, König von Epirus, geäußert haben, als er ebenfalls mit einem ähnlichen Verluste die Römer in Italien geschlagen hatte.

Von den aus der Schlacht entflohenen Römern wählten die in dem größeren Lager noch am späten Abende den Publius Sempronius zu ihrem Heerführer, durchbrachen mit Gewalt die schlaftrunkenen und ermatteten Hüter Hannibals und entkamen 10 000 Mann stark um Mitternacht nach Canusium. Die 5000 Mann im kleineren Lager dagegen wurden am folgenden Tage von Hannibal gefangen genommen. Terentius sammelte hierauf den Rest des Heeres, versuchte den Zersprengten Muth einzuflößen, gab ihnen einen von den Tribunen, den Scipio, zum Anführer und eilte nach Rom.

So weit Appian.

Ticinus. Trebia. Trasimenus.

4. Die der Schlacht bei Cannä voraufgehenden und nachfolgenden Schlachten und Treffen dieses Krieges brauchen wir nicht im Einzelnen zu untersuchen, sondern müssen nur feststellen, daß sie mit unseren aus Cannä gewonnenen Ergebnissen über die römische und punische Taktik der Epoche harmoniren.

Am Ticinus schlug die karthagische Reiterei die römische. Die römischen Leichtbewaffneten, die ihre Reiter begleiteten, kamen nicht einmal zum ersten Schleudern ihrer Geschosse, sondern ergriffen die Flucht, weil sie besorgten, von den anstürmenden feindlichen Reitern niedergeritten zu werden.

5. An der Trebia werden die Römer ganz ähnlich wie bei Cannä auf beiden Flügeln von der punischen Kavallerie und Leichtbewaffneten umgangen und endlich im Rücken angegriffen. Ein Hinterhalt, den Hannibal gelegt haben soll, verstärkte noch diesen Rückenangriff. Es ist nicht ganz leicht, sich einen solchen Hinterhalt von 2000 Mann vorzustellen: entweder er lag ungefähr auf dem Wege, auf dem die Römer anrückten — dann waren diese Leute für den sehr wahrscheinlichen Fall, daß die Römer sie entdeckten, verloren. Oder aber der Hinterhalt lag erheblich seitwärts, so hatte er keinen Nutzen, da die Karthager durch die Umgehung der römischen Flügel viel schneller herumkamen. Ich halte daher für möglich, daß Polybius hier einer römischen Fabel zum Opfer gefallen ist; bei Cannä hat sich der römische Stolz durch ein ganz ähnliches Histörchen (was manche Historiker noch immer nacherzählen) zu trösten gesucht. Aber wie dem auch sei, ob jene 2000 Mann aus einem Hinterhalt kamen, oder mit den Anderen, nach Verjagung der römischen Reiter, um die Flügel herum, macht keinen wesentlichen Unterschied. Die Hauptsache ist, daß es den Römern, obgleich sie ganz wie später bei Cannä rings eingeschlossen wurden, gelang, nach verschiedenen Seiten durchzubrechen und den größeren Theil des Heeres zu retten. Weshalb sie hier so viel besser davon kamen, als nachher bei Cannä, ist aus den Quellen nicht mit Sicherheit zu erkennen. Die allgemeinen

Digitized by Google

Verhältnisse waren für die Römer nicht günstiger, sondern erheblich ungünstiger als bei Cannä. Bei Cannä waren sie numerisch wesentlich überlegen; an der Trebia wenig oder gar nicht. Bei Cannä hatten sie 6000 Reiter gegen die 10000 karthagischen, an der Trebia nur 4000. Ueberdies hatten die Punier damals auch noch eine Anzahl Elephanten, die den Angriff der Reiter unterstützten. Dazu kommt, wenn man der Erzählung Glauben schenkt, noch der Hinterhalt der Punier, und endlich schildert Polybius des Breiteren, wie die Römer durch den Uebergang über die winterkalte, angeschwollene Trebia, wobei ihnen das Wasser bis an die Brust ging, ohne vorher gegessen zu haben, von vornherein physisch geschwächt in den Kampf gingen.

Daß die Römer in dieser Schlacht endlich dennoch günstiger davonkamen, scheint nur darauf zurückzuführen, daß Hannibal hier für die Umfassung bloß Reiter und Leichte bestimmte. Seine eigene Phalanx war also um so viel stärker, trotzdem wurde sie an einer Stelle, wo Kelten und Afrikaner standen, durchbrochen.

Für die sehr schwierigen Einzelfragen der Schlacht verweise ich auf die unten (Kap. 3) noch zu erwähnende ausgezeichnete Arbeit von Jos. Fuchs „Der zweite punische Krieg und seine Quellen Polybius und Livius".

6. Die Schlacht am Trasimenischen See ist ein Ueberfall auf dem Marsch. Er zeigt die Sicherheit, mit der die karthagischen Reiterführer ihre Truppen selbständig zu dirigiren verstanden, während die Römer sich nicht zu helfen wußten. An der Trebia waren 10 000, am Trasimenus 6000 Mann durch die punische Umklammerung durchgebrochen, fanden aber nicht den Weg, ihrerseits den noch kämpfenden römischen Heertheilen zu Hülfe zu kommen, während wir die punischen Heerführer selbständig handeln sehen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Das strategische Grund-Problem des zweiten punischen Krieges.

Erst durch die Feststellung der taktischen Verhältnisse auf beiden Seiten ist die Grundlage für die Betrachtung der Strategie gewonnen. Die Karthager waren der taktisch unbedingt überlegene Theil. Sie hatten einen Feldherrn, die Römer wählten jedes Jahr zwei regierende Bürgermeister, die auch die Armee kommandirten; sie hatten so wenig eine Vorstellung von den Postulaten einer großen Kriegführung, daß sie die Konsuln sich entweder die Legionen theilen ließen oder wenn sie beisammen waren, Beide abwechselnd einen Tag um den anderen das Kommando führten. Man hat eine solche Ungeheuerlichkeit einem Hanibal gegenüber dadurch zu mildern gemeint, daß man bloß von dem abwechselnden Vorsitz im Kriegsrath spricht: in Wirklichkeit wäre das eine Verschärfung — denn dann hätte überhaupt nicht ein Einzelner, sondern ein Kollegium kommandirt. Man bleibt aber richtiger — obgleich natürlich auch Kriegsrath gehalten ist — bei dem Ausdruck: abwechselndes Kommando. Wie die Feldherren, so das Offizierkorps: bei den Karthagern die in der Schule des Hamilkar Barkas ausgebildeten Berufs-Offiziere; bei den Römern kriegerische Bürger von größerem oder geringerem natürlichen Talent. Die karthagischen Generale manövriren mit den verschiedenen Korps, Infanterie wie Kavallerie, nach Bedürfniß; die römischen Legionen können nichts als nebeneinander geradeaus marschiren. Die karthagische Kavallerie endlich ist auch an Zahl der römischen weit überlegen.

Digitized by Google

Allen diesen Vorzügen des Gegners haben die Römer den einen einzigen einer schier unerschöpflichen Menge kriegerisch tüchtiger und zuverlässiger Mannschaft entgegenzusetzen.[1])

Diese Verschiedenheit der Stärke hüben und drüben bringt ein Verhältniß hervor, das eine gewisse Analogie zu dem Verhältniß der Athener und Spartaner im Peloponnesischen Kriege bietet. Lange, lange kann es zu keiner definitiven Entscheidung kommen, weil die Athener zur See, die Spartaner zu Lande die Mächtigeren sind und Keiner den Anderen in seinem Elemente zu packen vermag. Im zweiten punischen Kriege ist der Kontrast nicht so scharf und wird von den Römern auch erst allmählich erkannt: anfänglich fordern sie keck die Feldschlacht heraus, um erst durch eine Reihe furchtbarer Niederlagen belehrt in andere Bahnen einzulenken. Hannibal aber kannte von vornherein, wie seine Stärke, so auch seine Schwäche.

Wer den Krieg nach dem Grundsatz der Niederwerfung des Feindes führen will, muß im Stande sein, nachdem er die feindliche Hauptmacht im freien Felde aufgesucht und geschlagen, den Sieg unablässig, bis zur Belagerung und Einnahme der feindlichen Hauptstadt und endlich, wenn auch das noch nicht zum Frieden führt, bis zur debellatio zu verfolgen. Dazu war Hannibal zu schwach, und er war sich von Anfang an dessen bewußt, daß er trotz der größten Siege nicht im Stande sein werde, Rom selbst zu belagern und einzunehmen.

Bei Cannä hatte er doch nur die kleinere Hälfte der römischen Legionen geschlagen und aufgerieben (8 von 18), und die Römer ersetzten den Verlust sehr bald durch neue Aushebungen; sie ließen nicht einmal die außerhalb, in Sizilien, Sardinien, Spanien stehenden Legionen nach Hause kommen. Unmittelbar nach der Schlacht in Rechnung auf die Wirkung des Schreckens gegen Rom zu ziehen, hätte Hannibal also keinen Nutzen gebracht und hätte, als nichtige Demonstration verlaufend, die sonstigen moralischen Wirkungen des Cannensischen Sieges paralysirt. Wenn jener berühmte Ausspruch des Reiterführers Maharbal, daß Hannibal zu siegen, aber nicht den Sieg zu benutzen verstehe, wirklich gefallen

[1]) Polybius III, 89, 9.

Digitized by Google

ist, so beweist er nur, daß der tapfere General ein bloßer Haudegen und kein Feldherr war. Das punische Heer hatte in dem stundenlangen Hinmorden der eingeschlossenen Legionare selber 5700 Todte eingebüßt, daneben also wenigstens 20000 Verwundete, die erst nach Tagen und Wochen wieder marschfähig wurden. Gleich nach der Schlacht aufbrechend wäre Hannibal mit kaum 25000 Mann vor Rom angekommen, und einem so kleinen Korps hätten die Römer auch im äußersten Schrecken sich nicht unterworfen.

Später nach Ausheilung und Ergänzung des Heeres mag Hannibal so viel Mannschaft gehabt haben, daß er, sagen wir mit 50000 oder 60000 Mann, die Belagerung Roms hätte ins Auge fassen können. Rom aber war eine sehr große, gutbefestigte Stadt; die wohl in der Zeit der Samniter-Kriege erbaute sog. Servianische Mauer hatte einen Umfang von mehr als einer Meile. Große unbebaute Plätze innerhalb der Umwallung konnten die flüchtige Landbevölkerung aufnehmen. Als große Handels- und Hauptstadt war Rom mit Vorräthen aller Art reichlich versehen. Hätte Hannibal die See beherrscht, erst Ostia genommen und sich dann zur See verpflegen können, so möchte es nicht unmöglich erscheinen, mit 50–60000 Mann an die Belagerung Roms zu denken. Aber hier kommt sehr wesentlich in Betracht, daß zur See die Römer die Stärkeren waren; Hannibal hatte, um sich nicht zu zersplittern, alle Kraft in das Landheer geworfen. Die Belagerungs-Armee hätte sich also vom Lande verpflegen müssen; ungeheure Transporte hätten arrangirt und durch ein ringsum feindliches Land, an zahllosen feindlichen, die Straßen sperrenden Städten und Kastellen vorbei herangeführt werden müssen. Ein sehr großer Theil der punischen Truppen hätte sich diesem Dienst unterziehen müssen, und jede vereinzelte Abtheilung wäre auf Schritt und Tritt den noch im Lande stehenden oder neugebildeten Legionen und Cohorten, römischen wie bundesgenössischen, ausgesetzt gewesen. Der Rest, der für die Belagerung blieb, durch den Tiberstrom getheilt, hätte den Ausfällen der an Zahl weit überlegenen Besatzung schwerlich Stand gehalten. Die Hauptwaffe der Karthager, die Kavallerie, konnte dabei nichts leisten.

Hannibal wußte sehr wohl, was er that, als er weder nach dem Siege vom Trasimenus noch nach Cannä auf Rom marschirte.

Digitized by Google

Von Anfang an hatte er ein anderes Mittel der Niederkämpfung des Gegners ins Auge gefaßt.

Gleich bei seinem Erscheinen in Italien erklärte er, daß er nicht komme, die Völker der Halbinsel zu bekämpfen, sondern sie von der Herrschaft der Römer zu befreien. Nach jeder Schlacht entließ er die gefangenen Bundesgenossen ohne Lösegeld, damit sie in ihrer Heimath das politische Ziel und die Großmuth des karthagischen Feldherrn verkündeten. Die römischen Bürger machten kaum ein Drittel der Bewohnerschaft Italiens aus; der Rest bestand aus mehr oder weniger selbständigen Gemeinden und Kantonen, die beschließen konnten, sich der römischen Führung, der sie unterworfen waren, wieder zu entziehen. Sie stellten zu der gemeinsamen Armee des Bundes selbständige Kontingente. Selbst Gemeinden, die als römische Kolonien gegründet waren, konnten es vielleicht vortheilhaft finden, ihr Schicksal von dem der Mutterstadt zu trennen.

Nach Cannä begann der Abfall in großem Styl. Capua, nach Rom die größte Stadt von Italien, die sogar das römische Bürgerrecht sine suffragio besaß, und eine große Zahl von Kantonen und kleineren Städten, endlich auch die dritte Stadt Italiens, Tarent traten zu Hannibal über; und wie im Norden die Gallier den Karthagern ihre Unterstützung geliehen hatten, so ging auf Sizilien Syrakus auf ihre Seite über. Hätte durch unausgesetzten Druck und Bedrohung Hannibal diese Bewegung in stetem Fluß halten können, so mußte endlich der Moment kommen, wo die Römer ermatteten oder wo die Basis Hannibals in Italien breit und sicher genug wurde, um zur Belagerung Roms schreiten zu können.

Nachdem Polybius die Ereignisse bis zur Schlacht von Cannä erzählt, unterbricht er sich, holt erst Dinge aus der griechischen Geschichte nach, und ehe er den punischen Krieg wieder aufnimmt, schiebt er eine Darstellung der römischen Verfassung ein. Diese Anordnung zeigt den wahrhaft großen Historiker. Wie wenig interessiren die abstrakten Formen einer Verfassung und der Usus einer Verwaltung um ihrer selbst willen! Bei Polybius aber beantworten sie die Frage: wie war es möglich, daß ein Staat eine Niederlage wie die von Cannä, nachdem schon die vom Ticinus, an der Trebia und vom Trasimenus vorausgegangen waren, über-

Digitized by Google

stand? Die ungeheure Spannung, die jene Ereignisse hervorgerufen, überträgt sich auf den Leser. Diese Frage und diese Antwort sind das Meisterstück der Polybianischen Kunst, denn kein äußerer Kunstgriff ist es, der die Spannung erzeugt, sondern die Natur der Sache selbst, die hier durch die Form zum künstlerischen Ausdruck gebracht ist.

Wir wollen suchen, Polybius nachzuahmen, indem wir der todten statistischen Zahl durch denselben Reflex Leben einhauchen. Wie groß war die Leistung Roms, mit der es dem Genie Hannibals das Gleichgewicht hielt und unter allem Abfall sich mit unzerbrechlicher Kraft behauptete? Die Einzel-Berechnung möge unten folgen, aber die Hauptzahlen, wie sie sich zwar nicht mit völliger, aber doch ausreichender Gewißheit aus der Ueberlieferung ergeben, sind diese:

Der römische Staat (abgesehen von den Bundesgenossen) hatte bei Ausbruch des zweiten punischen Krieges nach Ausweis der uns überlieferten amtlichen Census-Zahlen etwa eine Million freier Seelen und stellte bei Beginn des Krieges etwa 34000 Mann zu Lande unter Waffen. Das ist, wenn wir die Sklaven-Bevölkerung mit der Flotte kompensiren, etwa $3^1/_2$ Prozent, d. h. ebenso viel wie Preußen im Jahre 1870.

Die 7—8 Legionen des ersten Jahres wurden nun trotz der Verluste von der Trebia und vom Trasimenus im Jahre 216 auf 18 vermehrt und der Etat derer des Hauptheeres auf 5000 Mann Infanterie erhöht. Rechnen wir im Durchschnitt, da die Normalzahl nicht ganz erreicht sein wird, auf die Legion, eingeschlossen die Reiter, 4600 Mann, so hatte Rom jetzt etwa 83000 Mann oder $8^1/_2$ Prozent seiner Bevölkerung unter Waffen. Bringen wir noch die 218 und 217 Gefallenen in Anschlag, so werden wir auf etwa $9^1/_2$ Prozent kommen.

8 Legionen standen beim Hauptheer gegenüber Hannibal, 2 in Spanien, 2 in Sizilien, 1 in Sardinien, 2 gegen die cisalpinischen Gallier, zwei in Rom als Besatzungs- und Ersatz-Truppen, 1 auf der Flotte.

Da aus den Trümmern des Cannensischen Heeres zwei neue Legionen gebildet wurden, so können wir hier 6 als verloren rechnen; zwei weitere vernichteten bald darauf die Gallier. Diesen Verlust war man nicht im Stande, voll zu ersetzen, um so weniger, als

Digitized by Google

ganze große Gemeinden von cives sine suffragio (Capua) zum Feinde übergingen. Indem man sogar die Gefängnisse leerte und Jünglinge von noch nicht 17 Jahren einstellte, brachte man zwei Legionen zusammen, und zwei weitere bildete man aus Sklaven, denen die Freiheit versprochen wurde. Rom hatte also wieder 14 Legionen, die in den nächsten Jahren allmählich auf 22, vielleicht auf 23 vermehrt wurden, indem man jährlich aus den kriegsfähig gewordenen Jünglingen zwei neue Legionen bildete. Beloch berechnet den Jahrgang der 17jährigen auf 8—9000 Jünglinge. Etwas stärker muß er wohl gewesen sein, da doch nicht bloß die Untauglichen abgehen, sondern auch außer der Neubildung von Zeit zu Zeit Ergänzungs-Mannschaften für die alten Legionen ausgehoben wurden.[1]) Der höchste Stand von 22 oder 23 Legionen wurde erreicht in den Jahren 212 und 211; die Kopf-Zahl wird aber die des Jahres 216 schwerlich übertroffen haben, da der Ist-Bestand jeder einzelnen Legion schwächer gewesen sein wird. Bis 216 waren die Gefangenen noch nach einem festen Abkommen, das schon im ersten punischen Kriege bestanden hatte, ausgelöst worden. Die Gefangenen von Cannä freizukaufen, lehnte der Senat um des Beispieles willen ab, obgleich Hannibal es anbot, und bildete lieber die Sklaven-Legionen. Sie wurden also in die Fremde verkauft, und noch ein halbes Menschenalter später fanden die Römer so viele ihrer Landsleute als Sklaven in Griechenland, daß, als im Jahre 194 der Konsul Flaminius ihre Freikaufung von den Griechen erbat, die Achäer allein 1200 zurückzugeben hatten[2]), und noch sechs Jahre später sollen in Kreta abermals eine große Zahl befreit und in die Heimath zurückgeführt worden sein.[3])

Obgleich der Staat also während des Krieges auf die Bürger, die einmal in die Gewalt des Feindes gefallen waren, verzichtete und sie ihrem Schicksal überließ, werden wir wohl annehmen dürfen, daß, wenn auch nicht von Staatswegen, doch einzeln von den Ihrigen sehr viele Gefangene wieder losgekauft worden sind. Die Sklaven-Händler, die die Gefangenen aus dem karthagischen Lager übernahmen, hatten ja kein Interesse, sie anders als zum best-

[1]) Livius XXV, 3. XXV, 5 und öfter.
[2]) Livius XXXIV, 50.
[3]) Livius XXXVII, 60.

Digitized by Google

möglichen Preise loszuschlagen, und im Jahre 210 klagen die römischen Bürger über die unerschwinglichen Leistungen: nicht einmal so viel, um sich loszukaufen, sei ihnen übrig geblieben (Livius XXVI, 35). Der private Loskauf aus der Kriegsgefangenschaft war also ein Vorkommniß, mit dem man rechnete. Mag auch auf diese Weise der Verlust vom Trasimenus und von Cannä um eine Anzahl Tausende reduzirt werden, immer bleibt die Leistung des römischen Volkes beispiellos. Selbst die Leistung Preußens im Jahre 1813 wird nur auf $5\frac{1}{2}$ Prozent der Seelenzahl berechnet, und sie wurde auf nicht länger als $1\frac{1}{4}$ Jahr hintereinander in Anspruch genommen. Die Athener haben wohl zeitweilig einen noch größeren Prozentsatz der Bürger als Rom unter Waffen gehabt, aber immer nur für ganz kurze Zeit. Hier aber geschah es, daß Jahr aus, Jahr ein und auf ganz entfernten Kriegsschauplätzen fast die gesammte kriegsbrauchbare Mannschaft die Waffen trug. Auch von den Sklaven war ein sehr großer Theil entweder für die Legionen oder für den Schiffsdienst requirirt. Es ist erstaunlich, daß das Wirthschaftsleben und die Finanz-Verwaltung dabei sich haben aufrecht erhalten können. Außer den Steuern wurden Kredite bis nach Abschluß des Friedens, namentlich von den Lieferanten in Anspruch genommen, und eine Münz-Verschlechterung gab den Schuldnern Erleichterung und machte die Geldmittel flüssiger.

Indem die römische Verfassung in dieser Weise die eigenen Volkskräfte zur Verfügung des Staates stellte, bewährte sich auch der wohldurchdachte Bau der Bundesverfassung, deren Haupt die Tiberstadt war. Wohl fiel ein großer Theil der Eidgenossen ab, ging zum Feinde über oder wurde wenigstens lässig in den Leistungen. Aber alle römischen Kolonien, alle Latiner und eine große Anzahl Griechen-Städte hielten fest zu Rom, und gerade die Fortschritte, die Hannibal erzielte, veränderten die Bedingungen der Kriegführung. Schon vor der Schlacht bei Cannä, nach den Erfahrungen von der Trebia und vom Trasimenus hatte der Diktator Qu. Fabius Maximus den Krieg unter Vermeidung der taktischen Entscheidung führen wollen. Er stand aber fast allein mit dieser Idee, und man kann es der anderen Partei im Grunde wohl nicht so sehr verdenken, daß sie erst einmal einen Versuch machen wollte, ob es denn nicht möglich sei, den schrecklichen Feind niederzurennen, indem

Digitized by Google

man die doppelte Ueberlegenheit auf ihn werfe. Die Niederlage führte nunmehr nicht nur auf die Strategie des Cunctators zurück, sondern gab ihr das, was ihr vor Cannä noch gefehlt hatte und weshalb sie damals noch nicht hatte durchgesetzt werden können: das positive Ziel. Es liegt in der Natur des Krieges, daß jeder Erfolg, wenn er nicht zu völliger Niederwerfung des Feindes und zum Friedensschluß führt, ein Objekt für Gegenstöße und Rückschläge bildet. Hannibal gelangte, nach Clausewitz' Ausdruck, an den Kulminationspunkt des Sieges. Zu großen Feldschlachten stellten sich die Römer nicht mehr;[1]) große Belagerungen zu unternehmen war Hannibal, so lange zahlreiche römische Legionen im Felde standen und ihm die Zufuhr abschneiden konnten, zu schwach. Umgekehrt aber war er selber nicht im Stande, zu verhindern, daß die Römer die abgefallenen Städte ihrerseits belagerten, wieder zur Unterwerfung brachten und bestraften. Diese Belagerungen sind fortan die Mittelpunkte der Kriegführung. Ein befestigtes römisches Lager zu erstürmen, worin sich die Konsuln bei ihrer Belagerung deckten, reichte die kriegerische Ueberlegenheit des karthagischen Heeres nicht aus; hier kam der Choc der Kavallerie, das taktische Ineinandergreifen verschiedener Korps und Waffen nicht zur Geltung, und die zähe Tapferkeit der römischen Legionare behauptete das Feld.[2]) Die Belagerung und Wiedereinnahme Capuas durch die Römer ist die virtuelle Krisis des Krieges. Ein ganz einzig dastehendes Ereigniß in der Kriegsgeschichte: daß die eine Partei eine große, langwierige Belagerung durchzuführen vermag, obgleich die andere die unbedingte Ueberlegenheit in freiem Felde besitzt — nur erklärlich durch die eigenthümliche Kräfte-Vertheilung, daß die Heere nicht gleichartig sind, sondern jede Partei ihre eigenthümlichen Formen hat.

Hannibal soll einen Versuch gemacht haben, die römische Circumvallationslinie zu erstürmen, während die Capuaner einen

[1]) Die zahlreichen Siege, die nach Livius die Römer von 216 bis 203 über Hannibal erfochten haben sollen, sind, wie W. Streit „Zur Geschichte des zweiten punischen Krieges in Italien nach der Schlacht bei Cannä" (Berlin 1887) vortrefflich dargelegt hat, patriotische römische Phantasien, rund herausgesagt, eitel Lügen. Sehr hübsch hat Streit zusammenaddirt, daß Hannibal in all' diesen Gefechten von Cannä an 190 000 Todte verloren haben soll. Wo es noch zu größeren Gefechten kam, wie bei Herdonea und Numistro, ist der Sieg den Puniern geblieben. Die angeblichen Siege des Marcellus bei Nola reduziren sich auf ganz unbedeutende Kämpfe.

[2]) Ganz so stellt schon Polybius IX, cap. 3 u. 4 das Verhältniß dar.

Digitized by Google

Ausfall machten. Die Nachricht stammt jedoch aus der Schatzkammer der römischen Sieges-Bulletins. Ein wirklicher großer abgeschlagener Sturm hätte stärkere Nachwirkungen haben müssen, und Polybius berichtet nichts davon. Hannibal erkannte von vornherein die Unmöglichkeit eines Erfolges — die Römer hatten wohl 40 bis 50000 Mann in den Verschanzungen — und als es ihm nicht gelang, den Feind zu einer Schlacht herauszulocken, versuchte er es mit einer bloßen moralischen Wirkung. Er zog direkt gegen Rom und kam bis vor die Thore der Stadt. Aber die Römer ließen sich nicht einschüchtern, und Hannibal mußte Latium wieder verlassen. Es kam nichts heraus als ein Verwüstungszug und eine Demonstration, und Capua fiel.

Von jetzt an war es für Hannibal nicht mehr möglich, Rom zu besiegen. Schon vor Capua hatten die Römer Syrakus erobert; bald fiel auch Tarent an sie zurück. Statt des weiter und weiter um sich greifenden Abfalles der Italiker, von dem Hannibal seinen endgültigen Sieg erwartet hatte, setzte eine Wiederausdehnung und Neubefestigung der römischen Herrschaft ein. Die Streitkräfte Hannibals aber, von der Heimath aus ungenügend ergänzt, schmolzen allmählich dahin; sogar einige seiner numidischen und spanischen Truppen gingen zum Feinde über. Auf den Neben-Kriegsschauplätzen Sizilien, Sardinien, Spanien, wo die Furcht vor dem Genie Hannibals fehlte und die Stärke der Karthager, die Kavallerie, theils weniger vorhanden war, theils nicht zur Geltung kam, schwankte das Kriegsglück. Nachdem schon einmal der größte Theil Spaniens von den Römern eingenommen war, erlitten sie in demselben Jahr, in dem sie Capua zurückeroberten (211) eine vernichtende Niederlage, von der sie sich aber doch wieder erholten, Verstärkungen nachzogen und von Neuem zur Offensive schritten. Noch ist nicht abzusehen, wie die letzte Entscheidung ausfallen wird, aber das Uebergewicht, das die Karthager in den ersten Jahren des Krieges in den großen Feldschlachten gewonnen, ist ihnen allmählich wieder verloren gegangen, und die Kräfte sind ins Gleichgewicht gekommen. Keiner von beiden Theilen ist in der Lage, eine Entscheidung zu erzwingen. Die Römer wagen die Feldschlacht nicht, und Hannibal kommt nicht so weit, Rom belagern zu können.

Nachdem wir uns den strategisch-politischen Zusammenhang

Digitized by Google

klar gemacht haben, ist es angebracht, zu vergleichen, wie die volksthümliche Erinnerung der Menschheit sich die Dinge zurechtgelegt hat. Ganz richtig verknüpft sie den Umschwung mit dem Namen Capuas — in dieser üppigen und liederlichen Stadt verweichlichten sich die rauhen Krieger Hannibals und verloren Kraft und Muth. (Livius Buch 23, Kap. 18.) Weshalb die Römer dies unkriegerisch und zuchtlos gewordene Heer doch noch zwölf Jahre in Italien duldeten, kümmert die Legende nicht. Die sachlichen Zusammenhänge sind ihr gleichgültig; sie arbeitet ausschließlich mit Persönlichkeiten und persönlichen Motiven. Im zweiten punischen Krieg, wo wir Polybius als Quelle haben, unterscheiden wir die Geister ohne Schwierigkeit, und was in diesem unseren Kapitel gesagt ist, ist in den wesentlichsten Punkten längst Gemeingut der Geschichtsschreibung. Für die Perserkriege, wo uns in Herodot nichts als die Legende vorliegt, war die Scheidung naturgemäß schwieriger.

1. Ueber den Zug Hannibals gegen Rom weichen die Berichte sehr von einander ab, sind aber überhaupt wenig glaubwürdig. Polybius wie Livius legen Hannibal unter, daß er wirklich an die Möglichkeit, Rom zu überrumpeln, gedacht habe. Daß Hannibal nicht von vornherein ausgesprochen, er halte selber die Einnahme Roms für unmöglich, ist selbstverständlich; wenn er nicht den Anschein eines ernsthaften Versuches erweckt hätte, hätte er überhaupt keine Wirkung erzielen können, und der Zufall spielt ja manchmal wunderbar. Aber dem Gedanken, eine Stadt wie Rom durch Ueberraschung zu nehmen, kann sich Hannibal unmöglich hingegeben haben, und er hat, als er ankam, auch nicht einmal den Versuch gemacht. Die Nachricht von seinem Anmarsch war natürlich, da eine große Armee sich immer nur langsam bewegt, schon Tage lang vor ihm in Rom, und es war auf jeden Fall Zeit genug, die Mauer-Vertheidung zu organisiren. Selbst wenn gar keine Feldtruppen in der Stadt gewesen wären, so hätten vorläufig die seniores dafür genügt.

Wenn uns also Polybius erzählt, daß er völlig unerwartet vor Rom erschienen sei und die Stadt nur dadurch gerettet wurde, daß zufällig grade die Mannschaften von zwei neu ausgehobenen Legionen sich stellten, so ist das die natürliche Uebertreibung, in der der ungeheure Schreck der Römer seinen Ausdruck gefunden und auch noch nachträglich behalten hat. Cantalupi[1]) hat wahrscheinlich gemacht, daß sich auch die beiden älteren legiones urbanae noch in der Stadt befanden, im Ganzen also 4 Feld-Legionen, darunter

[1]) Studi di Storia antica pubblicati di GiulioBeloch, I, 34.

Digitized by Google

zwei unausgebildete, für die Vertheidigung zur Verfügung standen. Der Vorwurf, den Streit in seiner sonst trefflichen Schrift[1]) gegen den römischen Senat erhebt, daß er die Hauptstadt ohne Garnison gelassen, während Hannibal nicht fern war, ist also nicht gerechtfertigt.

Livius giebt überdies an, daß man, frühzeitig von der Bewegung Hannibals unterrichtet, von der Capuanischen Belagerungs-Armee ein Korps unter Fulvius herangezogen habe, das mit den Puniern gleichzeitig angelangt sei, und ich sehe keinen Grund, diese Nachricht anzuzweifeln.

Nach beiden Autoren besetzen die römischen Truppen nicht bloß die Mauern, sondern rücken vor die Thore und stellen sich den Puniern zu offener Feldschlacht. Das ist eine offenbare römische Erdichtung. Eine offene Feldschlacht, in der ihm der Sieg noch nie gefehlt hatte, unmittelbar vor den Thoren Roms, hätte dem karthagischen Feldherrn nicht nur den höchsten Lorbeer, sondern auch eine wirkliche Aussicht geboten, mit den geschlagenen Römern zugleich in die Thore einzudringen und Rom gegen alle rationelle Berechnung zu nehmen. Eine solche Schlacht sollte Hannibal nicht angenommen haben? Zweimal standen sich die Heere gegenüber und beide Male trennte ein Platzregen die Kampfbegierigen — nach Livius. Da erkannte Hannibal, daß die Götter gegen die Schlacht seien. Nach Polybius aber scheute Hannibal sich vor der unvermuthet großen Zahl der römischen Krieger und stand von dem geplanten Angriff ab. Mit Wundern giebt Polybius sich nicht ab, aber er hätte in der Kritik der römischen Legende noch einen Schritt weitergehen und die ganze Aufstellung vor den Mauern streichen sollen. Daß es eine Aufstellung zur Schlacht gewesen sei, sagt er übrigens auch nicht ausdrücklich; man könnte etwa auch an eine vorgeschobene feste Stellung denken.

Das Korps des Fulvius, das die Römer von der Capuanischen Belagerungs-Armee herangezogen hatten, hatte diese nicht so sehr geschwächt, um einen Angriff auf sie aussichtsvoll zu machen. So mußte Hannibal den Rückzug antreten und Capua seinem Schicksal überlassen.

2. Die Anspannung Roms.

Mit welchen Kräften Rom den zweiten punischen Krieg geführt hat, kann einigermaßen daraus berechnet werden, daß wir für eine Reihe von Jahren bei Livius Angaben über die Zahl der vorhandenen Legionen haben, die den Stempel einer amtlichen Aufzeichnung tragen. Welche Stärke die Legionen hatten, wie weit sich der Ist-Bestand vom Soll-Bestand entfernte, wieviel Bundesgenossen oder Söldner noch hinzukamen, wieviel Schiffsvolk mitzuzählen ist, darüber haben wir wenig Anhaltspunkte. Ueberdies stimmt die Zahl der angegebenen Legionen öfter nicht mit den Zahlen, die man erhält, wenn man die einzeln namhaft gemachten zusammenaddirt, so daß bei der Berechnung Fehler untergelaufen sein müssen. Trotzdem

[1]) Z. Gesch d. zweiten pun. Krieges. S. 35.

Digitized by Google

läßt sich bei sorgfältiger Vergleichung und Abschätzung aller Einzel-Daten wohl ein annähernd richtiges Resultat gewinnen. Die beste Grundlage bietet wieder Beloch außer seinem Buche in dem Nachwort, das er der Abhandlung von Cantalupi zugefügt hat (Studi di Storia antica I p. 42), wodurch die ältere Untersuchung von Schemann, „De legionum per alterum bellum Punicum historia“ (Bonner Dissertation 1875) überholt ist.

Den sechs Legionen, mit denen Rom den Krieg nach Livius begann, sind noch hinzuzuzählen Besatzungs-Truppen in Sicilien, Sardinien und Illyrien, die zusammen auch auf 1--2 Legionen zu schätzen sind, und die römischen Bürger, die auf der Flotte dienten, so daß im Ganzen etwa 34 000 Mann, darunter 2000 Reiter, unter Waffen waren. Bei dem Census von 234 hatte man 270 713 römische Bürger gezählt; im Jahre 218 werden es 280—290 000 gewesen sein, was einer Gesammtzahl von nicht ganz einer Million freier Seelen entspricht. Kompensiren wir die Sklaven-Bevölkerung mit den unfreien Ruderern auf der Flotte, so hatte Rom etwa $3\,^1/_2\,^0/_0$ seiner Bevölkerung mobil gemacht.

Ueber die Komplettirung des Heeres nach Cannä enthalten die Quellen Widersprechendes. Der Fehler ist aber zu erkennen und auszuscheiden.

Livius XXII, 57 erzählt erst, daß 4 Legionen, zum Theil aus praetextatis ausgehoben seien, dann die Aushebung von 8000 Sklaven. XXIII, 14 berichtet er weiter, daß 6000 Verbrecher und Schuldgefangene eingestellt worden seien. Das ergäbe im Ganzen $7\,^1/_2$ Legion zu den 10 noch vorhandenen. Im nächsten Jahre aber hören wir von ihm (XXIV, 11), daß um 18 Legionen zu erreichen 6 neue gebildet worden wären. Man fragt: woher sind die Männer dazu gekommen, da man im Jahre vorher schon zu Sklaven, Sträflingen und Unerwachsenen die Zuflucht genommen hatte?

Wären die Legionen aber wirklich gebildet worden, so hätte man ja nicht 18, sondern 23—24 gehabt. Diese 6 Legionen sind also entweder ganz oder zum Theil Doublette: sie umfassen alle die Truppentheile, die überhaupt nach Cannä noch im Jahre 216 und 215 errichtet worden sind. Die Reihenfolge wird die gewesen sein, daß zunächst aus Sträflingen, Resten der vorhergehenden Aushebung und Prätextaten zwei Legionen formirt wurden und zwei aus Sklaven. Die beiden letzten erst im nächsten Jahr, 215, als wieder ein Jahrgang etwas reifer geworden war. Diese aus den ganz jungen Leuten gebildeten Legionen sind die urbanae, die im ersten Jahr in der Stadt bleiben, um ausgebildet zu werden, und zugleich der Hauptstadt als Besatzung zu dienen.

Von den überlieferten Zahlen der Legionen will Beloch streichen 1) eine Legion auf Sardinien seit 215, wo die Insel nicht mehr bedroht war und 2 Legionen zu viel gewesen wären; 2) 2 Legionen an der gallischen Grenze als Doublette; dieselben nicht-existenten Legionen erscheinen auch vor Capua; 3) Die legiones urbanae. In den beiden ersten Punkten, namentlich dem zweiten stimmme ich ihm zu, bezüglich der legiones urbanae aber nicht. Beloch beruft sich darauf, daß die Erzählung des Polybius

Digitized by Google

(IX, 6,6) von der Bedrohung Roms durch Hannibal im Jahre 211 die Voraussetzung, daß die Stadt eine ständige Garnison gehabt habe, ausschließe. Das ist richtig, aber diese Erzählung selbst ist völlig legendär und kann gegenüber der wiederholten ganz bestimmten Aussage des Livius nicht als beweisend angesehen werden. Sehr gut über die legiones urbanae in ihrer dreifachen Eigenschaft als Ersatz-, Garnison- und Rekruten-Legionen, von welchen Eigenschaften bald die eine bald die andere vorwog, handelt Steinwender, Philologus Bd. 39, S. 527.

Nach der Einnahme von Syrakus und Capua (211) trat eine kleine Reduktion der Armee ein. Die ältesten Jahrgänge wurden entlassen und einige Legionen aufgelöst. Als Hasdrubal aus Spanien nahte, im Jahre 207, wurden abermals Sklaven in die Legionen eingestellt, und nach dem Siege am Metaurus treten wieder Reduktionen ein.

Handelte es sich nur um die römischen Bürger, so würden wir, wie man sieht, das Kriegsaufgebot ziemlich genau kennen. Die römischen Bürger machten aber nur ein kleines Drittel der freien Einwohner der ganzen Eidgenossenschaft aus. Die Kriegslast war so vertheilt, daß die Bundesgenossen zum Landheer ein etwas stärkeres Kontingent als Rom und außerdem den Haupttheil der Flotte stellten (socii navales). Hier hat nun unser Wissen ein Ende, wie viel von dieser Verpflichtung thatsächlich ausgeführt und nicht ausgeführt worden ist. Ein Theil der Bundesgenossen ging ja nach Cannä direkt zu den Puniern über; aber auch diejenigen, die den Römern treu blieben, werden schwerlich alle ihre Kräfte in derselben Weise angespannt haben, wie die Römer selbst, und jedenfalls konnte bei dem Abfall so Vieler der Satz, daß die Hälfte jedes Heeres von den Bundesgenossen gestellt werden solle, nicht aufrecht erhalten werden. Wie groß also thatsächlich die römischen Heere nach Cannä waren, wissen wir nicht, da die Quellen Angaben über die Stärke der jedesmaligen Bundesgenossen nicht bringen.

2. Unsere Abschätzung der militärischen Leistung Roms im 2. punischen Kriege beruht auf dem Vergleich der Zahl der Legionen mit denen des Census. Es fragt sich, ob diese zuverlässig sind, und das läßt sich nicht allein nach den Zahlen grade dieser Epoche entscheiden, sondern dazu müssen auch die späteren, bis zur Kaiserzeit herangezogen werden. Hier hat sich nun gegen Belochs Auffassung, der ich mich ja in allem Wesentlichen angeschlossen habe, ein Widerspruch erhoben, den wir gleich hier erledigen müssen.

In den „Jahrbüchern f. Nat.-Oekon. u. Statistik" N. F. Bd. 14 S. 291 (1897) hat Kornemann Belochs Verwerthung der Census-Zahlen des Augustus angegriffen. Der letzte republikanische Census (v. J. 70/79) giebt 910 000 Bürger, derjenige des Jahres 28 v. C. 4 063 000. Es fragt sich, wie diese beiden Zahlen miteinander zu vereinigen sind. Hat sich die römische Bürgerschaft in den 42 Jahren vervierfacht oder ist der

Digitized by Google

Zählmodus verändert worden? Beloch hat sich dahin entschieden, daß in der republikanischen Zeit nur die erwachsenen männlichen Bürger gezählt worden sind, unter Augustus die vervollkommnete Statistik der Seelen-Zählung eingeführt wurde.

Kornemann wendet dagegen ein, daß diese Hypothese dem ganzen Zweck des Census des ersten Princeps widerspreche, da Augustus keine Neuerung einführen „sondern auch hier, wie auch sonst, nur eine Einrichtung der Republik, trotzdem sie praktisch bedeutungslos geworden war, festzuhalten strebt und zwar unter strengem Anschluß an die alten republikanischen Formen“: „census populi“ sei die technische Bezeichnung für die Schätzung der erwachsenen männlichen Glieder der Gemeinde durch alle Zeiten hindurch gewesen — der Ausdruck könne nicht plötzlich etwas ganz Anderes bedeuten.

Dieser Einwand dürfte kaum als durchschlagend gelten. Es ist doch wohl sehr häufig geschehen, daß gelegentlich einer Reform ein alter staatsrechtlicher Ausdruck einen veränderten Sinn bekommen; und daß Augustus ein so ungeheures Werk, wie es ein Census ist, ohne jeden praktischen Zweck bloß der Tradition zu liebe habe ausführen lassen, ist nicht anzunehmen. Kornemann giebt selbst zu, daß die alte Census-Methode bedeutungslos geworden sei — weshalb sollen wir Augustus nicht zutrauen, daß er dem Ueberlieferten an dieser Stelle, wie so vielfach, eine neue, nützliche Gestalt zu geben beschloß, auch wenn es zufällig nicht direkt überliefert ist?

Beloch hat als eines der Motive, das zu der Reform des Augustus geführt haben könne, angegeben, daß der Provinzial-Census nach Seelen veranstaltet wurde. Kornemann wendet ein, daß der Grund des Census für die Provinzialen bei den römischen Bürgern nicht zutraf, nämlich die Veranlagung zur Kopfsteuer. Das ist richtig, schließt doch aber nicht aus, daß man generell von den Bürgern einen ebenso genauen Census zu haben wünschte, wie von den Provinzialen.

Die positive Lösung, die Kornemann giebt, geht dahin, daß auf der einen Seite der republikanische Census viel schlechter fungirt habe als der kaiserliche, daß also die Zahl 910 000 viel zu klein sei, und auf der anderen die Bürgerrechts-Ertheilungen namentlich durch Cäsar viel größer, als Beloch sie sich vorstelle. Das Erste ist für uns das Entscheidende: wenn der Census von 70/69 nicht bloß um einige Zehntausende, sondern um viele Hunderttausende, vielleicht um 100 oder 200% falsch war, so wird er auch schon um die Zeit des zweiten punischen Krieges sehr ungenau gewesen sein — und in demselben Maße sinkt die militärische Leistung der Republik in dem Kampf gegen Karthago. Die Kornemannsche Hypothese hat aber offenbar Alles gegen und schlechterdings nichts für sich. Kornemann stellt sich vor, daß in den republikanischen Census nur die in Rom sich persönlich Meldenden aufgenommen seien — eine wahrhaft ungeheuerliche Vorstellung, die recht zeigt, wohin man kommt, wenn man die „Sachkritik“ verschmäht und glaubt bei der bloßen Buchstaben-Kritik stehen bleiben zu können. Kornemann beruft sich auf eine Wendung in einer Rede Ciceros,

Digitized by Google

wonach „frequentia totius Italiae“ „comitiorum, ludorum censendique causa“ in Rom gewesen sei. Daraus folgt natürlich nur, daß zu gewissen Zwecken beim Census auch Leute nach Rom reisten[1]), aber nicht, daß 900 000 Männer, bloß um sich zählen lassen oder ihre (in Rom unkontrolirbaren) Angaben über ihr Vermögen zu machen, in die Hauptstadt pilgern mußten. Schließlich verschmäht Kornemann selbst die 20 000 Kaufleute nicht, die Mithridates in Delos, oder die 80000 römischen Bürger, die er in Asien tödten ließ.

So lange man sich aber nicht klar ist, daß alle derartigen Sensations-Zahlen der Glaubwürdigkeit völlig entbehren, sollte man an statistische Untersuchungen nicht herantreten.

Da zwischen den Jahren 70 und 28 v. Chr. eine Massen-Verleihung des Bürgerrechts nur an die Transpadaner stattgefunden hat, so ist es ganz klar, daß weder durch die natürliche Vermehrung noch durch eine verbesserte Zählweise noch durch Einzel-Verleihungen des Bürgerrechts die ungeheure Differenz zwischen den Zahlen 910 000 und 4 063 000 erklärt werden kann. Die Zahlen müssen nothwendig einen verschiedenen Sinn haben, und da giebt es keine einfachere und natürlichere Erklärung, als die von Beloch vorgeschlagene, daß die erste Zahl nur die erwachsenen Männer, die zweite die Seelenzahl umfaßt. 4 063 000 Seelen lassen uns schließen auf 1 200 000 bis 1 400 000 Männer über 17 Jahre, d. h. einen Zuwachs von 300 000 bis 500 000 gegen den Census von 70/69. Das ist ganz das, was wir nach den allgemeinen historischen Verhältnissen und Ereignissen zu erwarten haben, und da nun der Census des Augustus nicht bloß in unsicheren Handschriften, sondern inschriftlich im Monumentum Ancyranum, also unbedingt sicher überliefert ist, so haben wir darin eine sehr wünschenswerthe Beglaubigung für die Zuverlässigkeit der römischen Censuszahlen in ihrer Gesammtheit, soweit eine statistische Genauigkeit hier überhaupt erwartet werden darf.

Vgl. hierzu Ed. Meyer in Conrads Jahrb. Bd. 70 (1897) S. 59, der Belochs Berechnung der römischen Bürgerzahlen ebenfalls zustimmt und sie treffend vertheidigt.

Nachträglich fällt mir noch der Artikel „Die Bevölkerung im Alterthum“ im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ von Ed. Meyer in die Hand. Meyer berechnet die Anspannung Roms ganz so wie ich. „Im Hannibalischen Kriege haben jahrelang über 20 Legionen d. i. mindestens 70 000 Mann ohne die Bundesgenossen unter Waffen gestanden d. i. nahezu 30% der erwachsenen männlichen und fast 10% der gesammten freien Bevölkerung.“

---

[1]) Mommsen, Staatsr. II, 1, 369. 3. Aufl.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Rückblick auf die strategische Einleitung des Krieges.

Von dem nunmehr gewonnenen Punkt der Erkenntniß aus wollen wir noch einmal an den Anfang zu der beiderseitigen Einleitung des Krieges zurückkehren. Joseph Fuchs in Wiener-Neustadt hat darüber vor Kurzem ausgezeichnete Studien veröffentlicht,[1]) denen ich mich im Wesentlichen anschließe.

Hannibal nahm den Weg zu Lande, weil dieser Weg ihn zu demjenigen Volke führte, das bereit war, sich mit ihm sofort gegen die Römer zu verbinden, den Galliern. Wäre er etwa von Afrika zunächst nach Sizilien übergesetzt, so wäre er lange auf sich allein angewiesen geblieben. Jede See-Expedition aber war überdies dem Angriff der überlegenen römischen Seemacht ausgesetzt, und eine Transport-Flotte, groß genug, die 10000 Pferde der Armee zu befördern, war sozusagen gar nicht zu beschaffen. Dies ist wohl der letzte ausschlaggebende Gesichtspunkt; denn von vornherein mit der unbedingt überlegenen Kavallerie einzusetzen und dadurch die erste Schlacht zu gewinnen, darauf war ja alles Weitere aufgebaut.

In der Zuversicht, daß er sich in Italien selbst eine neue Basis verschaffen werde, verzichtete Hannibal deshalb auf die dauernde

---

[1]) Der zweite punische Krieg und seine Quellen Polybius und Livius nach strategisch-taktischen Gesichtspunkten beleuchtet. Die Jahre 219 und 218, mit Ausschluß des Alpenüberganges. Ein Versuch von Josef Fuchs, k. k. Professor in Wiener-Neustadt. Wiener-Neustadt, 1894. In Kommission bei: Carl Blumrich, Wiener-Neustadt; M. Perles, Wien: Th. Thomas, Leipzig.

Hannibals Alpenübergang. Ein Studien- und Reiseergebniß von Josef Fuchs, k. k. Professor in Wiener-Neustadt. Mit zwei Karten und einer Abbildung. Wien. Bei Carl Konegen. 1897.

Digitized by Google

Verbindung mit der Heimath, beschränkte die Flotte auf das Nothdürftige, verwandte statt dessen alle Mittel auf das Landheer und versah sich auch beim Ausmarsch mit einer wohlgefüllten Kriegskasse. Wenn er nicht die wirkliche Ueberlegenheit zur See hatte, nützte ihm eine mittelstarke Flotte weniger als das baare Geld, mit dem er seine Söldner regelmäßig auszahlen und bei den Galliern wie in Italien auftreten konnte, ohne den zu erwartenden Bundesgenossen gleich gar zu sehr zur Last zu fallen. Mit Recht hebt Polybius deshalb hervor (III, 17, 10), daß Hannibal auch Geld mitgenommen habe auf seine Expedition.

Weniger deutlich als der Gedankengang Hannibals tritt uns die Auffassung der Römer entgegen, so daß man, bis auf Fuchs, kaum etwas Anderes als eine unbegreifliche und ganz unrömische Unentschlossenheit und zweckloses Zaudern darin zu entdecken vermochte.

Weshalb haben die Römer nicht von Anfang an die Offensive ergriffen und den Krieg nach Spanien getragen, womöglich während noch Hannibal mit der Belagerung Sagunts beschäftigt war?

So wie sich nachher die taktische Ueberlegenheit der Karthager bei Cannä offenbart hat, wäre jedes noch so große Heer, das die Römer ihm nach Spanien entgegenschickten, dort seine leichte Beute geworden. Hier war der Punier ja noch viel stärker als in Italien.

Hätte man statt dessen sofort einen großen Angriff gegen Karthago selbst unternommen, so hätte Hannibal, von Spanien herüberkommend oder auch nur detachirend, auch diesem Heer das Schicksal des Regulus im ersten Kriege bereitet.

Noch schlimmer, wenn die Römer gar ihre Kräfte theilten, Spanien und Afrika gleichzeitig angriffen und beide Expeditionen nacheinander dem Angriff der punischen Gesammtmacht aussetzten. Daran, daß etwa Karthago genommen werden könne, während Hannibal noch mit dem römischen Korps in Spanien schlug, war natürlich nicht zu denken. Karthago war eine gewaltige Festung, deren Belagerung Jahre in Anspruch nahm, und Hannibal hätte mit den gegen ihn ausgeschickten Römern nicht viel Federlesens gemacht.

Digitized by Google

Es ist also, mit Fuchs, derjenigen Partei im römischen Senat, die, nach Livius XXI, 6, meinte „non temere movendam rem tantam“ völlig Recht zu geben. Gegenüber dem durch die Barciden in Spanien gebildeten punischen Heer waren die Römer nicht in der Lage, die Offensive zu ergreifen, und ihr Zögern, ihre lange Unentschlossenheit, die Preisgabe Sagunts, das ist Alles sehr erklärlich, obgleich, wie wir unten feststellen werden, das karthagische Heer in Spanien nicht, wie man bisher nach Polybius angenommen, 130000, sondern nur etwa 75000 Mann stark war.

Mit dieser Auffassung scheint nun im Widerspruch zu stehen, wie die Römer, nachdem sie endlich in den Krieg getreten, thatsächlich handelten und was sie planten. Sie glaubten den Krieg mit 6 Legionen führen zu können, ja anfänglich, ehe eine Empörung der cisalpinischen Bojer sie in Anspruch nahm, scheinen sie sich mit ihrer gewöhnlichen Aufstellung von vier Legionen haben begnügen zu wollen, und davon schickten sie zwei unter dem Konsul Sempronius nach Sizilien, um nach Afrika überzusetzen, zwei sollte der andere Konsul, Scipio, nach Spanien führen. Wenn sie geglaubt haben, es mit zwei Legionen, Alles in Allem 22400 Mann zu Fuß und 2000 Reitern (Liv. XXI, 17) gegen Hannibal in Spanien aufnehmen zu können, dann war es freilich unverantwortlich, daß sie nicht den Saguntinern zu Hülfe gekommen waren.

Fuchs hat Verstand in die Sache gebracht, indem er den Quellen folgende Auslegung entlockt. Die Römer haben den Kriegsplan des Hannibal von Anfang an geahnt und gewußt. Die natürlichen Schwierigkeiten des ungeheuren Marsches durch lauter feindliche Völkerschaften vom Ebro über die Pyrenäen bis zu den Alpen schienen ihnen natürlich noch viel größer als dem Hannibal. Sie rechneten darauf, daß dessen Macht, ehe er nur an den Fuß der Alpen gelangte, bereits sehr zusammengeschmolzen sein würde. Ihre Idee war daher, ihm erst hier, etwa an der Rhone, entgegenzutreten und den Widerstand der Eingeborenen gegen ihn zu organisiren. Scipios Expedition war von Anfang an für diese Gegend und erst in zweiter Linie nach Spanien bestimmt. Die Expedition des Sempronius wurde in Sicilien nur bereitgestellt und sollte nicht eher nach Afrika abgehen als festgestellt war, daß

Digitized by Google

Hannibal mit seinem Heer in Gallien engagirt war und ihm nicht vor Karthago plötzlich auf den Leib fallen konnte.

Auffällig bleibt auch hierbei die Schwäche der beiden konsularischen Heere; wäre für jede der beiden Unternehmungen etwa das Doppelte, vier Legionen, in Bewegung gesetzt worden, dann würde es völlig einleuchtend erscheinen, daß dem römischen Senat die Stärke der Punier bewußt war, daß er deshalb die Strategie der Defensiv-Offensive gewählt, Hannibal die Initiative überlassen, Sagunt geopfert hat und vorsichtig zögernd in den Krieg eingetreten ist.

Die Erklärung dafür, daß den beiden Konsuln nur je zwei Legionen mitgegeben wurden, wird darin liegen, daß es sich um See-Expeditionen handelte. Große Heere zur See zu befördern, erfordert ungeheure Mittel, und die großen Flotten sind nachher kaum zu regieren. Die Häfen reichen nicht aus, sie aufzunehmen, der Wind treibt sie auseinander und giebt die Losgelösten dem Feinde preis. Von der rasenden Sturmesgewalt einer Hannibals-Schlacht hatten die Römer noch nicht die entfernteste Vorstellung, und so mögen sie wohl gewußt haben, daß sie es unmittelbar in Spanien oder Afrika nicht mit ihm aufnehmen könnten, und sich trotzdem der Zuversicht hingegeben haben, daß ein volles konsularisches Heer an der Rhone, gestützt auf die befreundete Stadt Massilia und im Bunde mit den gallischen Stämmen, die den Durchmarsch der Punier nicht leiden wollten, erfolgreich kämpfen könne.

So betrachtet verliert das Verfahren der Römer seinen Anschein der Schwächlichkeit, der entschlußlosen, widerspruchsvollen Halbheiten. Es entspricht ganz den Anschauungen, nach denen der Senat vorher wie nachher das römische Staatswesen geleitet hat.

Zunächst kreuzte nun Hannibal die römische Berechnung dadurch, daß er die Hindernisse seines Marsches mit viel größerer Schnelligkeit überwand, als man erwartet hatte. Als Scipio mit seinen 24400 Mann bei Marseille landete, in der Meinung, Hannibal stecke noch in den Pyrenäen, da war dieser bereits an der Rhone und vollzog seinen Uebergang, ehe Scipio ihn zu hindern vermochte.

Man mag hier die Frage aufwerfen, weshalb Hannibal sich anscheinend ängstlich dem Zusammentreffen mit den Römern entzog, statt die Ankunft des Scipio als eine frohe Botschaft willkommen

Digitized by Google

zu heißen. Er hätte ja mit seinem numerisch wie qualitativ weit überlegenen Heer den Scipio bloß zu umarmen brauchen, um ihn ins Gras zu legen: der schönste sicherste Sieg wurde ihm von den ahnungslosen Römern entgegengetragen. Es zeigt die ganze Genialität des jungen karthagischen Feldherrn, die Vereinigung der höchsten Kühnheit mit der ruhigsten Besonnenheit, daß er der Versuchung dieses Lorbeers nicht nachjagte. Der Satz Napoleons „une victoire est toujours bonne à quelque chose", so unanfechtbar er scheint, erleidet doch auch seine Ausnahmen und Einschränkungen. Hätte Hannibal sich auch nur wenige Tage mit einem Siege über Scipio aufgehalten, so wäre er in diesem Jahr nicht mehr über die Alpen gekommen. So sicher der Sieg war, so pflegten die Römer doch immer ihr Leben theuer zu verkaufen; den Verlust an sich hätten die Karthager ertragen, aber die große Masse der Verwundeten hätte man weder in dem feindlichen Lande preisgeben noch ihnen den unmittelbaren Marsch über die Alpen zumuthen können. Man war bereits im späten Herbst, in einigen Wochen machte der Schnee die Pässe ungangbar. Hätte das karthagische Heer aber den Winter in Gallien zugebracht, um im nächsten Frühjahr nach Italien hinabzusteigen, so war zu erwarten, daß die Römer, gewarnt und erschreckt durch die Niederlage des ersten Heeres, die Punier unmittelbar beim Austritt aus den Alpenpässen mit einer großen Uebermacht erwarten würden. Dies war die gefährlichste Blöße in Hannibals Kriegsplan. Wenn die Römer von vornherein ihre Defensive bis an diesen Punkt zurückverlegt hätten und den Puniern unmittelbar bei ihrem Austritt aus den Pässen, während ihre Kavallerie theils durch die Strapazen, theils durch das Terrain halb außer Aktion gesetzt war, zu Leibe gegangen wären, so sieht man nicht, wie Hannibal seine Invasion hätte durchführen können. Aber mit seinem durchdringenden psychologischen Scharfblick hatte er, wie Fuchs meisterhaft ausführt, vorhergesehen, daß der alte tapfere Offensivgeist der Römer sie nicht innerhalb ihrer Grenzen auf die Ankunft des Feindes werde warten lassen. Wenn sie ihm nicht bis nach Spanien entgegenkamen, was er vielleicht anfänglich gehofft hat, so doch gewiß nach Gallien.

Auch über positive Nachrichten mag er verfügt haben. Wir dürfen annehmen, daß es ihm in Rom, wo alle Sorten Volk

Digitized by Google

zusammenströmte, nicht an Verbindungen fehlte und daß er sich einen Nachrichten-Dienst organisirt hatte. Bei aller römischen Tugend waren Beschlüsse, die ein so großes Kollegium wie der Senat faßte, schwer ganz geheim zu halten und noch weniger die praktischen Vorbereitungen. Im Jahre 216 wollen die Römer einen punischen Spion in ihrer Stadt entdeckt haben, der sich zwei Jahre dort aufgehalten hatte, und schickten ihn zum abschreckenden Exempel mit abgehauenen Händen hinaus (Livius XXII, 33).

Hannibal erwartete also mit gutem Grund die Römer irgendwo schon unterwegs, und wenn er dann das Zusammentreffen vermeidend oder unmittelbar nach der Schlacht die Alpen überschritt, so fand er drüben am Ausgang der Pässe noch keine vorbereitete Vertheidigung, selbst vielleicht dann nicht, wenn er die Schlacht noch in Spanien schlug. Denn der Ruf dieses Sieges hätte ihm den Marsch durch die keltischen Völkerschaften sehr erleichtert. Der Marsch, den Hannibal gemacht hat, vom Ebro bis in die Po-Ebene, beträgt in der Luftlinie etwa 120 Meilen und hätte dann vielleicht statt in fünf in drei Monaten zurückgelegt werden können. Aber man braucht nicht alle Möglichkeiten der Kombination zu erschöpfen: genug, daß Hannibal mit gutem Fug darauf rechnete, den Uebergang über die Alpen vollziehen zu können, ohne daß die Römer ihn hindern würden, und daß er wiederum mit richtiger Berechnung den Sieg an der Rhone ausschlug, um mit völliger Sicherheit und, ohne sich durch die Preisgebung von einigen Tausend Verwundeten selbst zu schwächen, seinen Einzug in das Po-Land zu halten und sich dort im Bündniß mit den cisalpinischen Galliern eine neue Basis zu schaffen.

Hannibals Berechnungen sind alle eingetroffen, die der Römer nicht. Aber man gehe deshalb nicht zu streng mit ihnen um: sie hatten es eben mit einem Hannibal zu thun, und da ist es nicht leicht zu bestehen. Ein Senat kann nicht beschließen nach genialen Intuitionen; er kann nicht anders handeln und beschließen als nach der Art der Väter, und das haben auch die Römer hier furchtlos und nach der Maßgabe der Einsichten des natürlichen Verstandes gethan. In manchem Augenblicke der Geschichte aber reicht das nicht aus.

Digitized by Google

Stärke-Berechnung.

Ehe Hannibal im Jahre 203 den Boden Italiens verließ, ließ er in dem uralt-heiligen Tempel der Hera Lacinia bei Kroton eine eherne Tafel aufrichten, in die seine Thaten und Triumphe auf der Halbinsel eingegraben waren. Polybius erzählt uns, daß er diese Tafel selbst gesehen und ihr das genaue Verzeichniß der karthagischen Truppen beim Aufbruch Hannibals aus Spanien, sowie bei der Ankunft in Italien entnommen habe. (III, 33 und 56.)

Obgleich es immerhin große Feldherrn gegeben hat, die geneigt waren, nach vollendetem Siege ihre Stärke zu gering zu schätzen, so mag man den Angaben Hannibals doch vollen Glauben schenken; sie geben nirgends zu einem sachlichen Zweifel Anlaß.

Der Auszug des Polybius aber und seine Verwendung der Zahlen erregt wesentliche Bedenken.

Polybius giebt nach der lacinischen Tafel an, daß Hannibal als Besatzung in Afrika 19 050 Mann und dazu eine ungenannte Zahl Balearen, in Spanien 15 200 Mann zurückgelassen habe (III, 33). Etwas weiter erzählt er, daß Hannibal mit 102 000 Mann ausmarschirt sei. Er hätte also, da 4000 Mann davon in Afrika waren, ein Heer von rund 130 000 Mann gehabt.

Von den 102 000 Mann ließ er für das Land nördlich des Ebro 11 000 zurück, und 11 000 Spanier entließ er in die Heimath. Mit 59 000 Mann ging er über die Pyrenäen. Die Unterwerfung der Spanier nördlich des Ebro hätte ihm also 20 000 Mann gekostet.

An der Rhone kam er mit 46 000 Mann (38 000 zu Fuß, 8000 Reitern) an. Der Zug bis dahin hätte ihm also 13 000 Mann gekostet.

Nach dem Alpenübergang zählte das punische Heer noch 20 000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter, und für diese Angabe beruft sich Polybius wieder auf die lacinische Tafel. Der Alpenübergang hätte also den Karthagern wieder 20 000 Mann gekostet.

Man hat diese ungeheuren Verluste nicht unwahrscheinlich finden wollen, da es ja bekannt ist, wie sehr Märsche durch feindliches Land auch ohne große Schlachten die Heere aufreiben, und erinnert an die Verluste, die Napoleons Heer schon auf dem Vormarsch auf Moskau erlitten hat. Diese Analogie trifft aber nicht zu. Napoleons Heer, namentlich die französischen Regimenter, waren zum weitaus größten Theil aus ganz jungen Leuten und widerwilligen Refractärs zusammengesetzt, die nur mit Gewalt bei der Fahne festgehalten wurden. Hannibals Heer bestand zweifellos aus Kriegern, die jeder Strapaze gewachsen waren. Der Widerstand, den die keltischen Völker leisteten, hielt zwar den Marsch sehr auf, da man mit Vorsichtsmaßregeln marschiren mußte, kann aber unmöglich sehr viel Blut gekostet haben, da bei der erdrückenden numerischen und qualitativen Ueberlegenheit der Durchziehenden und der Stärke ihrer Reiterei die Barbaren sich auf Gefechte kaum einlassen konnten. Von einer größeren Schlacht,

Digitized by Google

einem Zusammenstehen vieler Völkerschaften, die den Karthagern annähernd gewachsen gewesen wären, hören wir nichts. Nur bei ganz besonders günstigen örtlichen Gelegenheiten, also namentlich in den Alpen, konnten die Landesbewohner dem Durchzug einen erheblichen Schaden zufügen. Wenn unter solchen Umständen ein kriegsgewohntes Heer auf einem fünfmonatlichen Marsch natürlicher Weise weit mehr als die Hälfte seines Bestandes einbüßen soll, so werden die Märsche Cäsars, zum großen Theil auf denselben Wegen gemacht wie die Hannibals, von Italien nach Spanien und von Spanien nach Italien, und gar die Alexanderzüge in Asien ganz undenkbar, und es wird auch unverständlich, daß der Bestand des punischen Heeres bei den folgenden Feldzügen in Italien sich so gut erhalten hat.

Es ist daher garnicht anders möglich, als daß die laciniſche Tafel eine Angabe über die Stärke des punischen Heeres beim Ausmarsch nicht enthalten, daß Polybius Nachrichten aus anderen Quellen mit denen der laciniſchen Tafel kombinirt und aus den Differenzen die ungeheuren Marschverluste berechnet hat; ganz so ist er ja auch zu dem übertriebenen Verlust der Römer von 70 000 Mann bei Cannä gekommen. Wie groß das Heer Hannibals beim Uebergang über den Ebro thatsächlich gewesen ist, wissen wir also nicht. Es spricht aber durchaus nichts dagegen, daß der ganze Marschverlust, sagen wir 10 000 Mann nicht überstiegen hat.

Mit 12 000 Afrikanern, 8000 Iberern, 6000 Reitern soll Hannibal in Oberitalien angekommen sein. Das hat Polybius der laciniſchen Tafel entnommen; seine Wiedergabe enthält aber eine offenbare Lücke.

In der Schlacht an der Trebia (Polybius III, 72) wird von 8000 Balearen und „Lanzenträgern" (λογχοφόροι, Peltasten) gesprochen, die Hannibal gehabt habe, und Livius XXII, 37 wird in einer Rede der Gesandten des Königs Hiero der mauriſchen und anderen Schützen gedacht, die Hannibal bei sich gehabt habe (vgl. auch XXIII, 26 und XXVII, 18). Diese fehlen in der Notiz des Polybius aus der laciniſchen Tafel. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Hannibal grade für die Kämpfe, die er unterwegs auf dem großen Marsche zu bestehen hatte, besonders in den Gebirgen, sein Heer nicht mit einem bedeutendem Korps Leichter ausgestattet habe. Auch bei der Aufzählung der Truppen, die Hannibal zurückließ, hat Polybius merkwürdiger Weise grade bei den Balearen die Zahl ausgelassen.

Nun giebt freilich auch in der Schlacht an der Trebia Polybius (III, 72) die Stärke des karthagiſchen Fußvolks mit den ihnen mittlerweile zugezogenen Kelten nur auf 8000 Peltasten und Balearen und 20000 Schwere (Iberer, Kelten und Afrikaner) an. Man könnte also meinen, die Zahl der hinzugekommenen Kelten sei 8000 gewesen, theils Leichte („Lanzenträger"), theils Schwere, und Letztere zufällig gerade so viel, wie Hannibal Balearen hatte; daher beide Mal die Zahl 20000. Das erste Mal, auf der laciniſchen Tafel sind die Balearen bei den Iberern eingerechnet; das zweite Mal, an der Trebia, sind die schwergerüsteten Kelten mitgezählt.

Digitized by Google

Diese Auslegung kann aber nicht richtig sein, erstens, weil dann für die mauriſchen Schützen kein Platz bleibt, und zweitens, weil die „Lanzenträger", die später noch sehr häufig erscheinen, sicherlich nicht bloß zugezogene cisalpiniſche Kelten waren.

Die Lösung wird die sein, daß an der Trebia Polybius, obgleich er es nennt, doch das keltiſche Fußvolk nicht mitgezählt hat, vielleicht weil er in seinen Quellen keine Zahlangabe fand, und daß er auf der laciniſchen Tafel die 8000 Schützen übersehen hat. Daß er gerade bei den in Spanien zurückbleibenden Balearen keine Zahl giebt, läßt vermuthen, daß eine eigenthümliche Anordnung der Zahlen nach Truppengattungen das Uebersehen der Schützen nahelegte. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß Hannibal nicht 20000, sondern 28000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter über die Alpen brachte.

Hiermit erledigt sich auch das Bedenken Cantalupis, daß Hannibals Heer bei Cannä nicht wohl 50000 Mann stark gewesen sein könne, da es dann zur größeren Hälfte aus Galliern bestanden hätte; das sei ganz unwahrscheinlich, und bei der Unzuverlässigkeit dieser Bundesgenossen würde es ein Fehler gewesen sein, den man Hannibal nicht zutrauen dürfe.

Hiergegen ist zunächst einzuwenden, daß Hannibal gegen das allmähliche Zusammenschmelzen seines spaniſch-afrikaniſchen Heeres doch wohl von Anfang an noch auf irgend eine andere Weise für Ergänzung gesorgt haben wird, als durch die Bundeshilfe der Gallier. In Italien gab es kriegeriſche Elemente mancherlei Art, die geneigt waren, dem Werber zu folgen.

Vor Allem aber war, wie wir uns jetzt überzeugt haben, Hannibals Heer, als er in Italien ankam, nicht 26000, sondern 34000 Mann stark. Bei Cannä werden von diesem Heer noch gut 30000 Mann übrig gewesen sein; dazu 20000 Gallier oder neugeworbene Italiker, das ist ein ganz natürliches Verhältniß.

Hat Hannibal 34000 Mann über die Alpen gebracht, so wird er mit etwa 40000 ausmarſchirt sein; etwa 20000 ließ er in Afrika, 15000 in Spanien zurück. Er verfügte also im Ganzen nicht über 130000, sondern nur über 75000 Mann, aber auch diese Zahl genügt vollauf zur Begründung der oben entwickelten ſtrategiſchen Verhältniſſe.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Rom gewinnt das Uebergewicht.

Der zweite punische Krieg war in eine Art Gleichgewicht gekommen, dadurch, daß Hannibal das offene Feld beherrschte, die Römer aber die weitere Ausdehnung seiner Machtsphäre durch die befestigten, ihnen treu bleibenden oder wiedergewonnenen Städte verhinderten. Dann senkte die Waage sich allmählich mehr und mehr zu Gunsten der Römer, indem sie auf den Nebenkriegsschauplätzen völlig die Oberhand gewannen und auch in Italien den Karthagern mehr und mehr Städte wieder entrissen. Hannibal machte noch einen letzten großartigen Versuch, das Schicksal zu zwingen, indem er Spanien aufgab und die dortigen Truppen von seinem Bruder Hasdrubal auf der alten Straße über die Pyrenäen und Alpen nach Italien führen ließ. Aber dieses Heer wurde, ehe es sich mit ihm vereinigen konnte, von den Römern am Metaurus (207) angefallen, geschlagen und vernichtet[1]), und man muß sagen, selbst wenn Hasdrubal am Metaurus gesiegt hätte, hätte dieser Sieg die Niederlage der Römer noch nicht entschieden. Auch mit seinem Bruder vereinigt, hätte Hannibal, angesichts der Möglichkeit, daß die römische Flotte die siegreichen Legionen aus Spanien, Sardinien, Sizilien heimführte, die Belagerung Roms nicht unternehmen können.

So vortheilhaft sich nun aber auch die Lage der Römer gestaltet hatte, eine endgiltige Entscheidung konnten sie auf dem bisherigen

[1]) Raimund Oehler, Der letzte Feldzug des Barkiden Hasdrubal und die Schlacht am Metaurus. Eine historisch-topographische Studie 1897. In seinen Ergebnissen im Wesentlichen abgelehnt von Konr. Lehmann, Deutsche Liter.-Zeit. 1897. Nr. 23. Sp. 902.

Digitized by Google

Wege nicht gewinnen. Dazu war nöthig, daß auch die karthagische Haupt-Armee in offener Feldschlacht besiegt und ihre Kraft gebrochen wurde. So lange man sich nicht an Hannibal selber herantraute und dieser sich in Italien hielt, war an eine Unterwerfung Karthagos nicht zu denken. Immer war noch ein Umschwung möglich, etwa durch eine allgemeine Erhebung der spanischen Völker gegen die römische Herrschaft, durch das Eingreifen König Philipps von Macedonien, durch den völligen finanziellen Zusammenbruch des römischen Staates. Kam Rom über diesen Zustand nicht hinaus, so konnte es zwar schließlich vielleicht Karthago einen ungünstigen Frieden auferlegen, aber doch nicht seine Selbständigkeit als Großmacht völlig brechen, und hätte Karthago sich in solcher Selbständigkeit behauptet, so hätte es überhaupt zu der Unifizirung der alten Welt unter römischer Herrschaft nicht kommen können. In der nächsten Generation hat Rom Macedonien und Syrien niedergeworfen, und damit ist, wie das schon Polybius richtig aufgefaßt hat, seine Weltherrschaft im Wesentlichen hergestellt. Hätte Karthago noch zu Gunsten jener beiden Reiche eingreifen können, so hätte sich eine Art Gleichgewicht der Mächte gebildet, das an moderne Verhältnisse erinnert und das ja auch nur dadurch erhalten worden ist, daß in kritischen Augenblicken alle Schwachen gegen den Stärksten zusammengehalten haben. Das entscheidende Moment der alten Geschichte liegt also darin, daß die Römer im Verlaufe des zweiten punischen Krieges endlich ein Kriegswesen ausbildeten, das im Stande war, Hannibal in offener Feldschlacht zu überwinden und dadurch die Kraft Karthagos völlig zu brechen. Es giebt keine wichtigere Untersuchung in der Weltgeschichte, als die Frage: welche Wandlung im römischen Kriegswesen innerhalb der vierzehn Jahre zwischen Cannä und Zama vor sich gegangen ist.

Wir verfahren wieder am besten so, daß wir nicht die einzelnen noch unsicheren Spuren, wie sie uns hier und da aus den Quellen ansprechen, chronologisch zusammenstellen, sondern daß wir gleich dasjenige Ereigniß ins Auge fassen und untersuchen, wo die Wandlung fertig und deutlich vor uns steht, den letzten Feldzug, in dem Hannibal dem Scipio erliegt, die Schlacht von Zama. Die einzelnen Zwischenstufen können wir dann entweder auf sich beruhen lassen,

Digitized by Google

wo die Quellen nicht deutlich genug sind, oder sie erklären sich von selbst.

Der erste Unterschied, der in die Augen springt, wenn man die Römer bei Zama mit den Römern bei Cannä vergleicht, ist ein, man darf den Ausdruck gebrauchen, staatsrechtlicher. Das römische Heer bei Cannä wird kommandirt von den zwei derzeitigen Ober-Beamten der Republik, bei Zama von einem Feldherrn. Die harte Erfahrung hatte die Römer gelehrt, daß einem Hannibal gegenüber die alte Methode, das Heeres-Kommando wie alle Aemter jährlich unter den angesehensten Senatoren umgehen zu lassen, nicht aufrecht zu erhalten sei. Der Ausweg, einen Diktator zu ernennen, zu dem man nach der Niederlage vom Trasimenus gegriffen hatte, ließ sich nicht wiederholen. Dieses Amt war nach dem Gesetz und der Natur der Sache ein kurz befristetes, höchstens auf sechs Monate. Hätte man denselben Mann mit einer immer erneuten, oder permanenten Diktatur betraut, so hätte das geradeswegs in die Monarchie geführt. Man hatte sich damit geholfen, die bewährtesten Führer wie Qu. Fabius Maximus, M. Claudius Marcellus, Qu. Fulvius Flaccus möglichst häufig, gegen die Vorschriften des Gesetzes und der Sitte, zu Konsuln zu wählen und ihnen nach Ablauf der Amtszeit als Prokonsuln Kommandos zu übertragen und zu verlängern.

Aber der Kompromiß genügte nicht. Männer, die geeignet sind, Armeen zu führen, sind rar, und wenn man einen hat, thut man gut, ihn nicht bloß in irgend welchem Turnus oder auf jährliche Prolongation hin, sondern dauernd zum Kommando zu bestellen. Als im Jahre 211 die Nachricht kam, daß die römischen Heere in Spanien eine vernichtende Niederlage erlitten hätten, wählte das Volk zum Feldherrn mit konsularischer Gewalt auf diesem Kriegsschauplatz den Publius Cornelius Scipio und beließ ihn in dieser Stellung bis zu seinem definitiven Siege und völliger Austreibung der Karthager aus Spanien. Der Einbruch in die Verfassung war um so tiefer, als Scipio erst Aedil gewesen war und nicht einmal für dieses Amt das gesetzliche Alter hatte. Als Vorspiel zu dieser Neuerung kann angesehen werden, daß das Volk nach Cannä den Prätor Marcellus mit konsularischer Gewalt aus-

Digitized by Google

gestattet hatte.[1]) Diese Irregularität war unvermeidlich, wenn man Karthago besiegen wollte, aber sie bedeutete die Auflösung der republikanischen Verfassung. Der Einzelne, dessen Geisteskraft man nicht mehr entbehren kann, erhebt sich über die Menge. Der Feldherr Scipio ist der Vorläufer des Feldherrn und Alleinherrschers Cäsar. Wie eine Weissagung klingt die Anklage, die der alte Cunctator gegen ihn im Senate erhob, er handhabe die Disciplin nach der Art der Könige.[2]) Noch gehörte dazu eine Entwickelung von anderthalb Jahrhunderten. Der Rahmen der römischen Verfassung ist stark genug, die Spannung lange zu ertragen und den großen Persönlichkeiten in den Formen des Gesetzes Wirksamkeit zu geben. Als Scipio aus Spanien zurückkam, wurde er zum Konsul gewählt und führte das Kommando in Afrika als Prokonsul, aber in der alten Form lebt ein neuer Geist: diesen Konsul oder Prokonsul kann man nicht mehr Bürgermeister nennen, und ausdrücklich beschloß der römische Senat (203), daß sein imperium in Afrika nicht zeitlich begrenzt, sondern dauern solle, donec debellatum foret.[3])

Wie einen Feldherrn, so hat der lange Krieg auch ein Offizierkorps gebildet, und die Armee selbst ist eine andere geworden.

Die Soldaten, die bei Cannä unterlagen, hatten noch den Charakter unter die Waffen gerufener Bürger. Selten hatte die Republik bis dahin mehr als 4 Legionen, 18000 Mann (abgesehen von den Bundesgenossen) im Felde gehabt, oft nur zwei Legionen.

Die 217 und 216 einberufenen Mannschaften werden noch ins Feld gezogen sein in der Meinung, sehr bald wieder an den heimischen Herd zurückkehren zu dürfen. Aber noch 14 Jahre später bildeten den Grundstock des Scipionischen Heeres die beiden Legionen, die aus den Resten des Cannensischen Heeres formirt und zwei Mal durch große Nachschübe im Jahre 214[4]) und 209[5]), durch Rekruten oder Reste anderer Legionen ergänzt waren. Neben ihnen standen Truppentheile aus Freiwilligen.

---

[1]) Mommsen, Staatsrecht II, 1, 652.
[2]) Livius XXIX, 19.
[3]) Livius XXX, 1, 10.
[4]) Livius XXIV, 18.
[5]) Livius XXVII, 7.

Digitized by Google

Zwar besteht der Verdacht, daß die Gemeinden, die diese Freiwilligen stellten, weniger aus gutem Willen, als um die Gnade der Römer, die sie durch Zurückhaltung und Lässigkeit während des Krieges verwirkt hatten, wiederzugewinnen, ihr Anerbieten gemacht hatten; aber das schließt nicht aus, daß die Mannschaft doch wesentlich aus Angeworbenen bestand, die den Dienst um des Dienstes und der Beute willen aufsuchten, nachdem der Krieg sie zu Kriegern gemacht und dem bürgerlichen Leben entwöhnt hatte.

Das Scipionische Heer hat also den Charakter eines Berufssoldaten-Heeres nicht nur in seinen Tugenden, sondern auch schon in seinen Lastern, in der übermüthigen Mißhandlung der eigenen bürgerlichen Bevölkerung.[1])

Wäre der römische Kriegsstaat im Jahre 204 noch gewesen, was er im Jahre 216 war, Bürger-Soldaten, Bürger-Offiziere, Bürger-Feldherrn, niemals hätte Rom wagen dürfen, ein Heer nach Afrika hinüberzuschicken. Man hätte endlich den Frieden geschlossen, indem Rom den Karthagern irgend ein Zugeständniß machte und Hannibal dafür den Boden Italiens räumte. Die weltgeschichtliche Nachwirkung des zweiten punischen Krieges aber ist, daß Rom eine innere Wandlung durchgemacht hat, die seine kriegerische Potenz unermeßlich steigerte. Die Erzählung der Schlacht von Zama wird uns mit der neuen Erscheinung bekannt machen.

---

[1]) Die Lokrer führten darüber solche Klage, daß der Senat eine Untersuchung anstellte. Livius XXXI, 8—22.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht von Zama-Naraggara und die Treffen-Taktik.

Nur mit einem mäßigen Heer war Scipio nach Afrika übergegangen, aber wie Hannibal einst in Italien, hatte er in Afrika seine Ergänzung gesucht und gefunden. Er hatte die beiden ersten Jahre, während Hannibal noch in Italien war, sehr vorsichtig operirt und hauptsächlich erreicht, daß ein Theil der Numider sich von den Karthagern loslöste und auf die Seite der Römer trat. Der mächtigste Scheik der karthagerfreundlichen Numider, Syphax, fiel in römische Gefangenschaft, und sein Widerpart Masinissa gewann die Herrschaft. Nicht eher ließ sich Scipio in die Entscheidungsschlacht mit Hannibal ein, als bis ihm Masinissa 6000 Mann zu Fuß und 4000 numidische Reiter zugeführt hatte. Die Römer waren dadurch in dieser Waffe bei Zama-Naraggara den Puniern weit überlegen. Selbst die römischen Berichte, die wir allein haben, geben an, daß Hannibal nur 2000—3000 Reiter gehabt habe.

An Fußvolk waren wahrscheinlich die Karthager um Einiges stärker, überdies hatten sie eine Anzahl Elephanten, die den Römern fehlten: aber die Elephanten spielen auch in dieser Schlacht keine wesentliche Rolle; in der Hauptsache sind es dieselben Truppenarten, umgekehrt vertheilt wie bei Cannä. Die innere Struktur aber ist eine ganz andere.

Wie bei Cannä haben beide Heere auf beiden Flügeln der Infanterie die Cavallerie; diese beginnt die Schlacht, und die stärkere, also hier die römische, schlägt die schwächere, die karthagische aus dem Felde.

Digitized by Google

Um den Sieg von Cannä zu gewinnen, war es aber einst nicht nur nothwendig gewesen, daß die 10000 punischen Reiter die 6000 römischen warfen und schlugen, sondern auch, daß sie unmittelbar nach ihrem Siege sich wieder sammelten und zu dem Angriff in den Rücken der römischen Phalanx schritten. Das ist außerordentlich schwer. Wir haben bereits eine Reihe von Schlachten kennen gelernt, wo ein Kavallerie-Flügel, selbst unter persönlicher Führung des Oberfeldherrn siegte, die siegreichen Reiter aber, statt sich nun an das feindliche Fußvolk zu machen, hinter den geschlagenen feindlichen herjagten und dadurch ihren Erfolg für den Ausgang der Schlacht werthlos machten. So geschah es bei Ipsus unter Demetrius, bei Raphia unter Antiochus, bei Mantinea unter Machanidas. Tapferen Reitern zugleich Appell beizubringen, dazu gehört eine militärische Erziehung, die nicht so leicht und nicht von heut auf morgen zu geben ist. Darum gehörte zu dem Siege von Cannä nicht bloß die numerische Ueberlegenheit, sondern auch das von Hamilkar Barkas gebildete Offizierkorps, das die Mannschaft auch im Gefecht in der Hand zu behalten wußte. Die Numider, die Masinissa dem Scipio zuführte, kamen frisch vom Atlas und aus den Oasen. Nach den römischen Berichten hat Hannibal außer seinen Reitern 80 Elephanten gehabt, und da wir wissen, daß Elephanten am wirksamsten gegen Reiterei verwandt werden, so könnte man sich etwa vorstellen, daß Hannibal hätte versuchen können, sich durch eine Kombination seiner Reiter mit den Elephanten der römischen Uebermacht zu erwehren. Aber das hat er nicht gethan; vielleicht war ihre Zahl viel geringer als die Römer angeben, jedenfalls zu gering, als daß Hannibal hierauf seine Hoffnung gesetzt hätte. Er ließ vielmehr das Reitergefecht ganz wie gewöhnlich auf beiden Flügeln beginnen, ohne es wie an der Trebia durch seine Elephanten zu unterstützen, und mit Leichtigkeit siegten die Römer — mit solcher Leichtigkeit, daß wir annehmen dürfen, der Karthager habe es von vornherein gar nicht anders gewollt: Hannibal hatte ihnen den Befehl gegeben, nicht sowohl zu schlagen, als fliehend die Feinde hinter sich her vom Schlachtfelde wegzulocken. So geschah es. Auf beiden Flügeln, sowohl die numidische wie die italisch-römische Reiterei jagte im Siegesrausch

Digitized by Google

hinter ihren Gegnern her und entfernte sich weiter und weiter vom Platz der Entscheidung.

Im Zentrum hatten zunächst die Leichtbewaffneten miteinander geplänkelt und der Kampf war ernsthafter als gewöhnlich geworden, da Hannibal hier diesmal die Elephanten aufgestellt hatte. Da wir wissen, daß Elephanten gegen tüchtige geschlossene Infanterie nichts ausrichteten und verwundet, wildgemacht und zurückgetrieben der eigenen Infanterie gefährlich werden konnten, so fragen wir, wie Hannibal hier zu dieser Aufstellung kam. Ich denke, er wollte dadurch etwas Zeit gewinnen, um den Beginn des Infanteriekampfes hinauszuschieben. Das Manöver, das nach seiner Idee die Schlacht gewinnen sollte, konnte erst einsetzen nach Entfernung der Reiterei. Blieb die feindliche Reiterei in der Nähe, so war es für die Punier unmöglich, die Schlacht zu gewinnen. Wir werden annehmen dürfen, daß das Lager Hannibals befestigt und derartig angelegt war, daß es nicht sofort eingeschlossen werden konnte. Hannibal hätte also, wenn er es für nöthig hielt, so lange noch die Elephanten vor der Front herumtobten, die Schlacht abbrechen und sich in das Lager wieder zurückziehen können. Bei Cannä hatte er sein Zentrum vorgeschoben, um möglichst schnell zum Nahkampf zu gelangen, aus dem es keinen geordneten Rückzug mehr giebt. Bei Naraggara verlängerte er künstlich durch die Einmischung der Elephanten das Gefecht der Vortruppen, um es selber möglichst lange in der Hand zu behalten, ob man in die eigentliche Schlacht eintreten solle oder nicht. Gegen die Gefahr, daß verwundete, wildgewordene Elephanten umkehrten und die eigenen Truppen niedertraten, gab es ein Mittel: die Kornaks hatten einen spitzen stählernen Keil, den sie dem Thier, wenn es sich nicht mehr regieren ließ, in den Nacken schlugen, so daß es todt zusammenbrach.[1])

Die Ouverture hatte der Idee des Meisters entsprochen. Die beiderseitigen Reiter gingen auf und davon, während das Gefecht der Schützen und der Elephanten sich abspielte. Die Phalangen rückten vor, und um ihre Flügel oder durch ihre Intervalle zogen die Vortruppen sich zurück.

Jetzt hätten wir die einfache alte Phalangen-Schlacht, wo die

[1]) Livius XXVII 49.

Digitized by Google

Masse und ihr Muth, nicht mehr der Feldherr entscheidet. Da geschieht etwas Neues, Unerhörtes.'

Hannibal hat seine schwere Infanterie in zwei Treffen aufgestellt; im ersten stehen die karthagischen Bürger, die ihr Dasein gegen den furchtbaren Rivalen persönlich vertheidigen, im zweiten das Korps, das Hannibal aus Italien mit zurückgebracht, die alte Garde, die ihm schon über die Pyrenäen und Alpen gefolgt und in zwanzigjährigem Kriege mit ihm grau geworden ist.

Naraggara ist die erste Schlacht in der Weltgeschichte, in der uns die Treffen-Taktik als ein großes neuentdecktes Prinzip maßgebend und entscheidend für die Schlachten-Führung entgegentritt.

In der Treffen-Aufstellung stehen die taktischen Körper hintereinander, so fern, daß jeder sich selbständig bewegen, so nah, daß sie sich unmittelbar unterstützen können.

Das Wesen der Phalanx beruht, wie wir gesehen haben, darauf, daß zwar nur die ersten oder gar nur das erste Glied eigentlich kämpft, also höchstens ein Viertel, vielleicht nur ein Fünfzehntel, Dreißigstel oder noch weniger der Bewaffneten. Der Werth dieser ganzen Masse besteht ausschließlich darin, daß sie die Gefallenen ersetzen, den Zusammenhang der Linie erhalten und von hinten einen physischen und moralischen Druck ausüben. Wird nun die hintere Hälfte losgelöst und in einiger Entfernung von der vorderen aufgestellt, so geht von allen diesen Vortheilen viel verloren; namentlich der physische Druck ist völlig aufgehoben. Dafür aber ist das zweite Treffen in der Lage, selbständige Bewegungen machen zu können, also einen etwaigen Flanken- oder Rücken-Angriff abzuwehren und selber, sich herausziehend, Flanken-Angriffe zu machen.

Hannibal ließ sein zweites Treffen mehr als ein ganzes Stadion, über 300 Schritt von dem ersten Distanz nehmen und kommandirte es selbst. Hätte die römische Reiterei, statt die flüchtige punische zu verfolgen, sich sofort gegen die Infanterie gewandt, so hätte das zweite Treffen dem ersten den Rücken gedeckt. Zwischen die beiden hätten sich die feindlichen Reiter schwerlich gewagt. Das karthagische Heer hätte dann, nach allen Seiten ohne Schwierigkeit Front machend, während die Elephanten die römische Phalanx aufhielten, wie ich annehme, den Rückzug ins Lager angetreten.

Nun aber waren die feindlichen Reiter verschwunden, und sofort

Digitized by Google

setzte Hannibal das zweite Treffen in Bewegung, um, während das erste Treffen mit den römischen Hastaten aneinandergerieth, getheilt, rechts und links auf die Flügel zu eilen und die Römer aus der Flanke anzugreifen. Es ist dieselbe Bewegung, die die Afrikaner bei Cannä machten, mit dem Unterschied, daß sie später einsetzte, weil die Truppen jetzt einen längeren Weg zu machen hatten, daß der gleichzeitige Rücken-Angriff der Kavallerie fehlte und daß die römische Infanterie diesmal nicht in der Ueberzahl, sondern numerisch schwächer, vielleicht erheblich schwächer als die punische war. So behauptete sich das erste Treffen der karthagischen Bürger ohne Schwierigkeit, und hätte ihm nun der doppelte Flanken-Angriff der „alten Banden" sekundirt, so hätten die Römer erliegen müssen. Hannibal hätte trotz der Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei die Schlacht gewonnen.

Aber auch der Genius Roms hatte einen Mann hervorgebracht, der die Zeichen der Zeit verstand und, wie 2000 Jahre später Gneisenau Napoleon, dem Kriegsgott seine eigene Kunst entgegensetzte.

Wir kennen die alte Eintheilung der römischen Legion in die drei Jahres-Schichten der Hastaten, Principes und Triarier, die hintereinander standen. Bei der Aufstellung zur Schlacht von Naraggara, berichtet uns Polybius, stellte Scipio die Manipel der Principes und Triarier „mit Abstand" (ἐν ἀποστάσει) auf. Auch die römische Phalanx war also in zwei Treffen zerlegt. Bei Cannä hatten die Principes und Triarier noch fest an den Hastaten geklebt: jetzt führte Scipio, sobald er die Bewegung des zweiten punischen Treffens bemerkte, ihm das seinige ganz in derselben Art entgegen. Ein Bürger-Heer und Bürger-Offiziere vermögen eine solche Bewegung nicht zu machen: aber der Krieg selbst hatte den Römern wie den Feldherrn, so Offiziere und Soldaten gebildet, die auf dem Schlachtfeld ebenso zu manövriren vermochten wie ihre Gegner. Statt auf die Flanken der römischen Phalanx stieß Hannibals alte Garde auf eine verlängerte Schlachtlinie, und der Kampf blieb, was er gewesen war, eine Parallel-Schlacht.

Dennoch hatten die römischen Legionen gegen die verzweifelte Tapferkeit der karthagischen Bürger, die siegessichere Kriegsübung der Veteranen und vielleicht auch die Ueberzahl einen schweren Stand, und es scheint, daß sie nahe daran waren, zu erliegen, als die römische Reiterei von ihrem wahnwitzigen Verfolgungsritt

Digitized by Google

zurückkehrte und den Puniern in den Rücken fiel. Welches Welten-Schicksal hing an diesen Minuten!

Das karthagische Heer wurde geschlagen und auf der Flucht aufgerieben. Glücklich genug rettete sich Hannibal selber nach Hadrumet.

Vorläufer der Treffen-Taktik.

Die Treffen-Taktik ist eine Erfindung von so außerordentlich großer Bedeutung in der Geschichte der Kriegskunst, daß man gern jeden einzelnen Moment in der Entwickelung feststellen möchte. Die Quellen lassen uns aber darüber im Stich. Plötzlich und auf beiden Seiten zugleich ist die Neuerung da. Vorläufer sind die Echelon-Aufstellung von Hannibals Afrikanern bei Cannä und die kleinen Truppen-Abtheilungen hinter Alexanders beiden Flügeln bei Gaugamela. Ebenso die 2000 Achäer, die Antigonus bei Sellasia (vgl. oben S. 210) in Reserve stellt, aber die ganze Schilderung dieser Schlacht bei Polybius ist zu wenig durchsichtig, um sie zu verwerthen. Noch weiter zurück kann man die Reserve nennen, die Xenophon in dem Gefecht gegen Pharnabazus zurückhält (Buch II, Kap. 4, S. 115). Auf der andern Seite ist die römische Gliederung der Phalanx nach den drei Schichten der Haftaten, Principes und Triarier zwar nicht eine direkte Vorstufe zur Treffen-Taktik, aber doch eine Eintheilung, die dem Scipio zu Hülfe kam und ihm die Einführung der Neuerung erleichterte.

Aber von allen diesen Analogien bis zu dem organischen Prinzip ist doch ein gewaltiger Sprung. Die römischen Haftaten, als ihnen die Principes zum ersten Mal nicht unmittelbar folgten, werden sich wie halb verrathen vorgekommen sein, und nur ein Feldherr von höchstem persönlichen Ansehen und des unbedingten Vertrauens seiner Soldaten sicher konnte eine solche Reform wagen. So einleuchtend die Vortheile eines zweiten Treffens sind, so muß man sich doch immer daneben halten, wie viel dadurch verloren ging. Wozu stellte man denn die ungeheuren Massen ins Feld? Wir haben gesehen, daß man sie viel weniger verwandte, die Schlachtlinien zu verlängern, als die Tiefen zu verstärken. Der Massendruck sollte den Sieg bringen. Löste man also die hintere Hälfte ab, so erschien das zunächst als ein Widerspruch gegen das ganze Phalangen-Prinzip.

Digitized by Google

Dieser Widerspruch wurde ausgeglichen durch die militärische Erziehung. Wie einst die römische Manipel-Ordnung dadurch möglich geworden war, daß der einzelne Mann wußte und glaubte, die Nachbar- und folgenden Manipel würden ihre Pflicht thun, so war der militärische Sinn jetzt derart gesteigert, daß das erste Treffen des physischen Nachdrückens der hinteren Hälfte entbehren konnte und sich an der moralischen Gewißheit, daß im Nothfall diese Hülfe nicht fehlen werde, genügen ließ. So viel innere Sicherheit können Bürger-Soldaten nicht haben; dazu gehören Krieger, die Berufs-Soldaten geworden sind, und Offizicre von langjähriger Uebung. So klein der Unterschied scheint, daß zwischen die längst bestehenden Schichten der Hastaten, Principes und Triarier einige hundert Fuß Abstand gelegt werden, so bedingt dieser Abstand doch ein ganz anderes Kriegswesen, einen ganz anderen militärischen Geist, im Feldherrn ebenso wie in den Offizieren, wie in den Soldaten. Ein Bürger-General würde die Treffen-Taktik nicht handhaben; der größte Feldherr würde mit Bürger-Soldaten sie nicht in Funktion setzen können.

Zweites Treffen und Reserve sind Begriffe, die ineinander übergehen. Eine Reserve bleibt unbedingt zur Verfügung des Feldherrn; ein zweites Treffen folgt dem ersten so nahe, daß es auch ohne besonderen Befehl in den Gang des Gefechtes entweder ganz oder theilweise eingreifen oder hineingezogen werden kann. Man wird daher den Ausdruck Reserve gebrauchen, wenn es sich um etwas ferner stehende und deshalb kleinere Truppenkörper handelt, die im Uebrigen ganz so wie ein zweites oder drittes Treffen aufgestellt sein können.

Naraggara ist jedenfalls nicht das erste Gefecht gewesen, wo Scipio die neue Kampfesart erprobt. Auch von der vorhergehenden Schlacht auf den „großen Feldern", wo er den Hasdrubal und Syphax besiegte (203), berichtet Polybius (XIV, 8, 11), daß das Fußvolk des Zentrums von den Principes und Triariern auf beiden Flanken umgangen und eingeschlossen wurde. Diese haben also eine Bewegung ganz analog derjenigen von Naraggara gemacht. Das Wahrscheinlichste ist, daß Scipio die neue Taktik in Spanien ausgebildet hat, wo uns berichtet wird, daß er seine Soldaten tüchtig exerzieren ließ. Als der Senat seine Armee in Sicilien,

Digitized by Google

über die allerhand Klagen gekommen waren, ehe sie nach Afrika hinüberging, durch eine Kommission inspiciren ließ, ließ Scipio dieser ein Land- und Seemanöver bei Syrakus vormachen,[1]) um die Uebung und Kunstfertigkeit seiner Soldaten zu zeigen. Etwas Näheres wie weit diese Manöverbilder wirklich Vorbilder der Evolutionen auf dem Schlachtfelde gewesen sind, wissen wir aber nicht.

1. Ich habe den Gang der Schlacht bei Naraggara vielleicht etwas sicherer dargestellt, als es uns der Stand der Quellen erlaubt. Aber ich wollte den Gang der Erzählung nicht fortwährend durch kritische Auseinandersetzungen mit den Quellen unterbrechen, um die Linien des Typischen in dem ganzen Ereigniß, auf die es uns hauptsächlich ankommt, möglichst deutlich hervortreten zu lassen. Ich kann es mir aber auch ersparen, die kritische Begründung hier in allen Einzelheiten nachzuholen, da ich dafür auf eine ausgezeichnete Untersuchung von Konrad Lehmann[2]) verweisen kann, der in derselben Weise, wie in den oben genannten Werken Josef Fuchs, philologische Akribie mit militärischem Urtheil verbindet und den Gang der Schlacht völlig klargestellt hat.

Wir sind über die Schlacht bei Naraggara viel weniger gut berichtet, als über die Schlacht bei Cannä, weil Polybius hier nicht mehr über seine ausgezeichnete Quelle aus dem karthagischen Lager verfügte, sondern ausschließlich auf römische Berichte angewiesen war, und wir wissen schon, wie sehr Polybius, trotz seiner Kritik, von seinen Quellen abhängig ist. Er scheidet wohl das schlechthin Fabelhafte aus ihnen aus und hat z. B. den Zweikampf zwischen Hannibal und Scipio, durch den andere römische Berichte die Schlacht entschieden werden lassen, nicht aufgenommen, aber es ist immerhin noch sehr viel Falsches und Störendes stehen geblieben, was wir uns entschließen müssen, mit scharfem Messer auszuschneiden, wenn wir uns nicht auf das bloße Nacherzählen beschränken, sondern zu einem kriegsgeschichtlich verständlichen Bilde gelangen wollen. Man entschließt sich einem Polybius gegenüber ja immer sehr schwer, einen von ihm berichteten Vorgang für sachlich unglaubwürdig und unmöglich zu erklären, aber ich erinnere daran, wie wenig seine hellenischen Schlachtschilderungen befriedigen, was er uns über den römischen Flottenbau und über die römisch-gallischen Schlachten berichtet; daß seine Angabe über die Stärke des karthagischen Heeres in Spanien höchst anfechtbar ist; daß er uns die alberne römische Fabel berichtet, Hannibal habe sich vor seinen eigenen keltischen Bundesgenossen so gefürchtet, daß er sich immer durch verschiedenartige Perrücken unkenntlich gemacht habe; daß er die römische

[1]) Livius XXIX, 22.

[2]) Der letzte Feldzug des Hannibalischen Krieges von Konrad Lehmann. Besonderer Abdruck aus dem 21. Supplementband der Jahrbücher für klassische Philologie. Mit einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner. 1894.

Digitized by Google

Renommisterei, die Legionen hätten sich im Jahre 211 vor Rom den Puniern zu offener Feldschlacht gestellt, halbwegs nacherzählt.

Trotz Alledem bleibt Polybius sicherlich eine Autorität ersten Ranges, aber es wäre verkehrt, sich ihm vollständig gefangen zu geben. Der großen Bestimmtheit gegenüber, mit der die römische Legende auftrat, und bei der tiefen inneren Verehrung, die ihn für das römische Staatswesen beseelte, hat er seiner Kritik nicht die unbedingt durchgreifende Kraft zu geben vermocht, deren die Wissenschaft bedarf, um zu völliger Klarheit zu gelangen. Lehmann hat höchst wahrscheinlich gemacht, daß sehr Vieles aus dem Polybianischen Bericht aus dem Epos des Ennius stammt. Nicht so, daß Polybius so naiv gewesen wäre, die Schilderungen eines Heldengedichtes für historische Realitäten zu nehmen, aber in dem Kreise der Scipionen, wo er lebte und seine Nachrichten sammelte, hatten sich die Bilder der poetischen Phantasie des Ennius allmählich mit der wirklich historischen Tradition verschmolzen, so daß die Erzähler selber die Elemente wohl nicht mehr sicher von einander zu unterscheiden vermochten, und durch dieses Zwischenglied, dem z. B. zweifellos auch der von Appian berichtete Zweikampf der Feldherren entstammt, ist auch ein rein fiktives Element in die Schilderung des rationalistischen Analytikers Polybius gekommen.

2. Die Hauptpunkte, die bei der Polybianischen Erzählung von Naraggara kritisch zu beachten sind, sind folgende:

Polybius giebt einen Grund für den Treffenabstand zwischen Hastaten und Principes nicht an; statt dessen erwähnt er eine andere Aenderung, die Scipio gegen den römischen Brauch anordnete, daß nämlich die Manipel nicht wie sonst auf die Intervalle, sondern aufeinander ausgerichtet waren. Das sei geschehen, um der Menge der feindlichen Elephanten willen. Dagegen ist zu sagen, daß erstens die Römer nicht wissen konnten, daß Hannibal diesmal die Elephanten, statt bei seiner Kavallerie, vor seinem Fußvolk aufstellen würde, und daß zweitens, wenn ein Treffenabstand dazwischen lag, das Ausrichten der Manipel aufeinander gar keinen Zweck mehr hatte. Angenommen selbst, die Elephanten hätten den Römern den Gefallen gethan, immer richtig in die Intervalle zu laufen, so waren sie doch nicht an die gerade Linie gebunden und hätten die Lücken im zweiten Treffen auch gefunden, wenn sie einige Schritte — um mehr handelt es sich ja nicht — rechts oder links waren. Es ist klar, daß in die ebenso richtige wie wichtige historische Erinnerung von der Neuerung des Treffenabstandes, die den Sänger Ennius wenig interessirte, sich Bilder aus dem Elephanten-Kampf eingemischt haben, die er sich nach den freien Gesetzen dichterischer Taktik ausgestaltet hatte.

Die Intervalle zwischen den Hastaten-Manipeln soll Scipio mit Veliten ausgefüllt haben, die aus ihnen hervorbrechen sollten. Irgend ein Grund, weshalb grade in dieser Schlacht die Veliten anfänglich in den Intervallen gestanden haben sollen, ist nicht ersichtlich; der Vortheil, den die Intervalle für einen geordneten Vormarsch boten, wäre ja dadurch verloren gegangen.

Digitized by Google

Lehmann vermuthet, daß es sich nur um die Stellung beim ersten Aufmarsch handelte, ehe der Vormarsch begonnen wurde, wo Scipio die Ansprache an seine Truppen hielt und deshalb eine möglichst gedrängte Aufstellung von Nöthen war.

Daß das erste Treffen Hannibals (Ligurer, Kelten, Balearen, Mauren) aus Schützen bestand, ist von Lehmann mit Sicherheit nachgewiesen. Nach unserem Sprachgebrauch bezeichnen wir es deshalb nicht als ein eigentliches „Treffen".

Auch die Römer standen, wie Lehmann höchst wahrscheinlich gemacht hat, in zwei Treffen, indem die Principes und Triarier aufeinandergeschlossen waren. Bei der Normal-Stärke der Manipel würde sich dabei die Inkongruenz ergeben, daß das zweite Treffen erheblich stärker gewesen wäre, als das erste, während die Natur der Dinge eher das Umgekehrte mit sich bringt. Die Schützen, die man zum ersten Treffen rechnen kann, gleichen das doch nicht aus. Das erste Treffen muß immer so stark sein, daß es auf jeden Fall den Frontal-Angriff des Feindes aushält. Scipio muß das auf irgend eine Weise ausgeglichen haben.

Die künstliche Verzögerung des Phalangen-Kampfes hat in der römischen Legende den Niederschlag gefunden, daß das karthagische Bürger-Treffen, statt dem ersten nachzurücken, aus Feigheit Halt gemacht habe und daß die Plänkler sich deshalb verrathen geglaubt hätten.

Die Thatsache, daß das römische Hastaten-Treffen sich mit dem karthagischen Bürger-Treffen etwa die Waage hielt, ist von der patriotischen römischen Dichtung bei Polybius folgendermaßen wiedergegeben. Die Karthager wurden zunächst von ihren eigenen Söldnern angefallen, die umkehrten und sie für ihren feigen Verrath strafen wollten. In der Noth wurden sie tapfer, und einmal im Zuge, brachten sie sogar die römischen Hastaten, die merkwürdiger Weise den Kampf der Karthager untereinander nicht ausgenutzt haben, in Verwirrung. Endlich wurden sie von diesen doch geschlagen, aber Scipio ließ die siegreichen Hastaten von der Verfolgung durch Trompeten-Signale zurückrufen, weil das Feld so mit Todten, Verwundeten und Waffen bedeckt, der Boden von dem vielen Blut so schlüpfrig geworden war, daß die Truppen nicht mehr in Ordnung hindurchkommen konnten. Daß, wenn siegreich, die Hastaten ja über dies blutübergossene, glitscherige Feld schon hinüber sein mußten und erst der Rückzug sie nöthigte, es wieder zu durchqueren, hat den Poeten natürlich nicht angefochten, zeigt uns aber sehr deutlich, wie wenig vorsichtig Polybius gewesen ist, indem er seinen Quellen vertraute.

Die entscheidende Bewegung Hannibals mit seinem zweiten Treffen ist von Polybius direkt garnicht erwähnt: ein deutliches Zeichen, daß wir nur einen römischen Bericht ohne eigentliche historische und taktische Gesichtspunkte vor uns haben. Die Thatsache erhellt für uns aber indirekt aus der Bewegung Scipios, der seinerseits sein zweites Treffen rechts und links herauszieht und dabei mit den Veteranen Hannibals zusammenstößt, die also die analoge Bewegung von ihrem ursprünglichen Platz aus gemacht haben müssen. Als Motiv für die Bewegung Scipios wird aber nicht

Digitized by Google

diejenige des Feindes angegeben, das wäre zu nüchtern, zu prosaisch gewesen, sondern jene Menge von Leichen und Blut in der Mitte, die nöthigte, andere Wege einzuschlagen.

3. Ueber die Stärke haben wir auf beiden Seiten keine sicheren und zuverlässigen Nachrichten, mit Ausnahme des Punktes von der großen Ueberlegenheit der Römer an Reiterei. Die Gesammt-Stärke der Römer hat Lehmann (S. 532, S. 574) mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf 35 000 Mann, eingeschlossen 10 000 Numider, angenommen. Daß Hannibal an Fußvolk überlegen war, dürfte weniger aus der Behauptung der römischen Quellen, als aus der Bedrängniß folgen, in die er die Römer zu setzen vermochte. Die Angabe, daß er nicht weniger als 80 Elephanten gehabt habe, ist als zweifellos übertrieben zurückzuweisen.

4. Die beiden Schlachten von Bäcula, die zweite auch Elinga, Silpia oder Ilipa genannt,[1]) weisen höchst künstliche Manöver auf. Scipio umgeht beide Mal den Feind auf beiden Flügeln, obgleich er in der zweiten Schlacht nur 45 000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter gegen 70 000 Mann zu Fuß, 4000 Reiter und 32 Elephanten gehabt haben soll. Zweifellos ist auch hier Polybius nicht scharf genug in der Kritik gewesen und hat römische Fabeleien so rationell, wie es möglich war, nacherzählt. Ihne, Röm. Gesch. Bd. 2, S. 350 u. S. 369 ist der Ansicht, daß wahrscheinlich beide Schlachten, jedenfalls aber die erste, reine Erdichtungen sind. Beide Mal hat die Schlacht keinen unmittelbaren Erfolg. Die erste soll Hasdrubal rechtzeitig abgebrochen und mit dem geschlagenen Heer den Zug nach Italien angetreten haben; die zweite voll auszunutzen verhinderte die Römer das plötzlich ausbrechende furchtbare Gewitter, das auch im Jahre 211 zwei Mal die Schlacht vor Rom verhinderte. Kriegsgeschichtlich ist jedenfalls aus diesen Schlachten nichts zu entnehmen. Ebenso wenig aus dem Livius XXVIII, 33 und Frontin II, 3, 1 berichteten Treffen.

Die bei Livius[2]) aufbewahrten Erzählungen von den vielfachen Gefechten in Italien nach Cannä zeigen öfter eine treffenartige Aufstellung von Legionen hintereinander. Alle diese Berichte haben jedoch nicht die allergeringste Glaubwürdigkeit.

---

[1]) Polybius X, 38, 39; XI, 20—24. Livius XXVII, 18, 19; XXVII, 12—15.
[2]) XXVII, 1, zweites Treffen von Herdonea; XXVII, 2, Numistro; XXVII, 12—14, Sieg des Marcellus in Apulien; XXX, 18 Besiegung des Mago bei den Insubrern.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Hannibal und Scipio.

Als Scipio von Sicilien nach Afrika hinüberging, stand Hannibal noch unbesiegt mit einem mäßigen Heer im unteren Italien. Man könnte die Frage aufwerfen, weshalb Scipio nicht erst hier, wo er leicht eine große Ueberlegenheit zusammenbringen konnte, Hannibal angegriffen und dem Kriege ein Ende gemacht hat. Die Antwort wird sein, daß Hannibal einem wirklich überlegenen Angriff wohl ausgewichen und endlich mit seinem Heer nach Afrika gegangen wäre. War er aber vor Scipio da, so würde es diesem sehr schwer geworden sein, sich in Afrika festzusetzen und den Anschluß an die Numider zu gewinnen.[1]) Man kann also eher die Frage umkehren, weshalb Hannibal nicht früher freiwillig Italien geräumt hat, wo er einen positiven Erfolg nicht mehr erhoffen konnte. Die Antwort wird sein, daß Hannibal nicht mehr die Besiegung Roms, sondern einen leidlich günstigen Frieden anstrebte und annahm, daß die Römer für die Räumung Italiens immer noch einen Preis zahlen würden. Selbst als Scipio in Afrika gelandet war, folgte Hannibal ihm nicht sofort. Er wußte, daß der Römer so sehr viel nicht werde ausrichten können, am wenigsten der Stadt Karthago selber, deren Befestigung den dreifachen Umfang des damaligen Rom hatte (26905 Meter) etwas anhaben. Gelang es seinen Landsleuten,

[1]) In der Rede, die Livius den alten Qu. Fabius Maximus und Scipio selber über die beabsichtigte Expedition im Senat halten läßt, erscheint dieses Motiv mit richtiger Empfindung nicht. Scipio hätte, wenn er darauf hinwies, zu sehr die Vorstellung von der Schwierigkeit des ganzen Unternehmens verstärkt, während seine Rede darauf angelegt ist und darauf angelegt sein mußte, den Offensiv-Gedanken mit unbedingter Zuversichtlichkeit vorzutragen.

Digitized by Google

ohne ihn des Scipio Herr zu werden, während die Römer ihrerseits die Punier aus Italien nicht zu vertreiben vermochten, so waren die Kräfte einigermaßen im Gleichgewicht, und auf dieser Basis konnte ein Friede geschlossen werden.

Erst als Scipio bereits zwei Jahre in Afrika war und durch einige glückliche Schläge und Unternehmungen eine unerwartet große Stellung gewonnen, namentlich Syphax in seine Gewalt gebracht und an Masinissa einen starken Bundesgenossen gefunden, da verließ Hannibal mit dem Rest seiner Truppen Italien und erschien zum letzten Kampfe in Afrika. Sein Erscheinen ermuthigte die Karthager, einen bereits geschlossenen Waffenstillstand und Frieden zu brechen, und es kam nunmehr darauf an, wer die militärische Uebermacht entwickeln würde. Außer Hannibals Veteranen waren auch Truppen seines Bruders Mago, Balearen, Ligurer, Kelten angelangt; man warb unter den afrikanischen Stämmen, und die karthagischen Bürger ergriffen selber die Waffen. Was fehlte, war die große Mehrzahl namentlich der näher zeltenden Numider-Stämme, die jetzt von Masinissa für die Römer in die Waffen gerufen wurden.

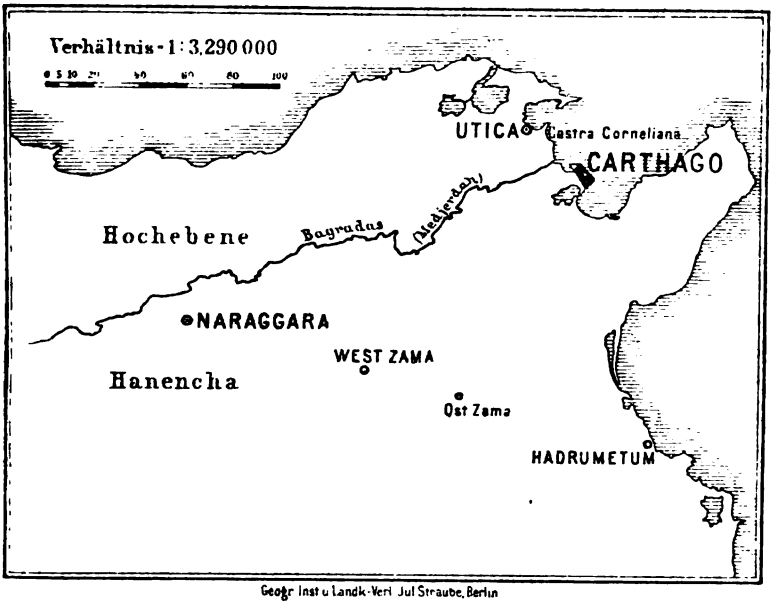
Von beiden Seiten rüstete man mit der größten Anstrengung. Mit kluger Berechnung nahm Hannibal sein Hauptquartier nicht in Karthago selbst, sondern in einer kleinen Seestadt 5—6 Tagemärsche südlich von Karthago, Hadrumet. Hier wahrte er seine Veteranen vor der verführerischen Berührung mit der Hauptstadt, hier hatte er die auszubildenden neuen Truppen sicherer in der Hand, von hier hätte er jede Bewegung Scipios gegen Karthago selber im Rücken gefaßt und war seinerseits durch die Flankenstellung Karthagos wieder gedeckt gegen einen Angriff der Römer, ehe seine Rüstungen vollendet waren. Es scheint, daß an dreiviertel Jahre vergangen sind,[1]) bis Hannibal, immer noch mit einer sehr schwachen Kavallerie, sich gegen die Römer in Bewegung setzte. Er that es mit gutem Grund. Noch hatte Scipio sich nicht mit Masinissa vereinigt; wenn es also gelang, ihn vor dieser Vereinigung zu fassen oder zwischen Beide zu kommen und sie auseinanderzuhalten, so war der Sieg der Punier gesichert. Scipio hatte noch nicht

[1]) Es ist anzunehmen, daß Hannibal im Herbst 203 nach Afrika zurückgekehrt ist und daß die Schlacht von Naraggara etwa in den August 202 fällt. Lehmann S. 555.

Digitized by Google

einmal einen Hafen in Besitz, sondern auf einer Halbinsel nahe bei Utica, das er vergeblich berannt hatte, ein befestigtes Lager (castra Corneliana) als Stützpunkt angelegt. Von hier aus war er einige Tagemärsche das fruchtbare Bagradas-(Medjerdja-) Thal aufwärts ins Innere vorgerückt und plünderte und verwüstete das Land.

Da wurde ihm gemeldet, daß Hannibal von seinem Waffenplatz, Hadrumet, aus gegen ihn vorgerückt und bei Zama, dem west-



licheren Orte dieses Namens, angelangt sei. Seine Lage war kritisch.

Blieb er abwartend im Bagradasthal und wurde von Hannibal angegriffen, ehe die numidischen Verstärkungen angelangt waren, so war seine Niederlage besiegelt.

Ging er auf sein Strandlager zurück, so wurde er hier von Hannibal eingeschlossen, war definitiv von Masinissa getrennt und hatte Hannibals Führung gegenüber keine Aussicht, das Schicksal zu wenden. Die Expedition war gescheitert, und er hätte froh sein müssen, wenn er sein Heer leidlich unversehrt wieder nach Sizilien zurückbrachte.

Digitized by Google

In diesen Zeitpunkt versetzt die Tradition die berühmte persönliche Besprechung zwischen den beiden Feldherrn, in der Hannibal als der Friedenbittende erscheint. Kein Zweifel, daß, wie Konrad Lehmann dargethan hat, diese Zusammenkunft ein Phantasiegemälde des Ennius ist. Nichts lag in jenem Augenblick dem Hannibal ferner, als die Römer um Frieden anzugehen, und Scipios Seele war mit ganz anderen Vorstellungen als unbedingter erhabener Siegesgewißheit erfüllt. Drei punische Spione, die in seinem Lager ergriffen wurden, soll er nicht bestraft, sondern sie in stolzem Selbstbewußtsein, nachdem ihnen Alles gezeigt war, zu Hannibal entlassen haben. Die Erzählung ist fast wörtlich von Ennius aus Herodots Perserkriegen entnommen,[1]) von ihm in die römische Tradition, so auch zu Polybius und in den festen Bestand der Geschichtsschreibung übergegangen. Wir erkennen, wie vorsichtig wir die Darstellung der Quellen betrachten müssen. Viel mehr aus dem Charakter der Sachlage als aus diesen freien Gestaltungen der Phantasie müssen wir die Maßstäbe unseres Urtheils zu gewinnen suchen. Weder Scipio noch Hannibal werden dabei verlieren. Es ist dasselbe, was wir schon bei den Perserkriegen beobachten konnten: das Heldenthum der Griechen ist für das wahre Verständniß nicht geringer geworden, weil wir die Zahlen der Perserheere so stark reduzirt haben. Legende und Poesie malen darum noch nicht falsch, weil sie mit anderen Farben malen als die Historie. Sie reden nur eine andere Sprache, und es handelt sich darum, aus dieser richtig ins Historische zu übersetzen.

Der große Entschluß Scipios, der Entschluß, der ihn unter die größten Feldherren der Weltgeschichte einreiht und allen poetischen Bildern, die Ennius zu seinem Preise erfand, das Recht der inneren Wahrheit verleiht, war, daß Scipio, die Hoffnung in die Kühnheit setzend, seine Verbindung mit dem Meer, jeden Rückzug und jede Möglichkeit der Rettung im Falle einer Niederlage aufgab und, da er es nicht wagen durfte, länger auf Masinissa zu warten, ihm in das Innere des Landes entgegenzog. Dicht vor Hannibal weg muß er abmarschirt sein. Auf der freien Hochebene von Hanencha, in der Nähe von Naraggara, an der Grenze des heutigen Tunis

[1]) Nachgewiesen von Konr. Lehmann in d. Jahrb. f. klass. Philol. Bd. 158, S. 573.

Digitized by Google

und Algier traf er mit Masinissas Truppen zusammen und erwartete hier die Ankunft Hannibals, dem nichts übrig geblieben war, als ihm zu folgen, zur Entscheidungsschlacht.

Wir haben gesehen, wie bis zum letzten Augenblick das Zünglein der Waage in dieser Schlacht schwankte. Aber die ganze Kraft der Seele, die dazu gehörte, sowohl den Abmarsch auf Naraggara zu befehlen, wie die Einzelheiten der Schlacht nachher mit unbeirrbarer Kaltblütigkeit zu leiten, vermögen wir erst nachzuempfinden, nachdem wir beides ineinander eingeordnet, die Schlacht innerhalb der strategischen Situation, den strategischen Entschluß von des Scheermessers Schneide aus, auf der die Schlacht stand, gemessen haben.

Sehr merkwürdig spiegelt sich in dem unrichtigen Namen, der sich in der Tradition für die Schlacht festgesetzt hat, Zama, das Verzweifelte des Entschlusses des römischen Feldherrn bis in die Gegenwart fort. Selbst nach dem Siege hat er nicht gewagt, in seiner Meldung nach Hause den ganzen strategischen Zusammenhang, den Marsch fort von der Küste in das Innere einzugestehen, hat nicht den Ort der Schlacht selbst, sondern nur das Hauptquartier Hannibals bei seinem letzten Halt namhaft gemacht, und so ist die Schlacht nach diesem benannt und dadurch der strategische Zusammenhang so verwischt worden, daß man hat zweifeln können, ob das westliche oder östliche Zama gemeint sei. Man darf diesen Marsch Scipios vergleichen mit dem Abmarsch der Schlesischen Armee von der Mulde über die Saale im Oktober 1813 und dem Rückzug von Ligny auf Wavre, welche beiden Operationen es gewesen sind, denen Napoleon strategisch unterlag.

Auch nach dem Siege von Naraggara konnte Scipio mit seiner mäßigen Macht nicht daran denken, Karthago selbst zu belagern und zu erobern. Rom war wirthschaftlich und moralisch durch den langen Krieg so erschöpft, daß es größere Mittel weder hergeben konnte noch wollte, und schon bildeten sich in der macedonisch-griechischen Staatengruppe Verhältnisse, die eine Einmischung und einen neuen Krieg in nahe Aussicht stellten. Wie die Weisen von Rom Scipios Expedition nach Afrika nicht hatten gutheißen wollen und Unheil prophezeiten, so waren sie auch jetzt nach dem Siege wieder zur Stelle, aber auf dem entgegengesetzten Ende und fanden, daß

Digitized by Google

der Sieg bis zur völligen Niederwerfung der Rivalin verfolgt werden müsse. Aber der Sieger von Naraggara zeigte, daß ebenso wie seine Kraft er auch die Grenze seiner Kraft richtig abzuschätzen wisse, und man sollte den Vorwurf derer, die schneidig sein wollten, indem sie nichts als neidisch waren, er habe den Frieden geschlossen, um nicht den Ruhm dieses Ereignisses einem Nachfolger zu hinterlassen, heute nicht mehr wiederholen. Es würde lange gedauert haben, bis ein Nachfolger Scipios in der Fortsetzung des Kampfes gegen Hannibal und die unübersteigliche Mauer Karthagos Ruhm geerntet hätte. Scipio wußte besser, was seiner Vaterstadt frommte und nahm das Friedensangebot, das man ihm nunmehr unter Hannibals Befürwortung brachte, an. Die Bedingungen gingen nicht so sehr wesentlich über diejenigen hinaus, die Scipio schon ein Jahr früher, vor Hannibals Ankunft gestellt und das römische Volk genehmigt hatte. Die Bedeutung der Schlacht bei Naraggara liegt also nicht sowohl in dem positiven augenblicklichen Gewinn, den der römische Staat machte, als negativ darin, daß Karthago in seinem letzten Aufschwung gebrochen war und seine Bürger die Hoffnung auf die Zukunft verloren. Die hauptsächlichste Bedingung, die dem neuen Frieden hinzugefügt wurde, war, daß Karthago ohne Roms Zustimmung keinen Krieg führen dürfe, sich also seiner vollen Souveränetät begab.

Ob diese Bestimmung ein leerer Buchstabe bleiben würde oder wirklich der selbständigen karthagischen Politik ein Ende machte, war bei dem Abschluß des Friedens selber wohl noch nicht mit Sicherheit zu erkennen. Von den Weltverhältnissen, von der inneren Entwickelung Roms und Karthagos hing es ab, ob die besiegte Stadt sich dauernd dieser Bestimmung unterwerfen würde. Die Folge hat gezeigt, daß die Niederlage von Naraggara die Kraft Karthagos endgiltig gebrochen hatte. Sechs Jahre später, im Jahre 195, nachdem die Römer mittlerweile ohne Eingreifen der Karthager auch die Macedonier niedergeworfen, trieben auf Anforderung der Römer die Karthager Hannibal aus der Vaterstadt aus, und erst dies Ereigniß gab dem Frieden seine definitive Auslegung.

Hannibal und Napoleon sind die beiden großen Feldherrn der Weltgeschichte, die schließlich besiegt wurden, ohne an ihrem Ruhme,

Digitized by Google

an ihrer historischen Größe deshalb einzubüßen. Ja, sie sind so groß, daß die Historie sich stets versucht gefühlt hat, ihre Besieger strenger zu beurtheilen als sie selbst, um nur ja nicht die Vorstellung aufkommen zu lassen, als ob der Sieger mehr gewesen sei als der Besiegte. Mögen die Römer Scipio gepriesen haben, wie die Engländer Wellington, allenthalben, wo der Nationalstolz nicht ins Spiel kam, hat man Vorbehalte gegen ihre Größe gemacht, ja von Wellington wohl gar mit einer gewissen Geringschätzung gesprochen, und am allerwenigsten ist derjenige General zur Geltung gekommen, der um die strategische Ueberwindung Napoleons das größte Verdienst hatte: Gneisenau. Hier konnte von einer Vergleichung mit Napoleon überhaupt kaum die Rede sein, da ja nicht er, sondern Blücher der Feldherr der Preußen war und bei ihm wieder der Anspruch, als Stratege neben Napoleon zu gelten, gar nicht erhoben wurde.

Mag man den Besiegten diese Genugthuung in der Geschichtsschreibung gönnen, da ja die Anderen an dem Siege selbst des Lohnes reichlich davongetragen haben, so muß eine Betrachtung wie die unsere doch sorgfältiger abwägen. Von den neueren Feldherrn wird später zu reden sein. Von Scipio aber muß es ausdrücklich gesagt werden, wie schon unsere ganze Darstellung gezeigt hat, daß er zwar gewiß nicht über, aber doch mit vollem Recht neben Hannibal gestellt werden darf. Das nüchterne Römerthum mit seinen strengen, autoritativen Staatsformen läßt die Individualitäten nicht so lebensprudelnd hervortreten wie Griechenland. Der gemeinsame Zug der Disziplin beherrscht alles Einzelne so, daß man sich fast scheut, von einem Genie zu sprechen, das doch immer durchaus individuell sein muß. Aber wahrlich, man darf mit diesem Wort nicht kargen bei dem Mann, der dem römischen Heer neue taktische Formen gab, der den Zug nach Afrika und den Abmarsch vom Bagradas-Thal nach Naraggara wagte, der die Schlacht gegen Hannibal durch die gefährlichste Krisis hindurch mit Sicherheit leitete und schließlich doch seine Forderungen nicht überspannte, sondern den rechten Frieden schloß. Wir erkennen aber von Scipio noch mehr als die Linien abstrakter Größe, wie sie uns die Ereignisse selber hinzeichnen. Es ist uns gestattet, diesen Feldherrn auch von Angesicht zu Angesicht zu erblicken, in dem Bilde, das uns

Digitized by Google

Mommsens Gestaltungskraft nach den Berichten der Quellen geschaffen und mit dem ich mir nicht versagen möchte diese Darstellung des zweiten punischen Krieges abzurunden. Mommsen fügt die Charakteristik Scipios ein, als dieser vor dem römischen Volke auftritt, um sich, nachdem die römischen Heere geschlagen worden, um das Kommando in Spanien zu bewerben.

„Der Sohn, der den Tod des Vaters zu rächen ging, dem er neun Jahre zuvor am Ticinus das Leben gerettet hatte, der männlich schöne junge Mann mit den langen Locken, der bescheiden erröthend in Ermangelung eines Besseren sich darbot für den Posten der Gefahr, der einfache Kriegstribun, den nun auf einmal die Stimmen der Centurien zu der höchsten Amtsstaffel erhoben — das Alles machte auf die römischen Bürger und Bauern einen wunderbaren, unauslöschlichen Eindruck. Es ruht ein besonderer Zauber auf dieser anmuthigen Heldengestalt; von der heitern und sichern Begeisterung, die Scipio halb gläubig, halb geschickt vor sich hertrug, ist sie durchaus wie von einer blendenden Aureole umflossen. Mit gerade genug Schwärmerei, um die Herzen zu erwärmen, und genug Berechnung, um das Verständige überall entscheiden und das Gemeine nicht aus dem Ansatz wegzulassen; nicht naiv genug, um den Glauben der Menge an seine göttlichen Inspirationen zu theilen, doch schlicht genug, ihn zu beseitigen, und doch im Stillen innig überzeugt, ein Mann von Gottes besondern Gnaden zu sein — mit einem Wort, eine ächte Prophetennatur; über dem Volke stehend und nicht minder außer dem Volke; ein Mann felsenfesten Wortes und königlichen Sinnes, der durch Annahme des gemeinen Königtitels sich zu erniedrigen meinte, aber ebenso wenig begreifen konnte, daß die Verfassung der Republik auch ihn band; seiner Größe so sicher, daß er nichts wußte von Neid und Haß und fremdes Verdienst leutselig anerkannte, fremde Fehler mitleidig verzieh; ein vorzüglicher Offizier und feingebildeter Diplomat ohne das abstoßende Sondergepräge dieses oder jenes Berufs, hellenische Bildung einigend mit dem vollsten römischen Nationalgefühl, redegewandt und anmuthiger Sitte, gewann Publius Scipio die Herzen der Soldaten und der Frauen, seiner Landsleute und der Spanier, seiner Nebenbuhler im Senat und seines größeren karthagischen Gegners. Bald war sein Name auf allen Lippen und er der

Digitized by Google

Stern, der seinem Lande Sieg und Frieden zu bringen bestimmt schien."

Nachdem wir den inneren Zusammenhang in dem Abschluß des zweiten punischen Krieges und dem Gang der Schlacht bei Naraggara kennen gelernt haben, wollen wir es uns nicht verdrießen lassen, zum zweiten Mal daneben zu halten, wie sich diese Ereignisse in dem Munde des römischen Erzählers gestalteten, den uns Appians Bearbeitung erhalten hat. Appian erzählt:

Die Karthager schickten dem Hannibal den Befehl: er solle den Waffenstillstand aufkündigen, den Krieg gegen Scipio fortsetzen und wegen des Mangels an Lebensmitteln sobald als möglich eine entscheidende Schlacht wagen. Hannibal kündigte also den Waffenstillstand, und Scipio griff sogleich Parthus, eine große Stadt an, eroberte sie und verlegte sein Lager in die Nähe von Hannibal. Dieser brach zum Rückzuge auf und schickte drei Kundschafter gegen die Römer aus; sie fielen in die Hände des Scipio, der sie jedoch nicht tödten ließ, wie nach sonstigem Brauche das Loos der Kundschafter ist, sondern den Befehl gab, sie im Lager, in den Waffenniederlagen und bei den Kriegswerkzeugen herumzuführen und ihnen das Heer bei seinen Uebungen zu zeigen, worauf sie entlassen wurden, um dem Hannibal über Alles zu berichten. Nun verlangte Hannibal noch eine Zusammenkunft und Besprechung mit Scipio. Nachdem ihm diese gewährt war, äußerte er, „die Karthager seien wegen der verlangten Geldsumme mit den neuerlichen Friedensbedindungen unzufrieden. Würde diese nachgelassen, und würden sich die Römer mit Sizilien, Iberien und den Inseln, welche sie bereits besäßen, begnügen, so werde der Vertrag in Kraft bleiben." Allein Scipio erwiderte: „Hannibal würde doch einen gar zu großen Gewinn von seiner Flucht aus Italien ziehen, wenn er ihn zu diesem Zugeständnisse gebracht hätte." Er verbat sich sogar jede weitere Gesandtenverbindung, und so kehrten Beide unter gegenseitigen Drohungen in ihr Lager zurück.

In der Nähe lag die Stadt Killa und bei derselben war eine für ein Lager äußerst günstig gelegene Anhöhe. Hannibal hatte den Plan, sich dieser noch vor dem Feinde zu bemeistern, weswegen er Leute zum Abstecken des Lagers ausschickte. Er selbst brach gleich nachher auf und zog der Anhöhe zu, als wäre er bereits in ihrem Besitze. Allein Scipio war ihm zuvorgekommen und hatte sich schon dort festgesetzt. Hannibal mußte sich also mitten auf dem wasserlosen Felde aufstellen und die ganze Nacht mit Brunnengraben zubringen. Sein Heer durchwühlte den Sand, bekam aber, aller Mühe ungeachtet, nur weniges und unreines Wasser zu trinken, und so blieben sie die Nacht über ohne Verpflegung und Speise, zum Theil sogar unter den Waffen stehen. Scipio, dem dieser Umstand nicht entging, rückte mit Tagesanbruch gegen den von dem Marsch, von der Schlaflosigkeit und vom Wassermangel erschöpften Feind an. Hannibal war nun zwar mißmuthig darüber, daß er die Zeit zum Schlagen nicht selbst sollte

Digitized by Google

wählen können. Er sah aber wohl ein, wenn er in dieser Gegend stehen bliebe, so würde ihn der Wassermangel in Noth bringen; zöge er sich zurück, so würde das nur den Uebermuth der Feinde steigern und er würde von ihrer Verfolgung um so mehr zu leiden haben. Es sei also durchaus nothwendig, eine Schlacht zu wagen. Deswegen stellte er sich sogleich in Schlachtordnung mit einem Heere von ungefähr 50 000 Mann und mit 80 Elephanten. In die erste Linie stellte er die Elephanten in gewissen Zwischenräumen, mit äußerst furchtbarer Ausrüstung Hinter ihnen stand der dritte Theil des Heeres, die Kelten und Ligurier, welche überall mit maurischen und balearischen Bogenschützen und Schleuderern vermischt waren. Hinter diesen standen in der zweiten Schlachtreihe die Karthager und Libyer. In der dritten waren endlich alle diejenigen, welche ihm aus Italien gefolgt waren. Sie hatten am meisten zu fürchten: er verließ sich also auch am meisten auf sie. Die Reiterei war auf beide Flügel gestellt. Dies war die Schlachtordnung Hannibals.

Scipio hatte gegen 23 000 Mann Fußvolks nebst 1500 italischen und römischen Reitern. Als Bundesgenossen standen auf seiner Seite Masinissa mit einer Menge numidischer Reiter und Dacamas, ein andrer Dynast, mit 600 Reitern. Das Fußvolk stellte er grade so wie Hannibal in drei Schlachtreihen auf; die Haufen mußten aber alle in die Tiefe gezogen sein, damit die Reiterei leicht durch sie durchsprengen könnte. Vor die Schlachtlinie jedes Haufens stellte er Plänkler, mit dicken, fast zwei Ellen langen, schweren, größtentheils mit Eisen beschlagenen Prügeln, welche sie gleich Wurfgeschossen, sobald die Elephanten anrückten, gegen sie schleudern sollten. Zugleich hatten sie, wie auch das übrige Fußvolk, den Befehl, dem ersten Ungestüm der Thiere auszuweichen, um sie herumzulaufen und unaufhörlich auf sie hineinzuschießen, auch so wie es möglich wäre, ihnen näher auf den Leib zu rücken und die Sehnen durchzuschneiden. Dies war die Stellung von Scipios Fußvolk. Von der Reiterei war die numidische auf die Flügel vertheilt, welche gewohnt waren, den Anblick und Geruch der Elephanten zu ertragen. Die italische, welche hieran nicht gewöhnt war, stand hinter allen, bereit, durch die Zwischenräume anzusprengen, wenn das Fußvolk den ersten Angriff der Elephanten ausgehalten hätte. Bei jedem Reiter stand ein Knecht mit vielen Lanzen, in der Absicht, die Thiere damit abzuhalten. Solche Anordnungen waren bei seiner Reiterei getroffen. Den Oberbefehl bei dem rechten Flügel übergab er dem Lälius, den über den linken dem Octavius. In der Mitte hatten sich Beide, Scipio und Hannibal selbst, aus gegenseitiger Achtung für einander, aufgestellt, beide mit Reiterei umgeben, um von hier aus zu Hülfe eilen zu können, wo sie Hilfe nöthig sehen würden. Hannibal hatte 4000 Mann um sich, Scipio 2000 und die 300 Italer, denen er in Sizilien Waffen verschafft hatte.

Sobald Alles schlagfertig war, ritten die beiden Heerführer bei ihren Leuten herum, um sie anzufeuern. Scipio rief im Angesichte seines Heeres die Götter an, gegen welche die Karthager so oft durch Bundbrüchigkeit meineidig geworden wären. Zugleich forderte er die Seinen auf, nicht auf

Digitized by Google

die Menge des Feindes zu sehen, sondern auf ihre eigene Tapferkeit, durch welche sie schon früher diese nämlichen Feinde, ihrer Ueberzahl ungeachtet, in eben diesem Lande geschlagen hätten. Wenn aber auch, fügte er hinzu, sogar die vormaligen Sieger ein Schrecken, oder eine Furcht, oder eine Beklemmung wegen der bevorstehenden Ereignisse anwandeln sollte, in wie viel höherem Grade muß dies bei den früher Besiegten der Fall sein? So suchte Scipio seine Leute anzufeuern und sie über ihre Minderzahl zu beruhigen. Hannibal dagegen erinnerte die Seinigen an ihre glänzenden Großthaten in Italien, die sie nicht gegen Numidier, sondern gegen lauter Italer auf deren eigenem Boden vollbracht hätten. Von dem Platze, wo er stand, zeigte er ihnen die kleine Zahl der Feinde und ermahnte sie, daß sie, die größere Zahl, in ihrem eigenen Vaterlande sich nicht schlechter zeigen sollten als jene Minderzahl. Beide Heerführer schilderten die Gefahr und Größe des bevorstehenden Kampfes ihren Leuten, Hannibal, indem er behauptete, daß dieser Kampf das Schicksal von Karthago und Libyen entscheiden werde, und daß von ihrer Niederlage augenblickliche Sklaverei, von ihrem Siege die künftige Oberherrschaft über alle Besiegten abhänge. Scipio dagegen, indem er sagte, daß sie im Falle des Unterliegens nicht einmal mehr einen sicheren Rückzug haben, wogegen ein Sieg ihnen den Gewinn eines neuen Reiches, Ruhe von den Mühseligkeiten der Gegenwart, Rückkehr in ihr Vaterland und unsterblichen Ruhm gewähren werde.

Nachdem Beide ihre Heere auf diese Weise angefeuert hatten, führten sie sie zum Angriffe. Hannibal ließ zuerst die Trompeten ertönen; dann befahl auch Scipio, sie widerhallen zu lassen. So wie sich die Heere näher gerückt waren, begannen die Elephanten, aufs Furchtbarste ausgerüstet und von Führern, die auf ihnen saßen, mit Stacheln angetrieben, die Schlacht. Aber die numidischen Reiter sprengten um sie herum und schossen so lange alleſamt auf sie hinein, bis sie verwundet zurückwichen, von ihren Führern sich nicht mehr leiten ließen und aus der Schlacht weggebracht werden mußten. Während dieses bei den auf die Flügel gestellten Elephanten vorfiel, traten die in der Mitte stehenden das römische Fußvolk zusammen, welches in einer solchen Kampfweise unerfahren war und wegen seiner schweren Waffenrüstung weniger schnell zurückweichen und wieder vorrücken konnte. Da führte endlich Scipio die leichter gerüsteten italischen Reiter aus dem Hintertreffen vor, befahl ihnen, von den scheugewordenen Pferden abzusitzen, um die Elephanten herumzuschwärmen und auf sie hineinzuschießen. Er selbst war der Erste, welcher absaß und den vordersten Elephanten verwundete. Dies ermuthigte auch die übrigen Römer so, daß sie die Thiere jetzt von allen Seiten verwundeten und auch hier zum Weichen brachten.

Nachdem das Schlachtfeld von den Bestien gesäubert worden war, so begann der Kampf der Menschen und der Pferde. Hier bringt der rechte Flügel der Römer, an dessen Spitze Lälius steht, die gegenüberstehenden Numidier zum Weichen, nachdem Masinissa ihren Fürsten Messathes erschossen hatte. Doch kam ihm Hannibal eilends zu Hülfe und stellte die Schlachtordnung wieder her. Auf dem linken Flügel dagegen, wo Octavius an der Spitze der

Digitized by Google

wählen können. Er sah aber wohl ein, wenn er in dieser Gegend stehen bliebe, so würde ihn der Wassermangel in Noth bringen; zöge er sich zurück, so würde das nur den Uebermuth der Feinde steigern und er würde von ihrer Verfolgung um so mehr zu leiden haben. Es sei also durchaus nothwendig, eine Schlacht zu wagen. Deswegen stellte er sich sogleich in Schlachtordnung mit einem Heere von ungefähr 50 000 Mann und mit 80 Elephanten. In die erste Linie stellte er die Elephanten in gewissen Zwischenräumen, mit äußerst furchtbarer Ausrüstung Hinter ihnen stand der dritte Theil des Heeres, die Kelten und Ligurier, welche überall mit maurischen und balearischen Bogenschützen und Schleuderern vermischt waren. Hinter diesen standen in der zweiten Schlachtreihe die Karthager und Libyer. In der dritten waren endlich alle diejenigen, welche ihm aus Italien gefolgt waren. Sie hatten am meisten zu fürchten: er verließ sich also auch am meisten auf sie. Die Reiterei war auf beide Flügel gestellt. Dies war die Schlachtordnung Hannibals.

Scipio hatte gegen 23 000 Mann Fußvolks nebst 1500 italischen und römischen Reitern. Als Bundesgenossen standen auf seiner Seite Masinissa mit einer Menge numidischer Reiter und Dacamas, ein andrer Dynast, mit 600 Reitern. Das Fußvolk stellte er grade so wie Hannibal in drei Schlachtreihen auf; die Haufen mußten aber alle in die Tiefe gezogen sein, damit die Reiterei leicht durch sie durchsprengen könnte. Vor die Schlachtlinie jedes Haufens stellte er Plänkler, mit dicken, fast zwei Ellen langen, schweren, größtentheils mit Eisen beschlagenen Prügeln, welche sie gleich Wurfgeschossen, sobald die Elephanten anrückten, gegen sie schleudern sollten. Zugleich hatten sie, wie auch das übrige Fußvolk, den Befehl, dem ersten Ungestüm der Thiere auszuweichen, um sie herumzulaufen und unaufhörlich auf sie hineinzuschießen, auch so wie es möglich wäre, ihnen näher auf den Leib zu rücken und die Sehnen durchzuschneiden. Dies war die Stellung von Scipios Fußvolk. Von der Reiterei war die numidische auf die Flügel vertheilt, welche gewohnt waren, den Anblick und Geruch der Elephanten zu ertragen. Die italische, welche hieran nicht gewöhnt war, stand hinter allen, bereit, durch die Zwischenräume anzusprengen, wenn das Fußvolk den ersten Angriff der Elephanten ausgehalten hätte. Bei jedem Reiter stand ein Knecht mit vielen Lanzen, in der Absicht, die Thiere damit abzuhalten. Solche Anordnungen waren bei seiner Reiterei getroffen. Den Oberbefehl bei dem rechten Flügel übergab er dem Lälius, den über den linken dem Octavius. In der Mitte hatten sich Beide, Scipio und Hannibal selbst, aus gegenseitiger Achtung für einander, aufgestellt, beide mit Reiterei umgeben, um von hier aus zu Hülfe eilen zu können, wo sie Hilfe nöthig sehen würden. Hannibal hatte 4000 Mann um sich, Scipio 2000 und die 300 Italer, denen er in Sizilien Waffen verschafft hatte.

Sobald Alles schlagfertig war, ritten die beiden Heerführer bei ihren Leuten herum, um sie anzufeuern. Scipio rief im Angesichte seines Heeres die Götter an, gegen welche die Karthager so oft durch Bundbrüchigkeit meineidig geworden wären. Zugleich forderte er die Seinen auf, nicht auf

Digitized by Google

die Menge des Feindes zu sehen, sondern auf ihre eigene Tapferkeit, durch welche sie schon früher diese nämlichen Feinde, ihrer Ueberzahl ungeachtet, in eben diesem Lande geschlagen hätten. Wenn aber auch, fügte er hinzu, sogar die vormaligen Sieger ein Schrecken, oder eine Furcht, oder eine Beklemmung wegen der bevorstehenden Ereignisse anwandeln sollte, in wie viel höherem Grade muß dies bei den früher Besiegten der Fall sein? So suchte Scipio seine Leute anzufeuern und sie über ihre Minderzahl zu beruhigen. Hannibal dagegen erinnerte die Seinigen an ihre glänzenden Großthaten in Italien, die sie nicht gegen Numidier, sondern gegen lauter Italer auf deren eigenem Boden vollbracht hätten. Von dem Platze, wo er stand, zeigte er ihnen die kleine Zahl der Feinde und ermahnte sie, daß sie, die größere Zahl, in ihrem eigenen Vaterlande sich nicht schlechter zeigen sollten als jene Minderzahl. Beide Heerführer schilderten die Gefahr und Größe des bevorstehenden Kampfes ihren Leuten, Hannibal, indem er behauptete, daß dieser Kampf das Schicksal von Karthago und Libyen entscheiden werde, und daß von ihrer Niederlage augenblickliche Sklaverei, von ihrem Siege die künftige Oberherrschaft über alle Besiegten abhänge. Scipio dagegen, indem er sagte, daß sie im Falle des Unterliegens nicht einmal mehr einen sicheren Rückzug haben, wogegen ein Sieg ihnen den Gewinn eines neuen Reiches, Ruhe von den Mühseligkeiten der Gegenwart, Rückkehr in ihr Vaterland und unsterblichen Ruhm gewähren werde.

Nachdem Beide ihre Heere auf diese Weise angefeuert hatten, führten sie sie zum Angriffe. Hannibal ließ zuerst die Trompeten ertönen; dann befahl auch Scipio, sie widerhallen zu lassen. So wie sich die Heere näher gerückt waren, begannen die Elephanten, aufs Furchtbarste ausgerüstet und von Führern, die auf ihnen saßen, mit Stacheln angetrieben, die Schlacht. Aber die numidischen Reiter sprengten um sie herum und schossen so lange alle samt auf sie hinein, bis sie verwundet zurückwichen, von ihren Führern sich nicht mehr leiten ließen und aus der Schlacht weggebracht werden mußten. Während dieses bei den auf die Flügel gestellten Elephanten vorfiel, traten die in der Mitte stehenden das römische Fußvolk zusammen, welches in einer solchen Kampfweise unerfahren war und wegen seiner schweren Waffenrüstung weniger schnell zurückweichen und wieder vorrücken konnte. Da führte endlich Scipio die leichter gerüsteten italischen Reiter aus dem Hintertreffen vor, befahl ihnen, von den scheugewordenen Pferden abzusitzen, um die Elephanten herumzuschwärmen und auf sie hineinzuschießen. Er selbst war der Erste, welcher absaß und den vordersten Elephanten verwundete. Dies ermuthigte auch die übrigen Römer so, daß sie die Thiere jetzt von allen Seiten verwundeten und auch hier zum Weichen brachten.

Nachdem das Schlachtfeld von den Bestien gesäubert worden war, so begann der Kampf der Menschen und der Pferde. Hier bringt der rechte Flügel der Römer, an dessen Spitze Lälius steht, die gegenüberstehenden Numidier zum Weichen, nachdem Masiniſſa ihren Fürsten Meſſathes erschossen hatte. Doch kam ihm Hannibal eilends zu Hülfe und stellte die Schlachtordnung wieder her. Auf dem linken Flügel dagegen, wo Octavius an der Spitze der

Digitized by Google

Römer, auf der feindlichen Seite dagegen die Kelten und Ligurier standen, hatten beide Theile sehr heiße Arbeit. Scipio schickte den Seinigen den Tribunen Thermus mit auserlesener Mannschaft zu Hilfe. Hannibal dagegen ritt, nachdem er seinen linken Flügel wieder zum Stehen gebracht hatte, selbst zu den Kelten und Liguriern hinüber und führte ihnen zugleich die in der zweiten Schlachtlinie aufgestellten Karthager und Libyer zu. Sobald Scipio dieses wahrnahm, rückte er ihm mit einem zweiten Schlachthaufen entgegen. Und nun, wo die zwei ausgezeichnetsten Heerführer einander gegenüberstanden, entstand bei den beiderseitigen Heeren ein herrlicher, mit Hingebung gepaarter Wetteifer. Keiner ließ es in diesem jetzigen Kampfe an Anstrengung und Aufmunterung fehlen.

Nachdem die Schlacht lange unentschieden hin und her gewogt hatte, stürmten die Heerführer, aus Mitleid mit ihren erschöpften Leuten, persönlich gegeneinander, in der Hoffnung, den Kampf dadurch um so schneller zu entscheiden. Beide schossen zugleich; Scipio traf Hannibals Schild, Hannibal Scipios Pferd, welches wegen der erhaltenen Wunde rückwärts mit Scipio ausbrach. Dieser bestieg nun ein anderes Pferd und schoß einen zweiten Wurfspieß auf Hannibal. Aber auch dieser fehlte und traf einen Reiter neben ihm. Mittlerweile war Masinissa auf die Nachricht davon herbeigekommen. Und jetzt machten die Römer, da sie ihren Heerführer wie einen gemeinen Soldaten für sich kämpfen sahen, einen neuen kräftigeren Angriff, der die Feinde zum Weichen brachte, worauf sie die Fliehenden verfolgten. Hannibal ritt zwar herbei und bat sie, Stand zu halten und den Kampf noch einmal zu versuchen; aber sie gehorchten ihm nicht mehr. Wie er sich von ihnen verlassen sah, führte er diejenige Mannschaft, welche ihm aus Italien gefolgt und bisher unbeweglich in Reserve gestanden hatte, zum Kampfe heran, in der Hoffnung, die Römer, welche wie gewöhnlich beim Verfolgen weniger Ordnung hielten, damit überfallen zu können. Aber kaum merkten diese seine Absicht, so riefen sie einander eilends vom Nachsetzen zurück und stellten ihre Schlachtordnung wieder her. Weil sie jedoch keine Reiterei und keine Wurfgeschosse mehr zu Hand hatten, so griffen sie gegen einander zu den Schwertern und wurden handgemein. Und jetzt begann erst das rechte Gemetzel, und die schwersten Wunden wurden geschlagen, und die Fallenden ächzten, und die Siegenden jauchzten; bis die Italer zuletzt auch diese vollends zum Weichen brachten und die Fliehenden verfolgten. Und nun war der Ausgang des Kampfes völlig entschieden.

Im Davonfliehen bemerkte Hannibal eine Schaar numidischer Reiter, welche noch zusammenhielt, sprengte auf sie zu und bat sie, ihn nicht zu verlassen. Als sie sich willfährig zeigten, führte er sie gegen die verfolgenden Feinde; in der Hoffnung, diese wieder etwas zurückschlagen zu können. Die ersten, auf welche er stieß und gegen welche er aufs Neue kämpfte, waren die Massylier. Es war dies nur noch ein Einzelkampf zwischen Masinissa und Hannibal, welche einander gegenüberstanden. Voll Muthes gingen auch diese beiden Männer aufeinander los. Masinissa traf mit seinem Wurfspieße Hannibals Schild; Hannibal traf auch hier wieder

Digitized by Google

Masinissas Pferd. Dieser stürzte vom Pferde und stürmte nun zu Fuß auf Hannibal ein, wobei er einen Reiter, welcher vor Anderen auf ihn eindrang, todtschoß. Die Wurfspieße der übrigen fing er mit seinem Elephanten-Schild auf, zog einen von den steckengebliebenen aus und schoß abermals auf Hannibal, traf ihn aber wieder nicht, sondern tödtete ebenfalls nur einen Reiter an dessen Seite. Während er einen zweiten Wurfspieß aus seinem Schilde zog, wurde er am Arme verwundet, worauf er sich für einen Augenblick aus dem Gefechte zurückzog. Scipio, welcher unterdessen Kunde davon erhielt, gerieth in Besorgniß für Masinissa und eilte auf den Kampfplatz, fand aber den Masinissa, nachdem er seine Wunden verbunden hatte, bereits wieder auf einem neuen Pferde in die Schlacht reitend. Nun entspann sich abermals ein gleicher, gewaltiger Kampf unter ihnen, indem beide Parteien aus Ehrfurcht vor den Heerführern alle Kräfte aufboten, bis Hannibal, welcher auf einer Anhöhe Iberer und Kelten beisammen stehen sah, dahinritt, um auch diese herbeizuführen. In diesem Augenblicke gaben seine Streiter, weil sie seine Absicht nicht verstanden, sondern seine Entfernung für Flucht hielten, freiwillig den Kampf auf und flohen ordnungslos nicht dahin, wo sie den Hannibal sahen, sondern wohin Jeden der Zufall führte. Nachdem sie sich auf diese Weise zerstreut hatten, wurden sie von den Römern, welche auch selbst Hannibals Absicht nicht begriffen und die Schlacht für beendigt ansahen, in Unordnung verfolgt.

Aber bald kehrte Hannibal mit einem Haufen Iberer und Kelten von der Anhöhe zurück. Da berief auch Scipio eilends seine Römer vom Verfolgen zurück und stellte ihm eine Schaar entgegen, welche die von der Anhöhe Herabgekommenen an Zahl weit übertraf, weswegen es ihm nicht schwer wurde, Meister über sie zu werden. Nachdem auch dieser letzte Versuch dem Hannibal mißlungen war, so gab er Alles verloren und ergriff jetzt ernstlich die Flucht. Ihn verfolgte außer vielen andern Reitern auch Masinissa, welcher, so sehr ihn seine Wunde schmerzte, ihm beständig auf der Ferse war und viel darum gegeben hätte, ihn dem Scipio als Gefangenen zuführen zu können. Aber die Nacht rettete Hannibal. In ihr Dunkel gehüllt, flüchtete er mit zwanzig Reitern, welche ihm nachzukommen vermochten, nach einer Stadt, Thon genannt. Dort erfuhr er, daß viele bruttische und iberische Reiter da seien, welche sich nach der Niederlage hierher gemacht hätten. Beiden mißtraute er, den Iberern als wankelmüthigen Barbaren, den Bruttiern als Italern und Landsleuten des Scipio, denen es wohl gar einfallen könnte, ihn dem Scipio auszuliefern, um Verzeihung wegen ihrer Treulosigkeit gegen Italien zu erhalten. Er floh deswegen heimlich weiter, in Begleitung eines einzigen Reiters, zu welchem er am meisten Vertrauen hatte. Nachdem er in zwei Nächten und zwei Tagen gegen 3000 Stadien zurückgelegt hatte, kam er in die Seestadt Adrumetum, wo eine Abtheilung seines Heeres zur Bewachung der Lebensmittel lag. Von hier aus schickte er in der Nachbarschaft herum, sammelte die aus der Schlacht Entronnenen und ließ Waffen und Kriegsgeräthe verfertigen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Die Römer als Welteroberer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Römer und Macedonier.

Unmittelbar an den zweiten puniſchen Krieg ſchließt ſich der Sieg der Römer über die Heere, die ſich als die Erben Alexanders des Großen betrachten durften. Ueber die Organiſation, Fechtart und Taktik der Truppen, die Hannibal gegen die Römer ins Feld geführt hatte, wird uns wenig berichtet. Da es heißt,[1]) er habe ihnen römiſche Waffen gegeben, ſo iſt anzunehmen, daß im Ganzen und Großen, namentlich was die Bewaffnung betrifft, die gegenüberſtehenden Heere ſich ziemlich gleichartig waren.

Die eigenthümliche Manipular-Gliederung der Phalanx hat Hannibal, deſſen Heer aus barbariſchen Söldnern verſchiedener Raſſen mit wenigen karthagiſchen Ober-Offizieren beſtand, natürlich nicht gehabt, aber er mag von Anfang an kleine Anſätze zu einem zweiten Treffen gehabt haben, oder ſonſtige kleinere Mittel, die daſſelbe bewirkten und ſeiner Phalanx dieſelbe oder eine noch größere Beweglichkeit gaben, als der römiſchen.

In den Schlachten, die nunmehr die Römer den Macedoniern liefern, wird die Verſchiedenartigkeit der Bewaffnung und Taktik beſonders betont. Die Römer hatten die alte Hopliten-Phalanx erſt durch die Manipular-Ordnung gegliedert, dann durch die Treffen-Bildung aufgelöſt, den Spieß in das Pilum verwandelt und ließen den Nahkampf mit dem kurzen ſpitzen Schwert ausfechten. Die Macedonier hatten umgekehrt die alte Phalanx noch verdichtet und den Spieß in den Langſpieß, die Sariſſe, verwandelt.

---

[1]) Polybius XVIII, 28.

Digitized by Google

Mit Spannung erwartete die Welt, welche Kriegsart sich als die stärkere erweisen werde.

Da es uns zweifelhaft erschien, ob die Sarisse und die eigenthümliche macedonische Phalanx, so wie sie uns die letzten Waffengänge der Enkel Alexanders zeigen, schon zu seiner Zeit gebräuchlich waren, so haben wir die Untersuchung darüber bis an diese Stelle verschoben. Lernen wir zunächst die macedonische Kampfesart kennen, so wie sie uns Polybius, der als Zeitgenosse der Schlachten von Kynoskephalä und Pydna klassischer Zeuge ist, sie beschreibt (Buch 18, Kap. 28—32). Neben ihm haben wir noch ähnliche Beschreibungen in mehreren uns erhaltenen Lehrbüchern der Taktik, dennoch war die Untersuchung sehr schwierig und ist vielfältig in die Irre gegangen, da die Quellen-Aussagen einige unvereinbare Widersprüche enthalten und hier mehrere Probleme, nämlich die Frage der Länge der Sarisse mit der nach der Rottenbreite und nach dem Gliederabstand sowohl bei den Macedoniern wie bei den Römern ineinander verwickelt sind. Rüstow und Köchly haben den eigentlichen Langspieß (24 oder 21 Fuß) bei den Macedoniern ganz leugnen wollen, und indem sie statt πήχεις, Ellen, von denen Polybius spricht, πόδες, Fuß, lesen, die Sarisse in der Praxis nicht länger als 14 Fuß angenommen. Ich gestehe, daß auch ich dieser Ansicht lange gehuldigt habe, aber eine Spezial-Untersuchung von Edmund Lammert, die Vergleichung mit den Schweizer- und Landsknecht-Spießen und endlich eine praktische Probe, die die Berliner akademischen Turnvereine auf meine Bitte durchführten, haben mir gezeigt, daß die größeren Zahlen hier einmal als die richtigen angesehen werden müssen, und es hat sich mir danach folgendes Bild ergeben.

Die Sarisse war ein reglementsmäßig bis zu 24 Fuß, in Wirklichkeit bis zu 21 Fuß langer Spieß, den der Mann mit beiden Händen so faßte, daß er die Spitze weit vorstreckte. Wenn die Phalanx dicht aufeinander aufschloß, so ragten die Sarissen von fünf Gliedern aus der Front hervor und kamen gleichzeitig zur Geltung, da die der vorderen drei Glieder abgestuft kürzer waren.

Daß die vorderen Glieder kürzere Spieße hatten, wird zwar weder von Polybius noch von anderen Quellen ausdrücklich berichtet, ergiebt sich aber indirekt aus einer Notiz, wonach die gefällten

Digitized by Google

Sariſſen einen Kreisbogen gebildet hätten, ferner aus der augenſcheinlichen Thatſache, daß der ganz lange Spieß für das vorderſte Glied zwecklos geweſen wäre, endlich daraus, daß berichtet wird, die Phalangiten hätten Schilde getragen. Eine 21 oder auch nur 18 Fuß lange Sariſſe kann nicht mehr mit einer Hand regiert werden, ſondern bedarf, wie das auch ausdrücklich geſagt wird, beider Hände. Wer den Spieß mit beiden Händen führt, muß auf den Schutz des Schildes verzichten; er könnte ja vielleicht einen leichten, kleinen Rundſchild über den Arm ſtreifen, um ihn bei einem Nahkampf mit dem Schwert oder Dolch, nachdem die Sariſſe außer Gefecht geſetzt iſt, zu gebrauchen, aber in dem Gefecht mit der Sariſſe ſelber würde er ihm ſo hinderlich ſein und, faſt ſenkrecht zum Körper gehalten, ſo wenig helfen, daß wir nicht annehmen dürfen, der Sariſſenkämpfer habe auch einen Schild getragen. Die Nachrichten kommen aber dann in Harmonie, wenn das erſte oder die erſten Glieder einen kürzeren Spieß trugen, den ſie mit einer Hand regierten. Wenn alſo etwa das fünfte Glied 21füßige, das vierte 18, das dritte 15, das zweite 12, das erſte 9füßige Spieße führte, ſo konnten die Spieße vor der Front faſt in derſelben Senkrechten oder einem leichten Bogen rückwärts liegen und einen undurchdringlichen Stachelwall bilden.

Dieſe Sariſſen-Phalanx iſt ganz und gar auf die Maſſen-Wirkung berechnet, nicht auf das Fechten des einzelnen Mannes. Die Fühlung ſowohl zum Nebenmann wie Vordermann kann daher viel enger ſein als bei den pilumwerfenden und ſchwertkämpfenden Römern. Polybius ſagt geradezu, es ſeien auf je einen Römer, die Jeder einen Raum von drei Fuß brauchten, zwei Phalangiten gekommen und, da ja fünf Glieder der Phalangiten zugleich ihre Spieße nach vorn brachten, auf jeden Römer zehn Phalangiten.

Die ungeheuere Wucht des Stoßes der Sariſſen-Phalanx wurde noch dadurch erhöht, daß ſie doppelt ſo tief als die alte Hopliten-Phalanx, reglementsmäßig 16 Mann tief aufgeſtellt wurde. Die hinteren 11 Glieder hielten die Sariſſen hoch und bildeten ſich dadurch eine gewiſſe Schutzwehr gegen Pfeile und Wurfſpieße.

Wenn dieſe ganze ſpießſtarrende Maſſe ſich vorwärts bewegte, ſo bildete das, wie uns berichtet wird, einen furchtbaren Anblick,

Digitized by Google

und noch der römische Feldherr Aemilius Paullus erzitterte, als er sie bei Pydna sich heranwälzen sah.

Ueber das Werth-Verhältniß der macedonischen und römischen Taktik sagt Polybius: in der Front könne der Sarissen-Phalanx nichts widerstehen; der einzelne Römer könne mit seinem Schwert die zehn Spieße, die gleichzeitig auf ihn eindringen, weder zerhauen noch durchbrechen. Aber der römische Legionar sei an jedem Platz, zu jeder Zeit und für jeden Zweck verwendbar; der Sarissenträger könne nur in der ganzen Phalanx, nicht einmal in kleinen Abtheilungen und nicht als Einzelkämpfer fechten. Die Phalanx wiederum könne sich nur auf ganz ebenem Terrain bewegen; jeder Graben, jeder Hügel, jedes Loch, jedes Gehölz bringt sie in Unordnung; sei sie aber erst an irgend einer Stelle in Unordnung gerathen oder kämen ihr römische Manipel, was bei der Treffen-Ordnung der Römer leicht gemacht werden könne, in die Flanke, so sei sie verloren.

Diese Darlegung[1]) ist so überzeugend und einleuchtend, daß man die Frage aufwerfen muß, wie es möglich war, daß die macedonischen Könige selber das nicht von vornherein begriffen, und daran knüpft sich nun die fernere Frage, da es schon klar ist, daß Alexanders Phalanx unmöglich so plumper Natur gewesen sein kann, wie und wann sich die eine aus der anderen entwickelt hat.

Noch unter den nächsten Nachfolgern Alexanders kann die polybianische Sarissen-Phalanx kaum schon existirt haben. In den Schlachtschilderungen tritt sie jedenfalls nicht hervor, und namentlich die Geschichte des Pyrrhus spricht dagegen. Es kann füglich keinem Zweifel unterliegen, daß Pyrrhus, der in so enger Beziehung zu Macedonien stand, den Gedanken hatte, durch die Taktik, durch die Alexander den Osten überwältigt hatte, auch den Westen zu besiegen. Es wird uns aber ausdrücklich berichtet, daß er in Italien Italiker mit italischer Bewaffnung in sein Heer einstellte und zwar abwechselnd ein Fähnlein Epiroten und ein Fähnlein Italiker.[2]) Das ist nur möglich bei einer Bewaffnung, die, wenn auch an sich

[1]) Vgl. dazu noch Livius XXXIII, 18.
[2]) Polybius 18, 28.

Digitized by Google

verschieden, doch auf eine analoge Kampfesart angelegt ist; es würde z. B. nichts ausmachen, ob die eine Abtheilung Schwerter und die andere Spieße trägt und ob die Spieße verschieden lang sind, wenn sie nur alle gleichmäßig in den Einzelkampf mit der blanken Waffe eintreten.

Nun kann allerdings, wie mir der praktische Versuch gezeigt hat, eine kleine Abtheilung auch mit Langspießen eine Attacke mit Marsch-Marsch machen, dennoch bleibt natürlich ein Temperaments-Unterschied zwischen einem Fähnlein mit Langspießen und einem mit Kurzspießen, und dabei verlieren die Sarissenträger, was ihnen schlechterdings unentbehrlich ist, die gesicherten Flanken. Die Sarissen-Phalanx, so lange sie in Ordnung bleibt, drückt Alles vor sich nieder. Vor dem einzelnen Sarissen-Fähnlein aber kann der Gegner zurückweichen, um sich mit aller Macht auf die dazwischen stehenden Fähnlein der Kurzwaffen zu stürzen, und stößt er eins von ihnen heraus, so sind ihm auch die Sarissenträger ausgeliefert, da er sie dann in der Flanke faßt.

Schon das Unsicherheitsgefühl, das diese Abhängigkeit von fremder Tapferkeit in der unmittelbaren Nachbarschaft erwecken muß, müßte einer solchen Schlachtordnung verderblich werden. Die Sarissen-Waffe kann ihre Wirkung durchaus nur in der großen geschlossenen Masse, die auf den Flügeln durch andere Truppen gedeckt sein muß, ausüben. Die Nachricht von der Mischung der Fähnlein nöthigt daher zu dem Schluß, daß die Phalangiten des Pyrrhus den eigentlichen Langspieß nicht geführt haben.

Wenn also Pyrrhus die polybianische Sarissen-Phalanx noch nicht gehabt hat, so bleibt die Wahl, ob sie allmählich entstanden, die Sarissen, die unter Alexander vielleicht nur bis zu 12 Fuß lang waren, mehr und mehr verlängert worden sind, oder ob erst gerade der bevorstehende Krieg mit den Römern König Philipp V. bewogen hat, den zweihändigen Langspieß in die Phalanx einzuführen. König Philipp V. war ein Mann von Geist und Schwung; an seinem Hofe, in seiner militärischen Umgebung müssen die römischen Siege über Hannibal doch wohl Eindruck gemacht haben. Man wird die Vortheile der hüben und drüben üblichen Fechtweise erwogen und verglichen haben. Ohne Weiteres die römische Taktik anzunehmen, war für die Macedonier unmöglich, ist wohl auch

Digitized by Google

schwerlich in Betracht gezogen worden. Man kann die Gewohnheiten und Anschauungen eines großen bestehenden Heeres und einer militärischen Tradition nicht plötzlich bei Seite werfen und völlig zusammenhanglos etwas Neues an die Stelle setzen. Die Macedonier verstanden es, in dichter Ordnung mit einem sehr langen Spieß zu kämpfen, aber nicht den Spieß zu werfen und mit dem Schwert zu fechten. Wenn man nun sah, wie große Erfolge diese Fechtweise errungen hatte, so mag man auf den Gedanken gekommen sein, ihr dadurch zu begegnen, daß man die Stärke der eigenen einheimischen Kunst noch weiter steigerte, auf die höchste Potenz brachte, und ließ darüber die Nachtheile, die sich aus solcher Einseitigkeit ergaben, außer Acht. Der Entschluß würde, wenn diese Deutung richtig ist, eine gewisse Analogie mit der tiefen Stellung der römischen Manipel bei Cannä bieten: im Manövriren konnte man es mit dem Gegner auf keinen Fall aufnehmen, also versuchte man es, ihn zu erdrücken.

Zu einer völlig einwandfreien Probe für den Schlachten-Werth der beiden Kampfesarten ist es merkwürdiger Weise gar nicht gekommen. Die beiden Schlachten, in denen die Macedonier den Römern erlagen, Kynoskephalä und Pydna sind so sehr von Zufällen beeinflußt, daß die Allgemeingültigkeit ihres Ergebnisses bestritten werden könnte, und die dritte, die hierher zu rechnen wäre, Magnesia, wo das macedonisch-syrische Reich den Römern erlag, zeigt nach den freilich völlig phantastischen Schlachtberichten, die wir haben, überhaupt keine Phalangen-Aufstellung.

Kynoskephalä.

Die Schlacht entspricht im Ganzen dem generellen Bilde, das wir nach Polybius von einem Zusammentreffen der Phalanx mit der Legion entworfen haben. Die Entscheidung war aber nicht vorbedacht, sondern entwickelte sich aus einem Rekognoszirungsgefecht. Philipp, in der Meinung, einen günstigen Moment zu benutzen, nahm die Schlacht an, obgleich das hügelige, koupirte Terrain für die Sarissen-Phalanx ungünstig war. Ueberdies marschirte sie nicht gleichmäßig auf, und während der rechte Flügel siegreich vordrang, wurde der linke, noch in der Bildung begriffen,

Digitized by Google

von den Elephanten der Römer durchbrochen und darauf ohne Mühe von den Legionaren geworfen.

Da wir sonst nirgends in der Geschichte einen beglaubigten Elephanten-Sieg dieser Art finden, so ist es wichtig, zu betonen, daß auch hier nicht eine geordnete Truppe von den Elephanten gesprengt wurde, sondern daß die Phalangiten, wie Polybius ausdrücklich berichtet, noch in der Marsch-Ordnung waren und durch das Terrain im Aufmarsch behindert wurden.

Als dieser Flügel der Macedonier geschlagen war, führte ein Tribun zwanzig Manipel der siegreichen Legion, vermuthlich aus dem zweiten Treffen, statt sie weiter verfolgen zu lassen, dem andern macedonischen Flügel in den Rücken und entschied dadurch auch hier die Schlacht.

In großer Verlegenheit würde die Geschichte der Taktik sein, wenn der Zufall gewollt hätte, daß uns statt der Erzählung des Polybius allein die Ueberarbeitung des Livius über die Schlacht von Kynoskephalä erhalten wäre. Livius XXXIII, 8, hat nämlich den Befehl des Philipp an die Phalanx nach Polybius, mit gefällten Sarissen zu attackiren (καταβαλοῦσι τὰς σαρίσας ἐπάγειν) übersetzt: „Macedonum phalangem hastis positis, quarum longitudo impedimento erat, gladiis rem gerere jubet“. Das Beispiel ist höchst werthvoll, um daran sozusagen die kritische Entschlossenheit zu üben, wenn, wie so oft, der Wortlaut der Ueberlieferung sachlichen Bedenken unterliegt. Wie viele Gelehrte würde es geben, die eine so positive Aussage auf ein bloßes Mißverständniß zurückzuführen für erlaubt halten würden, wenn wir nicht zufällig den Urtext daneben legen könnten?

Pydna.

Ueber die Schlacht bei Pydna haben wir nicht den Bericht des Polybius selbst, sondern nur die wenig verläßlichen und auch nicht vollständigen Bearbeitungen des Livius und Plutarch. Auch diese Schlacht soll zufällig, ohne daß vorher eine korrekte Schlachtordnung gebildet worden wäre, entstanden sein.

Magnesia.

Ueber die Schlacht bei Magnesia haben wir nur ganz phantastische Berichte bei Livius und Appian. Sichelwagen, Kameelreiter,

Digitized by Google

die Aufgebote von 16 verschiedenen Völkern, indische Elephanten, weit überlegen den afrikanischen, schmücken das syrische Heer. Es ist den Römern mehr als doppelt überlegen (nach Florus zwanzigfach, an Reiterei vierfach); obgleich sehr tief aufgestellt, ist die Front doch so lang, daß bei dem nebligen Wetter von der Mitte die Flügel nicht mehr gesehen werden konnten; nichtsdestoweniger ist von einer Umklammerung durch die überschießende Masse nicht die Rede. Von den Römern und ihren Bundesgenossen fielen noch nicht 400, von den Syrern 53000.

Als Besonderheit dieser Schlacht erscheint, daß die Sarissen-Phalanx in zehn Haufen getheilt und immer je zwei Elephanten in die Zwischenräume gestellt waren. Wahrscheinlich gehört auch diese Anordnung zu den Phantasien des Roman-Schreibers, dem wir die ganze Schlacht-Schilderung verdanken. Alle Thorheit hat ihre Grenze, selbst die eines syrischen Königs, der Hannibal in seinen Diensten hat und ihn nicht zu benutzen weiß. Elephanten haben, wie wir wissen, ihre beste Wirkung gegen Reiterei. In geschlossenes Fußvolk dringen sie nicht ein, im Gegentheil, es geschieht leicht, daß sie durch Geschosse zurückgetrieben werden; oder aber, sie stürmen vorwärts, und dann kann man sie, indem die Soldaten zur Seite springen, durch die Schlachtreihe durchlassen. In jedem Falle entsteht für die Phalangiten das Schlimmste, was sie zu befürchten haben, eine breite Lücke in ihrer Front, wo die römischen Manipel eindringen und sie aus der Flanke packen können. Das geschieht um so sicherer, da die Elephanten schwerlich mit dem marschirenden Phalanx-Haufen Schritt halten, sondern, sobald die feindlichen Geschosse empfindlich werden, mit möglichster Schnelligkeit (soweit sie nicht Kehrt machen) auf den Feind losstürmen werden.

Wer noch glaubt, daß es methodisch erlaubt und richtig sei, aus solchen Schlachtschilderungen durch kritische Sichtung eine historisch vortragbare Erzählung zu gewinnen, den bitte ich, das zunächst bei den beiden Appianischen Schlachtschilderungen von Cannä und Naraggara zu versuchen, und wenn das gelungen ist, so will ich nichts mehr dagegen haben, daß es auch mit Magnesia geschehe.

Digitized by Google

Ueber die Sarisse und die Rottenbreite.

Wir finden den Langspieß nicht bloß bei den Macedoniern, sondern auch öfters bei den barbarischen Völkerschaften. Xenophon (Anab. IV, 7, 16) erzählt von den Chalybern, daß sie 15 Ellen lange Spieße geführt hätten, und von den Mossynöken (V, 4, 25), sie hätten Spieße gehabt, so lang und dick, daß ein Mann sie kaum zu tragen vermochte. Auch die Aetolier haben Sarissen (Livius 38, 7), und bei den Germanen, endlich bei den Schweizern und Landsknechten werden wir sie wiederfinden und bei diesen letzteren noch einmal die Anwendung der Waffe genauer zu betrachten haben.

Ob das Wort „Sarisse" von je einen Langspieß bedeutet hat oder ursprünglich neben den vielen anderen Namen (δόρυ, λόγχη, αἰχμή, κοντός, ξυστόν, ἀκόντιον, σαύνιον, ὑσσός, παλτόν) nur im allgemeinen Spieß (wie wir ja auch Spieß, Speer, Lanze, Pike, Ger, Gleve, Pinne haben), ist unsicher. Strabo X, 1, 12 (XC 448) sagt „διττὴ ἡ τῶν δοράτων χρῆσις, ἡ μὲν ἐκ χειρός, ἡ δὲ ὡς παλτοῖς, καθάπερ καὶ ὁ κοντὸς ἀμφοτέρας τὰς χρείας ἀποδίδωσι· καὶ γὰρ συστάδην καὶ κοντοβαλούντων, ὅπερ καὶ ἡ σάρισσα δύναται καὶ ὁ ὑσσός." Wenn diese Angabe so aufzufassen ist, daß auch die Sarisse als Wurfspieß verwendet werden konnte, so kann diese nicht übermäßig lang gewesen sein.

Daß König Philipp es gewesen ist, der die macedonische Phalanx einrichtete, erzählt Diodor XVI, 3. Er nennt jedoch als ihre Eigenthümlichkeit nur die enge Aufstellung, nicht den langen Spieß, aber aus der engeren Aufstellung der Phalanx läßt sich die Verlängerung des Spießes als ein nothwendiges Komplement erschließen. Hätte Philipp seinen Leuten bei griechischer Bewaffnung nur die engere Aufstellung gegeben, so sieht man nicht, was er davon für einen Gewinn gehabt hätte. Die Griechen hatten eine so lange Erfahrung im Hoplitenkampf, daß sie sicherlich auch die für diese Art des Gefechts beste Dichtigkeit der Aufstellung angenommen hatten. Stellten die Macedonier sich dichter d. h. für den Einzelkampf zu eng, so muß ihre Absicht auf einen geschlossenen Stoß oder passive Abwehr gerichtet gewesen sein, und dazu bedurften sie längerer Spieße, als diejenigen ihrer Gegner waren. Man darf annehmen, daß ein Spieß bis zu einer Länge von etwa 12 bis vielleicht 14 Fuß noch mit einer Hand regirt werden kann, und es ist möglich, daß auch die Griechen zuweilen schon so lange Spieße gebraucht haben. Wenn Cornelius Nepos Chabrias cap. 1 geschildert wird, wie der atheniſche Feldherr seine Phalanx „obnixo genu scuto projecta hasta impetum excipere hostium docuit", so muß man dabei wohl an längere, als die gewöhnlichen Hoplitenspieße von kaum 8 Fuß denken.

Wie lang sie aber thatsächlich und im Besonderen zu Philipps und Alexanders Zeit gemacht wurden, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Arrian giebt nirgends eine deutliche Charakterisirung der Sarisse als Langspießes, und bei der Erzählung vom Tode des Klitus gebraucht er das Wort in einer Art, die den Sinn „Langspieß" ausschließt. Alexander, sagt er, habe nach dem Einen die Lanze (λόγχην) eines der Adjutanten, nach dem Andern die

Digitized by Google

die A
weit
ist
fac
d

Sarisse eines Wachtpostens ergriffen und damit den Klitus erstochen. Dann habe er, wie Einige berichteten, in der Verzweiflung die Sarisse gegen die Mauer gestemmt, um sich hineinzustürzen. Beides ist mit einem Langspieß kaum ausführbar; eine 18—21 Fuß lange Stange ist ein so überaus schwerfälliges Instrument, man braucht so viel Raum, es zu bewegen, so viel Zeit, es richtig, im Schwerpunkt anzufassen, daß man in einem von vielen Menschen angefüllten Bankettsaal kaum damit hantiren kann.

Als Alexander kurz vor seinem Tode Barbaren in sein Heer aufnimmt, giebt er ihnen nach Arrian (III, 6, 5) „δόρατα Μακεδονικὰ ἀντὶ τῶν βαρβαρικῶν μεσαγκολῶν.“ Daß die Quelle, der Arrian diese Nachricht entnommen hat, hier nicht den Ausdruck „Sarisse“ gebraucht, sondern „macedonische Spieße“, scheint mir nicht dafür zu sprechen, daß der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten der Spieße sehr groß war.

Die einzige Stelle, die bei Arrian dafür spricht, daß die Sarisse ein Langspieß war, ist die Schilderung des Anrückens der Phalanx in der Schlacht bei Gaugamela (III, 14): „ἥ τε φάλαγξ ἡ Μακεδονικὴ πυκνὴ καὶ ταῖς σαρίσσαις πεφρικυῖα ἐμβεβλήκει“. Wenn wir aber von dem Fußvolk in der Schlacht am Hydaspes, von dem ausdrücklich gesagt ist, daß es Hypaspisten waren, lesen (V, 17, 7): „τοὺς πεζοὺς ξυνασπίσαντας ὡς ἐς πυκνοτάτην ξύγκλεισιν ἐπάγειν τὴν φάλαγγα ἐσήμηνε“, so scheint die Beweiskraft der ersten Stelle wieder aufgehoben. Polybius IV, 64, 6 f. gebraucht sogar von Peltasten die Ausdrücke „συνασπίζειν“ und „συμφράττειν τοῖς ὅπλοις“.

Sehr häufig spricht Arrian (I, 27, 8; III, 23, 3; IV, 6, 3; IV, 28, 8) von den „leichteren Hopliten“ („τῶν ὁπλιτῶν ὅσοι κουφότεροι“ „τῆς Μακεδονικῆς φάλαγγος τοὺς κουφοτάτους“ „τῆς φάλαγγος ἐπιλέξας τοὺς κουφοτάτους τε καὶ ἅμα εὐοπλοτάτους“) oder umgekehrt (II, 4, 3) von den schwer Bewaffneten „σύν ταῖς τάξεσι τῶν πεζῶν ὅσοι βαρύτερον ὡπλισμένοι ἦσαν“. Da die sonstigen Unterschiede der Bewaffnung innerhalb der Phalanx doch nicht so bedeutend gewesen sein können, so ist das vielleicht in der Hauptsache auf den kürzeren handlichen Spieß der vorderen Glieder im Gegensatz zu dem unbeholfenen Langspieß zu beziehen.

In den Schlachtschilderungen Diodors finden wir nichts, woraus über den eigenthümlichen Charakter der Sarissen-Phalanx etwas zu entnehmen wäre. In der Schlacht am Hydaspes (XVII, 88) erzählt er, wie die Macedonier mit ihren Sarissen das indische Fußvolk zwischen den Elephanten niederstachen. Da wir nun aus Arrian (vgl. oben die Analyse der Schlacht am Hydaspes) wissen, daß hier nur Hypaspisten, nicht Pezetären zur Stelle waren, so könnte man gradezu schließen, daß auch die Spieße der Hypaspisten Sarissen genannt wurden.

Buch XVII, cap. 100 schildert uns Diodor den Zweikampf des Atheners Dioxippos mit dem Macedonier Korragos. Dioxippos war nach Art des Herakles nur mit einer Keule bewaffnet. Korragos schleuderte zuerst eine Lanze (λόγχην) gegen ihn; Dioxippos wich ihr aus: εἶθ' ὁ μεν

Digitized by Google

τὴν Μακεδονικὴν σάρισαν προβεβλημένος ἐπεπορεύετο, ὁ δὲ ἐγγίσαντος αὐτοῦ τῷ ῥοπάλῳ πατάξας τὴν σάρισαν ἀπέθραυσεν". Hier ist die Sarisse zweifellos als ein Langspieß gedacht.

In der Pflanzenkunde des Philosophen Theophrast, des Schülers des Aristoteles, finden wir die Notiz (III, 12, 2) „τὸ δὲ ὕψος τοῦ ἄρρενος (κρανείας) δώδεκα μάλιστα πήχεων, ἡλίκη τῶν σαρισῶν ἡ μεγίστη". „Der männliche Kornelkirschbaum wird höchstens 12 Ellen hoch, so lang wie die größte Sarisse." Theophrast ist gestorben im Jahre 287; historische Ereignisse erwähnt er noch aus den Jahren 307 und 306.[1]) Das Buch ist also geschrieben zur Zeit der Diadochen zwischen 306 und 287. Wenn damals die größte Sarisse 18 Fuß lang war, so läßt das den Schluß zu, daß sie in der Zeit Alexanders und Philipps jedenfalls nicht länger war. Es ist aber noch nicht gesagt, daß auch nur in der Zeit des Theophrast die Phalangiten 18 füßige Sarissen gebraucht haben. Es wäre auch möglich, daß der Philosoph mit der „längsten Sarisse" keine Feld-Waffe, sondern eine im Belagerungskrieg, bei der Mauer-Vertheidigung oder auf den Schiffen gebrauchte, im Auge gehabt hat. Daß thatsächlich der männliche Kornelkirsch-Baum (das Holz, aus dem die sogenannten Ziegenhainer Stöcke gemacht werden) in jenen Gegenden höchstens 18 Fuß lang wird, wird mir von unseren Botanikern bestätigt. Theophrast bezeugt uns also, daß auch die nächsten Nachfolger Alexanders die Polybianische Sarissen-Phalanx mit 21 Fuß langen Spießen noch nicht hatten.

Die Schilderung, die Plutarch im Philopömen cap. 9 von der Einführung der Sarisse bei den Achäern giebt, ist nicht verwerthbar. Es erscheint nach ihm, als ob die Achäer bis auf Philopömen überhaupt keine wirklichen Hopliten gehabt hätten.

Bei den Lacedämoniern soll Kleomenes (nach Plutarch, Kleomenes cap. 11 und cap. 23) die Sarisse eingeführt haben. Worin man ihren Vortheil sah, ist nicht gesagt; eine Polybianische Phalanx können die Lacedämonier doch wohl schwerlich gebildet haben. In der Schlacht von Sellasia soll grade die macedonische Phalanx und ihre Bewaffnung den Kleomenes niedergerungen haben (cap. 28).

Die ausführliche Schilderung, die nun Polybius (XVIII, 28—32) von der macedonischen Phalanx gegeben hat, hat deshalb so viel Schwierigkeiten gemacht, weil die Länge, die für die Sarisse angegeben wird, nämlich 16 Ellen reglementsmäßig, 14 Ellen thatsächlich, praktisch unmöglich schien und weil zweitens Polybius sowohl den Römern wie den Macedoniern drei Fuß Rottenbreite giebt, zugleich aber behauptet, ein Legionar habe die doppelte Breite eingenommen wie ein Phalangit. Die in der Hauptsache richtige Lösung ist gefunden in einem Artikel von Rud. Schneider in der Philolog. Wochenschr. vom 15. Mai 1886 (Nr. 20) und in der Abhandlung von Dr. Edmund Lammert, „Polybius und die römische Taktik", Programm des Kgl. Gymnasiums zu Leipzig, 1889.

[1]) Zeller, Gesch. d. Philosophie II, 2 S. 640.

Digitized by Google

Sarisse eines Wachtpostens ergriffen und damit den Klitus erstochen. Dann habe er, wie Einige berichteten, in der Verzweiflung die Sarisse gegen die Mauer gestemmt, um sich hineinzustürzen. Beides ist mit einem Langspieß kaum ausführbar; eine 18—21 Fuß lange Stange ist ein so überaus schwerfälliges Instrument, man braucht so viel Raum, es zu bewegen, so viel Zeit, es richtig, im Schwerpunkt anzufassen, daß man in einem von vielen Menschen angefüllten Bankettsaal kaum damit hantiren kann.

Als Alexander kurz vor seinem Tode Barbaren in sein Heer aufnimmt, giebt er ihnen nach Arrian (III, 6, 5) „δόρατα Μακεδονικὰ ἀντὶ τῶν βαρβαρικῶν μεσαγκυλῶν.“ Daß die Quelle, der Arrian diese Nachricht entnommen hat, hier nicht den Ausdruck „Sarisse“ gebraucht, sondern „macedonische Spieße“, scheint mir nicht dafür zu sprechen, daß der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten der Spieße sehr groß war.

Die einzige Stelle, die bei Arrian dafür spricht, daß die Sarisse ein Langspieß war, ist die Schilderung des Anrückens der Phalanx in der Schlacht bei Gaugamela (III, 14): „ἥ τε φάλαγξ ἡ Μακεδονικὴ πυκνὴ καὶ ταῖς σαρίσσαις πεφρικυῖα ἐμβεβλήκει“. Wenn wir aber von dem Fußvolk in der Schlacht am Hydaspes, von dem ausdrücklich gesagt ist, daß es Hypaspisten waren, lesen (V, 17, 7): „τοὺς πεζοὺς ξυνασπίσαντας ὡς ἐς πυκνοτάτην ξύγκλεισιν ἐπάγειν τὴν φάλαγγα ἐσήμηνε“, so scheint die Beweiskraft der ersten Stelle wieder aufgehoben. Polybius IV, 64, 6 f. gebraucht sogar von Peltasten die Ausdrücke „συνασπίζειν“ und „συμφράττειν τοῖς ὅπλοις“.

Sehr häufig spricht Arrian (I, 27, 8; III, 23, 3; IV, 6, 3; IV, 28, 5) von den „leichteren Hopliten“ („τῶν ὁπλιτῶν ὅσοι κουφότεροι“ „τῆς Μακεδονικῆς φάλαγγος τοὺς κουφοτάτους“ „τῆς φάλαγγος ἐπιλέξας τοὺς κουφοτάτους τε καὶ ἅμα εὐοπλοτάτους“) oder umgekehrt (II, 4, 3) von den schwer Bewaffneten „σὺν ταῖς τάξεσι τῶν πεζῶν ὅσοι βαρύτερον ὡπλισμένοι ἦσαν“. Da die sonstigen Unterschiede der Bewaffnung innerhalb der Phalanx doch nicht so bedeutend gewesen sein können, so ist das vielleicht in der Hauptsache auf den kürzeren handlichen Spieß der vorderen Glieder im Gegensatz zu dem unbeholfenen Langspieß zu beziehen.

In den Schlachtschilderungen Diodors finden wir nichts, woraus über den eigenthümlichen Charakter der Sarissen-Phalanx etwas zu entnehmen wäre. In der Schlacht am Hydaspes (XVII, 88) erzählt er, wie die Macedonier mit ihren Sarissen das indische Fußvolk zwischen den Elephanten niederstachen. Da wir nun aus Arrian (vgl. oben die Analyse der Schlacht am Hydaspes) wissen, daß hier nur Hypaspisten, nicht Pezetären zur Stelle waren, so könnte man gradezu schließen, daß auch die Spieße der Hypaspisten Sarissen genannt wurden.

Buch XVII, cap. 100 schildert uns Diodor den Zweikampf des Atheners Dioxippos mit dem Macedonier Korragos. Dioxippos war nach Art des Herakles nur mit einer Keule bewaffnet. Korragos schleuderte zuerst eine Lanze (λόγχην) gegen ihn; Dioxippos wich ihr aus: εἶθ' ὁ μὲν

Digitized by Google

τὴν Μακεδονικὴν σάρισαν προβεβλημένος ἐπεπορεύετο, ὁ δὲ ἐγγίσαντος αὐτοῦ τῷ ῥοπάλῳ πατάξας τὴν σάρισαν ἀπέθραυσεν". Hier ist die Sarisse zweifellos als ein Langspieß gedacht.

In der Pflanzenkunde des Philosophen Theophrast, des Schülers des Aristoteles, finden wir die Notiz (III, 12, 2) „τὸ δὲ ὕψος τοῦ ἄρρενος (κρανείας) δώδεκα μάλιστα πήχεων, ἡλίκη τῶν σαρισῶν ἡ μεγίστη". „Der männliche Kornelkirschbaum wird höchstens 12 Ellen hoch, so lang wie die größte Sarisse." Theophrast ist gestorben im Jahre 287; historische Ereignisse erwähnt er noch aus den Jahren 307 und 306.[1]) Das Buch ist also geschrieben zur Zeit der Diadochen zwischen 306 und 287. Wenn damals die größte Sarisse 18 Fuß lang war, so läßt das den Schluß zu, daß sie in der Zeit Alexanders und Philipps jedenfalls nicht länger war. Es ist aber noch nicht gesagt, daß auch nur in der Zeit des Theophrast die Phalangiten 18 füßige Sarissen gebraucht haben. Es wäre auch möglich, daß der Philosoph mit der „längsten Sarisse" keine Feld-Waffe, sondern eine im Belagerungskrieg, bei der Mauer-Vertheidigung oder auf den Schiffen gebrauchte, im Auge gehabt hat. Daß thatsächlich der männliche Kornelkirsch-Baum (das Holz, aus dem die sogenannten Ziegenhainer Stöcke gemacht werden) in jenen Gegenden höchstens 18 Fuß lang wird, wird mir von unseren Botanikern bestätigt. Theophrast bezeugt uns also, daß auch die nächsten Nachfolger Alexanders die Polybianische Sarissen-Phalanx mit 21 Fuß langen Spießen noch nicht hatten.

Die Schilderung, die Plutarch im Philopömen cap. 9 von der Einführung der Sarisse bei den Achäern giebt, ist nicht verwerthbar. Es erscheint nach ihm, als ob die Achäer bis auf Philopömen überhaupt keine wirklichen Hopliten gehabt hätten.

Bei den Lacedämoniern soll Kleomenes (nach Plutarch, Kleomenes cap. 11 und cap. 23) die Sarisse eingeführt haben. Worin man ihren Vortheil sah, ist nicht gesagt; eine Polybianische Phalanx können die Lacedämonier doch wohl schwerlich gebildet haben. In der Schlacht von Sellasia soll grade die macedonische Phalanx und ihre Bewaffnung den Kleomenes niedergerungen haben (cap. 28).

Die ausführliche Schilderung, die nun Polybius (XVIII, 28—32) von der macedonischen Phalanx gegeben hat, hat deshalb so viel Schwierigkeiten gemacht, weil die Länge, die für die Sarisse angegeben wird, nämlich 16 Ellen reglementsmäßig, 14 Ellen thatsächlich, praktisch unmöglich schien und weil zweitens Polybius sowohl den Römern wie den Macedoniern drei Fuß Rottenbreite giebt, zugleich aber behauptet, ein Legionar habe die doppelte Breite eingenommen wie ein Phalangit. Die in der Hauptsache richtige Lösung ist gefunden in einem Artikel von Rud. Schneider in der Philolog. Wochenschr. vom 15. Mai 1886 (Nr. 20) und in der Abhandlung von Dr. Edmund Lammert, „Polybius und die römische Taktik", Programm des Kgl. Gymnasiums zu Leipzig, 1889.

[1]) Zeller, Gesch. d. Philosophie II, 2 S. 640.

Digitized by Google

Was die Rottenbreite betrifft, so ist klar, daß eine von den beiden Angaben Polybius' fallen muß. Früher neigte man meist dazu, die drei Fuß für die Phalangiten anzunehmen und den Legionaren, die für den Kampf mit dem Schwert Raum gebrauchen, 6 Fuß zu geben. Auch Stoffel in seiner Geschichte Cäsars nimmt dies an. Schneider und Lammert haben jedoch sowohl durch sachliche Betrachtung, wie durch kritische Erwägung aller überlieferten Quellen-Stellen ganz klar nachgewiesen, daß das unrichtig ist, und wenn ich selber früher den Einwand erhoben habe, daß bei $1\frac{1}{2}$ Fuß auf den Mann kein Raum bleibe für das Halten der Spieße, da ja der Mann selbst etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß breit ist, so hat mich die Praxis gelehrt, daß dieser Einwand keine Berechtigung hat. Die Berliner akademischen Turnvereine waren so entgegenkommend, sich mir für ein Sarissen-Exerzieren zur Verfügung zu stellen. Wir komponirten auf dem großen Spielplatz von Schönholz eine Phalanx zunächst mit lauter Stangen von einigen 20 Fuß Länge und versuchten, in wie gedrängter Stellung sich der Haufe noch bewegen könne. Es ergab sich, daß mit gefälltem Spieß die Bewegung noch ganz gut möglich war, indem auf den Mann noch nicht zwei Fuß Breite kam. Die Stangen waren ja sehr schwer zu hantiren, aber es war ziemlich feuchtes, starkes Fichtenholz. Die Angabe, daß die Phalangiten auf $1\frac{1}{2}$ Fuß gestanden haben, wird ja namentlich im Ernstfall nicht mathematisch genau zu nehmen sein. Aber wenn man sich eingeübte Leute und Spieße von trockenem Holz vorstellte, so konnte man mit Fug behaupten, daß die Aufstellung und Bewegung zu anderthalb Fuß ganz wohl möglich sei.

Besonders gut gelang das Experiment, als wir nun nach Lammerts Vorschlag die vordersten Glieder nicht mit den ganz langen, sondern mit abgestuft kürzeren Stangen bewaffneten. Selbst die Spitzen des sechsten Gliedes ragten noch aus der Front hervor, und der ganze Haufe bewegte sich ohne Schwierigkeit, selbst im Marsch-Marsch.

Durch diesen Versuch wird auch definitiv der Widerspruch beseitigt, den Soltau im Anschluß an seinen Aufsatz im Hermes, Bd. 20, S. 362, gegen Lammert in der Deutsch. Lit.-Zeit., Nr. 37, Jahrgang 1890, erhoben hat. Soltau will die Polybiusstelle so auslegen, daß die Römer ursprünglich mit drei Fuß Rottenbreite gestanden, zwischen den Manipeln aber beim Anmarsch breite Lücken gelassen hätten und diese kurz vor der Attacke dadurch ausgefüllt, daß sie auf 5—6 Fuß Abstand nahmen; wenn Polybius noch einmal von drei Fuß spreche, so sei damit der Mann selbst nicht eingerechnet (χάλασμα καὶ διάστασις). Dem Wortlaut nach wäre diese Erklärung, wenn wir nichts als diese Polybius-Stelle hätten, vielleicht nicht so ganz ausgeschlossen; man braucht aber nur einmal eine solche Aufstellung vor Augen gehabt und nachgemessen zu haben, um sich zu überzeugen, daß sie sachlich ganz unhaltbar ist. Eine Aufstellung mit drei Fuß Rottenbreite ist schon so überaus locker, daß es ganz ausgeschlossen ist, sie als πυκνότης zu bezeichnen; sechs Fuß aber würden kaum noch einen Zusammenhang bestehen

Digitized by Google

lassen, und das Manöver des Abstandnehmens beim Anmarsch zur Attacke wäre ganz unausführbar. Die unter Berücksichtigung aller sonstigen einschlägigen Stellen sehr sorgfältig durchgeführte Interpretation Lammerts darf also bestehen bleiben. Ganz gut hat Liers, Kriegswesen der Alten, S. 45 auch darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Schilderung bei Thucydides V, 71, auf eine enge Stellung der griechischen Hopliten schließen lasse.

Lammert ist übrigens der Ansicht, daß der Widerspruch in Polybius' Darstellung nicht dem Historiker zur Last falle, sondern daß das Exzerpt, das uns vorliegt, überarbeitet worden sei. Für alle Einzelheiten verweise ich den Leser auf diese vortreffliche Untersuchung.

Um dem Einwand Rüstows und Köchlys zu begegnen, daß die Sarissen, so wie Polybius sie beschreibt, nicht hätten gehalten werden können, da der Schwerpunkt zu weit vorn liege, hat Lammert noch die Annahme gemacht, daß das hintere Ende durch einen starken Metallbeschlag beschwert gewesen sei, und das schien auch mir zuerst ganz einleuchtend. Ich bin jedoch von dieser Ansicht zurückgekommen durch den Vergleich mit der Waffe, die der Sarisse am ähnlichsten, ja wohl kongruent ist, dem Langspieß der Schweizer und der Landsknechte. Demmin, „Die Kriegswaffen in ihrer geschichtlichen Entwickelung" (3. Aufl.) S. 779 giebt an, diese Spieße seien 7—8 Meter lang gewesen, „also 2—3 Meter länger als die 5—6 Meter lange macedonische Sarisse." Diese Angabe ist wohl sicher unrichtig. Die Sarisse war, wie wir wissen, bis zu 24 Fuß, also über 7 Meter lang, deutsche Spieße dieser Länge aber scheint es nicht gegeben zu haben. Wendelin Böheim in seinem „Handbuch der Waffenkunde" giebt S. 319 als „durchschnittliche Länge" der deutschen Langspieße 4,5 Meter (= 15 Fuß) an und als Maximum 5 Meter (noch nicht 17 Fuß.) Das ist, wie wir sofort sehen werden, wieder etwas zu wenig.

Diese alten deutschen Langspieße sind heute sehr selten, und das Berliner Zeughaus besaß früher keinen einzigen. Herr Direktor von Ubisch hatte jedoch die Güte, auf meinen Wunsch einen zu beschaffen. Außerdem habe ich Erkundigungen beim Museum Carolino-Augusteum in Salzburg und dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich eingezogen, die die meisten Langspieße besitzen, und von beiden Direktionen in liebenswürdigster Weise Auskunft erhalten. Endlich hat mich bei der Untersuchung der Holzarten mein hiesiger Kollege der Botanik, Herr Privatdozent Dr. Reinhardt, unterstützt.

Der Berliner Langspieß ist 17 Fuß lang (über 5 Meter); von den 31 Spießen, die Salzburg besitzt, ist der längste etwas über 17 Fuß lang (515 Zentimeter); von den 18 Spießen in Zürich die vier längsten etwas über 18 Fuß (540 bis 544 Zentimeter). Bleibt diese Länge auch hinter der nach Polybius thatsächlich angewandten Sarisse von 21 Fuß um fast drei Fuß zurück, so sind die Waffen sich doch ähnlich genug, um einen Rückschluß zuzulassen.

Lammert theilt nun eine Berechnung mit, wonach eine Sarisse aus trockenem Eschenholz, 6,5 Meter (= rund 14 griech. Ellen oder 21 Fuß)

Digitized by Google

Länge, unten 5 Zentimeter, oben 3 Zentimeter im Durchmesser, 5,6 Kilogramm Holzgewicht haben würde; dazu die Eisenspitze 270 Gramm. An einem solchen Spieß hält er eine Beschwerung von 2,4 Kilogramm am Fußende für wahrscheinlich.

Ich habe ebenfalls sowohl für Kiefer wie Esche und Kornelkirsche Berechnungen machen lassen, die damit übereinstimmen. Das spezifische Gewicht des Eschenholzes ist 0,59, des besten Kiefernholzes 0,63, der Kornelkirsche 0,81. Das letzte ist also außerordentlich schwer, kommt aber für die ganz langen Spieße nicht in Betracht. Kiefernholz ist verschieden, je nach dem Boden, auf dem es gewachsen ist; es giebt auch noch brauchbares, das leichter ist als Esche. Vermuthlich haben die Griechen wie die Schweizer passendes Holz auf magerem, nicht zu feuchtem Boden für den Bedarf an Spießen besonders gezogen. Esche wächst nicht leicht in dieser Länge ganz gerade. Ob die Macedonier nun Esche oder Kiefer gebraucht haben, der Unterschied ist nicht sehr erheblich.[1]) Was die Stärke betrifft, so hat der Berliner Spieß fast gar keine Verjüngung und einen Durchmesser von etwa $3^1/_2$ Zentimeter. Die Salzburger und Züricher Spieße sind durchweg in der Mitte am stärksten; die Salzburger haben hier 13 Zentimeter, am Fußende 8,5, am Beginn des Eisens 7,5 Zentimeter Umfang, also in der Mitte einen Durchmesser von etwas über 4 Zentimeter. Bei den Zürichern ist der stärkste in der Mitte 4 Zentimeter, an der Spitze 3,1, am Fußende 3,2 Zentimeter stark. Böheim (S. 312) giebt als Dicke 4,5 Zentimeter an. Das stimmt also im Durchschnitt mit Lammerts Annahme überein. Alle die deutschen Spieße aber haben kein Gegengewicht, nicht einmal eine Hülse am Fußende. Nur eine Anzahl kurzer Spieße des Züricher Museums, die ins 17. Jahrhundert gesetzt werden, haben eine solche.

Wenn also die Deutschen ihre Langspieße ohne Gegengewicht führen konnten, so werden wir von den Macedoniern dasselbe annehmen dürfen, und der oben beschriebene Versuch in Schönholz spricht ebenfalls dafür.

Besonders aufgefallen ist mir übrigens bei diesem Versuch noch, wie unbequem die langen Stangen im Marsch zu tragen waren; hier machten sie mehr Schwierigkeiten als gefällt in der Attacke.

---

[1]) Bei Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei den Griechen und Römern Bd. II S. 252, S. 263, S. 285, S. 289 sind Quellenstellen angeführt, die auch Spieße (resp. Wurfspieße) aus Buchenholz, Eiche, Pinie, Eibe bezeugen. Bei der Kiefer ist die Verwendung für Spieße merkwürdiger Weise garnicht genannt; dagegen Tanne S. 289. Ueber das Vorkommen der verschiedenen Hölzer im alten Griechenland Neumann u. Partsch „Physik. Geographie von Griechenland" S. 365 ff.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Berufs-Armee. Kohorten-Taktik.

Die im zweiten punischen Kriege gebildeten militärischen Kräfte der Römer hatten genügt, die Mächte des Ostens zu überwinden; zwei, Macedonien und Syrien, wurden niedergeworfen, die dritte, Aegypten und die meisten kleineren Staaten schlossen sich den Römern freiwillig an und ordneten sich ihnen unter. Von jetzt an gab es Niemand mehr, der gegen Rom hätte offensiv werden können. Aber die allmähliche Durchführung der direkten römischen Weltherrschaft machte noch fortwährend kleinere und größere Kriege nöthig, in denen sich die militärische Tradition erhielt und fortpflanzte. Man kämpfte gegen die Gallier in Oberitalien, in Spanien, machte Macedonien den Garaus, bändigte Griechenland, zerstörte Karthago, schlug sich mit einem Numider-König. Oft erst nach anfänglichen Niederlagen und langem Hin- und Herschwanken gewannen die Römer endlich in diesen Kriegen die Oberhand. Das neue Kriegswesen, wie es Scipio geschaffen, hätte, da es den Hannibal überwand, mit Leichtigkeit den orbis terrarum unterthänig gemacht, wenn es sich als eine organische Institution dem Körper der römischen Republik hätte eingliedern lassen. Aber es stand in innerem Widerspruch zur Republik, und in diesem inneren Widerspruch bewegt sich von jetzt an die römische Kriegsgeschichte und mit ihr die römische Geschichte überhaupt. Die alte Verfassung, wonach die beiden Jahres-Bürgermeister die Heere kommandirten und die Legionen nach Bedürfniß aus den Bürgern ausgehoben und wieder aufgelöst wurden, bestand fort, hätte aber, thatsächlich angewandt, weder die Aufgaben der römischen

Digitized by Google

Politik erfüllen, noch ertragen werden können. Die allgemeine Wehrpflicht läßt sich nicht auf einen dauernden Kriegszustand anwenden, wie ihn Rom jetzt durchzuhalten hatte, und die Soldaten, die in Spanien und in Asien, in Afrika und an den Alpen zu fechten hatten, konnten nicht zugleich Bürger sein. Es läßt sich berechnen, daß bei gesetzlicher allgemeiner Wehrpflicht thatsächlich nur ungefähr der zehnte Theil der wehrfähigen römischen Jugend die Waffen trug[1]), dieser aber streifte den Bürger allmählich mehr und mehr ab und bildete wirkliches Soldatenthum aus. Dieses berufsmäßige Kriegerthum war nun wohl eine Thatsache, aber keine konstitutionelle Einrichtung geworden, und die Maschine funktionirte in Folge dessen mit der größten Unregelmäßigkeit. Die Bürgerwehr brach durch das Berufs-Soldatenthum, namentlich im Oberbefehl, immer wieder durch.

Man siegte trotzdem, da bei dem ungeheueren materiellen Uebergewicht Roms über alle anderen Staaten zeitweilige Niederlagen und längeres Hinschleppen wenig Schaden anrichteten, und der Bestand von berufsmäßig ausgebildeten Kriegern, Generalen, Offizieren, Soldaten, groß genug blieb, um endlich doch, sobald ein wirklich fähiger Mann die Sache in die Hand bekam, ein brauchbares Heer zu organisiren und den entscheidenden Schlag zu führen.

Im dritten Jahrhundert, während der punischen Kriege, wird man annehmen dürfen, daß etwa ein Drittel der freien Einwohner Italiens das römische Bürgerrecht besaß. Wenn also die Römer die etwas kleinere, die socii die größere Hälfte des Landheeres stellten und die socii navales das Hauptkontingent für die Flotte, so war die Wehrpflicht ziemlich gleichmäßig vertheilt. Während des zweiten punischen Krieges hatten jedoch die Römer selber die Hauptlast tragen müssen, da ein Theil der Bundesgenossen abfiel, ein anderer in der Gestellung lässig wurde. Nach dem Siege zogen nun die Römer die Bundesgenossen um so stärker heran;

[1]) Schon J. J. Müller im „Philologus" Bd. 34 S. 125 (1876) hat bemerkt, daß die vier regulären Legionen unmöglich die ganze Masse der Kriegsdienstpflichtigen (νεανίσκοι) hätten aufnehmen können; er meint, es seien deshalb je nach Bedürfniß die jüngsten Jahrgänge, also z. B. 10 eingezogen worden. Aber selbst das giebt schon viel zu viel.

Digitized by Google

der bei Weitem kleinere Theil des Heeres besteht jetzt aus Bürgern; man warb auch in den Provinzen und nahm alle Art Söldner, Numider, Balearen, Gallier, Iberer, Kreter in Dienst und ließ die griechischen Bundesgenossen Hülfstruppen stellen. Das eigentlich römische Heer war in der Regel nur 4 Legionen, 18000—20000 Mann stark; mit allen Kontingenten aber hatte die Republik etwa 50000 Mann ziemlich ständig unter den Waffen, die von Zeit zu Zeit, wenn in Spanien eine Empörung ausbrach oder zum Zweck der Bezwingung Karthagos, während man gleichzeitig in Macedonien und Griechenland kämpfte, vermehrt wurden.

Auf eine etwas härtere Probe wurde die Republik gestellt, als ein neuer barbarischer Feind an der Grenze erschien und Italien mit einem Einfall bedrohte, die Germanen. Die Römer erlitten eine Reihe von Niederlagen (113 unter Papirius Carbo in Noricum, 109 unter M. Junius Silanus bei den Allobrogern, 107 unter L. Cassius an der oberen Garonne und 105 unter Mallius Maximus, Cäpio und Aurelius Scaurus bei Arausio) bis endlich C. Marius mit einem neugebildeten Heer bei Aquä Sextiä 102 die Teutonen und Ambronen und bei Vercellä 101 die Cimbern und Tigoriner besiegte und vernichtete. Wie groß die Furcht der Römer gewesen war, erkennen wir aus dem Ruhm und der Stellung, die Marius durch seinen Sieg gewann. Sechs Mal hintereinander hatte das Volk ihn, den avancirten Feldwebel, zum Konsul gewählt, und nach dem Siege wurde er begrüßt als der dritte Gründer Roms, aber alle Einzelheiten des Krieges, die berichtet werden, erweisen sich bei näherer Betrachtung als Wachtstuben-Geschichten und Adjutanten-Klatsch, so daß man für die Kriegsgeschichte nichts daraus entnehmen kann. Der Krieg ist aber für uns sehr wichtig dadurch, daß er die allmählich vollzogene Umwandlung des römischen Heeres aus einem Bürgerheer in eine Berufs-Armee formell in einer neuen Organisation zum Ausdruck und dadurch zum Abschluß brachte. Direkt ist zwar auch das nur theilweise überliefert, aber alle Anzeichen weisen darauf hin, daß Marius der Schöpfer der Organisation war, die uns später mit größerer Deutlichkeit entgegentritt.[1])

[1]) Fröhlich, Kriegswesen Cäsars p. 13, 14, macht einige Zweifel geltend, ob die definitive Einführung der Kohorten-Taktik wirklich Marius zuzuschreiben sei. Madwig hat sie erst in den Bundesgenossenkrieg setzen wollen. Auf der andern

Digitized by Google

Die Eintheilung der Legionen nach den drei Jahrgangs-Gruppen, Haſtaten, Principes, Triarier muß ſchon im zweiten puniſchen Kriege zu einer reinen Formalität geworden ſein. Die beiden legiones urbanae, die Jahr für Jahr gebildet wurden, müſſen faſt ganz aus eben zur Dienſtfähigkeit herangewachſenen jungen Leuten beſtanden haben, und die Triarier in ihnen waren ſo wenig erfahrene Kriegsgeſellen[1]) wie etwa die junge Garde Napoleons 1814, die aus lauter Rekruten beſtand; umgekehrt waren in den älteren römiſchen Legionen auch die Haſtaten ſchon nicht mehr ſo ganz jung, ja in den Cannenſiſchen Legionen, die noch bei Naraggara fochten, müſſen ſelbſt die jüngſten erheblich älter geweſen ſein, als die berühmten Brummer, „die alte Garde“ Napoleons.

Auch der Sinn der Alters-Gruppirung war geſchwunden, ſeit die Abtheilungen zu Treffen geworden waren. Indem die Triarier, die hatten geſchont werden ſollen, jetzt beliebig aus dem Hintertreffen auf eine Flanke oder zum Kehrtmachen oder zu einer Detachirung kommandirt wurden, konnten ſie grade auf Stellen gelangen, die die allergrößten Gefahren und Verluſte drohten.

Wenn ſich trotzdem der Schematismus der Drei-Theilung noch 100 Jahre lang erhielt, ſo erklärt ſich das durch die natürliche Stabilität jeder einmal beſtehenden Organiſation.[2])

Die Doppel-Stellung der Veliten, als Train-Knechte und Burſchen auf der einen, Leichtbewaffnete auf der andern Seite, iſt, wie wir ſahen, vielleicht ſchon im zweiten puniſchen Kriege modifizirt worden.

Marius hob alle dieſe Unterſcheidungen nunmehr auf. Die Trainknechte nnd Burſchen wurden überhaupt nicht mehr als

---

Seite kann man ſie vielleicht ſchon im Jugurthiniſchen Kriege nachweiſen. Ich denke doch, alle Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß Marius der Reformer war. Die Kohorten, die im Jugurthiniſchen Krieg (Salluſt, 51, 3. 100, 4) genannt werden, brauchen nicht als taktiſche Körper, ſondern als bloße Theile der Legion aufgefaßt zu werden, und wenn nach einem Siſenna-Fragmente noch im Bundesgenoſſen-Kriege einmal manipulatim gefochten wird, ſo iſt daraus wenig zu ſchließen, da es ja nach wie vor Manipel gab.

[1]) Schon Nitzſch, Geſch. d. röm. Republik (herausg. v. Thouret) I, 181 macht darauf aufmerkſam, daß, wenn (nach Cannä) Legionen hintereinander aufgeſtellt erſcheinen, das damit zuſammenhänge, daß in den neugebildeten Legionen der Unterſchied des Alters nicht in dem Maaße wie früher hervortrat.

[2]) Wenn Livius VII, 31 (z. Jahre 340) die Haſtaten und Principes einer Legion detachirt werden, oder X, 14 (z. Jahre 297) die Haſtaten einer Legion, ſo hat das natürlich hiſtoriſch keinerlei Werth, mag aber als Reflex des Verfahrens im zweiten Jahrhundert hier angeführt werden.

Digitized by Google

Kombattanten gezählt und schieden aus der Legion aus.[1]) Der Dienst der Leichtbewaffneten wurde jetzt ganz an eigene Korps von Bogenschützen und Schleuderern verwiesen. Die Legion bestand aus gleichmäßig bewaffneten und gearteten Hopliten; die Zahl der Manipel blieb, aber jeder Manipel wurde gleichmäßig auf 200 Mann Stärke gebracht und je drei Manipel zu einer Kohorte zusammengefaßt.

Die Kohorte von 600 Mann, also etwa dem modernen Bataillon entsprechend, bildet von jetzt an den taktischen Körper. Die Legion hat 10 Kohorten oder 6000 Mann.

Die neue Formation lehnt sich insofern an die Vergangenheit an, als eine Kohorte von drei Manipeln bereits existirte. Die Kontingente der Bundesgenossen, die ja keine ganzen Legionen stellen konnten, aber sonst dieselbe Organisation wie die Römer haben mußten, hießen von je Kohorten und waren eingetheilt in Hastaten, Principes und Triarier.[2]) Diese Kohorten aber hatten keine taktische Bedeutung. Im Lager wurden sie vermuthlich zu Legionen kombinirt und bei der Aufstellung zur Schlacht insofern aufgelöst, als die Hastaten zum ersten, die Principes und Triarier zum zweiten resp. dritten Treffen kamen. Die Kohorten des Marius sind etwas ganz Anderes. Sie bleiben zusammen, sie bilden einen, sie bilden den taktischen Körper.

Die bisherigen Manipel bildeten noch keinen taktischen Körper; dazu sind sie zu klein. Sie haben noch keine wahre Selbständigkeit; wenn es auch im einzelnen Falle vorkommen mag, daß ein einzelner Manipel oder mehrere zusammen selbständige Bewegungen machen oder eine isolirte Aktion vollführen, so ist es im Princip doch das ganze Treffen oder ein zu bestimmender Theil des Treffens, der operirt. Der alte Manipel ist nur 60 oder 120 oder höchstens

---

[1]) In der Livius-Epitome LXVII ist angegeben, daß in der Schlacht von Araustio 80 000 Soldaten, 40 000 Troßknechte und Marketender (calones et lixae) gefallen seien. Die Zahlen sind sicherlich sehr übertrieben, aber daß zu dieser Zeit auf den Troß 50% der Kombattanten gerechnet wurden, ist vielleicht zu verwerthen. Man könnte daraus schließen, daß schon vor Marius die Veliten zum großen Theil oder zuweilen vielleicht ganz aus den Legionen verschwunden waren und das Burschen- und Troß-Wesen sich praktisch anders organisirt hatte.

[2]) Das ist freilich nicht direkt bezeugt, aber wie Marquardt II, 399 bemerkt hat, sehr wahrscheinlich. Vgl. Polybius XI, 23, wo gesagt ist, daß drei σπεῖραι (Manipel) eine Kohorte genannt werden.

Digitized by Google

150 Mann stark; die neue Kohorte hat 600. Diese Abtheilung, durch und durch exerzirt, kann nunmehr jede Bewegung ausführen, und jede Form annehmen, die befohlen wird. Die Treffen werden nach Kohorten gebildet. Der Feldherr kann anordnen, daß das Heer sich in einem, zwei, drei oder vier Treffen aufstelle. Er kann das eine Treffen stärker, das andere schwächer machen. Er kann einen Haken bilden; die Kohorten mit dem Rücken gegeneinander stellen, so daß eine doppelte Front entsteht. Er kann jede Kohorte von dem Platz, wo sie steht, wegziehen und auf einen andern stellen.

Die Legion ist immer nur ein administrativer Körper gewesen; der ursprüngliche taktische Körper ist die ganze Phalanx, ob sie aus einer oder mehreren Legionen bestehe. Bei der Phalanx als dem taktischen Körper ist es im Wesentlichen bei den Griechen und Macedoniern geblieben. Die Römer haben die Phalanx erst mit Gelenken versehen, sie dann in Treffen getheilt, endlich in eine Vielheit kleiner taktischer Körper aufgelöst, die im Stande sind, bald zu einer kompakten undurchdringlichen Einheit zusammenzuschließen, bald mit vollendeter Schmiegsamkeit die Form zu wechseln, sich zu theilen, sich nach dieser oder jener Seite zu wenden. Wie ängstlich mußte die alte griechische Hopliten-Phalanx sein gegen einen Flanken-Angriff, namentlich durch Kavallerie! Der römische Feldherr seit Marius befiehlt einigen Kohorten die Deckung nach der Flanke zu übernehmen und fühlt sich gesichert. Wie einfach erscheint eine solche Anordnung, aber dieses Einfache möglich zu machen, die Bildung kleiner Haufen, die so fest zusammenhalten, daß sie taktische Körper bilden, war unendlich schwer. Eine Jahrhunderte lange Entwickelung und die römische Disziplin gehörten dazu; nur dieser eine Staat des Alterthums hat sie wirklich durchgeführt und hat dadurch die Herrschaft über alle anderen gewonnen.

Erst hat man gefunden, daß eine Menge von Einzelkriegern die größte Wirkung ausübe, wenn sie sich zu einer einheitlich wirkenden Masse zusammenschließen. Aber diese Masse war plump und unbehülflich und höchst empfindlich in Flanke und Rücken. Die größte Zahl der Waffen in ihr konnte nicht in Thätigkeit treten.

Aber um an die Stelle des einen großen Haufens eine Anzahl kleinerer zu setzen, die sich gegenseitig sekundirend ihre Schwächen aus-

Digitized by Google

gleichen, dazu bedurfte es einer neuen Kraft, der militärischen Disziplin, die eine Summe von Einzelkriegern zu einer höheren geistigen Einheit verbindet, von einem Willen regiert, fest zusammenhaltend, so daß selbst die ungeheure seelische Erregung, das Gewühl, der Lärm, der Schrecken, die Todesgefahr der Schlacht sie nicht auseinandersprengt. Die Kohorte bleibt in der Hand des Führers, die Führer folgen dem Befehle des Feldherrn.

Die Kohorten-Taktik bedeutet den Höhepunkt der Entwickelung, den die Gefechtskunst der antiken Infanterie zu erreichen vermochte. Die Sache des Künstlers, des Feldherrn ist es von jetzt an, nicht neue Formen zu finden, sondern die gefundenen durchzubilden und zu gebrauchen.

Die Voraussetzung für die Kohorten-Taktik ist das Berufsheer, das an die Stelle des Bürgerheeres getreten ist.

Bis auf Marius scheinen sich die alten Formen der Aushebung noch erhalten zu haben, wenn ihr Wesen auch längst verwandelt war. Die ursprüngliche allgemeine Wehrpflicht war schon lange vor dem zweiten punischen Kriege sehr mild gehandhabt worden. Während dieses Krieges hatte sie noch einmal in der größten Strenge und Ausdehnung funktionirt. Von da an wurde sie obsolet. Die Heere, die Rom ins Feld stellte, waren im Verhältniß zur Bürgerzahl so klein, daß wenige Jahrgänge genügt hätten, sie zu füllen. Statt aber, um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen, immer neue Rekruten einzustellen und auszubilden, nahm man lieber die gedienten Krieger, auch wenn sie wenig Neigung dazu verriethen. Sold, Beute und Triumphal-Geschenke waren aber so reichlich, daß oft auch Viele freiwillig eintraten. Als der Krieg gegen Perseus von Macedonien ausbrach, erzählt Livius (XLII, 32), meldeten sich viele alte Soldaten freiwillig zum Dienst, da sie die reich sahen, die früher gegen Philipp und Antiochus zu Felde gewesen waren. Theoretisch blieb die allgemeine Wehrpflicht bestehen und wurde auch zuweilen angewandt, entweder, indem die Pflichtigen untereinander loosten, oder, indem mit mehr oder weniger Willkürlichkeit die Behörden Einzelne herausgriffen. Man wird annehmen dürfen, daß bei der Loosung der vom Loos Getroffene nicht behindert war, einen passenden Ersatzmann zu stellen, und bei der diskretionären Bestimmung durch die Beamten wurden die Wohlhabenden, die für die Führung ihrer Wirthschaft schwerer

Digitized by Google

entbehrlich waren, verschont oder wußten sich durch Bestechung dem Dienst zu entziehen. Wie sehr der Begriff der Dienstverpflichtung im zweiten Jahrhundert bereits verblaßt war, erkennt man besonders daraus, daß mehrfach berichtet wird, wie bei gefährlichen und wenig Beute verheißenden Feldzügen die Rekruten nicht zusammenzubringen gewesen seien. Die Aufgerufenen brachten allerhand Vorwände, um sich der Einstellung zu entziehen, und man scheute sich, nachzuforschen. Endlich aber blieb doch wieder nichts übrig, als zuzugreifen.[1])

Wiederholt sind Versuche gemacht worden, in dieses System der administrativen Willkür eine gewisse Ordnung zu bringen. Während wir bei Polybius die Bestimmung lesen, daß der römische Bürger verpflichtet sei, 16 Feldzüge oder im Nothfall sogar 20 zu machen, findet sich bei Appian einmal die Bemerkung, daß, wer sechs Feldzüge mitgemacht habe, berechtigt sei, seinen Abschied zu fordern. Es scheint, daß Cajus Gracchus derartige Einschränkungen erneuert oder noch andere getroffen hat, die aber alle wieder aufgehoben werden mußten, als der Cimbern-Sturm Rom in Schrecken setzte und das Vaterland der bewährten und durchgebildeten Soldaten nicht entbehren konnte.[2]) Ein wirkliches System und zuverlässige Ordnung in eine Aushebung zu bringen, die ein unbeschränktes Recht beansprucht, aber nur einen beschränkten Bedarf hat, ist unmöglich; wir werden das später bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen kennen lernen. Das militärische Prinzip, altgediente Leute zu haben, drängt naturgemäß das humane, um der Gerechtigkeit willen die Last einigermaßen gleich zu vertheilen, immer wieder zurück, und die Neigung vieler Soldaten, die sich in längerem Dienst dem bürgerlichen Leben entfremdet haben, ganz im Soldatenstande zu bleiben, kommt dieser Tendenz entgegen. So entsteht ein Widerspruch von Form und Inhalt, ein eigenthümliches Zerrbild einer Aushebung, die thatsächlich aus administrativer Willkür und freier Werbung, „pressen", wie es in der englischen Marinegeschichte genannt wird, zusammengesetzt war. Brachten die Konsuln das formale Recht in gar zu strenge An-

[1]) Livius XLIII, 14. Polybius XXXV, 4.
[2]) Die Quellen-Stellen bei Mommsen, Röm. Gesch. II, 107 und 175. Marquardt II, 381.

Digitized by Google

wendung, so empfanden die Bürger das als Tyrannei und riefen die Hülfe der Volkstribunen an. Livius berichtet zwei Mal, zum Jahre 150 und zum Jahre 138 (Epitome 48 u. 55), daß die Volkstribunen die Konsuln in einem solchen Konflikt ins Gefängniß gesetzt hätten. Marius machte nun all' den antiquirten Formen ein Ende und setzte die reine Werbung an die Stelle. Je mehr Kapitalismus und Sklaverei den alten Mittel- und Bauernstand zwischen sich zerrieben, desto mehr Material bot Italien dem Werbe-Officier. Auch jetzt wurde die allgemeine Dienstpflicht gesetzlich keineswegs aufgehoben und hat später noch die Grundlage zu Aushebungen gegeben, aber wie das Wesen der Armee schon längst bestimmt ist durch das Söldnerthum, so hat sie von jetzt an auch die Formen.

Durch die Verleihung des Bürgerrechts an alle Italiker einige Jahre später wurde auch der Unterschied zwischen den eigentlich römischen Legionen und den socii aufgehoben. Dieser Unterschied war ja immer nur ein politischer, kein militärischer gewesen, etwa wie Rheinbund-Truppen, Italiener, Schweizer im Heere Napoleons. Die Organisation und Fechtart unterschied sich nicht wesentlich. Die auxilia, die von jetzt an bei römischen Heeren erscheinen, sind anderer Natur, es sind besondere Truppengattungen, wie Bogner und Schleuderer, oder Barbaren je nach ihrer Stammesart. Namentlich die Reiterei besteht ausschließlich aus solchen Elementen.

1. Meine Auffassung von der Geschichte der römischen Dienstpflicht weicht von der bis jetzt herrschenden wesentlich ab. Während ich davon ausgegangen bin, daß sie in dem kleinen Urkanton im strengsten Sinne unbedingt allgemein war, will die herrschende Auffassung, daß sie erst allmählich erweitert und endlich im Zeitalter der punischen Kriege allgemein geworden sei. Während ursprünglich alle, die unter 12500 (oder 11000) As besaßen, vom Dienste frei gewesen seien, sei die Grenze später auf 4000 As oder noch weiter für den Landdienst herabgesetzt und die unterste Schicht zu dem Seedienst ausgehoben worden. Nach meiner Meinung ist, da die Dienstpflicht schon vorher allgemein war, durch die Einrichtung des Seedienstes nicht eine neue, bisher nicht existirende Verpflichtung für die Aermeren eingeführt worden, sondern umgekehrt: man schuf eine Schutzbestimmung für die Wohlhabenderen: wer über 4000 As Vermögen hatte, durfte nur für den Land-, aber nicht für den Ruderdienst ausgehoben werden. Keineswegs wurden aber dadurch die unteren Klassen vom Landdienst freigestellt. Das geht mit Sicherheit aus der Thatsache hervor, daß man nach Cannä sogar zwei Legionen aus Sklaven bildete. Ganz gewiß hätte man

Digitized by Google

nicht zu diesem äußersten Mittel gegriffen, wenn noch eine ganze Schicht von Bürgern vorhanden gewesen wäre, die man heranziehen konnte. Man hätte dann doch lieber den Bürgern die Rüstung gegeben und die Sklaven rudern lassen. Die Worte des Polybius (VI, 17, 1—3) vereinigen sich hiermit sehr wohl. Er sagt, dienstpflichtig seien Alle bis zum 46. Lebensjahre „πλὴν τῶν ὑπὸ τὰς τετρακοσίας δραχμὰς τετιμημένων· τούτους δὲ παρὰσι πάντας εἰς τὴν ναυτικὴν χρείαν". Im zweiten Jahrhundert, als Polybius diese Worte schrieb, bedurfte Rom immer nur eines Theiles, meist eines ganz geringen der Wehrpflichtigen. Für den Landdienst werden in den meisten Fällen die Freiwilligen ausgereicht haben. Die besitzenden Klassen schonte man, oder sie wußten sich Schonung zu verschaffen. Für den sehr unbeliebten Matrosen- und Rudererdienst[1]) mußte die Aushebung strenger sein; für diesen wurden also vorweg die Proletarier ausgesondert. Die Grenze von 400 Drachmen (4000 As), die Polybius angiebt, beruhte vermuthlich nicht auf Gesetz, sondern war eine Verwaltungs-Maßregel, ein Senats-Beschluß, der nach Umständen modifizirt wurde. So wird es kommen, daß, während Polybius 4000 als Grenze nennt, Gellius mit 1500 und 375 As die Klasse der Proletarier und capite censi abschließt. Daß der aerarius in der Zeit des zweiten punischen Krieges felddienstpflichtig war, ist, wie schon Mommsen, Staatsr. III, 1, 252 richtig gesehen hat, auch direkt durch mehrere Erzählungen bei Livius (XXIV, 18; XXVII, 11 und XXIX, 37) bezeugt. Diese Erzählungen sind völlig durchschlagend und müssen den letzten Zweifel beseitigen. Es wäre ganz unmöglich, daß uns berichtet wird, wie Leute zu Aerariern gemacht und gleichzeitig ins Feld geschickt wurden, oder daß ein Censor drohte, das ganze Volk zu Aerariern zu machen, wenn mit diesem Stande die Rechtsvorstellung der Dienstfreiheit verbunden gewesen wäre.

Die herrschende Meinung nähert sich nun der meinigen dadurch, daß sie zugiebt, in Noth- und Ausnahmefällen sei ohne Rücksicht auf Klassen und Census ausgehoben worden. Die Reform des Marius habe, wie Mommsen es ausdrückt, darin bestanden, daß er das außerordentliche Verfahren zum regelmäßigen machte. Der Ausweg scheint mir ungangbar 1) weil ich nachgewiesen zu haben glaube, daß schon in der älteren Zeit eine Beschränkung der Dienstpflicht auf die „Klassen" nicht existirt hat; 2) weil, nachdem jedenfalls den ganzen zweiten punischen Krieg hindurch die allgemeine Felddienstpflicht praktisch bestanden und sich im Rechtsbewußtsein eingebürgert hatte, ganz undenkbar erscheint, daß, sage man nun diese Pflicht oder dieses Recht wieder auf die oberen Klassen beschränkt worden wäre. Richtig ist, daß das Landheer eine gewisse höhere soziale Stufe einnahm, weil die Proletarier in erster Linie für die Flotte ausgehoben wurden, und möglicher Weise spielte auch die Beschaffung der

[1]) Daß es sich um diesen, nicht etwa um Seesoldaten-Dienst handelt, ist richtig bemerkt und belegt bei Marquardt, Röm. Staatsverf. II, 380 Anmerk. 10.

Digitized by Google

Waffen noch eine gewisse Rolle, so daß ein ganz Armer nicht direkt Hoplit werden konnte.[1]) Trat ein Proletarier aber zunächst als Velit ein und meldete sich als schon etwas ausgebildeter und disziplinirter Soldat von Neuem, so ist gewiß nicht anzunehmen, daß man ihn nicht zuletzt auch zum Hopliten gemacht hat.

Bestand nun in Rom die allgemeine Wehrpflicht, so ist klar, daß sie schon im ganzen zweiten Jahrhundert sehr lax gehandhabt worden sein muß. Die Census-Zahlen des zweiten Jahrhunderts gehen von 243704 bis auf 337452[2]) (im Jahre 164/3); ein Jahrgang Rekruten war danach wenigstens 10—15000 Mann stark. Das Heer, das regelmäßig ausgehoben wurde, bestand aus 4 Legionen, also 18—20000 Mann. Da wir mit Sicherheit annehmen dürfen, daß sicher Viele, wohl die Meisten von denen, die überhaupt Soldat wurden, dabei blieben und ihre 16, 20 oder auch noch mehr Jahre dienten, so brauchten in gewöhnlichen Zeiten jährlich nicht mehr als 1—2000 Rekruten neu eingestellt zu werden, also statt Aller nur etwa der zehnte Theil der Tauglichen. Die Vorschrift, daß man, um ein öffentliches Amt zu bekleiden, zehn Feldzüge mitgemacht haben müsse, wurde gewiß nicht mehr eingehalten; immerhin war es in einem so kriegerischen Staat nöthig, dem Heere praktisch angehört zu haben, wenn man im öffentlichen Leben eine Rolle spielen wollte, und neben denen, die der Soldatenberuf selber lockte, werden auch aus diesem politischen Grunde nicht wenige junge Leute bereit gewesen sein, einige Sommer die Waffen zu tragen. So fanden sich die willigsten und militärisch brauchbarsten Elemente leicht in genügender Zahl zusammen. Freilich für den undankbaren Krieg in Spanien, gegen Numantia, soll es schwer gewesen sein, Offiziere wie Mannschaften zu erlangen — ein weiterer Beweis, daß eben von einer eigentlichen, regelmäßigen Aushebung für gewöhnlich nicht mehr die Rede war.

Polybius (VI, 19) schildert uns, wie die sämmtlichen kriegsfähigen Römer jährlich nach Rom zur Aushebung zusammenkommen, (ἐὰν δὲ μέλλωσι ποιεῖσθαι τὴν καταγραφὴν τῶν στρατιωτῶν οἱ τὰς ὑπάτους ἔχοντες ἀρχάς, προλέγουσιν ἐν τῷ δήμῳ τὴν ἡμέραν, ἐν ᾗ δεήσει παραγενέσθαι τοὺς ἐν ταῖς ἡλικίαις Ῥωμαίους ἅπαντας) tribusweise die Soldaten aus ihnen ausgewählt und auf die Legionen vertheilt werden.

Nach dem Gesagten ist das ein Idealbild, das in Wirklichkeit etwas anders ausgesehen haben muß. Alle kriegsfähigen Römer wären 150—200000 gewesen, die unmöglich alle Jahre aus ganz Italien auf dem Kapitol zusammenkommen konnten.

Wir werden uns also vorzustellen haben, daß jede Tribus dafür sorgte,

---

[1]) Nach Polybius VI, 39, 15 lieferte der Staat Kleider und Waffen, falls es nöthig war, zog aber den Preis vom Solde ab. Dies soll Tib. Gracchus abgeschafft haben (Mommsen, Röm. Gesch. II, 107); es geschah aber nach Tacitus Ann. I, 17 auch noch in der Kaiserzeit, und die Soldaten beschwerten sich darüber.

[2]) Die Zahlen 394736 und 394336 für die Jahre 125 und 115 werden von Beloch mit gutem Grunde angezweifelt.

Digitized by Google

so viel Leute zu stellen, daß der Bedarf gedeckt werden konnte. Nach den Fehlenden wurde dann nicht weiter gefragt, und das Ganze galt als eine Gestellung aller Kriegsfähigen. Mußten einmal höhere Anforderungen gemacht werden und es fanden sich nicht genug Freiwillige, so wurde thatsächlich konskribirt und unter den Pflichtigen gelooft.[1]) In welcher Art das geschehen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls nicht so, daß erst alle Kriegsfähigen in Rom zusammenkamen und hier die Passenden und Entbehrlichen ausgesucht und zwischen ihnen gelooft wurde, oder so, daß nur gerade der zufällig jüngste Jahrgang herangezogen wurde. Wahrscheinlich fand eine Voruntersuchung und Bezeichnung der Geeigneten schon vorher in den Tribus statt, so daß bei der eigentlichen Aushebung in Rom nur eine übersehbare Anzahl antrat.

Diese Ausführungen würden sich in die herrschende Auffassung noch einfügen lassen. Die wesentliche Differenz bleibt, ob im zweiten Jahrhundert der Ersatz des römischen Heeres grundsätzlich auf die Söhne des Mittelstandes eingeschränkt wurde oder ob es bereits wesentlich ein Berufsheer war, das nur thatsächlich (insofern die Proletarier auf die Flotte kamen, falls für diese ausgehoben wurde) einen gewissen bürgerlich-bäuerlichen Charakterzug behielt. Im ersteren Falle hätte die Reform des Marius das Heer auf eine ganz andere Basis gestellt und etwas ganz Neues geschaffen; im anderen hätte sie einer bereits bestehenden Sache nur die entsprechende Form gegeben, denn jener Rest von bürgerlich-bäuerlichem Charakter ist auch mit Marius noch nicht völlig abgestreift, sondern erst ganz allmählich abgestorben.

Mit dieser meiner, auf die überlieferten Zahlen der Bevölkerung und der Heere gestützten Darstellung läßt sich nun ein anderes Quellen-Zeugniß nicht vereinigen, auf das die herrschende Ansicht sich wesentlich beruft und das man bisher als einen rechten Eck- und Grundstein der Geschichte der römischen Kriegsverfassung angesehen hat. Es ist die Erzählung, die Sallust (bell. Iug. cap. 86) von der Heeres-Reform des Marius giebt: „milites scribere, non more majorum neque ex classibus, sed uti cujusque lubido erat, capite censos plerosque.“ Der natürlichen und wörtlichen Auffassung nach, müßte man meinen, daß bis dahin die Aushebung nach Klassen d. h. den alten Servianischen Schätzungs-Klassen stattfand, und die Proletarier (capite censi) dienstfrei waren. Daß dies nicht angehe, hat man nun längst erkannt. Polybius, der es doch wissen mußte, berichtet nichts von einer Aushebung nach Klassen und läßt nur die unter 4000 As Geschätzten auf die Flotte kommen. Man hat das so ausgeglichen, daß der ursprüngliche Servianische Census der 5. Klasse von 12 500 auf 4000 As herabgesetzt worden sei und daß Sallust nicht eine Aushebung nach den 5 verschiedenen Klassen meine, sondern die „Klassen“ als eine Einheit den Proletariern gegenüberstelle.

---

[1]) Appian, de reb. Hisp. cap. 49 zum Jahre 149.

Digitized by Google

Hiergegen ist einzuwenden, daß die Herabsetzung des Census der 5. Klasse auf 4000 As eine reine Hypothese ist, nur gefolgert daraus, daß umgekehrt Polybius 4000 As als die Grenze der Felddienst-Pflicht angiebt. Mit ebenso gutem Recht könnte man dann auch die Notiz des Gellius (XVI, 10, 10) heranziehen, wonach die Proletarier bis zu 1500, die capite censi bis zu 375 As gingen, und daraus eine Erweiterung der 5. Klasse bis zu diesen Grenzen schließen. Ferner wäre der Ausdruck „classes", wenn Sallust nicht die einzelnen Klassen meinte, recht ungeschickt. Vermöge einer so weiten Interpretation ließe sich zuletzt auch meine Ansicht noch mit dem Satz Sallusts vereinigen, indem man nämlich „ex classibus" als eine allgemeine Umschreibung der etwas höheren Schichten auffaßt, die ja in der That bis dahin noch prävalirten. Aber ich habe keinen Zweifel, daß Sallust das nicht so gemeint hat. Er hat wirklich geglaubt, was er dem Wortlaut nach sagt, daß bis auf Marius noch irgend ein Rest der Aushebung nach den Servianischen Klassen bestanden habe, und ich halte es für einen methodischen Fehler, von vornherein einen solchen Irrthum für unmöglich zu erklären und auf einen solchen Ausspruch eine ganze Entwickelung aufzubauen. Ein sehr erlauchtes Beispiel möge wieder belegen, daß auch bei den hervorragendsten Historikern Irrthümer dieser Art vorkommen. Jedermann wird glauben, daß Heinrich von Sybel oder Heinrich von Treitschke die Geschichte der preußischen Armee-Verfassung gekannt haben, und wenn Beide gar dasselbe sagen, so werden zukünftige Geschlechter es für vermessen halten, eine solche Aussage zu bezweifeln. Beide aber setzen den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht in die Regierung Friedrich Wilhelms I., die bekanntlich erst unter Friedrich Wilhelm III. in den Freiheitskriegen eingeführt wurde. Sybel (Begründ. d. D. Reiches, I, 32) nennt das Kanton-Reglement von 1733 den „ersten Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht" und Treitschke (D. Gesch. I, 75 vgl. S. 153) findet, daß schon unter Friedrich dem Großen „eine der Säulen, welche diesen Staatsbau trugen, der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, langsam ins Wanken gerathen" sei. Auch die Quelle des Irrthums ist in diesem Falle festzustellen. Max Lehmann in seiner Jugend-Schrift „Knesebeck und Schön" (S. 284) hatte den Satz hingestellt, daß Friedrich Wilhelm I. „die Idee der allgemeinen Wehrpflicht, wenn auch nicht in vollem Glanze, so doch in gebrochenem Licht geschaut habe". Diese Ausführung machte ihrer Zeit sehr viel Eindruck; Sybel und Treitschke haben sicherlich geglaubt, sie nur zu wiederholen, machten aber den Fehler, den sie enthält, durch die Ausdrücke, die sie gebrauchen, noch viel stärker, als er schon ursprünglich war. Kein Anderer als Max Lehmann selber hat seitdem der besseren Erkenntniß am meisten zum Siege verholfen. Es ist der Grundgedanke seines „Scharnhorst", daß die allgemeine Wehrpflicht nicht die Fortsetzung, sondern das diametrale Gegentheil der altpreußischen Heeresverfassung und des ganzen altpreußischen Staates gewesen sei. Was Friedrich Wilhelm I. wollte, war die schärfstmögliche Trennung zwischen Bürger- und Soldatenstand. Die allgemeine

Digitized by Google

Wehrpflicht bedeutete in seinen Augen durchaus nichts Anderes als da
was in allen anderen Staaten seiner Zeit, Frankreich, Oesterreich, Rußlan
ebenfalls bestand, daß nämlich der Souverän das Recht habe, seine Unte
thanen nach diskretionärem Ermessen für den Heeresdienst auszuheben. Heu
aber versteht man unter der allgemeinen Wehrpflicht nicht bloß ein abstrakte
Prinzip, sondern ein praktisches System, wie es Preußen, und Preuß
allein unter allen Staaten seit 1813 besaß.

In jenem anderen Sinne müßte man sagen, daß auch Frankreich u
Oesterreich schon vor 1870 die allgemeine Wehrpflicht gehabt hätten, wa
auf ein Spiel mit Worten herauskommen würde. Die Möglichkeit jene
Doppelsinnes aber ist es offenbar gewesen, die zwei so große Gelehrte w
Sybel und Treitschke über ihren Irrthum, den sie, aufmerksam gemach
natürlich selbst sofort erkannt und anerkannt haben würden, hinwe
getäuscht hat.

Man entschuldige die breite Ausführung dieser Analogie, aber sie
von der größten methodologischen Wichtigkeit. Immer und immer wie
bin ich im Laufe dieser Untersuchung in die Lage gekommen, ganz bestim
Aussprüche der alten Schriftsteller über Leistungen und Einrichtungen u
Staaten auf Grund sachlicher Rückschlüsse zu verwerfen, so Herodots
Stadien-Lauf bei Marathon, Livius' Schilderung des Manipular-Gefe
Thucydides' Angabe über die athenische Bürgerzahl, so jetzt Sall
Behauptung über die römische Rekrutirung. So fest ineinandergefügt
Schlüsse mir auch scheinen, so kann ich mich doch selber zuweilen kaum
Besorgniß erwehren, ob das hochaufgethürmte Gebäude auch allen Sti
des Widerspruchs gewachsen sein werde, und muß daher suchen, den
bogigen Mauern durch Strebepfeiler aus dem festen Stein neuester
streitbarer Thatsachen einen unerschütterlichen Halt zu geben.

Kehren wir wieder zu Sallust und der römischen Kriegsverfassung
so bin ich der Meinung, daß die ganze falsche Auffassung der rön
Gelehrten von der ursprünglichen abgestuften Aushebung nach Klassen
Ausschluß der Proletarier zusammenhängt mit dem Ideal einer timokra
Verfassung, das man sich in der Zeit der bürgerlichen Unruhen
und in die Urzeit zurückverlegt hatte. In dem Bann dieser Vorstel
hat auch Sallust gelebt, und das erklärt seinen Irrthum. Aus dieser
stellung ist auch die Erzählung Livius X, 21 erzeugt, daß in dem
schrecken des Jahres 295 vor der Schlacht von Sentinum befoh
„omnis generis hominum dilectum haberi", oder Orosius IV, 1,
Livius, daß man, als im Jahre 280 Pyrrhus nahte, die Legione
Proletarier, die eigentlich immer hätten in der Stadt bleiben sollen,
Nachkommenschaft zu sorgen, vollzählig gemacht habe.

2. Den Uebergang vom Bürger- zum Soldatenthum schei
evocati gebildet zu haben, über deren Wesen es schwer ist, zu kla
schauung zu kommen; die Lösung wird sein, daß der Name in den ve
nen Zeiten Verschiedenes bedeutete. Solche Leute soll es schon im Ja

Digitized by Google

s
n
n
d
n
n
s
,
n
it
it
ie
r
ne
em
gen
g zu
Geist
kratie.
reichen
nd vom
iferſucht
Zeit der
as man,

Digitized by Google

Altgedienten, die das Knochengerüst jedes Manipels bildeten, sondern eine kleine Elite-Schaar, die den gewöhnlichen Dienst nicht mehr zu thun brauchte, aber am Tage der Schlacht in Reih und Glied trat. Bei Thapsus sind nicht nur die Generale (legati) sondern auch die evocati um Cäsar und verlangen, er solle die Schlacht befehlen. Octavian soll später 10000 alte Soldaten als Leibwache um sich gesammelt haben,[1]) offenbar ein Kunstgriff, um die Veteranen zum Wiedereintritt in den Dienst zu bewegen, daß man sie in anderer Form als der des gewöhnlichen Legionsdienstes, unter Zubilligung der bei den evocati üblichen Privilegien zu den Waffen rief.

Die Stellen, wo in den Quellen evocati erwähnt sind, sind gesammelt bei Marquardt II, 387 und Fröhlich, Kriegswesen Cäsars S. 42, wo auch die Charakterisirung als „Stabswache" formulirt ist.

[1]) Appian bell. civ. III, 40.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die Centurionen.

Der eigentliche Träger des neuen römischen Soldatenstandes ist der Centurio. Thatsächlich hat sich Alles gewandelt, vom Feldherrn bis zum gemeinen Soldaten und Trainknecht, und ein Glied ist zuletzt wichtig wie das andere, die Centurionen aber sind in dem neuen Heerwesen das spezifisch römische. Die Feldherren und Oberoffiziere Roms sind, wie sie uns auch bei anderen Völkern begegnen, die Soldaten waren auch nicht wesentlich anders als andere Söldner auch. Die Centurionen aber sind eine ganz eigenthümliche Erscheinung.

Von der sozialen Struktur des römischen Volkes im letzten Jahrhundert der Republik ein völlig klares Bild zu entwerfen, ist bisher nicht gelungen. Wir sehen wohl vor uns mit Deutlichkeit die Aristokratie, die über sehr große Reichthümer verfügt, sich die griechische Bildung aneignet und durch den Senat und die Aemter die sie inne hat, den Staat beherrscht. Sie bildet keine geschlossene Kaste; einem sehr bedeutenden Talent irgend welcher Art aus dem Volke ist es nicht unmöglich, in den regierenden Zirkel einzudringen und dort auch endlich eine gute Aufnahme und große Stellung zu gewinnen. Aber dieser Zufluß bleibt zuletzt nur gering; der Geist des regierenden Optimatenstandes ist der einer erblichen Aristokratie.

Nicht weniger deutlich erkennen wir einen Stand von reichen Geschäftsleuten, die als solche von den hohen Aemtern und vom Senat ausgeschlossen und von einer gewissen politischen Eifersucht gegen die regierenden Optimaten erfüllt sind. Aus der Zeit der Schätzungsklassen heißen diese Geschäftsleute die Reiter, was man,

Digitized by Google

da es zu einer Standesbezeichnung geworden ist, Ritter zu übersetzen pflegt, eine Bezeichnung, bei der man immer hinzufügen muß, daß man sich durch sie nicht irreführen lassen darf.

Endlich erkennen wir auf dem andern Ende der sozialen Leiter ein großes städtisches und ländliches Proletariat, Klein-Bürger und Klein-Bauern.

Die undeutlichen Stellen liegen in der Mitte: wie groß, wie gestaltet, wie ökonomisch situirt, wie abgestuft, wie gebildet diejenigen sozialen Schichten waren, die wir heute als den eigentlichen Mittelstand bezeichnen. Noch mehr als die oberste und die unterste Stufe der freien Bevölkerung ist es diese mittlere, die durch das Institut der Sklaverei sozial verschoben wird und deshalb am schwersten mit den heutigen Zuständen verglichen werden kann. Wie dem aber auch sei und was zukünftige Forschung darüber noch einmal befinden möge, für uns genügt es, diese Feststellung zu machen, da dieser Stand, sozial schwach, wie er auf jeden Fall war, in der römischen Armee, von der wir handeln, keine Stelle hatte.

Bis auf einen gewissen Grad liegt das im Wesen jeder Söldner-Armee: entweder diese hat überhaupt keinen besonderen sozialen Typus oder die unterste und oberste Schicht der Gesellschaft vereinigen sich in ihr, der Mittelstand aber, welche Schicht nun freilich breiter und schmäler sein und breiter und schmäler gefaßt werden kann, fällt aus.

Die strenge Scheidung zwischen Offizierkorps und Mannschaft, die die heutigen Armeen charakterisirt und die wir in Hellas noch nicht finden, erscheint zuerst bei den Römern, aber in anderer Schichtung, als sie uns heute in Deutschland natürlich erscheint. Das Offizierkorps im modernen Sinne bilden in Rom nur die Generale (legati) und Stabsoffiziere (tribuni militum). Diese Stabsoffiziere aber sind die jungen Herren der beiden Aristokratien, der Optimaten und des Ritterstandes, die den militärischen Beruf ergriffen haben. Ihre durchschnittliche militärische Tüchtigkeit ist gering;[1]) aber aus ihrer aristokratischen Erziehung bringen sie doch so viele Vorbedingungen für ihren Beruf mit, daß man sie gut

[1]) Richtig bemerkt und quellenmäßig begründet, aber etwas zu stark ausgedrückt von Fröhlich, Kriegswesen Cäsars S. 19.

Digitized by Google

verwerthen kann, und sobald Einer unter ihnen mit natürlicher militärischer Begabung ausgestattet ist, so kann er leicht noch in den Jahren der besten jugendlichen Elastizität zu großen Kommandos kommen und sich zu einem tüchtigen General ausbilden. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß Aristokratie und Heerführung in einem psychologischen Rapport zueinander stehen, der jene zu einem besonders guten Mutterboden für die Heranbildung zu dieser macht.

In einem festen Verhältniß zu den taktischen Einheiten des Heeres wie in unserer Zeit stehen diese römischen Oberoffiziere in der Zeit der Republik noch nicht. Wir können es uns kaum anders vorstellen, als daß jede Legion ihren Legaten, jede Kohorte ihren Tribunen als Kommandeur gehabt habe. So ist es aber nicht gewesen. Wohl wurden die Tribunen zu den Legionen eingetheilt, aber die Kohorten hatten keinen bestimmten Kommandanten, sondern der Centurio des ersten Manipels hatte gleichzeitig die Führung der ganzen Kohorte. Die Tribunen hatten nur eine wechselnde Oberaufsicht[1]) und übernahmen den Befehl auf Grund von Spezial-Aufträgen; ebenso die Legaten.

Ganz anderer Art sind die Leute, die den Dienst der heutigen Subaltern-Offiziere versehen, die Centurionen. Sie gehen aus den Reihen der Gemeinen hervor, die wieder wesentlich aus den untersten bildungslosen Schichten der Bevölkerung rekrutirt werden. Sie erhalten nicht mehr als das Doppelte des Soldes des Gemeinen, den Cäsar von 120 Denaren (90 Mark) auf 225 (165 Mark) jährlich erhöhte. Die Centurionen entsprechen also unserem Stande der Unteroffiziere, ihre Funktionen aber sind die unserer Hauptleute. Sie üben die Disziplin; in ihrer Hand sind die Manipel, die Mannschaften.

Ausdrücklich hebt Polybius hervor (VI, 24), daß sie nicht bloß mit Rücksicht auf Tapferkeit, sondern besonders auf ihre Führer-Befähigung und Festigkeit ausgewählt werden (ὡς ἡγεμονικοὺς καὶ στασίμους καὶ βαθεῖς ταῖς ψυχαῖς).

Ihr Wesen dürfte für unsere Vorstellungen am anschaulichsten werden, wenn wir sie mit unseren Feldwebeln vergleichen. Die

[1]) Polybius VI, 34.

Digitized by Google

vollkommenste Analogie bieten die französischen Hauptleute, die aus den Unteroffizieren hervorgegangen sind, immer aber mit dem Unterschied, daß sie durch ihr Avancement ins Offizierkorps in eine höhere Gesellschaftsschicht emporgehoben sind, von der sie naturgemäß viele Eigenschaften annehmen, während der römische Centurio sozial bleibt, was er gewesen ist, und demgemäß der ganze Stand seinen eigenthümlichen Charakter ausbildet und bewahrt. Er hat gleichzeitig das stolze Bewußtsein seiner Tüchtigkeit, macht aber doch keinen Anspruch, selber zu den Herrschenden zu gehören. Der Centurio ist römischer Patriot, tapfer und streng; aber sein Gesichtskreis ist eng, er bedarf einer höheren Führung und ist sich dessen bewußt. Nach der Tradition ist es der verfassungsmäßig, auch unter seiner Mitwirkung gewählte Magistrat und der Senat, dessen Autorität er sich unterwirft. Aber je mehr er aufhört, Bürger zu sein und sich bloß als Soldat zu fühlen, desto mehr muß diese konstitutionelle Autorität aus seinen Empfindungen schwinden und an ihre Stelle der Feldherr treten, der ja in demselben Maße den Formen der alten Verfassung entwachsen ist.

Die nächste Analogie zu dem Heer der welterobernden römischen Republik dürfte die englische Armee des 18. Jahrhunderts bieten. Die Ober-Offiziere gehen aus der Aristokratie hervor und beginnen nach kurzer Lehrzeit ihre Laufbahn als Stabsoffiziere; Wellington war mit 24 Jahren Oberstleutnant. Die Masse des Heeres ist geworben und durch strengste Disziplin zusammengehalten; der Grundzug ist aber doch national-englisch. Die Fremden, die zur Ergänzung stark herangezogen werden, bilden eigene Truppentheile. Der Unterschied zwischen dieser Armee und der römischen liegt im Subaltern-Offizierkorps, das sich in England aus Gentlemen, dem ärmeren Adel und höheren Bürgerstand, rekrutirte und streng vom Unteroffizierkorps schied, während der römische Centurio die Funktionen dieser beiden Klassen zugleich versah.

Nach unseren Begriffen bedarf der Hauptmann zur Versehung einer Kompagnie einiger Leutnants und einer ganzen Anzahl Unteroffiziere. Die römische Centurie ist etwas schwächer als eine deutsche Kompagnie, aber immerhin 100 Mann stark; trotzdem hören wir nur von einem einzigen Gehülfen des Centurio, dem „optio“, der nicht einmal den eigentlichen Frontdienst mitversehen

Digitized by Google

zu haben scheint, sondern für die Verwaltung, das Schreibwerk, verwandt wurde.[1]) Wenn dem wirklich so war, so ist es nur dadurch zu erklären, daß die Soldaten, sofern es sich nicht um neuformierte Legionen handelte, fast lauter altgediente Leute waren, die nur in Ordnung zu halten, aber nicht mehr auszubilden und zu unterrichten waren.

Neben dem optio wird noch der tesserarius genannt als der Mann, der die Parole holt, und der signifer; daß diese jedoch irgend welche Dienste als Vorgesetzte der Mannschaft gethan hätten, erfahren wir nicht.

Der zweite punische Krieg hat Rom virtuell das Berufsheer gegeben, aber nicht bloß formell blieb es ein Bürgerheer, sondern thatsächlich dauerte der Uebergang auch noch sehr lange.

Der Zwischenzustand zwischen Bürgerheer und Berufs-Armee im zweiten Jahrhundert prägt sich auch darin aus, daß bei der steten Neubildung der Legionen wie ihrer Offizierkorps dem Einzelnen stets von Neuem seine Stellung angewiesen wird, der Begriff des regelmäßigen Avancements also noch fehlt. Wohl hatten die Centurionen unter sich die unumgängliche Rangordnung, der zweite Centurio des zehnten Manipels der Hastaten war der unterste, der erste Centurio des ersten Manipels der Triarier, der primus pilus, war der oberste, aber die Ernennung zu einer solchen Stelle gab keinen dauernden Charakter. Die Konsuln und Kriegstribunen, die ja ebenfalls fortwährend wechselten, besetzten die Stellen bei jeder Neuformirung nach diskretionärem Ermessen von Neuem. So lange der bürgerliche Charakter der Legion vorherrschte, hatte das nichts Störendes; auch der Konsul dieses Jahres hatte ja im nächsten Jahr einem andern zu gehorchen, und bei den Athenern konnte ein Bürger in dem einen Jahr als Feldherr, im nächsten wieder als Gemeiner dienen.

Die römischen Centurionen aber empfanden allmählich zu soldatisch, um ein Wiederherabsteigen, das natürlich auch häufig vom bloßen Zufall oder Launen diktirt wurde, nicht als Kränkung anzusehen. Sie lehnten sich einmal dagegen auf, und die Erzählung,

[1]) Vgl. die Stellen bei Marquardt II, 545; Festus p. 198 sagt, er sei an die Stelle des alten accensus getreten und p. 184, der Centurio habe ihn sich gewählt „rerum privatarum ministrum".

Digitized by Google

die uns Livius (XLII, 33 ff.) darüber aufbewahrt hat, ist für den römischen Staat, die Lebensführung und Denkweise dieses Centurionenstandes so charakteristisch, daß ich sie hier wörtlich einschalten möchte.

Als im Jahre 171 der Krieg gegen Perseus von Macedonien unternommen wurde, befahl der Senat, möglichst viel alte Centurionen einzustellen, und Viele meldeteten sich auch freiwillig. 23 ehemalige primi pili aber riefen die Hülfe der Volkstribunen an und verlangten, daß, wenn man sie wieder aushebe, man ihnen auch ihren Rang wiedergebe. Da jede Legion nur einen primus pilus hat und zunächst nur 4, darauf noch 4 Reserve-Legionen ausgehoben werden sollten, so sieht man nicht recht, wie das möglich sein sollte. Es scheint, daß auch eine Beschränkung der Aushebung selbst damit beabsichtigt war. Aber wie dem auch sei, das Interessanteste für uns ist die Erzählung selber, die so lautet:

„Die Aushebung hielten die Konsuln mit viel größerer Sorgfalt als sonst. Licinius hob auch viele alte Soldaten und Centurionen aus, und Viele stellten sich freiwillig, weil sie die reich sahen, welche in dem früheren macedonischen Kriege oder gegen Antiochus in Asien gedient hatten. Da die Kriegstribunen diejenigen, welche Centurionen gewesen waren, nach Gutdünken aufriefen, so appellirten 23 primi pili nach der Vorladung an die Volkstribunen. Zwei von diesen, Marcus Fulvius Nobilior und Marcus Claudius Marcellus verwiesen sie an die Konsuln: die, denen die Aushebung, denen der Krieg übertragen wäre, müßten die Entscheidung haben. Die Uebrigen erklärten, sie würden es untersuchen, weswegen sie angerufen worden wären, und wenn ein Unrecht geschähe, würden sie ihren Mitbürgern Hülfe leisten.

Die Sache wurde vor den Stühlen der Volks-Tribunen verhandelt. Dahin kamen der Alt-Konsul Marcus Popillius als angerufener Beistand, die Centurionen und der Konsul. Als nun der Konsul verlangte, daß der Gegenstand in der Volksversammlung verhandelt werde, wurde das Volk zu einer Versammlung berufen. Für die Centurionen redete Marcus Popillius, welcher zwei Jahre vorher Konsul gewesen war, folgendermaßen: „Kriegsleute, welche ihre gehörige Dienstzeit ausgehalten und deren Leiber durch Alter und beständige Anstrengung ermattet wären, weigerten sich dennoch

Digitized by Google

nicht, dem gemeinen Wesen Dienste zu leisten; nur das möchten sie sich verbitten, daß ihnen ein niederer Rang angewiesen würde, als den sie während ihrer Dienstzeit gehabt hätten."

Der Konsul Publius Licinius befahl, die Senatsbeschlüsse vorzulesen, zuerst die, worin der Senat den Krieg gegen Perseus erklärt hatte; dann den zweiten, worin er so viel alte Centurionen wie möglich für den Krieg einzustellen geboten hatte und Keinem, der nicht älter als 50 Jahre wäre, Dienstbefreiung zugestand. Nachher bat er, daß sie bei einem neuen, Italien so nahen Kriege weder die Kriegstribunen, wenn sie die Aushebung vornähmen, hindern, noch den Konsul abhalten sollten, Jedem den Rang anzuweisen, wie es der Republik am nützlichsten sei.

Nachdem der Konsul gesprochen hatte, bat Spurius Liguſtinus, einer von denen, die die Volkstribunen angerufen hatten, den Konsul und die Kriegstribunen, daß ihm vergönnt werde, mit wenigen Worten zum Volke zu reden. Mit allgemeiner Erlaubniß soll er also geredet haben: „Bürger, ich, Spurius Liguſtinus, stamme aus dem cruſtuminiſchen Bezirke im Sabinerlande; mein Vater hinterließ mir einen Morgen Landes und eine kleine Hütte, worin ich geboren und erzogen worden bin, und dort wohne ich noch heutiges Tages. Sobald ich das Alter hatte, gab mir mein Vater seine Bruderstochter zur Frau, die weiter nichts mitbrachte, als die Freiheit und Keuschheit und eine Fruchtbarkeit, die auch für ein reiches Haus genügend wäre. Wir haben sechs Söhne und zwei Töchter, beide schon verheirathet. Vier Söhne haben schon die männliche Toga, zwei tragen noch den Knabenrock. Ich bin Soldat geworden unter den Konsuln Publius Sulpicius und Cajus Aurelius. In diesem Heere, das nach Macedonien übergesetzt wurde, bin ich zwei Jahre gemeiner Soldat gewesen gegen König Philipp; im dritten Jahre gab mir Titus Quinctius Flamininus für meine Tapferkeit den zehnten Haſtaten-Manipel. Da wir nach Besiegung Philipps und der Macedonier nach Italien gebracht und entlassen worden waren, bin ich sogleich als Freiwilliger mit dem Konsul Marcus Porcius Cato nach Spanien gezogen. Daß unter allen lebenden Feldherren keiner ein schärferer Beobachter und Beurteiler der Tapferkeit gewesen sei, wissen diejenigen, welche ihn und andere Anführer durch langen Kriegsdienst kennen gelernt haben. Dieser Feldherr hat

Digitized by Google

mich für würdig erachtet, mir die erste Haſtaten-Centurie zu übertragen. Fürs Dritte bin ich nochmals Freiwilliger für das Heer geworden, welches gegen die Aetoler und den König Antiochus geſchickt worden iſt. Von Manius Acilius iſt mir die erſte Centuriostelle bei den Principes übergeben worden. Nach Vertreibung des Königs Antiochus und Unterwerfung der Aetoler ſind wir nach Italien zurückgebracht worden, und hernach habe ich zweimal in den Legionen gedient, welche ein Jahr lang Dienſte thaten. Hernach habe ich zweimal in Spanien gedient, einmal unter dem Quintus Fulvius Flaccus und noch einmal unter dem Prätor Tiberius Sempronius Gracchus. Von Flaccus bin ich mit den Andern, welche er wegen ihrer Tapferkeit mit ſich aus der Statthalterſchaft zum Triumphe nahm, mitgenommen worden; von Tiberius Gracchus bin ich gebeten worden, mit ihm in die Statthalterſchaft zu gehen. Viermal innerhalb weniger Jahre war ich primus pilus, vierunddreißigmal bin ich wegen Tapferkeit von den Feldherren beſchenkt worden; ſechs Bürgerkronen habe ich erhalten. Ich habe zweiundzwanzig Dienſtjahre beim Heere zugebracht, und ich bin älter als fünfzig Jahre. Wenn ich auch nicht alle Dienſtjahre vollendet hätte und mich das Alter nicht frei machte, ſo wäre es doch billig, da ich vier Soldaten ſtatt meiner ſtellen kann, mich zu entlaſſen. Aber dies will ich für meine Sache geſagt haben; ich ſelbſt werde, ſo lange Einer, der ein Heer bildet, mich für einen tauglichen Soldaten hält, niemals mich entſchuldigen; bei den Kriegstribunen ſteht, welcher Stelle ſie mich würdig achten; ich werde mir Mühe geben, daß mich Keiner im Heere an Tapferkeit übertreffe, und daß ich dies immer gethan, dafür ſind ſowohl meine Feldherren Zeugen, als Diejenigen, welche zugleich mit mir Kriegsdienſte gethan haben. Auch Ihr, Kameraden, wenn Ihr ſchon durch Berufung Euer Recht geltend macht, müßt billiger Weiſe, da Ihr als Jünglinge nie etwas gegen die Autorität der Behörden und des Senats gethan habt, auch jetzt der Machtvollkommenheit des Senats und der Konſuln Euch unterwerfen und alle Stellen für ehrenhaft halten, wodurch Ihr dem gemeinen Weſen nützlich werden könnt."

Nachdem er ſo geſprochen, belobte ihn der Konſul Publius Licinius mit vielen Worten und führte ihn aus der Verſammlung

Digitized by Google

in den Senat. Auch da wurde ihm mit Genehmigung des Senats gedankt und die Kriegstribunen gaben ihm seiner Tapferkeit wegen den ersten Manipel der ersten Legion. Die übrigen Centurionen gaben ihre Berufung auf und folgten gehorsam der Aufforderung zum Dienste.

Unerklärt bleibt in diesem Geschichtchen, weshalb Liguſtinus, der anfänglich mit Emphase für die Centurionen zu sprechen scheint, sich zuletzt gegen ihre Forderung erklärt. Der Zusammenhang erscheint für den Charakter des Liguſtinus recht verdächtig. Mag die Sache sich nun aber so oder etwas anders zugetragen haben, die Rede des Liguſtinus ist zum Wenigsten der Ausdruck der Gesinnung, wie der regierende römische Adel wünschte, daß der Centurionen-Stand sie haben möge.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Mithridates.

Wilde Parteikämpfe, der Abfall der Bundesgenossen und ein Bürgerkrieg, der durch ganz Italien hin- und herwogte, schienen das römische Weltreich wieder aufzulösen, ehe es noch vollendet war und gaben einem kappadocischen Theilfürsten den Muth, sich gegen Rom zu erheben, um den griechischen Orient von ihm loszureißen und unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Mithridates war von Abkunft ein Perser, vielleicht ein Verwandter des achämenidischen Königsgeschlechts, nach Bildung und Auftreten ein Grieche, das echte Produkt der Verschmelzung der Völker durch Alexander den Großen. Durch kluge und thatkräftige Politik hatte er sein Reich über die Ufer des Schwarzen Meeres erweitert, und die Griechen, durch die römischen Beamten und Steuerpächter zur Verzweiflung gebracht, traten zum großen Theil auf seine Seite, namentlich auch die Athener.

Der römische Staat schien völlig zerrüttet, Mithridates faßte die Kräfte seiner Länder monarchisch zusammen; wirthschaftlich und finanziell war zweifellos der Orient dem Occident überlegen; das Griechenthum und selbst römisches Emigrantenthum stellte dem pontischen König militärische und politische Talente und Intelligenzen in Fülle zur Verfügung; die Armeen hüben und drüben hatten wesentlich den Charakter von Söldnerschaaren. Es scheint demnach, daß Mithridates, der selber zweifellos eine bedeutende Persönlichkeit war, den Römern wohl hätte die Stange halten können.

Dennoch unterlag er. Die Griechen gingen doch nur zum

Digitized by Google

Theil zu ihm über; einige Staaten, namentlich Rhodos und auch die Macedonier hielten zu den Römern, und die Basis der römischen Macht war zu viel breiter und militärischer als die des Königs. Gaben diesem auch die Griechen Feldherrn und konnte er nicht bloß aus seinen Unterthanen, sondern auch aus kriegerischen Barbaren-Völkern Söldner werben, so weit seine Geldmittel reichten, so fehlte ihm doch das, was jetzt die Kraft Roms machte, der Soldatenstand mit dem Begriff der Disziplin auf der nationalpolitischen Grundlage des römischen Bürgerbegriffes, der römische Centurio. Der römische Staat in all' seinen inneren Wirren hatte Konsistenz genug, um nicht auseinanderzufallen; eine geniale Persönlichkeit, Sulla, trat an die Spitze der Armee, und damit war die Ueberlegenheit der römischen Waffen entschieden. Wie der Sieg im Einzelnen erfochten worden ist, wissen wir nicht, da die Ueberlieferung nicht mehr Werth hat als die Appianischen Berichte über die Hannibals-Schlachten oder die Erzählungen vom Kriege mit den Cimbern und Teutonen. Die Memoiren Sullas selber, die Plutarch und Andere benutzt haben, müssen prahlerisch und wenig anschaulich gewesen sein. In der Schlacht bei Chäronea soll Sulla mit 15000 Mann und 1500 Reitern über 120000, oder nach der bescheideneren Angabe 60000 Asiaten gesiegt und von ihnen 100000 oder 50000 getödtet, selber aber nur 14 Mann vermißt haben, von denen sich noch zwei wiederfanden. Vermuthlich ist die ganze Schlacht ein Phantasiestück und reduzirt sich (wie auch eine der Quellen berichtet)[1]) auf einen Ueberfall, denn kurze Zeit darauf hatte Sulla fast an derselben Stelle, bei Orchomenos, abermals ein asiatisches Heer von 70000 oder 80000 Mann zu besiegen, was Mithridates mit sammt 10000 Reitern zu Schiff auf die Nachricht von der ersten Niederlage nachgeschickt haben soll.

Später steigen die Heere des Mithridates bis zu 500000 Mann. Es ist aber sehr wohl möglich, daß die Römer nicht bloß die qualitative, sondern auch die numerische Ueberlegenheit gehabt haben. Daß ein Mann wie Mithridates klug genug war, nicht unkriegerische Massen ins Feld zu führen, die zu verpflegen waren und auf dem

[1]) Memnon, der auch von der zweiten Schlacht kein Wort sagt. Fragm. hist. Graec. ed. Carolus Müller III, 542.

Digitized by Google

Schlachtfeld nichts leisteten, ist selbstverständlich. Tüchtige Söldner aber viele Jahre im Felde zu halten, ist überaus kostspielig, und Mithridates hatte nicht bloß das Landheer, sondern auch eine bedeutende Flotte zu unterhalten. Sulla kam mit einem Heer von 30000 Mann hinüber und belagerte zunächst Athen. Wenn es unbegreiflich erscheint, daß das große königliche Heer, das angeblich in Macedonien stand, keinen Versuch machte, die Stadt, die sich äußerst zäh vertheidigte, zu entsetzen, so wird die Erklärung sein, daß jenes Heer nur in der Phantasie unserer Quellen existirt, in Wirklichkeit aber nur eine kleine Truppenmacht vorhanden war, die sich vor Ankunft von Verstärkungen nicht an die Römer heranwagte. In die Einzelheiten dieser Kriege einzutreten, hat bei derartigem Quellen-Material für uns keinen Werth.

Hervorgehoben möge nur noch werden, wie ähnlich oft die Erzählung von dem Kriege des Marius gegen die Cimbern und Teutonen der von dem Kriege Sullas gegen Mithridates ist. Streckenweise laufen sie ganz parallel. Hier wie dort gerathen die Soldaten in Furcht vor der ungeheuren Masse der Feinde; beide Mal wird besonders ausgemalt, wie diese die Luft mit ihrem Lärm und Geschrei erfüllen und die Römer hinter ihrem Lagerwall verhöhnen. Marius läßt seine Soldaten einen Kanal graben, um sie abzuhärten; Sulla läßt sie den Kephissos ableiten, damit die harte Arbeit in ihnen selber den Wunsch erweckte, lieber zu kämpfen. Die Soldaten des Marius verlangen endlich den Kampf, nachdem sie sich an den schrecklichen Anblick der Barbaren gewöhnt haben; die Soldaten des Sulla, weil sie des Grabens überdrüssig geworden sind. Weshalb Archelaus, der Feldherr des Mithridates, die Römer bei ihrer Grabenarbeit nicht angreift, wird ebenso wenig erklärt,[1]) wie die Unthätigkeit des Marius, der die Teutonen 6 Tage lang an seinem Lager vorbeiziehen läßt, ohne die Gelegenheit, täglich ein Sechstel abzuthun, zu benutzen.

Als die Cimbern geschlagen sind und in ihr Lager zurückfluthen, werden sie von ihren eigenen Frauen mit Beilhieben

[1]) Daß der größte Theil des Heeres sich auf Plünderung zerstreut hat, ist kein genügender Grund, denn wenn der Rest viel schwächer war, als die Römer, so muß man wieder fragen, weshalb Sulla nicht seinerseits die Gelegenheit zum Angriff benutzt hat.

Digitized by Google

empfangen und getödtet; als die Asiaten fliehen, läßt Archelaus die Thore des Lagers schließen, um sie zu zwingen, wieder in den Kampf zu gehen, und hülflos zusammengedrängt, wird die Masse von den Römern niedergemetzelt. Um den Eindruck zu erhöhen, haben die cimbrischen Frauen noch Zeit gefunden, schwarze Gewänder anzulegen: die Soldaten des Mithridates haben so viel Gold und Silber auf ihren Kleidern, daß die Furcht der römischen Soldaten vor ihnen dadurch noch besonders erhöht wird. Nicht nur eine ungeheure Ueberzahl wird von den Römern besiegt, sondern auch ein hervorragend tapferer Feind: die Cimbern haben ihr erstes Glied mit Ketten aneinander geschlossen, und die Bogenschützen des Mithridates wehren sich zuletzt noch, indem sie ihre Pfeile als Schwerter gebrauchen.

Der Parallelismus der Erzählungen ist nicht etwa auf Nachahmung zurückzuführen, sondern entspringt einem psychologischen Vorgang. Um der möglichsten Steigerung der Glorifikation willen haben die Erzähler das eigentlich Historische fast ganz unterdrückt und sind so endlich bei allgemeinen Typen und Bildern angelangt, die bei dem einen Feldherrn und dem einen Kriege fast ebenso aussehen, wie bei dem andern; nur zuweilen scheint es durch, daß es sich dort um den groben Troupier Marius, hier um den blasirten Aristokraten Sulla, dort um die rauhen Söhne des Nordens, hier um den asiatischen König Mithridates handelt.

Es ist derselbe psychologische Prozeß, der auch die Schweizer Erzählung über die Burgunderkriege mit ganz denselben Scenen und Charakteren ausgestattet hat, wie die griechische über die Perserkriege, nur mit dem Unterschied, daß wir hier eine Volks-Phantasie haben, die reich genug und in all' ihrer Freiheit wahrhaftig und an den Dingen selbst interessirt genug ist, um die wirklichen Vorgänge, indem sie sie umbildet und ausschmückt, doch nicht ganz verschwinden zu lassen, während die römischen Erzählungen über die Siege Marius' und Sullas die Produkte der dürftigen Phantasie eitler Rhetoren sind, die den Dingen selber ganz gleichgültig gegenüberstanden.

Die Ueberlieferung über die Feldzüge, in denen Lucullus und Pompejus nach Erneuerung des Krieges erst Mithridates und dann den König Tigranes von Armenien endgültig besiegten, hat ganz

Digitized by Google

denſelben Charakter und iſt für uns wenigſtens ohne Werth. Der König von Armenien, der beim Anblick des römiſchen Heeres den berühmten Ausſpruch that, „für eine Geſandtſchaft zu viel, für ein Heer zu wenig“, beherrſchte ſelber nur ein mittelgroßes Gebiet, das meiſt gebirgig, keine ſtarke Bevölkerung ernährt, alſo auch keine ſtarken Heere aufgebracht haben kann, und die Armenier haben niemals für ein beſonders kriegeriſches Volk gegolten.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Römer und Parther.

Eine Fortsetzung der Kriege gegen Mithridates und Tigranes ist der Feldzug, den Crassus als Statthalter von Syrien gegen die Parther unternahm. Die Parther sind ein den Persern nah verwandtes Volk, und ihre Kampfesweise war ganz die der alten Perser. Sie kämpften als Reiter und Bogenschützen; neben dem Bogen führten die Reiter aber auch, wie schon die Perser, blanke Waffen, namentlich Spieße.

Die Unterscheidung, die man auf Grund einiger Wendungen in den Quellen hat machen wollen, daß die große Masse der parthischen Krieger aus leichtbewaffneten Unfreien bestanden habe, eine ganz kleine Anzahl Freier gepanzerte Ritter gewesen seien, mag nicht ganz ohne einen reellen Kern sein, etwas Greifbares ist jedoch nicht zu erkennen, und weitere Folgerungen für die Ereignisse ergeben sich daraus nicht.

Crassus marschirte (i. J. 53 v. Chr.) ungefähr auf dem Wege, den Alexander eingehalten hatte, als er Darius zur letzten Entscheidung bei Gaugamela aufsuchte. Das römische Heer war sieben Legionen, 4000 Reiter und 4000 Leichte stark, also gerade so groß, wie das Heer Alexanders, das auf 47000 Mann angegeben wird. Das Heer Alexanders war jedoch für den bevorstehenden Kampf günstiger zusammengesetzt als das römische: es zählte 7000, das römische nur 4000 Reiter; wie viel von dem macedonischen Fußvolk wir als Leichte anzusehen haben, ist mit Sicherheit nicht zu erkennen.

Ueber den Verlauf des römischen Feldzuges haben wir eine

Digitized by Google

ziemlich ausführliche, wenn auch anekdotenhafte Schilderung in Plutarchs Crassus und eine Erzählung bei Dio Cassius. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit läßt sich etwa folgender Kern herausstellen.

Die Parther erwarteten die Römer nicht hinter dem Tigris, sondern gingen ihnen in die mesopotamische Ebene entgegen. Es gelang ihnen, einen Theil der römischen Reiterei unter Führung des jüngeren Crassus, des Sohnes des Feldherrn, der sich in Gallien unter Cäsar sehr ausgezeichnet hatte und seinem Vater mit 1000 gallischen Reitern zugezogen war, in einen Hinterhalt zu locken und zu vernichten. Das römische Heer war nun nicht mehr in der Lage, seine Offensive fortzusetzen, sondern mußte umkehren. Vergleichen wir die Situation mit der der 10000 Griechen nach der Schlacht bei Kunaxa, so scheint sie noch nicht so sehr gefährdet. Bogenschützen-Reiter können einer geschlossenen Infanterie mit guten Schutzwaffen nicht so gar viel anhaben; die wehleidigen Schilderungen unserer Quellen über das schreckliche Schießen der Parther, die ganze Kameel-Ladungen von Pfeilen in Reserve mitführten, um sich nicht zu verschießen, dürfen uns nicht darüber täuschen, daß diese Bogenschützen zu Pferde keine anderen sind, als wir sie auch sonst aus der Kriegsgeschichte, namentlich der alten persisch-griechischen Kämpfe, kennen.

Die Römer hatten doch auch noch eine gewisse Menge Leichte, die zu Fuß einen viel sichereren Schuß hatten als die Parther zu Pferde, und einen Rest der Reiterei, der Ausfälle machen konnte, wenn die feindliche sich gar zu nahe herandrängte.

Ueberdies wird von den Parthern ganz ebenso wie von den Persern berichtet, daß sie sich Abends, um nicht einem nächtlichen Ueberfall ausgesetzt zu sein, sehr weit vom Feinde entfernten und den Römern die Möglichkeit unbelästigter Nachtmärsche gaben. Endlich hatten die Römer einen viel kürzeren Rückmarsch als einst die 10000. Ihr Zusammentreffen mit den Parthern kann nur wenige Märsche östlich von Carrhä, südöstlich von Edessa stattgefunden haben, noch lange nicht halbwegs zum Tigris.

Wenn die Griechen dennoch entkamen und das römische Heer auf dem Rückzug fast aufgerieben wurde, so dürfte der Grund nicht in der besonderen Tapferkeit der Parther gesucht werden, denn auch

Digitized by Google

den Persern hat es an persönlicher Tapferkeit nicht gefehlt. Auch die Zahl der Parther wird man nicht geneigt sein, höher anzusetzen, als einst der Perser, wenn man die Uebertreibungen der Griechen auch noch so sehr reduzirt. Die Quellen machen viel Wesens von dem Verrath eines arabischen Fürsten; worin aber eigentlich der Schaden bestand, den er den Römern zufügte, außer in einem angeblich falschen Rath, wird nicht deutlich. Gerade da, wo man es erwarten sollte, bei dem Untergang der römischen Reiterei, wird er nicht erwähnt, so daß die römische Niederlage durch diesen Verrath nicht erklärt werden kann. Ich glaube vielmehr, das entscheidende Moment wird darin liegen, daß einst die Perser unter Tissaphernes es nicht für nöthig hielten, mit eigener Blutarbeit das griechische Heer zu überwältigen; sie hofften, daß die Eindringlinge in den karduchischen Bergen ohnehin zu Grunde gehen würden, und wenn die Karduchen dabei ihre Opfer zu bringen hatten, so war das den Persern um so lieber. Die Parther aber mußten Alles daran setzen, die Römer nicht bloß zurückzutreiben, sondern ihnen das Wiederkommen zu verleiden, und daß ihnen dies nun wirklich gelang, lag von Seiten der Römer in ihrer großen Masse. Die Griechen Xenophons waren 13000 Mann stark, mit allen Knechten wohl nicht über 20000 und ohne großen Troß und Fuhrpark. Die Römer auch nach der Niederlage der Reiterei zählten noch 45000, mit sehr großem Troß und Fuhr-Kolonnen, im Ganzen gewiß 80—90000 Menschen. Diese Masse konnte sich dem Feinde nicht durch schnelle Märsche, besonders Nachtmärsche, die den Griechen halfen, entziehen.

Man theilte sich zwar, nachdem man Carrhä erreicht und von da den Weitermarsch angetreten hatte; ein Korps mit den Feldherren selbst wandte sich statt westwärts zum Euphrat nach Norden, um in den armenischen Bergen Deckung zu finden, aber die Lage wurde verschlimmert durch die einreißende Demoralisation. Die endliche Katastrophe wurde nicht durch ein allgemeines Gefecht herbeigeführt, sondern durch eine Verhandlung, auf die Crassus die Schwäche hatte sich persönlich einzulassen und wobei er, sei es, daß der Argwohn Mißverständnisse hervorrief, sei es, daß die Parther mit Vorbedacht Verrath übten, umgebracht wurde.

Zwei aus den Resten seiner Armee gebildete Legionen haben noch bei Pharsalus unter Pompejus gegen Cäsar gefochten.

Digitized by Google

Antonius.

An die Niederlage des Crassus wollen wir sofort die Betrachtung des Zuges anschließen, in dem Antonius 17 Jahre später (36 v. Chr.) den Schimpf von Carrhä zu rächen unternahm. Er bereitete den Feldzug, wie es scheint, sehr sorgfältig vor. Sein Heer war wohl doppelt so groß, als das des Crassus,[1]) es zählte nicht weniger als 10000 Reiter und war mit Schleuderern versehen, deren Kugeln weiter flogen als die parthischen Pfeile und selbst Panzer durchschlugen.[2])

Antonius ging etwas weiter nördlich als Crassus über den Euphrat (bei Zeugma), hatte aber dieselbe Richtung und nach einigen Märschen auch ungefähr denselben Weg wie Alexander und Crassus, direkt von West nach Ost, wo die armenisch-kardnchischen Berge in die Ebene übergehen, die Richtung, in der die Städte Edessa, Nisibis, Tigranocerta liegen oder gelegen haben. Die Parther wagten dieses Heer nicht anzugreifen; Antonius überschritt den Tigris nnd drang, die Richtung nach Osten beibehaltend, in Medien (Atropatene) ein, das einen parthischen Vasallenstaat unter dem König Artavasdes bildete. Hier sollte der mit den Römern verbündete König von Armenien, ebenfalls des Namens Artavasdes, noch mit einer bedeutenden Streitmacht zu ihm stoßen. Sein Plan ist offenbar gewesen, basirt auf Armenien zunächst Medien von der parthischen auf die römische Seite hinüberzuziehen. Man hat gefragt, weshalb er nicht am Euphrat abwärts in das fruchtbare mittlere Mesopotamien gezogen sei, wo die große Griechenstadt Seleucia die Römer als Befreier erwartete. In Ktesiphon, dem Vorort von Seleucia residirten die parthischen Könige; sie von hier zu vertreiben, wäre also schon ein großer Erfolg gewesen. Die Antwort wird sein, daß von Seleucia aus die weitere Offensive für ein großes Heer über die Berge nach Parthien zu nicht leicht war. Gelang es aber, Medien zum Anschluß zu bewegen, so waren die Parther ohnehin gezwungen, Mesopotamien aufzugeben,

---

[1]) Die Angaben über die Stärke des römischen Heeres schwanken zwischen 13 und 18 Legionen nach Gardthausen II, 1, 150 Anmk. 6. Dazu sollten noch die armenischen Hülfstruppen stoßen.

[2]) Dio 49, 26.

Digitized by Google

und die Römer wären für die Fortführung des Krieges in jeder Richtung gut basirt gewesen. Antonius nahm also den Weg auf die medische Hauptstadt Phraaspa, wahrscheinlich heute Tachti Suleiman, 42 Meilen östlich von Gaugamela, wo der König Artavasdes seine Familie und seinen Schatz bewahrte. Die Römer werden gerechnet haben, daß, wenn sie diese Stadt genommen hätten, Artavasdes, dem man ja gute Bedingungen stellen konnte, sich ihnen ebenso unterwerfen werde, wie sein Namensvetter von Armenien. Um die Belagerung mit imponirender Schnelligkeit durchführen zu können, brachte das römische Heer schon die Maschinen mit, unter Anderem einen 80 Fuß langen Sturmbock, denn in Atropatene wuchs kein starkes Holz. Diese Maschinen, die nur langsam bewegt werden konnten, wurden unter Bedeckung von zwei Legionen nachgeführt; Antonius selbst mit dem Gros zog vorauf, um schnell vor der feindlichen Feste zu erscheinen und die Belagerung einzuleiten.

Da geschah es, daß der nachziehende Train unter dem Kommando des Oppius Statianus sich von den Parthern überfallen ließ und aufgerieben und die Belagerungsmaschinen zerstört wurden. Wie das im Einzelnen zugegangen ist, wissen wir nicht, aber der Vorgang ist nicht denkbar, ohne daß von Seiten des römischen Generals die schwersten Fehler gemacht worden sind. Seine langen Wagenzüge mit zwei Legionen gegen das parthische Reiterheer zu schützen, war allerdings unmöglich, und ein Angriff der von Süden kommenden Parther war vorauszusehen, da man ja eine Art Flankenmarsch an ihnen vorbei machte. Es ist aber ausgeschlossen, daß Antonius dem Zuge nicht auch Reiterei zugetheilt hatte, die das Nahen der Parther rechtzeitig bemerken und melden konnte und mußte. Dann hätten die Römer ein befestigtes Lager beziehen müssen, worin sie sich gegen die feindlichen Reiter sehr gut vertheidigen konnten, bis Antonius kam und sie entsetzte. Wen nun auch die Schuld an der Unaufmerksamkeit getroffen haben mag, jedenfalls wurde durch diese Niederlage dem Feldzugsplan des Antonius das Rückgrat gebrochen, um so mehr, als der armenische König Artavasdes, voller Schreck über die Nachricht und vermuthlich im Herzen nicht einmal so sehr unglücklich darüber, mit seinem Heer, das den Anschluß an die Römer noch nicht erreicht hatte,

Digitized by Google

umkehrte und in sein eigenes Land, um es zu schützen und sich selbst zu retten, zurückkehrte.

Antonius hatte Zähigkeit genug, trotzdem noch nicht abzulassen, versuchte Phraaspa mit improvisirten Maschinen zu nehmen und zog auch noch ein Stück weiter ins Land hinein, in der Hoffnung, die Parther zu einer Schlacht zu verlocken. Man könnte die Frage aufwerfen, warum er sein noch immer gewaltiges Heer, dem die Parther nicht die Stirn zu bieten wagten, nicht theilte. Der Umfang von Tachti-Suleiman ist nur 1330 Schritte; ein mäßiges Korps hätte also genügt, die Felsenfeste einzuschließen, und die Belagerung fortzusetzen; durch eine Circumvallation konnte man sich gegen die parthischen Reiter schützen, während das Gros auf Ekbatana oder nach Hyrkanien zu weiter vorging. Aber man hätte damit vermuthlich nichts erreicht. Alles kam darauf an, ob man Atropatene von den Parthern losriß oder nicht. Von dieser Basis aus hätte man den Krieg fortsetzen können; ohne sie immer weiter in das feindliche Gebiet vorzudringen, wäre höchst gefährlich gewesen. Nach dem glänzenden Siege der Parther über Oppius Statianus hätte sicherlich nichts Anderes als die Einnahme von Phraaspa den König von Atropatene zum Parteiwechsel bewogen. Antonius aber mußte erleben, daß, als er einmal ausgezogen war, die Belagerten einen glücklichen Ausfall machten und seinen Annäherungs-Damm verbrannten, so daß der Feldherr voller Zorn die härteste Strafe, die Dezimirung über zwei Kohorten verhängte, die beschuldigt wurden, sich nicht gut genug geschlagen zu haben. Als mit Fouragirungen aus der Umgegend endlich keine Lebensmittel mehr zu beschaffen waren und keine Aussicht auf den baldigen Fall der Festung erschien, blieb nichts übrig, als den Rückmarsch anzutreten.

Wohl weniger, weil sein Heer nicht mehr kampffähig gewesen wäre, als weil er auf dem Wege, auf dem er gekommen, keine Lebensmittel mehr zu finden hoffen konnte, schlug Antonius eine andere Straße ein. Statt durch die mesopotamische Ebene, nahm er den Weg ins Gebirge, nach Norden, durch Armenien hindurch, wo der verbündete König ihn zu verpflegen hatte.[1]) Die Parther fügten ihm

[1]) Plut. Anton. Kap. 49 Schluß. Dio 49, 31.

Digitized by Google

auf diesem Rückzug noch erheblichen Schaden zu, und wenn auch in jedem eigentlichen Gefecht die Römer siegten, sie zurücktrieben und verjagten, so wurde doch das Heer moralisch stark erschüttert und Antonius hielt es für gerathen, nicht in der üblichen Weise Morgens, sondern erst Mittags aus seinem Lager aufzubrechen, um gegen Abend möglichst viel Zeit für einen unbelästigten Marsch zu gewinnen.[1])

Die Feldzüge des Crassus und Antonius lenken den Blick so vorwärts wie rückwärts. Wir werden an sie anzuknüpfen haben, wenn wir im nächsten Bande erörtern, weshalb Mesopotamien dauernd die Grenze des Römergebietes blieb und kein römischer Feldherr den Zug Alexanders wiederholt hat.

Hier aber fragen wir noch einmal, wie es möglich war, daß der König des kleinen Macedonien Asien bis zum Indus unterwarf, während römische Heere, ebenso groß und viel größer als das seine, dabei scheiterten und zu Grunde gingen. Die geniale Persönlichkeit Alexanders genügt nicht zur Erklärung; die Kriegskunst des Occidents war mittlerweile in der römischen Kohorten-Taktik so sehr gesteigert, das Kriegswesen der Römer dabei so viel massiver als das der Macedonier, daß die Persönlichkeit allein das nicht ausgeglichen haben kann.

Die strategische Gestaltung des Feldzuges des Antonius hat mit dem Gaugamela-Feldzug Alexanders sogar eine noch größere Aehnlichkeit als es auf den ersten Anblick scheint. Als die Parther Crassus überwältigt hatten, gingen sie nach einiger Zeit aggressiv weiter vor, wurden aber endlich von einem Legaten des Antonius im nördlichen Syrien geschlagen. Diese Niederlage kann man mit der von Issus vergleichen: ungefähr die Provinzen, die Darius nach Issus noch behielt, bildeten das parthische Reich des Königs Phraates IV., gegen den Antonius auszog. Der Römer nahm, wie wir gesehen haben, durch das obere Mesopotamien ungefähr denselben Weg wie Alexander, ist auch wohl in derselben Gegend wie dieser über den Tigris gegangen, ohne daß es bei diesem wie jenem vorher zum Kampf gekommen wäre. Wenn nun Darius, statt sich bei Gaugamela zur Schlacht zu stellen, wie Phraates die

[1]) So wird Frontin. Stratag. II, 13, 7 zu verstehen sein.

Digitized by Google

Schlacht vermieden, sich auf die Vertheidigung seiner festen Plätze beschränkt und den Macedoniern die Lebensmittel abgeschnitten hätte?

Um dieses Stratagem durchführen zu können, muß die moralische Widerstandskraft von Volk und Staat sehr groß sein. Auch nach der Niederlage von Gaugamela hätten die Perser sich ja nach der Weise der Parther weiter vertheidigen können, aber alle die großen Städte Babylon, Susa, Persepolis, Ekbatana öffneten den Macedoniern ohne jeden Widerstand die Thore, ja, die Befehlshaber luden sie wohl gar ein, zu kommen, und bald wurde der flüchtige König von einem seiner Satrapen entthront und ermordet. Darius Codomannus selber stammte aus einer Nebenlinie der Achämeniden und war nur durch eine Palastrevolution, der schon viele andere voraufgegangen waren, auf den Thron gekommen. Diese innere Schwäche des Perserreichs darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn man die unvergleichlichen Erfolge Alexanders betrachtet. Das Partherreich stellt eine Reaktion des Asiatenthums gegen die hellenisch-macedonische Herrschaft dar, aber doch nicht die reine Barbarei, sondern unter einer gewissen Annahme hellenischer Kulturelemente. An dem Tage der Siegesfeier von Carrhä wurde an dem Hofe des parthischen Königs eine Tragödie des Euripides aufgeführt. Als Antiochus III. von Syrien sein Reich noch einmal bis nach Indien ausdehnte (209), konnte er die Parther und Baktrer doch nicht einfach unterwerfen, sondern mußte sie als halb unabhängige Vasallenstaaten bestehen lassen. Als Antiochus VII. es wiederum unternahm, das syrische Großkönigthum herzustellen, und siegreich in Medien eingedrungen war, wurden seine Soldaten in den Winterquartieren, in die man sie der Verpflegung halber vertheilt hatte, von den Einwohnern überfallen und umgebracht (129 v. Chr.). Alexander der Große hat nirgends einen derartigen Widerstand erfahren. Das persische Reich, das er zerstörte, war zwar sehr groß, aber innerlich morsch und haltlos. Durch diese Bemerkung wird nicht etwa die persönliche Bedeutung Alexanders nachträglich herabgedrückt, so wenig wie man an dem Lorbeer Napoleons zupft, wenn man darlegt, wie kraftlos die Monarchie Friedrichs des Großen im Jahre 1806 geworden war. Persien war bereits in einer Art innerer Auflösung, als der macedonische Angriff nahte. Diese

Digitized by Google

unzweifelhafte Thatsache läßt alle die griechischen Erzählungen von dem Uebermuth und der Zuversicht des persischen Hofes sehr anfechtbar erscheinen, und von diesem Gesichtspunkte aus ist es auch höchst unwahrscheinlich, daß Darius im Stande gewesen sein soll, zwei sehr starke Heere hintereinander auf die Beine zu bringen. Dazu gehört nicht nur eine straffe, staatliche Organisation, eine tüchtige Verwaltung, um die Verpflegung zu ermöglichen, sondern auch guter Wille von unten. Alles das fehlte bereits dem persischen Reiche; es ist daher keineswegs ausgeschlossen, daß die Heere des Darius nicht nur nicht groß, sondern sogar numerisch kleiner waren als die macedonischen.

Von dem Feldzug des Antonius habe ich ein wesentlich anderes Bild gewonnen als es bisher, namentlich von Gutschmid in seiner „Geschichte Irans" (1888) und Gardthausen „Augustus und seine Zeit" (1891), gezeichnet worden ist.

Man nimmt an, daß unsere Berichte sämmtlich auf eine einzige Quelle, einen Begleiter des Antonius, Dellius zurückzuführen sind; der eine Historiker hat daraus dies, der andere jenes entnommen und dem Auszug seine subjektive Färbung gegeben. Die Färbung bei Plutarch ist dem Antonius wohlwollend gehalten, die bei Dio und den auf Livius zurückgehenden kleinen lateinischen Autoren ist ihm feindlich (Gutschmid S. 97 Anmerk. 3). Die Hauptsache aber ist, daß Dellius, obgleich von den äußeren Vorgängen ganz gut unterrichtet, offenbar von dem eigentlichen Zusammenhang der Dinge nichts gewußt oder nichts verstanden hat. Vorzimmer-Klatsch über den Feldherrn, der die Kriegsregeln vergißt, weil er nach Kleopatra schmachtet, und rhetorische Ausmalungen waren sein Interesse. Vor dem Klirren der Waffen der römischen Legionen sollen den Parthern die Pferde scheu geworden sein, und deshalb ergriffen sie die Flucht. Als Antonius den Rückzug antreten will, muß ein kluger Mann, ein ehemaliger Soldat des Crassus kommen, der siebzehn Jahre in parthischer Gefangenschaft gewesen ist, und den römischen Feldherrn belehren, daß die parthischen Reiter in den Bergen weniger gefährlich sind, als in der Ebene. Gegen die parthischen Pfeile machten die Römer ein Schilddach. Die Parther hielten das für ein Zeichen, daß es mit den Römern zu Ende sei, aber plötzlich stürmten die Römer wieder auf sie los. Alle diese Geschichtchen ebenso wie alle Angaben über die Heereszahlen der Parther sind natürlich vollständig zu streichen.

Von dem Hinmarsch des Antonius sagt Gardthausen, II, 11, 153, die Route sei nicht zu begreifen, aber auch nicht zu bezweifeln, da die Quellen angeben, Antonius sei durch Armenien marschirt. Armenien aber ebenso wie Arabien ist ein viel zu unbestimmter geographischer Begriff und

Digitized by Google

unsere Quellen in solchen Einzelheiten viel zu sehr Mißverständnissen ausgesetzt, als daß wir auf Grund solcher einzelnen Worte in den Erzählungen einem Feldherrn wie Antonius etwas ganz Unsinniges zuschreiben dürften. Weshalb soll er die Ebene vermieden haben? Er war ja in allen Waffen stark genug, den Parthern die Schlacht zu bieten, und suchte sie.

Gardthausen selber (I, 1, 295) führt ganz richtig aus, daß Antonius bei Zeugma über den Euphrat gesetzt, durch Osroëne und Mygdonien zum Tigris und weiterhin südlich des Urmia-Sees marschirt sei. Das ist die grade Linie, die weiter nach Phraaspa führt; Armenien ist dazwischen nicht einschiebbar und enweder einfach zu streichen, oder in seiner größten Ausdehnung, die das obere Mesopotamien einschließt, aufzufassen.

Damit fällt auch die Vorstellung, Antonius habe von Norden her in Parthien eindringen wollen; sie steht ja ohnehin in Widerspruch mit der Angabe (Gardthausen I, 1, 295), er sei südlich des Urmia-Sees marschirt.

Zu streichen ist ferner die Vorstellung, als habe Antonius mit seinem Feldzugsplan die Parther getäuscht und überrascht; es war die ganz gewöhnliche Route, auf der er kam, und die Annäherung eines so ungeheuren Heeres macht sich lange vorher so bemerklich, daß König Phraates keine besondere Mühe aufzuwenden hatte, sie rechtzeitig zu erfahren.

Der Rückzug war natürlich nicht ohne Schwierigkeiten und Verluste, aber bei der starn Reiterei und den vortrefflichen Schleuderern, über die die Römer noch mmer verfügten, können die Parther ihnen unmöglich so sehr viel angehabt haben. Die Schilderungen von den Leiden und Gefahren, wie von der Verzweiflung des Feldherrn sind rhetorische Uebertreibungen.

Digitized by Google

Siebentes Buch.

Cäsar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Wir haben bisher vorzugsweise die Methode verfolgt, unter Beiseitesetzung der Chronologie zuerst systematisch oder in Behandlung einer besonderen Schlacht von der Taktik der Epoche eine sichere Anschauung zu gewinnen und dann erst von diesem festen Punkt ausgehend zur Untersuchung der Strategie fortzuschreiten. Bei Cäsar ist es nicht nöthig, so zu verfahren. Alle einzelnen Elemente seiner Felderrnkunst sind uns bereits bekannt; wir haben nur zu zeigen, wie er in ihrer Anwendung die Kriegskunst des Alterthums auf ihren Höhepunkt gebracht hat und selber deshalb als der größte Künstler der Antike anzusehen ist.

So eingehend und vorzüglich wir durch Cäsars eigene Schriften über seine Feldzüge unterrichtet sind, so bleiben wir doch unter dem Mangel der einseitigen Berichterstattung. Selbst über den Bürgerkrieg sind die Ueberlieferungen aus dem pompejanisch-senatorischen Lager verschwindend gering und unsicher im Verhältniß zu der breiten Erzählung Cäsars und seiner Anhänger, und über die gallisch-germanischen Kriege haben wir schlechthin nur die Aussagen der siegreichen Römer. Das darf man keinen Augenblick vergessen, und man kann auch nicht sagen, daß die Kritik es bisher vergessen habe, aber sie konnte, so zu sagen, nichts machen, sie war hülflos. So unermeßlich die Fülle der erläuternden Schriften zu den Cäsarischen Kriegen ist, so ist die Kritik doch noch nicht wirklich durchgedrungen. Es fehlten ihr die Mittel, dem großen Feldherrn, der zugleich sein eigener und nicht minder großer Historiker ist, zu Leibe zu gehen und durch seine Darstellung hindurch den Dingen auf

Digitized by Google

den Grund zu kommen. Dazu gehörten Werkzeuge, die erst allmählich, in langer, aneinanderschließender Arbeit zu schaffen waren, eine Erkenntniß der Organisation und Taktik der Truppen, der Bedeutung der technischen Ausdrücke, geographische und topographische Untersuchungen und statistische Feststellungen über die Heereszahlen. Alle diese Vorbedingungen sind heute durch die generationenlangen Arbeiten von Philologen, Archäologen, Historikern und Militärs, durch Reisen, Ausgrabungen und methodische Vergleichungen so weit gefördert, daß die Kritik es wagen darf, den Kampf mit dem Titanen aufzunehmen, ihm ins Auge zu schauen und ihn zu zwingen, sich in seinem objektiven Sein zu enthüllen.

1. Von den älteren Werken über das Kriegswesen Cäsars sind die wichtigsten und noch heute heranzuziehen W. Rüstow „Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars", 2. Aufl. 1862, und Freih. Aug. v. Göler, Großh. badischer Generalmajor, „Cäsars gallischer Krieg und Theile seines Bürgerkrieges", 2. Aufl. herausg. v. E. A. v. Göler 1880. Eine Neubearbeitung des ganzen Stoffes unter sorgfältiger Benutzung der gesammten neueren Literatur bietet Franz Fröhlich, Das Kriegswesen Cäsars. 1889 u. 1890. Einige Ausstellungen an diesem Buche, aber nicht gerade sehr wesentliche, hat Fr. Cauer gemacht in der Hist. Zeitschr. Bd. 64 S. 123 und Bd. 66 S. 288. Sehr eingehend hat gegen eine Reihe von Punkten polemisirt Oberst Stoffel in der Revue de philologie Bd. XV (1891).

Das Leben Cäsars von Napoleon III. ist mit zwei Bänden nicht über den gallischen Krieg hinausgekommen und bricht mit der Ueberschreitung des Rubicon ab. Wenn es auch als schriftstellerische Leistung nicht gerade hoch steht, so ist es wissenschaftlich doch immer heranzuziehen und durch geographische Untersuchungen, Ausgrabungen und Experimente, zu denen es Veranlassung gegeben hat, von hohem Verdienst. Sehr viel höher aber steht die Fortsetzung „Histoire de Jules César, guerre civile, par le colonel Stoffel." Zwei Bände in Großquart 1887. Oberst Stoffel war als Flügel-Adjutant des Kaisers schon bei den Vorarbeiten, die dieser machen ließ, sehr betheiligt, hat auch in den Jahren 1866 bis 1870, während seines Aufenthaltes in Berlin, noch daran gearbeitet und, nachdem die Kriegsereignisse die Arbeiten unterbrochen und dem öffentlichen Leben des Obersten wie seines kaiserlichen Herrn ein Ende bereitet, die Arbeiten im Jahre 1879 wieder aufgenommen und sie unter Bereisung aller Kriegsschauplätze und Schlachtfelder Cäsars zu Ende geführt. Auf Schritt und Tritt bedeutet dieses Werk den wesentlichsten Fortschritt. Stoffel ist ebensosehr der wirkliche Gelehrte, dem auch nicht der leiseste Schimmer von Dilettantismus anhaftet, wie er der kriegserfahrene Soldat ist. Wenn ich trotzdem ziemlich häufig von ihm abweiche, so gehen diese Abweichungen

Digitized by Google

wohl alle auf eine einzige tiefgehende Differenz zurück, den Grad der Skepsis und der Kritik, den ich Cäsars eigener Erzählung gegenüber für geboten halte und durch ein von Stoffel vernachlässigtes Moment, das statistische, zu begründen hoffe.

Außer dem Bürgerkrieg hat Oberst Stoffel als Nachtrag zu dem Werke des Kaisers noch eine sehr werthvolle Monographie über die beiden ersten Feldzüge des gallischen Krieges veröffentlicht: „Guerre de César et d'Arioviste et premières opérations de César en l'an 702 par le colonel Stoffel". Paris 1890. 164 S. 4°.

Eben indem ich die letzte Feile an dieses Kapitel legen will, um das Manuskript in die Druckerei zu schicken, gelangt noch „Caesars conquest of Gaule by T. Rice Holmes", London 1899, 845 Seiten, in meine Hände. Es ist ein ebenso gelehrtes wie scharfsinniges Buch, das noch den besonderen Vorzug hat, mit einem reizenden Humor zu polemisiren, und Alles, was sich unter irgend einem Gesichtspunkt auf das bellum Gallicum bezieht, in sich vereinigt. Ich begegne mich mit ihm in der Werthschätzung, die wir den Arbeiten und dem Urtheil Stoffels entgegenbringen. Wo ich von ihm abweiche, was doch ebenso wie bei Stoffel ziemlich häufig ist, werde ich das noch besonders begründen.

Im Uebrigen verweise ich für die Literatur neben Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, auf desselben Verfassers sehr eingehende Studie „Cäsars Kommentarien und ihre literarische und kriegswissenschaftliche Folgewirkung", VII. Beiheft zum Milit. Woch. Bl. 1883, der ich mehrere wichtige Citate und Beobachtungen verdanke.

2. Ueber die Einzelfragen und Antiquitäten des Cäsarischen Kriegswesens halten sich deutsche Leser jetzt am besten an das Fröhlichsche Buch (276 Seiten). Indem ich generell auf dieses verweise, will ich einige Punkte, in denen ich, meist in Uebereinstimmung mit Stoffel, von ihm abweiche, hier kurz zusammenstellen. Außer der oben schon erwähnten Kritik Stoffels kommen dabei wesentlich die „Remarques générales" in Betracht, die Stoffel seinem Leben Cäsars angefügt hat.

Fröhlich S. 9 bezweifelt, daß die 13. Legion, mit der Cäsar den Rubicon überschritt, wie Plutarch berichtet, 5000 Mann stark gewesen sei, da sie viele Jahre im Kriege gewesen sei und niemals Ersatz bekommen habe. Stoffel, Revue de philol. S. 140, führt dagegen mit Recht aus, daß Cäsar zweifellos seine Legionen durch Ersatzmannschaften ergänzte. Wenn uns einmal von einem „supplementum" berichtet wird, das nicht eingestellt, sondern besonders organisirt war (b. G. VII, 57), so war das ein Uebergangszustand. Wenn nun trotz dieses Systems der allmählichen Wiederauffüllung alte und junge Legionen immer unterschieden und endlich die alten Legionen, statt nur die alten Mannschaften aus ihnen zu entlassen, völlig aufgelöst werden, so wird sich das dadurch erklären, daß die Verluste an Todten in den antiken Schlachten in der Regel nur gering waren — es sei denn im Fall einer Niederlage, wo leicht der ganze Truppentheil

Digitized by Google

vernichtet wurde. Die Zahl der Veteranen war also in alten Legionen so überwiegend, jedenfalls die Zahl der ganz jungen Leute so gering, daß a potiori die Legionen selbst als alte und junge unterschieden werden konnten.

Stoffel will nun trotzdem die Stärke der Legionen Cäsars sehr gering ansetzen und verwirft sogar den Begriff der „Normal-Stärke der Legion", der nicht mehr Berechtigung habe, als ob man heute von der „Normal-Stärke einer Division" sprechen wolle. Eine Division ist aber etwas Anderes als eine Legion zu Cäsars Zeit. Die ältere römische Legion, die noch ihre feste Beigabe an Reitern und Leichten hatte, kann man wohl, insofern sie alle Truppengattungen in sich vereinigte, mit einer modernen Division vergleichen. Das war aber zu Cäsars Zeit längst nicht mehr der Fall; man kann diese Legion daher viel eher mit der modernen Infanterie-Brigade zusammenstellen, insofern sie etwa deren Stärke hat, oder mit dem Regiment, insofern sie einen Verwaltungs-Körper bildet. Alle diese Vergleiche aber fördern nicht. Das Entscheidende ist, daß nach ganz festem Schema die Legion 10 Kohorten zu je 3 Manipeln zu je 2 Centurien hatte. Diese kleinsten Körper müssen nothwendig eine Normalzahl gehabt haben. Exerzitium, Lager, Verpflegung, Befehls-Ertheilung wären unerträglich erschwert, wenn nicht die unteren taktischen Einheiten annähernd gleich stark sind. Hatten also die Centurien und Manipel eine Normalstärke, so hatte sie auch die Legion, und die bei Fröhlich angeführten Stellen lassen keinen Zweifel darüber, daß diese Normalstärke 6000 Mann für die Legion, 600 für die Kohorte, 200 für den Manipel, 100 für die Centurie war.

Der Haupteinwand, den man gegen diese Annahme erheben kann, wird bei der Stärke-Berechnung für die Schlacht von Pharsalus erledigt werden.

S. 17 sagt Fröhlich, die Centurionen seien mit den modernen Feldwebeln, nicht den Hauptleuten, zu vergleichen. Das trifft, wie oben ausgeführt, nur auf ihren sozialen Status zu; ihrer Funktion nach entsprechen sie aber den modernen Hauptleuten, und es ist gerade für die Geschichte Cäsars von entscheidender Wichtigkeit, daß im römischen Heer die fundamentale Funktion des „Hauptmanns und Kompagniechefs" in der Hand von Männern des sozialen Unteroffiziers-Status war.

S. 19 legt Fröhlich die geringe militärische Qualität von Cäsars Kriegstribunen dar. Der Kern ist richtig, aber die Farbe doch zu stark aufgetragen, wie Rice Holmes S. 570 beweist, der zusammenstellt, wie viel wichtige Funktionen diese Tribunen doch nachweislich erfüllt haben.

Stoffel, Guerre de César et d'Arioviste p. 127 meint, daß im Laufe des gallischen Krieges die Legaten, die ja ursprünglich nur hohe Offiziere zur Verfügung des Feldherrn waren, in ein festeres Verhältniß zu den einzelnen Legionen getreten und deren ständige Kommandanten geworden seien. Holmes, p. 568, glaubt, wohl mit Recht, dem widersprechen zu müssen. Das Verhältniß der Legaten zu den einzelnen Truppentheilen blieb

Digitized by Google

unter Cäsar, wie es bis dahin in der römischen Armee gewesen war; demgemäß erfuhr also auch die Thätigkeits-Sphäre der Tribunen nicht eine Einschränkung durch Cäsar.

Ueber die antesignani, Fröhlich S. 29, ist bereits oben S. 244 das Nöthige bemerkt.

S. 38 schließt sich Fröhlich der Ansicht Schambachs an, daß Cäsar wieder wie in alter Zeit mit jeder Legion einen festen Satz an Kavallerie verbunden habe. Mir wollen die Ausführungen Schambachs nicht recht beweiskräftig erscheinen. Es kommt indessen so sehr viel nicht darauf an. Auch Holmes S. 583 verwirft die Ansicht Fröhlichs.

S. 42 das Kapitel über die evocati ist gemäß dem oben S. 388 Ausgeführten dadurch zu vervollständigen, daß zwischen den evocati im zweiten Jahrhundert, die bloße rengagés und sehr zahlreich waren, und denen des ersten, die eine Ehrentruppe, Stabswache des Feldherrn bildeten, unterschieden wird. Hieraus ergiebt sich auch eine einfache und einleuchtende Interpretation des vielumstrittenen Kapitels bell. civ. III, 91 (nach R. Menge, Berl. Philol. Wochenschr. 1890 p. 273). Das Kapitel lautet:

„Erat Crastinus evocatus in exercitu Caesaris, qui superiore anno apud eum primum pilum in legione X duxerat, vir singulari virtute. Hic signo dato: Sequimini me, inquit, manipulares mei qui fuistis, et vestro imperatori, quem constituistis, operam date. Unum hoc proelium superest; quo confecto et ille suam dignitatem et nos nostram libertatem recuperabimus. Simul respiciens Caesarem: Faciam, inquit, hodie, imperator, ut aut vivo mihi aut mortuo gratias agas. Haec cum dixisset, primus ex dextro cornu procucurrit, atque eum electi milites circiter CXX voluntarii eiusdem centuriae sunt prosecuti."

Die Centurie, die Crastinus anredet, ist eine Centurie der aus evocati bestehenden Stabswache, die auf dem rechten Flügel stand. Als es in den Bürgerkrieg ging, hatte Cäsar, wie wir annnehmen dürfen, als Sporn für die ganze Armee die längstgedienten Leute, am meisten der zehnten Legion, zu evocati ernannt. Da Crastinus primipilus in dieser Legion gewesen war, so waren sie meist in seinem Manipel gewesen, und er konnte sie als seine ehemaligen Manipularen anreden. Als evocati galten sie für Leute, deren Dienstzeit eigentlich abgelaufen war, die nur für diesen Krieg sich noch einmal freiwillig verpflichtet und Cäsar als ihren Feldherrn anerkannt hatten, nach dem Kriege aber ihrer Verpflichtung entbunden waren und ihre „Freiheit wiedererlangten".

S. 72 meint Fröhlich, die Legionen hätten bei den Schanzarbeiten den Panzer umbehalten. Mit Recht ist das von Stoffel, Revue de philologie, S. 142, zurückgewiesen.

Ebenso weist Stoffel mit Recht die Meinung zurück (Fröhlich, S. 75 und 121), der Soldat habe sein Mehl für 16 Tage selber getragen.

Ueber das Marschiren der Römer, Fröhlich, S. 104 u. S. 200, vgl. unten Kap. 3.

Digitized by Google

Daß die Legionare auch den Bogen gehandhabt hätten, wie Fröhlich, S. 105, meint, ist nicht anzunehmen und wird durch die von ihm angeführte Stelle nicht bewiesen.

S. 121 monirt Stoffel, daß von einem Pilum mit amentum gesprochen werde; das Pilum wurde nie mit dem amentum (Wurfriemen) geworfen, sondern nur leichtere Geschosse.

Die Distanz der Thürme in der Contravallationslinie um Alesia betrug 80 Fuß. Fröhlich, S. 145, will die Entfernung als die Breite einer Manipel-Front ansehen. Stoffel erklärt sie besser durch die Tragweite der römischen Geschosse.

S. 169 übernimmt Fröhlich aus Vegetius gewisse unrichtige Vorstellungen über den cuneus, von dem im nächsten Bande zu handeln sein wird.

S. 183 schildert Fröhlich das Manöver, das Cäsar die 7. und 12. Legion in der Nervierschlacht machen ließ, als hätten die Legionen Rücken an Rücken gefochten. Richtiger hat es Giesing so aufgefaßt, daß von beiden die hinteren Glieder Kehrt machten. N. Jahrb. f. Philol. Bd. 145 (1892) S. 493.

3. Der Reiterei

Cäsars müßte eigentlich ein eigenes Kapitel gewidmet werden oder noch richtiger, neben der Entwickelung der Infanterie-Taktik hätte von Anfang an eine parallele Geschichte der Kavallerie gehen müssen. Schon in den Perserkriegen, bei Philipp und Alexander, von Hannibal an in der römischen Geschichte macht sie sich aufs Stärkste geltend oder giebt geradezu die Entscheidung. Bei der Infanterie haben wir eine organische Entwickelung der Kampfesformen beobachtet, sollte bei der Kavallerie nichts Aehnliches festzustellen sein?

Es handelt sich hauptsächlich um zwei Fragen: wie weit haben die Alten den eigentlichen Choc, die geschlossene Attacke in schneller Gangart ausgebildet? Und zweitens, wie haben wir uns den Mischkampf von Reitern und Leichtbewaffneten vorzustellen?

Trotz einer sorgfältig gearbeiteten Monographie von Schambach „Die Reiterei bei Cäsar" (Progr. Mühlhausen 1881), womit zu vergleichen bei Fröhlich, Buch III, Kap. 5, ist hier noch Vieles unsicher geblieben, und auch wir wollen an dieser Stelle noch nicht in die Untersuchung eintreten, sondern sie nachholen, wenn wir aus viel späteren Epochen genügenden Vergleichungs-Stoff gewonnen haben.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Der Helvetier-Feldzug.

Wir dürfen die Erzählung Cäsars von seinem Feldzug gegen die Helvetier als bekannt voraussetzen und unterwerfen sie zunächst einer Prüfung auf die Unwahrscheinlichkeiten, Lücken, Widersprüche, Unmöglichkeiten, die sie enthält.

Die Helvetier faßten nach Cäsar den Beschluß, mit Weib und Kind und allem Besitzthum auszuwandern, um sich der Herrschaft von ganz Gallien zu bemächtigen (I, 30, 3); ihr eigenes Land war ihnen zu klein.

Wir sehen ab von den verfehlten Angaben, die Cäsar hierbei über die Größe des helvetischen Gebietes macht, aber wir fragen, wie sich das Motiv, das Cäsar den Auswandernden unterlegt, mit dem Modus der Ausführung vereinigt. Wenn die Helvetier sich die übrigen Gallier unterwerfen wollten, so war dazu nicht nöthig, daß sie mit Weib, Kind, Heerden und Hausgeräth auszogen; im Gegentheil, das mußte ihre kriegerische Aktion sehr beeinträchtigen.

Das Land, welches die Helvetier statt des ihren ins Auge gefaßt hatten, war das der Santonen zwischen La Rochelle und der Gironde-Mündung am Atlantischen Ocean. Weder ist diese Landschaft besonders geeignet, von da aus Gallien zu beherrschen, noch, wenn die Helvetier wegen Uebervölkerung neue Sitze suchten, war es nöthig, daß das ganze Volk auswanderte und das prächtige bisher bewohnte Land leer ließ. Angenommen, die Helvetier haben, statt in der Nachbarschaft irgendwo ihr Gebiet zu erweitern, wirklich den Plan gehabt, an den Ocean zu ziehen, die dort wohnenden Völker zu vertreiben oder auszurotten und sich von Neuem anzusiedeln, so

Digitized by Google

kann diese Absicht, schwer durchzuführen an sich, doch unmöglich kombinirt gewesen sein mit einem Plan, gleichzeitig die Hegemonie über alle anderen gallischen Völker zu erwerben. Die Kombination ist um so unmöglicher, als Gallien, wie wir zwar noch nicht in diesem Zusammenhang, aber bald darauf von Cäsar selbst erfahren, bereits einen Herrn hatte, nämlich den Germanen-Fürsten Arioviſt, der die Gallier besiegt und sie gezwungen hatte, ihm Geiseln zu stellen und Tribut zu zahlen. Man sieht zwar nicht recht, wie weit sich die Herrschaft des Arioviſt eigentlich erstreckte, bald sind es nur die Häduer und Sequaner mit ihrer Klientel, die unterdrückt erscheinen, dann sind es wieder die Gesandten von fast ganz Gallien (cap. 30), die Cäsar um Hülfe gegen ihn bitten — aber wie auch immer: jeder Plan der Helvetier, in Gallien eine Herrschaft zu erwerben, mußte in erster Linie mit Arioviſt rechnen und auf ihn stoßen. Mit keinem Wort ist das von Cäsar berührt. So lange er von dem helvetischen Krieg erzählt, ist es, als ob Arioviſt nicht existirte.

Zu den Vorbereitungen, die die Helvetier für ihren großen Eroberungskrieg machen, gehören auch Friedens- und Freundschafts-Bündnisse mit den Nachbarstaaten. Wir fragen: mit welchen? Die im Westen hätten zu den Unterwerfenden gehört, im Norden war Arioviſt, der Osten kommt nicht in Betracht, der Süden gehörte den Römern.

Nur auf zwei Wegen, fährt Cäsar fort, konnten die Helvetier ihr Land verlassen, entweder auf dem nördlichen Ufer der Rhone, durch das Gebiet der Sequaner oder auf dem südlichen, bei Genf übergehend, durch die römische Provinz. Zu ergänzen ist dabei, „wenn sie in der Richtung auf das Gebiet der Santonen marschiren wollten", da den Helvetiern sonst noch mancherlei Wege über den Jura oder nördlich des Jura zur Verfügung gestanden hätten, wenn sie Gallien erobern wollten.

Obgleich nach Cäsar die Helvetier schon seit zwei Jahren ihren Plan vorbereiteten und er allenthalben bekannt gewesen sein muß, so scheinen die Römer doch von einem beabsichtigten Marsch durch ihre Provinz nicht nur nichts gewußt, sondern dergleichen auch gar nicht besorgt zu haben. Denn in diesem gefährdeten Grenzland stand nur eine Legion, als Cäsar ankam, und durch List mußte er

Digitized by Google

Zeit gewinnen, um rasch von Genf bis zum Fort L'Ecluse, wo die Rhone an einigen Stellen durchwatbar ist, eine vier Meilen lange Befestigungslinie anzulegen und sie mit seiner Legion und dem aufgebotenen Landsturm zu besetzen.

Die Helvetier sollen nun vergebliche Versuche gemacht haben, diese Linie zu durchbrechen.

Dieser Behauptung muß der allerstärkste Zweifel entgegengesetzt werden. Die Helvetier waren ein sehr kriegerisches Volk, ihr Heer, wenn auch, wie wir sehen werden, nicht 92000 Mann stark, doch gewiß recht bedeutend. Der Landsturm, den Cäsar aufgeboten hatte, kam militärisch wenig in Betracht. Wie soll es da mit den Kräften einer einzigen Legion möglich gewesen sein, eine vier Meilen lange Linie zu vertheidigen? Das ist militärisch schlechterdings ausgeschlossen. Eine flüchtige, vier Meilen lange Feldbefestigung von mehrfacher Ueberlegenheit an drei Stellen zugleich angegriffen, wird immer und unter allen Umständen durchbrochen, wenn der Angreifer Ernst macht.

Cäsar selber läßt uns eigentlich keinen Zweifel, daß seine Linie überhaupt nicht angegriffen worden, daß die Provinz nie bedroht gewesen ist, daß nicht unbegreiflicher Weise nur eine Legion jenseits der Alpen stand. Hätten die Helvetier wirklich die römische Linie angegriffen, so wäre das ein vollendeter Friedens- und Rechtsbruch gewesen, der schon um der Ehre des römischen Namens willen Bestrafung erheischte. Als Cäsar nachher aber selber zum Angriff gegen die Helvetier vorgeht, da giebt er als Grund an, sie hätten ins Land der Santonen wandern wollen, die der Provinz benachbart seien, und er habe nicht dulden können, daß ein so kriegerischer und feindseliger Volksstamm sich in einer offenen, fruchtbaren Gegend so nahe den Römern niederlasse. Das Land der Santonen lag, wie wir gesehen haben, am Ocean, über zwanzig Meilen vom nächsten römischen Grenzstein entfernt. Das bisherige helvetische Gebiet grenzte unmittelbar an die römische Provinz; mit Booten über den Genfer See oder durch die Furthen der Rhone konnte sie von kriegerischen Einfällen, falls die Helvetier dazu neigten, täglich heimgesucht werden. Wollte der Römer sie los sein, er konnte sich nichts Besseres wünschen, als sie zu den Santonen ziehen zu lassen. Daß Cäsar trotzdem diesen Plan als einen für die Römer gefährlichen

Digitized by Google

darstellt, scheint ein sicherer Beweis, daß er um Kriegsgründe sehr verlegen war, daß also die Helvetier eine Grenzverletzung an der Rhone sich nicht haben zu Schulden kommen lassen. Sie werden um die Erlaubniß angefragt haben; man hat besorgt, sie könnten auch ohne Erlaubniß vorgehen, es wurden zur Vorsicht Feldbefestigungen errichtet, ängstliche Wachtposten mögen Rekognoszirungs-Patrouillen als Angreifer gemeldet haben, eine wirkliche kriegerische Aktion hat jedoch sicher nicht stattgefunden.

Cäsar behauptet, nach seinem Siege über die Helvetier seien in deren Lager Tafeln gefunden worden, auf denen aufgezeichnet stand, wieviel Köpfe jeder Stamm zählte; im Ganzen seien es 368 000 gewesen. Da man die Größe des von den helvetischen Stämmen bewohnten Landes annähernd berechnen kann, (18 000 Quadrat-Kilometer[1]), so müßte es hiernach eine Volksdichtigkeit von 20 auf den Quadrat-Kilometer gehabt haben. Mit Recht hat Beloch das für eine Unmöglichkeit erklärt. Cäsar aber giebt uns noch eine zweite Zahl; er ließ, als er die Helvetier in ihr Land zurückführte, einen Census veranstalten, der 110 000 Köpfe ergab. Da nun nach Cäsars eigener Erzählung der Verlust des Volkes auf der Wanderung und in den Gefechten nicht so sehr groß gewesen sein kann, so ist Beloch von dieser Zahl ausgegangen, hat für den Verlust einen Zuschlag von 40 000 Seelen gemacht und die Volksdichtigkeit danach auf 7,5 für den Quadrat-Kilometer berechnet.

Gegen diesen Schluß würde nichts Wesentliches einzuwenden sein, wenn wir uns völlig darauf verlassen könnten, daß Cäsar die Zählung wirklich veranstaltet hat und daß die Helvetier wirklich alle das Land verlassen hatten. In diesem Falle, da der Verlust von 40 000 noch sehr hoch zu sein scheint, würde man sogar noch auf eine etwas geringere Zahl als Beloch kommen. Bei der Unsicherheit der Grundlage, über die wir noch zu sprechen haben werden, lassen wir jedoch diesen Faden fallen. Nur das Negative, daß die ursprüngliche Masse auch nicht annähernd 368 000 Köpfe

[1]) So Beloch; Hubo, Neue Jahrb. f. Philol. Bd. 147 (1893) S. 707 berechnet 25 000 und sucht Cäsars eigene Angabe, indem er ein C von dessen Zahl über die Breite streicht, zu rechtfertigen.

Digitized by Google

betragen haben kann, müssen wir noch sicherer feststellen und haben dazu auch die Mittel.

Cäsar behauptet, der Zug der Helvetier habe Alles in Allem 368 000 Menschen gezählt und für drei Monate Lebensmittel mit sich geführt. Napoleon III. hat berechnen lassen, daß bloß für Mehl hierzu 6000 vierspännige Wagen erforderlich seien; für 15 kg Gepäck auf den Kopf rechnet er weitere 2500 Wagen. 8500 Wagen auf einer Straße, 15 Meter auf den Wagen, nehmen 17 deutsche Meilen Raum ein. Nur selten werden, wie wir uns die Straßen in dem damaligen Gallien vorzustellen haben, die Wagen in mehreren Reihen nebeneinander fahren können. Wenn auch nur an einer Stelle auf dem Wege eine Enge war, so mußte, mochte man auch sonst breit über das Feld fahren können, die Reihe eingehalten werden. Die Marsch-Disziplin ist selbstverständlich gering; Stockungen und Lücken sind häufig, die Wagen vorwiegend mit Ochsen bespannt. 3 – 4 Stunden wird ein solcher Zug wenigstens auf die Meile zubringen. Selbst im Hochsommer, wo man um 3 Uhr aufbrechen kann und die Letzten erst um 9 Uhr Abends im Lager einzutreffen brauchen, können also doch, selbst wenn der Tagemarsch nur 1 Meile beträgt, nicht mehr als 2500 Wagen ihn machen. 15 Stunden stehen zur Verfügung (von 3 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, wo die Letzten abmarschiren müssen), und alle drei Stunden werden 500 Wagen in Bewegung gesetzt. Selbst wenn man die Geschwindigkeit nur mit 2 Stunden für die Meile ansetzt, so würden doch nur 250 Wagen in der Stunde in Bewegung gesetzt, also bei 16 stündiger Marschzeit (von 3 Uhr Morg. bis 7 Uhr Ab.) 4000 Wagen eine Meile weit befördert werden können. Nun besteht aber der Zug, wovon Napoleon merkwürdiger Weise nicht spricht, nicht bloß aus den Wagen, sondern wir haben noch die ganze Masse der Menschen, Weiber und Kinder, und außer dem Zugvieh die Heerden, das Jungvieh und Kleinvieh.

Nach der Erzählung Cäsars bewegte sich, durch die Absprengung der Tigoriner an der Saone um Einiges[1]) gemindert, der Zug

[1]) Nicht um ein ganzes Viertel, wie öfter gesagt wird; das Viertel, wovon Cäsar spricht, bezieht sich nur auf die Helvetier im engeren Sinne: die Bundesgenossen waren schon hinüber, und Cäsar sagt auch nicht, daß das Viertel noch da war, als er es überfiel, sondern als seine Späher es beobachteten. Vgl. Stoffel, Guerre de César et d'Arioviste p. 75.

Digitized by Google

der Helvetier in etwa 15 Tagen von der Uebergangsstelle (etwa 2—4 Meilen nördlich von Lyon, bei Trevoux oder Montmerle) bis in die Nähe von Bibracte (bei Autun). Das sind 14—16 Meilen Luftlinie, also täglich $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Meilen Marsch. Der Weg ging nur Anfangs in dem breiten Saone-Thal, dann aber durch das Bergland der Monts du Maconnais und Monts du Charolais, wo die Karren sicherlich sehr oft nur zu einem fahren konnten. Waren die Lebensmittel-Karren zum Theil schon geleert, so werden die Helvetier sie darum nicht haben stehen lassen; Karren sind Werthstücke, und sie brauchten sie für die Beute, die sie machten, und Neu-Verproviantirung. Da der Zug durch feindliches Land ging, so konnten nicht etwa die Weiber und Kinder einen Tagemarsch vorausgeschickt und die Kolonne zerlegt werden. Nach Cäsars Schilderung unterliegt es keinem Zweifel, daß die Masse zusammenhielt und miteinander marschirte. Daraus aber ergiebt sich, daß von einer ursprünglichen Masse von 368000 Seelen gar nicht die Rede sein kann, ja, wir werden bei näherer Betrachtung vielleicht kaum die 110000, die übrig geblieben sein sollen, aufrecht erhalten können.

Während Cäsar fünf weitere Legionen, darunter zwei neuausgehobene, aus Ober-Italien heranzieht, marschiren die Helvetier über den Jura an die Saone und überschreiten diesen Fluß oberhalb von Lyon. Nachdem der Nachtrab von Cäsar beim Uebersetzen angegriffen und zersprengt ist, ziehen die Anderen den Fluß aufwärts nach Norden.

Cäsar giebt keinerlei Grund an, weshalb sie diese Richtung einschlugen. Sie wollten ja, wie er uns sagt, zu den Santonen, d. h. nach Westen. Auf verschiedene Weise hat man diese Lücke ergänzt. Mommsen, Göler, Napoleon III. haben gemeint, Cäsar habe die Helvetier von ihrem Wege abgedrängt, und Napoleon III. fügt hinzu, auf dem geraden Weg zu den Santonen, über Roanne, hätten fast unzugängliche Berge gelegen; auch in unserem Jahrhundert noch sei die Post von Lyon nach Rochelle über Autun und Nevers gegangen.

Diese Erklärung will aber doch nicht recht genügen. Nach der gewöhnlichen Annahme stand Cäsar im Lande der Segusiaver bei Lyon, in dem Winkel zwischen Rhone und Saone, als er die

Digitized by Google

Helvetier beim Ueberſetzen der Saone, etwa bei Trevoux-Villefranche mit drei Legionen überfiel. Die drei anderen Legionen hatte er zurückgelaſſen. Selbſt angenommen nun, daß dieſe auf dem rechten Saone-Ufer geſtanden hätten, ſo hätten ſie damit den Helvetiern keineswegs weder den Weg ſüdwärts in die Provinz, noch weſtwärts ins Gebirge abgeſchnitten. Zwei von den drei Legionen waren die beiden eben erſt ausgehobenen Rekruten-Legionen; auf keinen Fall konnten die Römer es mit dieſen auf eine Schlacht gegen die Helvetier ankommen laſſen. Dieſe hätten ja nichts Beſſeres wünſchen können, als hier über einen Theil des römiſchen Heeres herzufallen, ganz wie Cäſar am Tage vorher über einen Theil des ihren. Wahrſcheinlich hat die Armee-Abtheilung gar nicht auf dem andern Ufer geſtanden, und wenn ſchon, ganz gewiß hinter einer Befeſtigung, aus der er ſich nicht heraustrauen durfte.[1]) Vor den Legionen Cäſars ſelber hatten die Helvetier mindeſtens einen Tag, während dieſer an der Saone-Brücke baute, Vorſprung. Das Gebirge, direkt im Weſten, mag ſteil ſein, aber es iſt nicht unzugänglich.

Bial in ſeinem Buche „Chemins de la Gaule“ p. 289 f. glaubt mehrere Wege nachweiſen zu können, welche über die Cevennen gingen, und Maiſſiat in ſeinem „Jules César en Gaule“ I, 349 legt dar, daß durch das Thal der Azergues, die bei Trevoux-Villefranche mündet, man ſehr leicht die Cevennen überſchreiten kann und zum Abſtieg ins Loire-Thal ſogar nicht bloß eins, ſondern drei Nebenthäler (über Chauffaille, Tarare, Sainte-Foy) zur Auswahl hat. Dieſer Weg hätte den doppelten Vortheil gehabt, daß die Helvetier die Loire und den Allier nahe den Quellen überſchreiten konnten und daß ſie ſich ſofort jedem römiſchen Angriff entzogen. Waren ſie erſt im Gebirge, ſo konnte eine kleine Nachhut die Römer aufhalten. Statt deſſen zogen ſie das bequeme Saone-Thal entlang, wo Cäſar ihren ſchwerfälligen Zug leicht über-

[1]) Sollte Maiſſiat Recht haben, der die „Seguſiaver“ und „Sebuſianer“ unterſcheiden will, Letztere im ſüdlichen Jura, nördlich der Rhone, am Ain ſucht, demgemäß Cäſar nicht bei Lyon lagern, ſondern vom Fort L'Ecluſe den Helvetiern über Bourg au Breſſe folgen läßt, Labienus alſo mit ſeinen drei Legionen während des Gefechts an der Saone einen Marſch oſtwärts warten läßt, ſo hätten die Helvetier von Montmerle, wo ſie überfallen wurden, erſt recht volle Freiheit gehabt, den Weg direkt weſtlich oder ſüdweſtlich zu nehmen.

Digitized by Google

holen konnte, und erst später ins Gebirge, und hatten nach Kurzem abermals breite Ströme zu überschreiten.

Selbst wenn man annehmen will, daß die Helvetier sich nicht schnell genug zum Abzug entschlossen und Cäsar Zeit gelassen hätten, indem er etwas abwärts über die Saone ging, ihnen den Eingang in das Azergue-Thal zu sperren, so bleibt doch immer unerklärt, weshalb sie nicht aus den Monts du Charollais direkt ins Loire-Thal abstiegen und bei Briennon oder Digoin überzugehen suchten.

Daß die Helvetier die ernsthafte Absicht gehabt haben, ins Land der Santonen zu ziehen, dürfen wir danach billig bezweifeln.

Als Cäsar den Helvetiern den Durchmarsch durch die Provinz versagt hatte, vermittelte ihnen der Häduer-Fürst Dumnorix einen friedlichen Durchzug durch das Gebiet der Sequaner. Von den Sequanern gelangen die Helvetier ins Gebiet der Häduer, nach dem Vorhergehenden müßte man meinen, als Freunde. Aber sie erscheinen als Feinde, verwüsten das Land, und die Häduer rufen die Hülfe der Römer gegen sie an. Hier müssen sich im Hintergrunde Vorgänge abgespielt haben, die Cäsar uns verschweigt.

Nach ihrer Theil-Niederlage an der Saone boten die Helvetier, erzählt uns Cäsar weiter, Frieden an und erklärten sich bereit, in dasjenige Land zu ziehen, das ihnen Cäsar anweisen wolle. Die Verhandlungen zerschlugen sich daran, daß die Helvetier die Geiseln, die Cäsar verlangte, nicht stellen wollten. Sollte Cäsar ihnen aber auf die Hauptfrage gar nicht geantwortet haben? Er muß ihnen doch wohl gesagt haben: da ihr versprecht, in das Land zu ziehen, das ich Euch anweise, so ersuche ich Euch, in Euer eigenes altes Land zurückzukehren. Daß dieser Satz fehlt, macht die ganze Verhandlung oder aber den Zusammenhang, in den sie gestellt ist, sehr verdächtig.

In welcher Richtung die Helvetier nunmehr abzogen, sagt uns Cäsar nicht direkt; wir können es nur daraus erschließen, daß Cäsar sagt, er habe sich nicht auf der Saone verproviantiren können, weil die Helvetier, denen er folgte, von dem Flusse abbogen, und daß die Schlacht endlich in der Nähe von Bibracte (Mont-Beuvray, 20 Kilometer westlich von Autun) geschlagen wurde. Cäsar machte einmal einen Versuch vermittelst einer Umgehung, die Helvetier von zwei Seiten anzugreifen, und als das durch einen Zufall vereitelt

Digitized by Google

wurde, ließ er von ihnen ab, um nach Bibracte zu gehen. Er mußte das thun, sagt er, um der Verpflegung willen, die ihm die Häduer, als sie ihn zu Hülfe riefen gegen die Helvetier, versprochen hatten, aber nicht lieferten. Sein Abschwenken aber führte die Schlacht herbei: die Helvetier sahen entweder darin Furcht oder wollten die Römer von ihrer Verpflegung abschneiden und gingen ihrerseits zum Angriff vor.

Sollen wir es wirklich glauben, daß die Helvetier sich die Wendung der Römer gegen Bibracte nicht anders als durch Furcht haben erklären können und daß dadurch sie, die kurz vorher erst angeboten hatten, aus Cäsars Hand eine neue Heimath zu empfangen, die 15 Tage lang marschirend sich ihm zu entziehen gesucht hatten, so ermuthigt wurden, daß sie plötzlich umkehrten und ihn angriffen? Das andere Motiv wiederum, die Römer von ihrer Verpflegung abzuschneiden — wie soll man es verstehen? Wollten die Helvetier Cäsar von seiner bisherigen Operationslinie und Basis abschneiden, so war dazu kein Angriff und keine Schlacht nöthig. Wollten sie ihn von Bibracte abschneiden? Abschneiden von der Verpflegung und Schlacht sind Begriffe, die sich hier ausschließen: siegten die Helvetier, so brauchte kein Römer Verpflegung mehr; wurden sie besiegt, so war den Römern nichts mehr abgeschnitteu. Weshalb waren die Helvetier fortwährend marschirt? Wollten sie ins Land der Santonen, so muß man annehmen, daß der Marsch bisher eine nordwestliche Richtung gehabt hatte und daß man der Loire schon ziemlich nahe war, daß sie also jetzt, da die Römer sich nach Osten wandten, unbehelligt weiterziehen konnten. Wollten sie ihre Niederlage an der Saone noch rächen, warum erst jetzt? Warum hatten sie nicht unterwegs eine günstige defensive Stellung gewählt und hatten abgewartet, ob die Römer anlaufen würden?

Die kurzen Nachrichten und vereinzelten Notizen, die wir sonst bei römischen Schriftstellern über diese Feldzüge finden, tragen zur Aufklärung nichts bei, und es möchte hoffnungslos erscheinen, wenn man ausschließlich auf eine Erzählung angewiesen ist, in der die Wahrheit offenbar mit Absicht an vielen Stellen verdunkelt wird, doch ein richtiges Bild von den Dingen gewinnen zu wollen. Aber man kann doch auch nicht dabei stehen bleiben, Cäsar einfach zu verwerfen, ohne etwas Anderes an die Stelle zu setzen. Daß man

Digitized by Google

ihm nicht einfach nacherzählen darf, ist anerkannt. Napoleon I. hat einmal gesagt, der helvetische Feldzug sei einfach unverständlich, und auch diejenigen Historiker, die Cäsar das größte Vertrauen entgegenbringen, halten doch für nöthig, ihn in sehr wesentlichen Punkten zu ergänzen und zu korrigiren. Mommsen fügt als Auswanderungs-Motiv die Furcht vor Ariovist hinzu, was sich doch wohl nicht mit dem Wunsch, die Hegemonie von Gallien zu erwerben, verträgt, überdies behauptet Cäsar, als ob Ariovist nicht in der Welt gewesen wäre, das gerade Gegentheil: die Helvetier rings von Bergen und Strömen eingeschlossen, hätten es schmerzlich empfunden, ihre Nachbarn nicht mit Krieg überziehen zu können. Mommsen läßt ferner die Friedensverhandlung an der Saone kurzer Hand aus. Napoleon III. wiederum behandelt die Auswanderung und den Wunsch, sich Gallien zu unterwerfen, nicht als nebeinander hergehende, sondern einander ablösende Pläne und läßt aus den Friedensverhandlungen das Angebot der Helvetier, sich von Cäsar Land anweisen zu lassen, aus. Holmes endlich meint, ähnlich wie Mommsen, daß die Helvetier, gedrängt von den Germanen, beschlossen hätten, sich eine neue Heimath zu suchen, und läßt den Plan der Unterwerfung Galliens als eine bloße Intrigue des Fürsten Orgetorix erscheinen. Das ist gerade das Umgekehrte von dem, was uns Cäsar erzählt. Aber alle diese Korrekturen genügen doch immer noch nicht. Es fehlt eine Erklärung, wie sich die Helvetier bei der Unterwerfung Galliens zu Ariovist zu stellen gedachten. Es bleibt die Unmöglichkeit, mit einer einzigen Legion und bloßem Landsturm eine flüchtige Feldbefestigung von vier Meilen Länge gegen ein großes Heer zu vertheidigen. Es fehlt ein Motiv für den Abmarsch vom Saone-Uebergang nach Norden und für das plötzliche Umkehren zur Schlacht. Man muß suchen, auch diese Fehler und Lücken zu eliminiren und auszufüllen, um ein Bild zu gewinnen, das, wenn auch nicht beweisbar, doch wenigstens den Vorzug hat, denkbar und möglich zu sein.

Versuchen wir es einmal mit folgender Skizze.

Das mittlere Gallien stand unter der Herrschaft des Germanen-

[1]) Las Cases, Mem. de St. Hélène II, 445.

Digitized by Google

fürsten Arioviſt.[1]) Schwer ertrugen die Gallier dieſes Joch und zahlten ihren jährlichen Tribut. In aller Heimlichkeit hatte ſich ſchon ein Häduerfürſt, Divitiacus, an die Römer gewandt und ihre Hilfe erbeten, wie uns Cäſar zwar nicht im erſten, aber gelegentlich in einem ſpäteren Buche (VI, 12) erzählt. In Rom iſt man nicht geneigt geweſen, darauf einzugehen, ſondern hatte im Gegentheil ſich mit Arioviſt gut zu ſtellen geſucht und ihn unter Cäſars eigenem Konſulat als König begrüßt und mit dem Ehrentitel eines Freundes und Bundesgenoſſen des römiſchen Volkes geſchmückt. Die Häduer wollten trotzdem den Gedanken einer Befreiung nicht aufgeben. Eine andere Partei unter Führung des Dumnorix, eines Bruders des Divitiacus, hatte den Gedanken gefaßt, Gallien durch die Kraft der Gallier zu befreien.[2]) Noch gab es ein mächtiges und kriegeriſches Volk in dieſer Gegend, das dem Arioviſt nicht gehorchte, die Helvetier. Mit dieſen knüpfte man an. Eine einfache Erhebung, in der Hoffnung auf helvetiſchen Zuzug, war nicht möglich, da faſt alle vornehmen Familien der Häduer wie der Sequaner und anderer Völker durch Geiſeln in Arioviſts Händen gebunden waren. Eine Liſt ſollte helfen. Der helvetiſche Führer Orgetorix ſchlug ſeinem Volke vor, auszuwandern. Sei es, indem er von Uebervölkerung ſprach, ſei es, indem er vorſtellte, daß ſie in ihrem Lande binnen Kurzem, wie die anderen Gallier, den Germanen erliegen müßten. Unter dem Vorwande der Auswanderung an den Ozean, zu den Santonen[3]) ſollte das helvetiſche Kriegsaufgebot im Lande der

[1]) H. Bender „Cäſars Glaubwürdigkeit über den Krieg mit Arioviſt" (N. Korreſp. Bl. f. d. Gelehrten-Schulen Württembergs 1894) weiſt nach, wie ſehr Cäſars Angabe über die Herrſchaft, die Arioviſt in Gallien ausübte, übertrieben iſt, aber die Thatſache ſelber, daß Arioviſt eine Oberherrſchaft über einen Theil des mittleren Gallien ausübte, wird darum nicht angezweifelt werden dürfen.

[2]) Dieſen Gedanken läßt Cäſar ausdrücklich durch Divitiacus ausſprechen (I, 17) in der Form, daß man lieber anderen Galliern als den Römern gehorchen wolle — was vorausſetzt, daß dieſe anderen Gallier erſt die Herrſchaft der Germanen gebrochen hatten.

[3]) Daß die Helvetier grade dieſe Gegend als ihr Wanderziel angeben, hat ſeine Erklärung durch eine höchſt geiſtvolle Kombination O. Hirſchfelds gefunden in ſeiner Unterſuchung „Aquitanien in der römiſchen Zeit" (Sitz. Ber. d. Berl. Akad. 1896 p. 453), wo höchſt wahrſcheinlich gemacht iſt, daß ſowohl die Helvetier, wie vielleicht auch die mit ihnen ziehenden Boier an der unteren Garonne verwandte Stämme ſitzen hatten. Schon Hirſchfeld macht bei dieſer Gelegenheit auch die Bemerkung, daß ein ſolcher Auswanderungszug doch nicht ſo leicht vorſtellbar ſei — nur einen Schritt weiter auf dieſem Wege, und man iſt bei der oben im Text aufgeſtellten Hypotheſe.

Digitized by Google

Häduer erscheinen, ehe der Argwohn des Arioviſt erregt wäre, und geſtützt auf ſie, hoffte die galliſche Patriotenpartei alle Bedenken niederzuſchlagen und die allgemeine Erhebung gegen die Germanen zu bewerkſtelligen. Auch der plötzliche Tod des Orgetorix hielt die Ausführung nicht auf.

Von allen dieſen Dingen war Cäſar in Rom durch den Divitiacus und die römiſche Partei unter den Häduern genau unterrichtet. Unter keinen Umſtänden wollte er ihn zur Ausführung kommen laſſen, denn ſein Plan war, daß die Gallier nicht aus eignen Kräften, ſondern durch die Hilfe der Römer von dem Joche der Germanen befreit werden ſollten, um dafür das römiſche auf die Schultern zu nehmen. Eine Anfrage der Helvetier, ob ſie durch die Provinz ziehen könnten, war ihm grade recht, ſein Heer an die Grenze zu führen und zu verſtärken. Die Helvetier hatten die Anfrage nur geſtellt, um die Fiktion, daß ſie zu den Santonen ziehen wollten, möglichſt lange aufrecht zu erhalten. In demſelben Sinne nahmen ſie, als Cäſar ſie abgewieſen hatte, doch den Weg möglichſt ſüdwärts, um erſt, nachdem ſie die Saone überſchritten, ihren Weg auf ihr eigentliches Ziel, aufs Gebiet der Häduer zu richten. Unter dem Vorwand, daß ſie eine Grenzverletzung begangen, griff Cäſar ihren Nachtrab beim Uebergang über die Saone an. Mittlerweile hatte die römiſche Partei unter den Häduern, vermuthlich durch römiſches Geld unterſtützt, die Oberhand erhalten und ſetzte durch, daß, ſtatt die Helvetier als Befreier zu begrüßen, der häduiſche Staat die Hilfe Cäſars gegen ihre Invaſion anrief. Die Helvetier waren nunmehr in großer Verlegenheit, ſchickten zu Cäſar und erboten ſich, ſich von ihm ein Land anweiſen zu laſſen, d. h. in ihr Land zurückzukehren. Das Abkommen iſt, ganz wie Cäſar erzählt, nur an der Frage der Geiſelſtellung geſcheitert. Cäſar beſtand aber auf dieſer Bedingung, nicht ſowohl weil den Helvetiern ſonſt nicht zu trauen war, als weil ja dieſes Unternehmen für ihn der Anfang der Unterwerfung ganz Galliens ſein ſollte. Die Helvetier wollten die Schmach nicht auf ſich nehmen und zogen nach Norden, um im großen Bogen über die obere Saone wieder in ihr Land zurückzukehren. Sie blieben jedoch nicht im Flußthal, wo die Römer gar zu leichtes Spiel gehabt hätten, ihren Zug zu überholen und umfaſſend anzugreifen, ſondern zogen

Digitized by Google

sich sobald wie möglich in die Berge, wo eine starke Nachhut die Römer von Defilé zu Defilé aufhalten konnte. Cäsar folgte ihnen, indem er sich durch die Reiterei der Häduer verstärkte. Aber in dem ersten Gefecht, noch in der Ebene, versagte diese Reiterei und nahm vor den Helvetiern die Flucht, und Cäsar hatte den Verdacht, daß nicht bloß ein ungünstiges Terrain, sondern böser Wille dabei im Spiel war, da Dumnorix kommandirte.

Obgleich Cäsar den helvetischen Nachtrab täglich hätte angreifen und in Gefechte verwickeln können, so that er das doch nicht, sondern folgte nur in einiger Entfernung mit der größten Vorsicht, die Gelegenheit zu einem großen Schlage erspähend.

Endlich schien sie sich zu finden; eine Umgehung der Helvetier mit zwei Legionen unter Labienus gelang, aber ein Zufall, eine falsche Meldung, kam in die Quere und rettete den Feind. Darauf ließ Cäsar von den Helvetiern ab und wandte sich direkt auf die häduische Hauptstadt Bibracte, in deren Nähe man bereits angelangt war. Wie er selbst sagt, waren es Verpflegungs-Schwierigkeiten, die ihn dazu zwangen; man darf vielleicht auch annehmen, daß es Mißtrauen gegen die Häduer war, das ihn dazu nöthigte: der römische Feldherr konnte nicht immer tiefer ins Land hineinziehen, ohne sich eines festen Stützpunktes zu versichern.

Die Helvetier hätten nunmehr unbehelligt weiterziehen und durch das Gebiet der ihnen ja befreundeten Sequaner in ihr Land zurückkehren können. Aber wenn sie das gethan hätten, so hätten sie die Häduer und damit das mittlere Gallien den Römern überlassen. Die häduische Patriotenpartei, die sie ihrerzeit gerufen hatte und vermuthlich fortwährend in geheimer Beziehung zu ihnen stand, wird das aufs Stärkste bei ihnen geltend gemacht, ihre Hilfe erfleht, vielleicht Uebergang in der Schlacht in Aussicht gestellt haben. Ohnehin mag es von Anfang an bei den Helvetiern nicht an einer Partei gefehlt haben, die es für schmachvoll erklärte, daß man, ohne die an der Saone heimtückisch von den Römern überfallenen und abgeschlachteten Brüder gerächt zu haben, nach Hause zurückkehre. Jetzt erhielt diese Partei die Oberhand, man beschloß umzukehren und die Römer im Marsche anzugreifen.

Der Punkt, den Cäsar in dieser Geschichte zu verstecken wünschte, ist der Zweck, den die Helvetier bei ihrem Unternehmen hatten, den

Digitized by Google

Kampf gegen Arioviſt. Deshalb iſt Arioviſts Name in dieſem ganzen Feldzug bei ihm gar nicht erwähnt. Es wird den Helvetiern imputirt, daß ſie die Herren von Gallien werden wollten, als ob Gallien nicht in dem furchtbaren germaniſchen Kriegsfürſten bereits einen Herren gehabt hätte, und in widerſpruchsvoller Verknüpfung mit jener Herrſchafts-Idee erſcheint wieder die harmloſe Auswanderung mit Weib und Kind zu den Santonen. Cäſar muß eine Grenzverletzung fingiren, muß den Bündnißwechſel der Häduer unterdrücken, muß die Friedensverhandlung im Halbdunkel laſſen, muß den Abmarſch der Helvetier nach Norden unmotivirt laſſen, ſucht vergeblich nach Motiven für ihren plötzlichen Schlacht-Entſchluß — Alles um des einen Punktes willen, daß er die wahre Abſicht des ganzen helvetiſchen Kriegs-Unternehmens nicht angeben will. Hat man dieſen aber erſt zurechtgerückt, ſo ordnet ſich alles Andere von ſelbſt.

Ich wiederhole noch einmal: ich behaupte nicht, daß die Dinge gerade ſo verlaufen ſind, wie ich ſie eben erzählt habe; ich behaupte nur, daß die Erzählung Cäſars vor einem kritiſchen Blick nicht ſtandhält und in ſich unmöglich iſt, und habe ihr eine andere in ſich mögliche und denkbare gegenüberſtellen wollen, die ſich dazu von den thatſächlichen Angaben Cäſars im Grunde weniger entfernt, als die Darſtellungen bei Mommſen, Napoleon III. und Holmes. Wir haben uns dabei tiefer in das eigentlich Politiſche begeben müſſen, als es unſere Aufgabe an ſich erheiſcht, aber das war nöthig, weil hier das Militäriſche in untrennbarem Zuſammenhang mit dem Politiſchen ſteht und weil wir von vornherein zeigen wollten, mit welcher Vorſicht die Hiſtorie die Kommentare Cäſars benutzen muß.

Die Schlacht bei Bibracte.

Schon aus allgemeinen Erwägungen haben wir ſchließen müſſen, daß die Zahl, die Cäſar für den Helvetierzug angiebt, 368000 Köpfe, außerordentlich übertrieben iſt. Die Betrachtung des politiſchen Charakters des Unternehmens wird weiter den Zweifel anregen, ob wirklich das ganze Volk der Helvetier mit ſeinen Bundesgenoſſen ausgezogen iſt. Eine gewiſſe Menge Weiber und Kinder waren gewiß dabei, das erforderte der Plan, aber daß die

Digitized by Google

Helvetier sich wirklich mit allen ihren Familien und ihrem ganzen Hausrath beladen und ihre Weiler und Dörfer hinter sich verbrannt haben sollten, ist doch schwer zu glauben. Die Tagemärsche, die sie machen,[1]) sind zwar nicht auffällig kurz, aber auch nicht lang und sprechen für einen gewissen Troß; die Erzählung von der Schlacht zeigt, daß er nicht gar zu groß gewesen sein kann. Cäsar, der eine halbe Meile hinter den Helvetiern gelagert hatte, gab das weitere Nachfolgen auf und wandte sich in die Richtung auf Bibracte. Einige überlaufende Knechte brachten den Helvetiern diese Nachricht, sie kehrten um, und um die siebente Stunde, also zwischen 12 und 1 Uhr Mittags, begann das Gefecht. Die Helvetier waren mit allen ihren Karren gefolgt und bildeten aus ihnen eine Wagenburg. Die Helvetier haben also mit allen ihren Karren erst ihren Marsch in der einen Richtung angetreten, dann sind sie umgekehrt und sind Cäsar in der andern Richtung gefolgt. Anderthalb bis zwei Meilen muß der Karren-Zug an diesem Morgen doch wohl wenigstens gemacht haben; wir wissen, was das bedeuten will, wenn auch Cäsars Worte natürlich nicht besagen, daß alle Karren schon wieder zur Stelle waren, als die Schlacht begann. Man kann es nicht spezifiziren, aber daß die Menge, die solche Bewegungen macht, doch im Ganzen nur eine mäßige sein kann, leuchtet ein.

Cäsar hatte sechs Legionen und Hülfsvölker, darunter 4000 Reiter (cap. 15). Sechs Legionen würden normal 36000 Mann stark sein; davon mag Cäsar reichlich 30000 zur Stelle gehabt haben, unter ihnen zwei Rekruten-Legionen, die er rückwärts aufstellte und nicht an der Schlacht theilnehmen ließ. Cäsar hatte also, seine Hülfsvölker[2]) eingerechnet, an 40000 Mann und damit

---

[1]) Die lange Zeit, die sie zum Uebersetzen über die Saone gebraucht haben sollen, ist kein Beweis, da man nicht wissen kann, wie sehr Cäsar auch hierbei übertrieben hat.

[2]) Ich halte es dabei für ausgeschlossen, daß, wie häufig angenommen wird, Cäsar außer den Reitern noch wesentliche weitere gallische Hülfsvölker, sei es aus der Provinz, sei es von den Häduern oder anderen Stämmen bei sich gehabt habe. Seine 6 Legionen waren den Helvetiern gegenüber in der Schlacht stark genug, und wenig zuverlässige Hülfsvölker bringen keinen Nutzen, sondern nur Schaden durch die Verpflegungs-Schwierigkeiten, die sie machen. Die auxilia, von denen Cäsar spricht, sind in der Hauptsache die Numider, Balearen und Kreter, die er nach II, 7 bei sich hat.

Digitized by Google

wahrscheinlich eine erhebliche numerische Ueberlegenheit auf dem Flecke.

Sobald Cäsar bemerkte, daß die Helvetier anrückten, schickte er ihnen seine Reiterei entgegen, um sie möglichst aufzuhalten, ließ seine vier Veteranen-Legionen in drei Treffen auf dem Abhang eines Hügels aufmarschiren und verwandte die beiden Rekruten-Legionen mit sämmtlichen Hülfsvölkern dazu, hinter der Schlachtlinie eine Lager-Befestigung anzulegen und zu besetzen, in die der ganze Train gefahren wurde.[1])

Die Helvetier liefen gegen die sehr vortheilhaft gewählte Stellung der Römer an und wurden zurückgeworfen. Als die Römer ihnen nachdrangen, wurden sie von den Boiern und Tulingern in der Flanke angegriffen, sei es, daß diese erst jetzt auf dem Schlachtfeld eintrafen, sei es, daß in der ursprünglichen Position die Römer im Terrain eine Flankendeckung gehabt hatten, aus der die Helvetier sie mit Absicht hervorlockten. Der Flankenangriff ermuthigte auch die Front der Helvetier zu erneutem Vorgehen, und die Lage wäre bei der außerordentlichen Tapferkeit, mit der die Gallier kämpften, für die Römer gefährlich geworden, wenn nicht die römische Treffen-Taktik sich gegen den Doppel-Angriff bewährt hätte: Cäsar ließ das dritte Treffen gegen die Boier und Tulinger einschwenken und ging nach beiden Seiten offensiv vor (Romani conversa signa bipartito intulerunt). Langsam wichen die Gallier zurück; erst in der Dunkelheit gelang es den Römern, die Wagenburg zu erstürmen. Eine Verfolgung ließ Cäsar nicht eintreten, sondern verweilte drei Tage auf dem Schlachtfelde, um der Wunden willen, wie er sagt, und um die Todten zu begraben. Die Helvetier flohen nach Osten ins Land der Lingonen und ergaben sich einige Tage später.

Auffällig ist, daß Cäsar seine beiden Rekruten-Legionen gar nicht verwandte, sondern den Flanken-Angriff der Boier und Tulinger bloß durch das dritte Treffen zurückweisen ließ. Er erzählt uns mit starker Betonung, wie schwer die Helvetier den Römern den Sieg gemacht hätten und daß sie nur zurückgedrängt worden

[1]) Die Stelle über die Aufstellung ist handschriftlich nicht ganz sicher überliefert und wird von den Editoren sehr verschieden verbessert und gelesen. Der Sinn ist jedoch bei Allen derselbe.

Digitized by Google

seien, Niemand von ihnen aber den Rücken gewandt habe. Warum zog er da nicht seine Reserve ins Gefecht?

Die Erklärung wird wohl die sein, daß Cäsar, als er die Helvetier so plötzlich anrücken sah, den Verdacht faßte, daß die Häduer Verrath planten und daß er plötzlich, während er sich mit den Helvetiern schlug, von einem häduischen Aufgebot im Rücken angegriffen werden könne. Er hat das nicht sagen wollen, nicht nur, weil es nicht eingetroffen ist, sondern auch, weil er ja das ganze Verhältniß der Häduer zu den Helvetiern möglichst zu verdunkeln suchte. Er erzählt uns immer bloß von Dumnorix, der das Volk verführe. Nach unserer Auffassung ist diese Partei aber sehr viel stärker gewesen, und wir finden sie aufs Neue dadurch bestätigt, daß sich aus ihr auch eine Erklärung für das sonst unbegreifliche Zurückhalten aller Schützen und eines vollen Drittels der Hopliten ergiebt.

1. Nach unserer Auffassung von der Natur des ganzen Feldzuges müssen die Helvetier östlich von Bibracte vorbeigezogen sein, während diejenigen Gelehrten, die das Wanderziel bei den Santonen festhalten, das Schlachtfeld westlich von der häduischen Hauptstadt ansetzen. Daß die Helvetier, wenn sie wieder nach Hause wollten, sich dennoch so nahe an Bibracte, also so weit nach Westen zogen, spricht nicht gegen unsere Auffassung, da sie fortwährend mit einem politischen Umschwung bei den Häduern gerechnet haben werden. Ein sehr starkes Argument für die Richtigkeit unserer Rekonstruktion ist aber Cäsars Angabe, daß sie ihren Rückzug zu den Lingonen, also nach Osten genommen haben. Wie sollen sie dahin gelangt sein, wenn sie die Schlacht mit der Front nach Osten geschlagen hatten? Ein völlig geschlagenes Heer flieht in der Richtung seiner Niederlage und jedenfalls nicht nach der grade entgegengesetzten. Haben die Helvetier aber die Schlacht mit der Front nach Westen geschlagen, so können sie nicht auf dem Wege zur Loire und weiter zu den Santonen gewesen sein.

Napoleon III. und Stoffel, Guerre de César et d'Arioviste p. 78 suchen den Vorgang dadurch möglich zu machen, daß sie, nachdem die Schlacht bei Luzy, südwestlich von Autun, mit der Front nach Süden geschlagen war, die Helvetier den Rückzug über Moulins-Engilbert, Lormes, Avallon auf Tonnerre, also nordwärts machen lassen. Zu dem Zweck muß man aber annehmen, daß bei Tonnerre schon Gebiet der Lingonen war, was, da es im Süden bis an die Saone reichte[1]) und ihr Hauptort Langres war, kaum glaublich erscheint. Auch steht diese Annahme in direk-

[1]) Strabo IV, 1,11. Im Norden soll das Gebiet der Lingonen noch über das der Mediomatriker hinaus gereicht haben. Strabo IV, 2, 4.

Digitized by Google

tem Widerspruch mit Cäsars Angabe, daß die Helvetier auf ihrem Rückzuge am vierten Tage zu den Lingonen gekommen seien. Von Luzy bis Tonnerre sind 120 Kilometer Luftlinie, eine Strecke, die die Helvetier unter keinen Umständen, auch wenn sie Tag und Nacht marschirten[1]), in vier Tagen zurücklegen konnten.

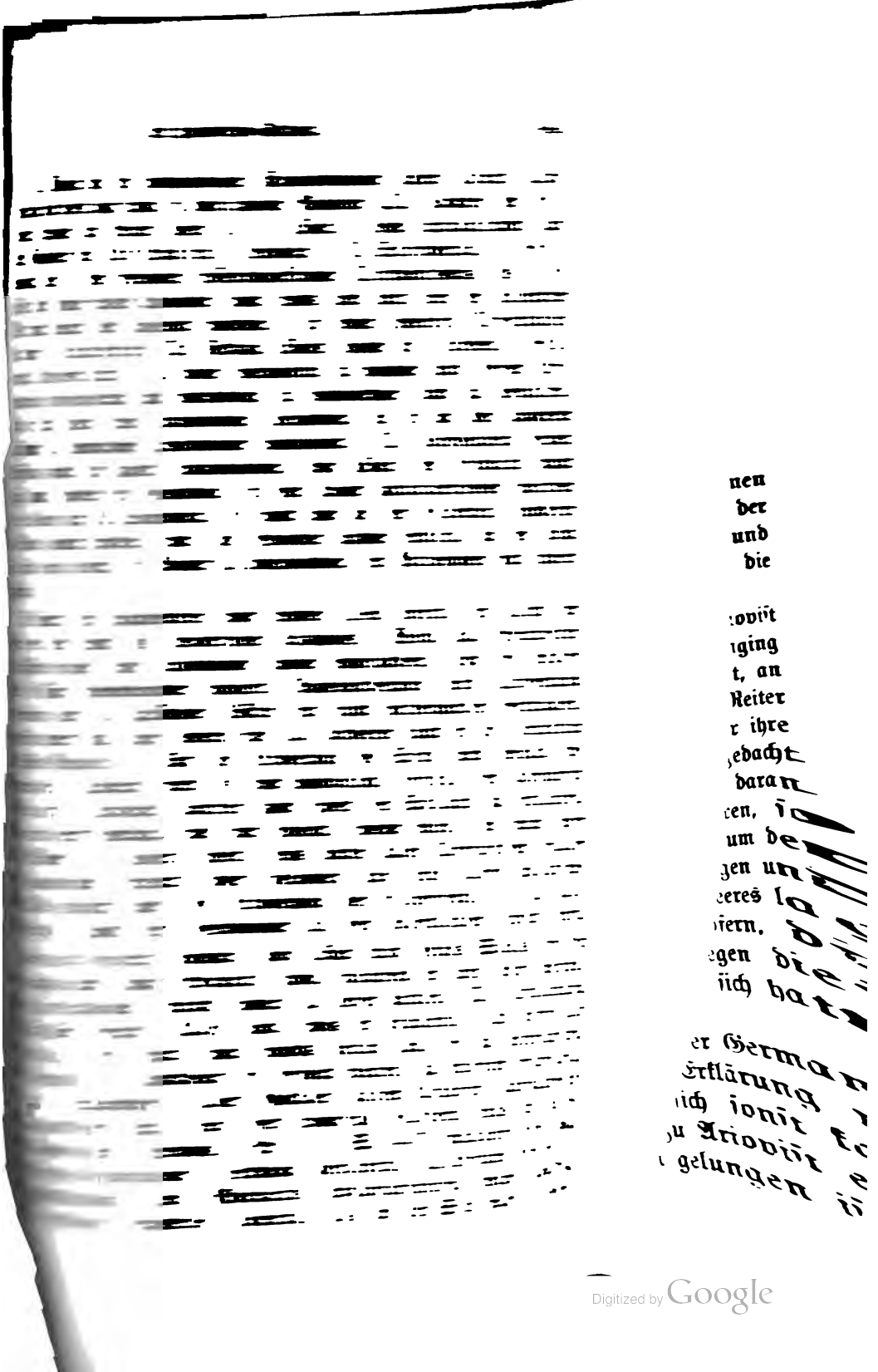
Daraus, daß Cäsar nach der Kapitulation der Helvetier noch einen ziemlich bedeutenden Marsch bis Besançon zu machen hat (b. G. I, 38), ist nichts zu schließen, da er zwischendurch eine von ihm nicht weiter berichtete Bewegung gemacht haben kann.

Stoffel glaubt, zwischen Montmort und Toulon-sur-Arroux, gegen zwei Meilen südöstlich von Luzy, direkt südlich von Mont-Beuvray durch Ausgrabungen Spuren des Schlachtfeldes festgestellt zu haben. Aber irgend eine direkte Beziehung auf diese Zeit, ja auch nur auf eine Schlacht zeigen die gefundenen Gegenstände nicht, so daß ein Beweis hieraus nicht zu führen ist. Nach Holmes S. 619 sind seitdem auch Trümmer von Schwertern, Wurfspießen und Helmen in der Nähe der aufgedeckten Verschanzungen gefunden worden, aber ein wirklicher Beweis ist auch das noch nicht.

Einen direkten Gegenbeweis aber bietet eine Stelle in Cäsars Text. Er sagt, die Boier uud Tulinger hätten die Römer a latere aperto umgangen. Nach der gewöhnlichen Auffassung heißt „latus apertum“ die rechte, vom Schilde nicht gedeckte Seite. Es ist aber klar, daß wenn der Zug der Helvetier nach Westen gegangen und ihre Front zuletzt nach Süden gerichtet war, ihr Nachtrab den Römern nur in die linke Flanke kommen konnte. Stoffel tritt deshalb einen ausführlichen Beweis an, daß latus apertum nicht speziell die rechte, sondern überhaupt die ungedeckte Flanke heiße. Diesen Beweis aber hat Holmes umgestürzt durch den Hinweis auf die Stellen bell. Gall. V, 35, 2 und VII, 82, 4, wo latus apertum offenbar als technischer Ausdruck für „rechte Flanke“ gebraucht wird. Holmes selber, so treffend ihm sonst Stoffels Ausführungen erscheinen, will sich deshalb doch nicht mit unbedingter Sicherheit aussprechen. Ich würde umgekehrt sagen, daß hiermit der strikte Beweis erbracht sei, daß die Schlacht östlich von Bibracte geschlagen wurde, wenn nicht Holmes feststellte, daß die Cäsar-Handschriften bloß „latere aperto“ nicht „a latere aperto“ haben, was sich vielleicht auslegen ließe „indem ihre Flanke entblößt war“. Immerhin fällt das „latere aperto“ mit viel größerer Wahrscheinlichkeit für einen Angriff der Boier in die rechte Flanke der Römer, damit für die Feststellung des Schlachtfeldes östlich von Bibracte, damit für die Auffassung, daß die Helvetier nicht auf dem Wege zu den Santonen waren, ns Gewicht.

[1]) Man hat darüber gestritten, wie Cäsars Ausdruck, . nullam partem noctis itinere intermisso‘ zu verstehen ist. Meusel klammert ihn ein, und er sieht in der That stark nach Glossem aus. Der Sinn kann weder sein, daß sie nur Nachts, noch daß sie vier Tage Tag und Nacht ununterbrochen marschirt seien, sondern allein ein hyperbolischer Ausdruck dafür, daß sie in ihrer Eile und Angst die Nacht zum Marschiren zu Hülfe nahmen.

Digitized by Google



Digitized by Google

zweifellos gewesen wäre, Lebensmittel aber werden die Häduer den Römern nach dem Siege schon geliefert haben, wo sie auch standen.

3. Die Untersuchung von H. Klövekorn „Die Kämpfe Cäsars gegen die Helvetier i. J. 58" (Leipzig 1889) kenne ich nur aus der Besprechung von Ackermann in der „Wochenschr. f. klass. Philologie" 1889, Sp. 1392. Eine Untersuchung über denselben Gegenstand von Bircher habe ich angeführt gefunden, habe sie jedoch nicht erlangen können.

4. Ein merkwürdiger Beweis, wie schwer es ist, sich von der Autorität des geschriebenen Wortes zu befreien, ist das Verhalten Napoleons III. und Stoffels zu Cäsars Zahl-Angabe. Napoleon giebt uns die Berechnung über die Länge, die der helvetische Wagenzug eingenommen haben müßte, wenn Cäsars Zahlen richtig wären. Aber weder er noch sogar Stoffel haben den Gedanken nun zu Ende gedacht und die Zahl Cäsars verworfen, und darauf gestützt erklärt wieder Holmes S. 224, da Stoffel doch ein Mann sei, der wisse, was er schreibe, daß Cäsars Zahlen sich nicht anfechten ließen. Aber nicht die Autorität, sondern die Natur der Dinge entscheidet hier, und das einzige sachliche Rettungsmittel, das Holmes gefunden hat, ist unbrauchbar. Er beruft sich darauf, daß die Helvetier doch nicht ihre Wagen alle in einer Reihe fahren zu lassen brauchten, sondern mehrere Reihen bilden konnten. Das kann man gewiß thun, aber nur so lange es über ebenes Feld geht. Ist auf dem Wege nur eine einzige schmale Stelle, eine Brücke, eine Furth, ein Hohlweg, so wirkt das ebenso, als wenn der ganze Weg schmal wäre. Mit sehr gutem Material und durchgebildeter Disziplin kann man wohl durchsetzen, daß die Wagen die Enge mit verdoppelter Schnelligkeit nehmen und dadurch das Hinderniß ausgleichen. Aber das Mittel versagt bei einem Zuge, dessen Karren mit Ochsen bespannt und hauptsächlich mit Weibern und Kindern besetzt sind. Es versagt auch immer dann und da, wo sehr weicher oder vom Regen aufgeweichter oder unebener Boden das zeitweilige Traben verhindert. Es ist deshalb anzunehmen, daß die „Völker-Wanderungen", wo sie thatsächlich vorgekommen sind, sich meist in einer Wagenlinie fortbewegten und ihr Hülfsmittel in sehr kurzen Tagemärschen hatten. Unten am Schluß des 4. Kap. werden wir noch einmal auf die Frage der Zahl der Helvetier zurückkommen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Arioviſt.

Nach der Unterwerfung der Helvetier ließ Cäſar Deputationen galliſcher Fürſten vor ſich erſcheinen, die ihn baten, ſie von der Herrſchaft des Arioviſt zu befreien. Cäſar machte ſich auf und ſtieß in der Gegend von Belfort oder im oberen Elſaß auf die Germanen.

Eine ſichere Beſtimmung des Ortes iſt nicht möglich. Arioviſt ging nicht direkt auf die Entſcheidungsſchlacht los, ſondern umging das römiſche Lager und ſchlug eine kleine halbe Meile entfernt, an einen Berg angelehnt, ſeine Wagenburg auf, ſo daß er ſeine Reiter von dort aus vorſchicken und die Straße, auf der die Römer ihre Lebensmittel bezogen, unterbrechen konnte. Da Arioviſt nicht gedacht haben kann, ohne Schlacht fertig zu werden; ihm auch nicht daran gelegen haben kann, Cäſar einige Meilen zurückzumanövriren, ſo dürfte der Zweck ſeines Manövers geweſen ſein, Cäſar um der Verpflegung willen zu einer Rückwärts-Bewegung zu nöthigen und ihn dann im Marſche anzugreifen. Die Stärke ſeines Heeres lag in der Verbindung von Reitern und leichten Fußkämpfern, die miteinander eingeübt und ſehr gefürchtet waren. Gegen dieſe Truppe trauten ſich die galliſchen Reiter, die Cäſar bei ſich hatte, nicht heraus.

Dieſes Waffen-Verhältniß, die Ueberlegenheit der Germanen in dem eigenthümlichen Miſchkampf muß auch zur Erklärung von Arioviſts Manöver-Erfolg dienen. Man könnte ſich ſonſt kaum vorſtellen oder müßte in Cäſar im Verhältniß zu Arioviſt einen ganz inferioren Feldherrn ſehen, daß es dieſem gelungen iſt, ſo

Digitized by Google

unmittelbar am römischen Lager, also ganz nahe vorbei- und herummarschirend, seine Wagenburg aufzuschlagen. Auch wenn Cäsars Schilderung noch so sehr übertrieben ist, wenn nicht ganze germanische Völkerschaften mit Weib und Kind, sondern sozusagen nur mobile Krieger mit einem kleinen Gefolge von Troß und Frauen die Bewegung gemacht haben, so sind bloß einige Hundert Karren doch schon eine schwere Belastung und dürfen während des Zuges oder beim Aufmarsch zur Wagenburg nicht einem geordneten feindlichen Angriff ausgesetzt werden. Verständlich wird der Vorgang erst, wenn man hinzunimmt, daß Ariovist im Stande war, seine Umgehungs-Bewegung gleichzeitig durch eine geschickte Benutzung des Geländes und durch die Hamippen zu decken. Nachdem die Umgehung gelungen war, beherrschte Ariovist die Ebene und fing die Zufuhren ab, und wenn das römische Heer sich nach irgend einer Richtung in Marsch setzte, so mußte es ihm sehr schwer werden, sich selbst und seinen Troß gegen die bald hier bald dort ansetzenden Schwarm-Attacken dieser todverachtenden Barbaren zu vertheidigen. Ariovist hatte mit vollendeter Geschicklichkeit operirt, aber Cäsar war ihm überlegen. Zunächst forderte er ihn wiederholt zur Schlacht heraus, indem er sein Heer in der Ebene aufmarschiren ließ. Ariovist hütete sich, aus seiner Wagenburg herauszukommen, und das hob die Moral der römischen Soldaten, die die Zurückhaltung der Germanen als Feigheit auslegten. Aber man mußte vor Allem die Zufuhr-Straße wieder frei machen. Cäsar rückte mit seinem Heer in Schlachtordnung auf einen Platz, der den Germanen den Eintritt in die Ebene in der Richtung auf Cäsars Zufuhrstraße versperrte, ließ die beiden vorderen Treffen in Schlachtordnung stehen und hinter ihnen von dem dritten eine Befestigung anlegen, die für zwei Legionen Platz bot und mit ihnen besetzt wurde. Vergeblich versuchte Ariovist, sobald das Gros der Römer in das Hauptlager zurückgekehrt war, das kleine Lager in einem schnellen Anlauf zu erstürmen. Cäsar konnte sich auf seine Anlage und die Besatzung so sehr verlassen, daß er nicht einmal das Gros zum Entsatz herausführte. Am andern Tage aber stellte er sich mit seinem ganzen Heer von Neuem zur Schlacht auf und rückte nah an die germanische Wagenburg heran. Ariovist entschloß sich nunmehr, die Schlacht anzunehmen. Cäsar konnte es jetzt besser

Digitized by Google

aushalten als er; er hatte ſeine Verpflegung geſichert, und die Germanen hatten durch Hinziehen nichts mehr zu gewinnen. Arioviſt muß ja ſeit vielen Wochen oder Monaten auf das Herannahen des Krieges vorbereitet geweſen ſein und hatte ſicherlich alle verfügbaren Kräfte herangezogen, ehe er den Römern entgegen ging. Er hätte ja ſonſt ohne Schwierigkeit und weſentliche Opfer noch weit zurückweichen und Cäſar hinter ſich herziehen können. Aber das hat ihm gewiß ſehr fern gelegen. Zu einem Sturm auf die germaniſche Wagenburg wiederum hätten ſich die Römer ſicherlich nicht verlocken laſſen, und längeres Warten hätte, da ſie die Herausfordernden waren, ihre Moral erhöht, die der Germanen geſchwächt. Arioviſt trat alſo aus ſeiner Wagenburg heraus und ordnete ſeine Krieger völkerſchaftsweiſe zur Schlacht.

Abermals bewährte ſich die Treffen-Taktik der Römer. Als ihr linker Flügel in Bedrängniß gerieth, führte der junge Craſſus, der eigentlich die Reiterei kommandirte, das dritte Treffen auf dieſe Seite und gewann durch dieſe Verſtärkung, wie ſchon Cäſar auf dem andern Flügel, die Oberhand.

In Cäſars Erzählung vermiſſen wir jede Angabe über die Stellung und das Verhalten der Reiterei. Wo waren die gefürchteten germaniſchen Doppelkämpfer? Weshalb fielen ſie nicht, nachdem ſie die galliſchen Reiter verjagt, den römiſchen Legionen in Flanke und Rücken, wie Hannibals Reiter bei Cannä? Daß ſie durch irgend einen Zufall nicht zur Stelle geweſen, iſt völlig ausgeſchloſſen, da Arioviſt ſonſt nicht gerade an dieſem Tage aus ſeiner Wagenburg herausgekommen wäre.

Auf die Beantwortung dieſer Frage kommt natürlich Alles an. Cäſar ſchweigt darüber. Die Antwort iſt, glaube ich, bei ſeinem berufenſten Kommentator, Napoleon I. zu finden, der in ſeinem Diktat auf St. Helena über die Kriege Cäſars, entgegen allen damaligen Anſchauungen ausſpricht, daß die Germanen nicht ſtärker geweſen ſein können als Cäſar. Wir dürfen einen Schritt weiter gehen: für das Fehlen der germaniſchen Reiter in der Schlacht giebt es nur die eine Erklärung, daß Arioviſt an Fußtruppen ſo ſchwach war, daß er die Beigänger der Reiter mit in die Infanterie hatte einſtellen müſſen. Dieſe Reduzirung ermöglichte es den galliſchen Reitern, ſich einigermaßen gegen die germaniſchen zu

Digitized by Google

halten und ihnen die Flankenwirkung auf die Legionen zu versagen. Cäsar hat uns das verschwiegen, weil er weder die numerische Ueberlegenheit seines Heeres über das germanische noch die Mitwirkung und das Verdienst der verbündeten gallischen Reiter erzählen wollte.

Eine willkommene Bestätigung der Vermuthung, daß Ariovists Heer nur sehr klein war, ergiebt sich aus der Mittheilung Cäsars (I, 40) über die Art, wie der Germanenkönig die Herrschaft über die Gallier erlangt hatte. Monate lang, sagt er, habe er sich durch Sümpfe gedeckt im Lager gehalten (cum multos menses castris se ac paludibus tenuisset neque sui potestatem fecisset). Selbst wenn die Monate auch nur Wochen gewesen sein sollten, so ist doch damit schon mit Sicherheit ausgeschlossen, daß das Heer mehrere Zehntausende stark war, um so mehr, da es ja Weiber und Kinder mit sich führte und außer den Pferden sicherlich auch Viehheerden zu füttern hatte. Mag man sich vorstellen, so unwahrscheinlich es ist, daß die Germanen noch viel mehr Getreide als selbst die Helvetier auf ihren Karren mit sich geführt haben, die Helvetier blieben in Bewegung und entnahmen die Fourage der Landschaft: die Germanen im Lager mußten ihre Pferde aus ihren Vorräthen füttern. Sicherlich ist das Heer, das Ariovist den Römern entgegenführte, stärker gewesen als das, mit dem er erst seine Herrschaft begründete, aber der Kern war doch derselbe; man kann vielleicht an eine Verdoppelung, aber nicht an eine Verzehnfachung denken.

Die Feststellung der Thatsache der wahrscheinlich sehr erheblichen numerischen Ueberlegenheit der Römer macht uns nun rückwärts schauend auch Ariovists Manövriren noch verständlicher und erklärt eine andere berühmte Episode dieses Krieges.

Als Cäsar auf seinem Vormarsch gegen Ariovist bis Besançon gekommen war, meuterten die Truppen und wollten ihm gegen die schrecklichen Germanen nicht weiter folgen. Cäsar sprach ihnen Muth ein, erzählte von jenem früheren Feldzug des Ariovist und schloß seine Rede mit der Verkündigung, wenn die anderen nicht wollten, so werde er mit der zehnten Legion allein vormarschiren.

Wären die Germanen wirklich einem Heer von sechs Legionen an Zahl überlegen gewesen, so hätte die Ankündigung des Krieges mit einer Legion auf die Soldaten doch kaum einen guten Eindruck

Digitized by Google

machen können; ſie hätten von ihrem Feldherrn den Eindruck eines miles gloriosus gehabt. Cäſar wird aber noch einen Satz hinzugefügt haben, den er nicht in die Kommentare aufnahm: nämlich die Germanen ſeien ſo ſchwach an Zahl, daß er ſich getrauen wollte, ſie mit der zehnten Legion allein zu ſchlagen. Das werden die Gallier den römiſchen Soldaten beſtätigt haben, und daraufhin faßten die Römer ſich ein Herz und ließen ſich von ihrem Feldherrn in die ferne, unbekannte Wildniß zum Kampf mit den ungeſchlachten germaniſchen Recken hinausführen.

Wir würden über dieſen Feldzug viel mehr und mit größerer Beſtimmtheit ſprechen können, wenn wir im Stande wären, mit einiger Sicherheit die Märſche der beiden Heere und das Schlachtfeld zu beſtimmen. Nicht nur um Cäſars und der römiſchen Kriegskunſt willen wäre das wünſchenswerth, ſondern auch um der Gegner willen; Arioviſt muß eine nicht nur gewaltige, ſondern ſtrategiſch genial angelegte Perſönlichkeit geweſen ſein. Er gerieth an ſeinen Stärkeren und iſt zu Grunde gegangen, aber in der Mitte zwiſchen den Cimbern und Arminius iſt er ein gewichtiger Zeuge für die urſprüngliche kriegeriſche Veranlagung des germaniſchen Volkes. Von den Cimbern wiſſen wir ſo gut wie nichts, als daß ſie römiſche Heere beſiegt haben und endlich beſiegt worden ſind. Es wäre denkbar, daß ſie keine andere Eigenſchaft als rohe Kraft beſeſſen haben, aber da wir ſehen, wie geſchickt und kühn, geradezu kunſtvoll ſchon Arioviſt manövrirt, und wieder bald nach Arioviſt Arminius vor unſeren Blicken erſcheint, ſo können wir nicht zweifeln, daß von Anbeginn an nicht bloß das ſozuſagen wilde, ſondern auch das höhere, intellektuelle Moment des Krieges dem germaniſchen Geiſte innewohnte und bedauern, daß wir nicht noch ein anſchaulicheres, konkreteres Bild von der Führung des Arioviſt gewinnen können.

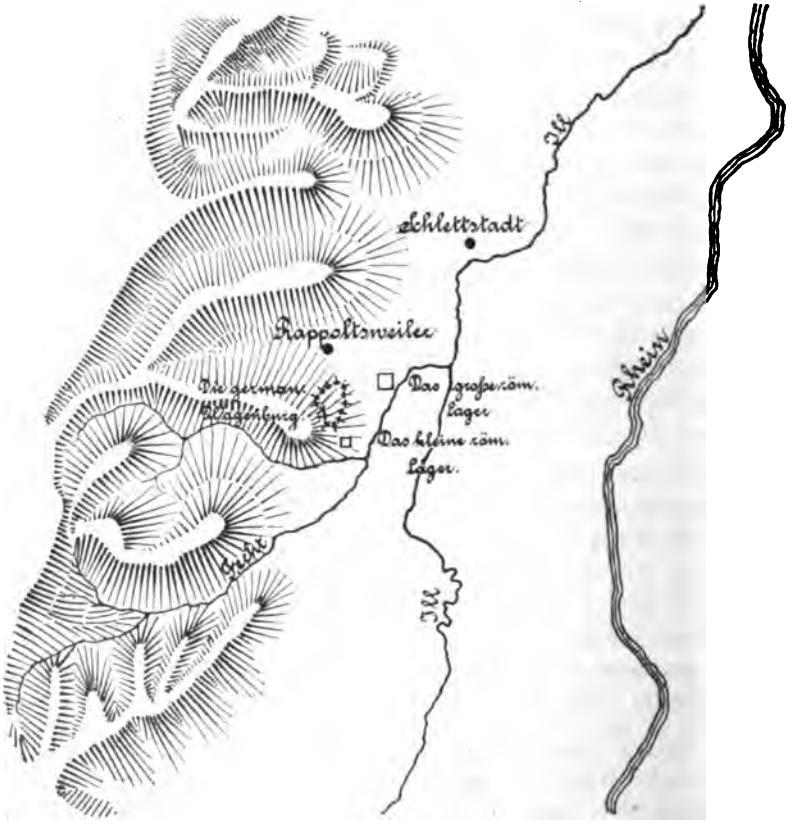
1. Bei Dio Caſſius finden ſich hier und da Wendungen, die mit der oben vorgetragenen Auffaſſung des helvetiſchen und germaniſchen Feldzuges übereinſtimmen. Als Quellen-Zeugniß ſind ſie jedoch nicht zu verwerthen, ſeitdem J. Melber in einem Münchener Programm (1891) „Der Bericht des Dio Caſſius über die galliſchen Kriege Cäſars“ ſchlagend nachgewieſen hat, daß dieſer Bericht nichts als ein rhetoriſch überarbeitetes Exzerpt aus den Kommentaren iſt. Auch dieſem Bearbeiter aber entgingen die Lücken und

Digitized by Google

Widersprüche in Cäsars Darstellung nicht ganz, und er hat sie zuweilen aus eigener Einsicht in der rechten Richtung ergänzt.

2. Schon Napoleon I. klagt in seinem Précis, daß Cäsars Schlachten in Gallien „ohne Namen“ topographisch nicht zu fixiren und deshalb nicht vollständig zu beurtheilen seien.

Unzählige Versuche sind gemacht worden, den Ort der Germanen-Schlacht zu bestimmen, aber keiner hat allgemeine Anerkennung gefunden. Die Möglichkeit der verschiedenen Kombinationen wird in diesem Fall noch besonders dadurch vermehrt, daß eine der wichtigsten Lesarten unsicher ist. Die Cäsar-Handschriften sagen übereinstimmend, daß die Römer die geschlagenen Germanen 5000 Schritt (passus) weit bis an den Rhein verfolgt hätten, also eine deutsche Meile. Plutarch aber, der aus Cäsar geschöpft hat, sagt 400 Stadien, das sind 50 000 Schritte, und eben diese Zahl liest man bei Orosius, der ebenfalls auf Cäsar zurückgeht. Es ist



Digitized by Google

alſo möglich, ja wahrſcheinlich, daß die Zahl in den Cäſar-Handſchriften verdorben und die Flucht der Germanen nicht eine, ſondern zehn Meilen weit bis an den Rhein gegangen iſt. Das iſt um ſo wahrſcheinlicher, als nur eine Meile vom Rhein, alſo mitten in der elſäſſiſchen Ebene, die Manöver Cäſars und Arioviſts garnicht zu erklären wären; man bedarf nothwendig eines von den Bergen in gewiſſen Beziehungen begrenzten und beengten Geländes.

Dies würde durchſchlagen, wenn nicht gelegentlich der Rhein-Regulirung Waſſerbau-Techniker zu der Anſicht gekommen wären, daß in alter Zeit ein Arm des Rheins durch das Gebiet der jetzigen Ill gefloſſen ſei. Auf Grund dieſer Feſtſtellung hat Göler an den 5000 Schritten feſtgehalten und ſucht das Schlachtfeld an der Südgrenze der Vogeſen bei Sennheim (Cennay) nordöſtlich von Belfort.

In dieſelbe Gegend, aber in den Manövern entgegengeſetzt, verlegt Napoleon III. die Schlacht.

40 Kilometer weiter nördlich an dem Fuß der Vogeſen, zwiſchen Colmar und Schlettſtadt, nahe bei Rappoltsweiler, ſucht Oberſt Stoffel das Schlachtfeld. Nach der Schilderung dieſes ſcharfblickenden Militärs und trefflichen Kenners des Cäſariſchen Kriegsweſens iſt bei dem Dorfe Zellenberg eine Gegend, in die die von Cäſar geſchilderten Mannöver vollſtändig hineinpaſſen. Der Wagenzug der Germanen konnte etwa drei Kilometer von dem römiſchen Lager entfernt über die Vorberge der Vogeſen hinübergeführt werden, wo die Legionen bergauf nur ſchwer einen Angriff auf ſie machen konnten, und das kleine römiſche Lager wieder findet ſeinen Platz etwas ſüdwärts, wo es den Germanen den Eintritt in die Ebene verſchließt.

Gegen dieſe Hypotheſe hat Wiegand[1]) geltend gemacht, daß die Germanen aus einer Schlacht mit der Front nach Oſten nicht den Rückzug zum Rhein hätten machen können. Der Einwand iſt berechtigt, aber er läßt ſich heben. Es iſt ſehr wohl möglich, daß die Germanen die Schlacht nicht unmittelbar vor ihrer Wagenburg um Zellenberg angenommen, ſondern vorher eine Bewegung gemacht haben, ſo daß ſie die Front nach Süden hatten. Cäſar berichtet eine ſolche Bewegung nicht direkt ſie kann aber, erſchloſſen werden aus der Notiz, die Germanen hätten ihre Schlachtordnung mit ihren Wagen und Karren umgeben: ſie haben alſo vor dem Gefecht mit der Wagenburg thatſächlich irgend eine Bewegung gemacht. Das Motiv, das Cäſar angiebt, „damit keine Hoffnung der Flucht bleibe", gehört in die Gattung der mit Ketten aneinandergeſchloſſenen Glieder in der Cimbernſchlacht, und überdies ſind die Germanen, wie wir nachher hören, trotzdem geflohen.

Nicht ſo leicht iſt ein anderer Einwand zu beſeitigen, den Colomb und Stolle[2]) erhoben haben. Cäſar ſagt, daß er am ſiebenten Tage ſeines

[1]) Mitth. d. Geſellſch. f. Erhalt. d. geſchichtl. Denkmäler: Elſaß II f. Bd. 16. 1893.

[2]) G. Colomb, Campagne de César contre Arioviste in der Revue archéologique III. Serie. Bd. 33 (1898). Franz Stolle, „Wo ſchlug Cäſar

Digitized by Google

Abmarsches von Vesontio von der Annäherung des Arioviſt Meldung erhalten und das Lager geſchlagen habe, in deſſen Nähe nachher die Schlacht ſtattfand; er habe jedoch nicht die grade Straße genommen, ſondern um durch offenes Gelände zu marſchiren, einen Umweg, circuitus, gemacht von 50 000 passus = 10 deutſchen Meilen. Stoffel, wie die meiſten Andern, faßt nun den circuitus nur als einen Theil des ganzen Weges auf, nimmt an, daß das römiſche Heer in den ſieben Tagen bis in die Gegend von Rappoltsweiler marſchirt ſei, was eine tägliche Marſchleiſtung von 27 km im Durchſchnitt bedeutet. Das iſt gewiß keine unbedingte Unmöglichkeit, aber doch eine ſo ſtarke Leiſtung, daß wir zum wenigſten ein Motiv für eine derartige Anſtrengung finden können müßten. Ein ſolches Motiv iſt aber nicht erſichtlich. Unmöglich kann Cäſar ſeine Truppen abgehetzt haben, in der Hoffnung, durch einen Gewinn von zwei oder drei Tagemärſchen Arioviſt noch unfertig gerüſtet zu überfallen. Arioviſt hätte, wenn er noch Verſtärkungen erwartete, ſtatt Cäſar entgegenzugehen, bloß ſtehen zu bleiben oder höchſtens einen Tagemarſch zurückzugehen brauchen, um Alles wieder auszugleichen. Auch wäre es, wenn Cäſar ſolche Gedanken gehabt hätte, unverſtändlich, weshalb er, als ihm gemeldet wird, Arioviſt ſei noch 36 km entfernt, Halt macht und ein Lager aufſchlägt, ſtatt ihm zu Leibe zu gehen. Colomb und Stolle haben alſo darin Recht, daß unter den obwaltenden Umſtänden Cäſar nicht in ſieben Tagen von Beſançon nach Rappoltsweiler gelangt ſein kann.

Trotzdem möchte ich die Stoffelſche Hypotheſe nicht aufgeben. Wir verlaſſen uns darauf, daß Cäſars Angabe, er ſei ſieben Tage marſchirt, unbedingt richtig ſei. Aber iſt das ſo ſicher? Der Bericht iſt erſt acht Jahre nach dem Ereigniſſe niedergeſchrieben worden. Es iſt möglich, daß irgend eine gleichzeitige ſchriftliche Aufzeichnung dabei eingeſehen worden iſt; aber vielleicht iſt ſie auch nicht eingeſehen worden, vielleicht enthielt ſie keine Zeitangabe. Wenn wir in einem ſpäteren Bande die Memoiren Friedrichs und Napoleons über ihre Feldzüge durchzugehen haben werden, die wir urkundlich kontrolliren können, wird man ſehen, wie viele und wie ſtarke Irrthümer, auch ohne jede Tendenz, ſich dabei eingeſchlichen haben. Es iſt keineswegs ausgeſchloſſen, daß Cäſar ſich in ſeiner Erinnerung getäuſcht und daß der Marſch nicht ſieben, ſondern neun oder zehn Tage gedauert hat, und damit iſt der Einwand gegen Stoffel behoben.

Noch weniger Gewicht lege ich auf den anderen, daß von Rappoltsweiler bis zum Rhein die Verfolgung nicht zehn Meilen weit gegangen ſein

den Arioviſt?" Straßburg 1899. Colomb hat die topographiſchen Studien gemacht, die ihn auf Arcey geführt haben; Stolle hat ihn in philologiſcher Richtung ergänzt. Seine Abhandlung iſt höchſt ſorgfältig und in mehrfacher Richtung werthvoll, aber leider durch ein künſtliches Syſtem von Formeln und Abkürzungen faſt unlesbar gemacht. Er giebt am Schluß eine tabellariſche Ueberſicht über die verſchiedenen aufgeſtellten Anſichten und ein vollſtändiges Literatur-Verzeichniß, auf das hier verwieſen ſei. Winckler's Arbeiten ſind mir nicht zugänglich geweſen. Zu Stolle iſt zu vergleichen die Beſprechung von Konr. Lehmann i. d. D. Lit. Zeit. 1899 Nr. 44 Sp. 1682.

Digitized by Google

könnte. Der direkte nächſte Weg zum Rhein würde allerdings nur etwa $2^1/_2$ Meilen betragen haben, aber wenn die Schlacht mit der Front nach Süden geſchlagen wurde, ſo konnten die Germanen nur in einem ſehr ſpitzen Winkel an den Rhein gelangen, und es iſt auch nicht ausgeſchloſſen, ja höchſt wahrſcheinlich, daß Cäſars Angabe wieder ſehr übertrieben iſt.

Einer ſo weitgetriebenen Skepſis gegenüber wirft vielleicht Jemand die Frage auf, wie wir für die Perſerkriege überhaupt wagen könnten, etwas auszuſagen. Hier haben wir die Aufzeichnung eines vielleicht befangenen und einſeitigen, aber eines ſachkundigen und mithandelnden Zeugen erſten Ranges — dort die Niederſchrift eines gänzlich ſachunkundigen Erzählers, der das Gerede der Leute nach einem halben Jahrhundert wiedergiebt. Gewiß iſt Cäſar eine unendlich viel beſſere Quelle als Herodot, und ich möchte zunächſt umgekehrt denen gegenüber, die Herodot nacherzählen zu dürfen glauben, betonen, daß, wenn ſelbſt bei Cäſar ſo große Vorſicht geboten iſt, Herodot noch viel verdächtiger erſcheinen muß. Für die hiſtoriſche Erkenntniß der Perſerkriege brauchen wir aber dennoch nicht zu verzweifeln, denn gerade hier beſitzen wir ein Hülfsmittel der Sachkritik, das wir bei Cäſar ſo ſchmerzlich entbehren: die Perſerſchlachten ſind topographiſch fixirbar, und das Gelände iſt ein ſo weſentlicher Theil jedes Gefechts, daß, wo wir dieſen Zeugen ſicher haben, viele Ungenauigkeiten der überlieferten Erzählung dadurch aufgehoben werden.

Die früheren Hypotheſen über den Ort der Arioviſt-Schlacht haben alle den Fehler, unerklärbare, ſachliche Schwierigkeiten zu bieten. Die Gölerſche, die überdies die Einſchiebung eines von Cäſar nicht berichteten Marſches der Legionen erfordert, giebt namentlich für das kleinere römiſche Lager und ſeinen Zweck keinen paſſenden Platz. Napoleon III. läßt die Germanen ihre Umgehung durch die elſäſſiſche Ebene machen, wo ihnen das Gelände keinerlei Schutz gegen einen römiſchen Flanken-Angriff während des Marſches geboten hätte. Die Stoffelſche Hypotheſe hebt alle ſachlichen Schwierigkeiten. Es iſt auch durchaus verſtändlich, daß Arioviſt, in dem Bewußtſein, daß ſeine Stärke in ſeinen Doppelkämpfern liege, die Römer erſt ganz in die elſäſſiſche Ebene hineinkommen ließ, ehe er ihnen entgegenging. Aber es iſt nicht zu leugnen, daß die Ortsbeſtimmung mit dem Wortlaut des Textes der Kommentare, wie er vorliegt, nicht zu vereinigen iſt.

Die neueſte Hypotheſe von Colomb und Stolle, wonach die Schlacht bei Arcey, 10 Kilometer öſtlich von Mömpelgard geſchlagen wurde, hat den Vorzug, den beiden poſitiven Raum- und Zeit-Angaben Cäſars (über 50 000 passus mit dem circuitus von Beſançon und 50 000 passus vom Rhein) genau zu entſprechen. Auf dem Umwege etwa über Voray, Penneſières, Villerſexel iſt Arcey etwas über 10 Meilen von Beſançon und ebenſo viel in gerader Linie vom Rhein entfernt. Der Einwand, daß nur wenig über zehn Meilen für einen Marſch von 7 Tagen zu wenig ſei, iſt mit Recht zurückgewieſen. Die Römer mußten mit großer Vorſicht marſchiren und jeden Abend ihr Lager befeſtigen; ſie hatten keinen Grund zu beſonderer Eile, und

Digitized by Google

es ist ja auch denkbar, daß schlechtes Wetter die Wege verdorben und den Marsch aufgehalten hat.

Was dennoch gegen die Hypothese einzuwenden ist, ist Folgendes: 1) Es ist nicht einzusehen, weshalb Cäsar, als ihm bei Arcey gemeldet wurde, Ariovist sei 36 Kilometer entfernt, Halt machte. War er schon tief im Elsaß, so ist dieser Halt verständlich und natürlich: der römische Feldherr wollte seine Operationslinie nicht unnöthig verlängern und den Verpflegungs-Nachschub erschweren. Ein Halt bei Arcey, noch mitten im Sequaner-Lande, fern vom Feinde, hätte den Eindruck der Aengstlichkeit gemacht; bei Rappoltsweiler war man dem Feinde so weit entgegengegangen, daß davon keine Rede mehr sein konnte.

2) Bei Arcey begreift man weder den Zweck noch die Ausführbarkeit des germanischen Umgehungs-Manövers. Stolle hat seine Untersuchung nicht so weit erstreckt, und Colombs Ausführungen sind weder sachlich noch quellenkritisch haltbar. Er nimmt an, Cäsars Lager sei zwischen Sésmondans und Désandans gewesen und Ariovist habe ihm, von Mömpelgard kommend, bei Arcey die Zufuhrstraße verlegt. Weder war aber dadurch den Römern wirklich die Zufuhr abgeschnitten, denn sie konnten sie von den Lingonen und Leukern kommen lassen, noch hätten die Germanen durch die Ebene an dem römischen Lager vorbeikommen können, denn sie wären dabei nicht nur von den gallischen Reitern, sondern auch von den Legionen angegriffen worden.

Schon Fröhlich, Cäs. Kriegswesen, S. 206, hat die Ansicht Rüstows, der auf Vegez gestützt einen gewöhnlichen römischen Tagemarsch „justum iter“ zu 30 Kilometer ansetzte, als erheblich zu hoch zurückgewiesen. Colomb und in sehr sorgfältiger und gelehrter Untersuchung Stolle suchen nun darzuthun, daß er im Ernstfalle im Feindesland nicht mehr als 12—14 Kilometer betragen habe. Stoffel nimmt 25 Kilometer an, was immer noch etwas mehr wäre, als heute für normal gilt, obgleich der römische Soldat schwerer bepackt war und an jedem Abend noch die Lager-Befestigung anzulegen hatte. Einen positiven, quellenmäßigen Beweis scheint mir Stolle doch nicht geführt zu haben. Aus einzelnen Fällen, die immer Zufälligkeiten ausgesetzt sind und wo der Wortlaut verschiedene Interpretationen zuläßt, ist immer sehr schwer eine allgemeine Regel zu abstrahiren. Bei dem Marsch Cäsars von Dyrrhachium nach Asparagium (b. c. III, 76) macht Stolle mit Recht darauf aufmerksam, daß das Verhalten der Pompejanischen Soldaten auf eine ziemliche Nähe der Lager, also auf einen kurzen Marsch schließen läßt. Auf der anderen Seite aber ist geographisch Asparagium von dem Standlager 20—25 Kilometer entfernt. Ein eigentlicher Beweis ist also bei solcher Discrepanz mit dieser Stelle nicht zu führen. Jedenfalls hat aber Stolle das Verdienst, die scheinbaren Beweise für das „justum iter“ von über drei Meilen zerstört zu haben — ich verweise darüber auf seine Abhandlung — und die sachlichen Erwägungen sprechen sehr für seine Ansicht.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Die Unterwerfung der Belgier.

Als Befreier der Gallier von der germanischen Herrschaft und an ihrer Spitze hatte Cäsar den Ariovist besiegt und darauf an dessen Stelle seine eigene Herrschaft im Lande aufgerichtet. Gleich im nächsten Jahr schritt er weiter, um auch die nördlichen, zum Theil von Germanen bewohnten Landschaften, die er selbst unter dem Namen der Belgier zusammenfaßt, zu unterwerfen.

Die Belgier hatten eine Vorstellung von der ihnen drohenden Gefahr, vereinigten sich und traten Cäsar, als er ihre Grenzen überschritt, mit einem großen Bundes-Heer entgegen.

Aber die Zivilisation hat Mittel der Kriegführung, die der Barbarei fehlen. Die Belgier waren wohl im Stande, ein großes Heer zusammenzubringen, aber nicht, es zusammenzuhalten und zu ernähren. Wie die Cimbern und Teutonen auf ihrem Zuge nach Italien sich hatten theilen müssen und dann von Marius einzeln geschlagen wurden, so fand, statt es sofort auf eine entscheidende Schlacht gegen ein gleich starkes oder vielleicht erheblich überlegenes Heer ankommen zu lassen, Cäsar Mittel, die Bundes-Armee aufzulösen, um es dann nur mit den einzelnen Völkerschaften zu thun zu haben. Cäsar hatte abermals zwei neue Legionen ausgehoben, so daß er im Ganzen jetzt acht hatte; mit den Hülfstruppen, Numidiern, Kretern, Balearen, gallischen Reitern, mag das Heer 50—60000 Kombattanten, 80—100000 Köpfe gezählt haben. Eine solche Masse auf einem Fleck längere Zeit zu ernähren, dazu gehört eine sehr starke und zuverlässige Organisation, Fuhrpark,

Digitized by Google

Lieferanten und Kassen-Wesen. Die Römer hatten solche Hülfsmittel, die Belgier nicht.

Cäsar aber hatte noch andere Hülfsmittel. Er schlug auf dem nördlichen Ufer der Aisne ein Lager auf, und sein Heer war so reich mit Werkzeugen ausgerüstet, die Soldaten in so guter Disziplin, die Technik so durchgebildet, daß binnen kürzester Frist eine uneinnehmbare Festung dastand. Napoleon III. hat auf einem von Göler bezeichneten Fleck nachgraben lassen und bei dem Dorfe Berry au Bac, einer Uebergangsstelle, die auch im Jahre 1814 eine Rolle gespielt hat, noch sehr bedeutende, deutlich erkennbare Reste der Anlage aufgefunden und festgestellt. Die Gräben waren 18 Fuß breit und 9—10 Fuß tief; der Wall mit Pallisaden-Brustwehr 12 Fuß, also 21—22 Fuß über der Grabensohle. Vor der Front des Lagers, das auf einem langgestreckten Hügel lag, zog sich ein sumpfiger Bach, die Miette, hin. Ein besonderer Brückenkopf, da das Lager etwas abseits der Straße lag, deckte den Flußübergang.

Es ist wohl zu bemerken, daß Cäsar seine Stellung auf der dem Feinde zugekehrten Seite des Flusses nahm. Im Falle einer Schlacht hätte er den Fluß im Rücken gehabt, aber das feste Lager gab ihm so viel Sicherheit, daß er das wagen durfte, und er selber konnte von hier aus jeden Augenblick zur Offensive übergehen.

Das römische Lager war im Lande der Remer, einer belgischen Völkerschaft, die aber schon zu den Römern übergetreten war. Das belgische Bundesheer berannte zunächst die remische Grenzstadt Bibrax (wahrscheinlich Vieux-Laon), jedenfalls in der Hoffnung, Cäsar dadurch aus seinem Lager herauszulocken, da die Eroberung des Städtchens an sich für ein großes Heer weder eine Aufgabe gewesen wäre, noch Bedeutung gehabt hätte. Es gelang Cäsar jedoch, die Besatzung durch Schützen und Schleuderer aus seinem Heer zu verstärken, so daß die Stadt sich hielt und die Belgier die Belagerung aufgaben. Nun gingen sie gegen das römische Lager selbst vor, und Cäsar ließ sein Heer ausrücken und stellte es in Schlachtordnung. Es kam jedoch über die Demonstration nicht hinaus, da mit Recht keiner von beiden Theilen sich zum Angriff durch das sumpfige Miette-Thal entschließen wollte.

Digitized by Google

Die Belgier machten noch den Versuch, mit einigen leichten Truppen weiter unterhalb über die Aisne zu gehen, um den Römern die Zufuhr abzuschneiden, aber Cäsar ließ das Ufer gut bewachen, konnte auf die erste Nachricht über seine Brücke seine eigenen Reiter und Schützen abschicken und verhinderte den Uebergang. Wären die Belgier mit dem Gros ihres Heeres übergegangen, so hätten die leichten römischen Truppen das natürlich nicht verhindern können, aber das war für die strategische Fähigkeit der Belgier zu viel. Sie hätten ja in diesem Falle in der That den Römern die Operationslinie durchschnitten und die Zufuhr verhindert, aber in demselben Maße wären sie selber von ihrem Lande abgeschnitten gewesen und hätten es dem Einfall der Römer preisgegeben. Was sollten sie nun thun? Da die Römer zur Schlacht im freien Felde nicht herauskamen, so hätten sie ihr Lager von allen Seiten einschließen und sie aushungern müssen; bei dem durch die Aisne und die Miette durchschnittenen Felde hätten sie dazu einen sehr großen Kreis machen müssen. Nach Cäsars Angabe (der ihnen 306000 Mann giebt) hätte ihre numerische Ueberlegenheit dazu ausgereicht. Möglicherweise hatten sie überhaupt keine Ueberlegenheit, aber selbst wenn sie sie hatten, die Schwierigkeit der Verpflegung eines so großen Heeres überstieg ihre Kraft. Sie waren mit ihrer Kriegskunst zu Ende, und als nun noch die Nachricht kam, daß die mit den Römern verbündeten Häduer auf Cäsars Geheiß an anderer Stelle in ihr Land eingefallen seien und es verwüsteten, da faßten sie den Beschluß, nach Hause zu gehen. Es blieb ihnen nichts weiter übrig. Das Versprechen, sich gegenseitig zu Hülfe zu kommen, wenn die Römer ins Land fielen, war nichts als eine dekorative Verhüllung der vollständigen Niederlage. Cäsars Kriegskunst hatte es verstanden, die Ueberlegenheit des römischen Heeres-Organismus über das barbarische Volks-Massen-Aufgebot so zu verwenden, daß zunächst die Massen fast ohne Blutvergießen zertheilt und dann die einzelnen Theile mühelos überwältigt wurden. Der Erfolg war so groß, daß Cäsar im ersten Augenblick selber davon überrascht war und den Abzug der feindlichen Schaaren für eine Kriegslist hielt. In der Nacht hatten die Belgier den Rückzug angetreten, erst am Morgen nahm die römisch-gallische Reiterei die Verfolgung auf und setzte den Flüchtigen noch scharf zu.

Digitized by Google

Auch die festen Plätze der Belgier ergaben sich jetzt den Römern, sobald diese ihre kunstvollen Belagerungs-Maschinen gegen sie aufführten.

Eine einzige Gruppe von drei Völkerschaften, die Nervier, Veromanduer und Atrebaten, machten noch einen Versuch, durch Tapferkeit, verbunden mit Kriegslist, die Freiheit zu retten. Sie überfielen die Römer, deren Patrouillen nicht sorgsam genug gewesen waren, in dem Augenblick, als sie in einem waldigen Gelände an der Sambre das Lager aufschlugen. Die gallische Hülfs-Reiterei, die leichten Truppen und der Troß nahmen die Flucht, aber die römischen Legionare hatten Disziplin genug, sich nicht von der Panik ergreifen zu lassen und schnell ihre Ordnung zu finden. Sobald das Gefecht erst zum Stehen gekommen war, war es auch gewonnen, da die Römer es nur mit drei gallischen Stämmen zu thun hatten und deshalb, auch ohne die entflohenen Hülfstruppen, jedenfalls noch eine große, vielleicht die doppelte Ueberlegenheit besaßen. Zwei Legionen, die eine Zeit lang in großer Bedrängniß waren,[1]) wurden bald durch die anderen, die bereits gesiegt hatten, und die beiden letzten, die noch auf dem Marsch waren und herbeieilten, degagirt.

Schon in der Helvetier-Schlacht und wieder in der Germanen-Schlacht und jetzt zum dritten Mal in der Nervier-Schlacht sind wir zu der Meinung gekommen, daß die numerische Ueberlegenheit auf Seiten der Römer gewesen sei. Bei den Helvetiern schlossen wir das aus den Heeresbewegungen vor der Schlacht; bei den Germanen aus ihrem früheren Feldzug gegen die Gallier und aus dem Verlauf der Schlacht selbst; bei den Nerviern wird uns die Bevölkerungs-Statistik den Beweis liefern, und wer alle diese Beweise nur als Wahrscheinlichkeits-Beweise gelten lassen will, wird doch die Steigerung der Wahrscheinlichkeit dadurch anerkennen müssen, daß es nicht dieselbe, sich wiederholende Wahrscheinlichkeits-Rechnung, sondern jedesmal ein ganz anderer Zusammenhang ist, der auf dasselbe Ergebniß führt. Zugleich sind wir jetzt bei einer Zahl-Angabe Cäsars angelangt von der schon längst Niemand mehr bestreitet, daß sie durch

[1]) Ueber das Manöver, das sie machten, s. oben S. 422.

Digitized by Google

seine eigenen Aussagen als eine ungeheuerliche Uebertreibung dargethan werden kann. Als die Nervier sich unterwarfen, sollen sie gemeldet haben, von ihren 600 Altermännern seien nur 3, von 60000 Waffenfähigen 500 übrig geblieben. Nichtsdestoweniger läßt Cäsar sie drei Jahre später schon wieder mit einem bedeutenden Heer auftreten (V, 39), und wieder zwei Jahre später schicken sie 5000 Mann nach Alesia, nicht etwa als ihr ganzes, sondern als ein bloßes Theil-Aufgebot. Ist es schon methodisch falsch, dem Autor, der uns die offenbar falsche Verlust-Angabe überliefert, die Stärke-Angabe ohne Weiteres zu glauben, so sind wir hier auch in der Lage, ihr eine positive Gegenberechnung gegenüberzustellen.

Durch den römischen Census haben wir eine vortreffliche, zuverlässige Grundlage für die Abschätzung der Bevölkerung Italiens zu Cäsars Zeit. Die eigentliche Halbinsel, ohne die Inseln, hatte damals etwa $3^1/_2$ Millionen Einwohner oder 25 auf den Quadratkilometer, Ober-Italien (Gallia cisalpina) $1^1/_2$—2 Millionen oder 14—18 auf den Quadratkilometer. Etwas weniger als Cisalpina muß die römische Provinz gehabt haben, die noch nicht so lange dem civilisirten Wirthschaftsleben angehörte, und wieder noch weniger das freie Gallien, wo die Völker fortwährend unter sich im Kriege lagen. Die obere Grenze für die Volksdichtigkeit des freien Gallien muß also etwa bei 9—12 Seelen auf den Quadratkilometer sein.

Eine untere Grenze läßt sich gewinnen durch den Vergleich mit Germanien. Die großen kriegerischen Leistungen der Germanen postuliren nothwendig eine gewisse, nicht gar zu geringe Masse. Wie wir im nächsten Bande des Näheren nachweisen werden, kann man unter etwa 5 Seelen auf den Quadratkilometer (250 auf die Quadratmeile) nicht herabgehen. Belgien ist jedenfalls schon stärker bevölkert gewesen als Germanien, das mittlere Gallien wieder stärker als Belgien. Die untere Grenze für die mittlere Volksdichtigkeit Galliens würde also etwa bei 7—8 Seelen auf den Quadratkilometer zu suchen sein. Das Gebiet der drei an der Sambre kämpfenden Völkerschaften läßt sich auf 18000 bis 22000 Quadratkilometer (400 Quadratmeilen) berechnen, davon 11000 auf die Nervier entfallend, sie zählten daher zusammen höchstens 150000 Seelen oder 40000 erwachsene Männer, von denen nach Abzug der Unfreien, der Alten, Kranken und Verhinderten aller-

Digitized by Google

höchstens 30000, vermuthlich weniger, zur Stelle gewesen sein können, während das römische Heer allein an Legionaren wenigstens 40000 Mann zählte.

1. Es könnte auffallend erscheinen, daß die apenninische Halbinsel gegen Ende unserer Zeitrechnung nur 25 Einwohner auf den Quadrat-Kilometer gehabt haben soll, während wir für den römischen Kanton im Jahre 510 schon gegen 60 berechnet haben. Wenn jedoch in diesen Zahlen ein Fehler sein sollte, so müßte die zweite zu hoch, nicht die erste zu niedrig sein, da diese durch die in ihrem Zusammenhang völlig gesicherten Zahlen des römischen Census als durchaus beglaubigt angesehen werden kann, und wenn wir oben darzuthun hatten, daß Rom im Jahre 510 nicht mehr als 60 000 Einwohner gehabt haben kann, so müssen wir hier schon glaubhaft zu machen suchen, daß es wirklich so viel gewesen sein können. So ist es aber auch thatsächlich, da wir annehmen dürfen, daß 1) in dem halben Jahrtausend von Tarquinius bis Cäsar eine sehr wesentliche Vermehrung der Bevölkerung nicht stattgefunden hat; 2) fast die ganze Sklavenbevölkerung und mit ihr wohl ein Drittel der ganzen Bevölkerung des Kantons Rom i. J. 510 in der Stadt lebte, die Zufuhren von außen erhielt; 3) auch das Land relativ sehr stark bevölkert war, nicht nur wegen seiner Fruchtbarkeit, sondern auch weil es unter dem mächtigen Schutz der großen Stadt stand und im Verhältniß zu anderen Landschaften eine relative Sicherheit genoß.

2. Die Grundlagen für unsere Berechnung sind wieder Beloch entnommen, der die Aufstellungen seines Buches jüngst etwas modifizirt und eingehend vertheidigt hat in einem Aufsatz im Rhein. Museum N. F. Bd. 54 S. 414 (1899), auf den ich für die Einzelheiten verweise. Seiner Verwerthung der Zahlen, die Cäsar für das große Entsatzheer vor Alesia angiebt, vermag ich jedoch nur theilweise zuzustimmen. Er berechnet nämlich nach der Stärke der einzelnen Stammes-Kontingente, da Cäsar seine Zahlen doch einigermaßen den Größenverhältnissen der Völkerschaften angepaßt haben wird, eine in der Entfernung von der römischen Provinz nach Norden abnehmende Bevölkerungs-Dichtigkeit. Das ist eine sehr werthvolle statistische Bestätigung einer Thatsache, die wir sonst nur als eine aus den allgemeinen Verhältnissen zu erschließende hinstellen könnten. Weiteres aber ist aus diesen Zahlen nicht abzuleiten, da wir ja gar keinen Anhalt dafür haben, wie sich das Aufgebot zur Gesammtzahl der vorhandenen Männer verhielt und mit wie großer Sorgfalt oder Nachlässigkeit Cäsar seine Ansätze gemacht hat. Nur umgekehrt, da wir ja auf anderem Wege eine Vorstellung von der Bevölkerungsmenge Galliens gefunden haben, mag man zu der Wahrscheinlichkeit kommen, daß die angeblichen Alesia-Aufgebote etwa den dritten Theil der Waffenfähigen, den zwölften der Bevölkerung umfaßten.

Im Schlußergebniß neige ich mich auf Grund des Vergleichs mit den Germanen einer etwas höheren Schätzung der Gesammtbevölkerung Galliens

Digitized by Google

zu als Beloch, nämlich 7—12 statt 6,3 auf den Quadrat-Kilometer, was für das gesammte freie Gallien (523 000 Quadrat-Kilometer) 4 bis 6 Millionen Menschen ergiebt.

3. Beloch l. c. Rhein. Mus. schätzt das Gebiet der Nervier (südliche Hälfte des Departement du Nord, Antwerpen, Hennegau, Hälfte von Brabant) auf 11 000 Quadrat-Kilometer; das Gebiet der Atrebaten und Moriner zusammen (Depart. Pas du Calais) auf 7 000 Quadrat-Kilometer. Die Veromanduer (Grafschaft Vermandois, Dep. Aisne) sind, da von Cäsar vor Alesia nicht genannt, von Beloch nicht besonders erwähnt. Daß grade diese drei Völkerschaften etwa eine den Durchschnitt wesentlich übersteigende Volksdichtigkeit gehabt haben sollten, ist nicht anzunehmen, wenn auch ihr Land sehr schön und fruchtbar war. Die Nervier galten für die wildesten, „maxime feri" der Belgier und hatten überhaupt noch keine Stadt (als die Römer anrückten, bargen sie ihre Familien an durch Sümpfe geschützten Orten); das sind sichere Zeichen, daß ihr Wirthschaftsleben noch sehr unentwickelt, also auch ihre Nahrungsproduktion und ihre Bevölkerungsdichtigkeit gering war.

4. Auf Grund der jetzt gewonnenen Daten wollen wir noch einmal einen Blick auf die Helvetier werfen, deren Volksauszug Cäsar gemäß einer angeblichen Zählung auf 368 000 Köpfe angiebt.

Das Gebiet der Helvetier und ihrer Bundesgenossen ist, wie wir oben S. 426 gesehen haben, auf 18000 bis 25000 Quadratkilometer berechnet worden; die Volksdichtigkeit kann, wenn die kleinere Zahl genommen wird, die weniger Gebirgsland einschließt, größer gewesen sein als bei den Belgiern. Danach könnten die Helvetier 180—250000 Seelen gezählt haben.

So groß kann der Zug unmöglich gewesen sein: entweder Helvetien war ganz besonders dünn bevölkert — das wird Niemand annehmen wollen; oder nicht das ganze, sondern nur ein Theil des Volkes war in dem Zuge. War aber nur ein Theil des Volkes auf dem Zuge, so giebt das eine nachträgliche Bestätigung für die Vermuthung, daß es sich überhaupt nicht um eine Volks-Auswanderung, sondern um einen Kriegszug gehandelt hat, dem nur um der politischen Maskirung willen eine gewisse Menge von Familien folgte.

Daß Cäsars Angabe zu hoch sei, haben besonnene Köpfe auch damals schon in Rom erkannt. Wir dürfen das daraus entnehmen, daß wir bei Orosius (VI, 7, 6) eine andere Tradition finden, wonach der Auszug nur 157 000 Köpfe stark war, von denen 47 000 unterwegs umkamen. Diese Nachricht geht vermuthlich auf einen der Generale Cäsars im Bürgerkrieg, Asinius Pollio zurück.

Aber obgleich dieser hiernach die 110000 Köpfe, die bei der Rückkehr der Helvetier in ihr Land gezählt sein sollen, acceptirt hat, so gestehe ich, daß auch diese Zahl mir noch zu hoch erscheint. Vermuthlich ist die Zählung mehr eine Abschätzung oder Zusammenstellung nach der Angabe der Alter-

Digitized by Google

männer (der Hundertschaft-Vorsteher) gewesen, die es so genau nicht nahmen, als ein wirklicher Census. Wenn ich alle Bewegungen überdenke, die der Zug gemacht hat, so kann ich mir nicht vorstellen, daß er je auch nur annähernd 110000 Köpfe gezählt hat, und vermuthe deshalb, daß in diese Zahl auch die in der Heimath Gebliebenen einbegriffen sind. Bei Strabo IV 3,3 finden wir die Nachricht, daß die Zahl der Uebriggebliebenen 8000 gewesen sei. Sollte diese Notiz so ganz aus der Luft gegriffen sein? Beziehen wir sie nur auf die Krieger und nehmen an, daß in Anbetracht der großen Verluste und der Lostrennung der Bojer, die bei den Häduern blieben, die Zahl ursprünglich doppelt so groß gewesen ist, so hat sie alle innere Wahrscheinlichkeit für sich. 16000 tapfere Barbaren mögen sich wohl zugetraut haben, es mit 4 römischen Legionen aufnehmen zu können, und die Heeresbewegungen erregen bei einem Zuge, der im Ganzen vielleicht 30000 Köpfe zählte, keine Bedenken mehr.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Vercingetorix.

Cäsar hat Gallien unterworfen in kühnem, raschem Vorgehen, das doch mit großer Vorsicht, ja geradezu Behutsamkeit gepaart war. Strategie und Politik gingen Hand in Hand. Von Anfang an war er im Bunde mit einem Theil der Gallier selbst und wußte die Uebrigen zu theilen, ehe er sich mit ihnen schlug. In den drei Schlachten, die ihn zum Herrn des ganzen gewaltigen Gebietes machten, verfügte er zweifellos jedesmal, sowohl gegen die Helvetier wie gegen Ariovist, wie gegen die Nervier, über eine bedeutende numerische Ueberlegenheit.

Nach den ersten Siegen reduzirte er seine Streitkräfte nicht nur nicht, sondern vergrößerte sie noch sehr erheblich. Gegen die Helvetier hatte er sechs Legionen geführt; zuletzt hatte er in dem eroberten Gallien 10 Legionen[1]) und überdies noch zur Deckung der Provinz zwei Legionen und zwei Kohorten[2]) und vermuthlich in der Cisalpina noch 8 Kohorten, im Ganzen also 13 Legionen.

Wir brauchen weder die weiteren Theilkämpfe noch die verwegenen Uebergänge nach Britannien und über den Rhein zu verfolgen, sondern wenden uns gleich der Hauptentscheidung zu, die

---

[1]) Cäsar selbst giebt (VII, 34) zehn Legionen an, das sind die 7. bis 15. und die 1. Dazu erscheint nach der Belagerung von Alesia die 6. Vgl. die Anmerkung bei Napoleon III. (in d. d. Uebers. II, S. 282). Göler p. 333 verwirft die „6. Legion" und nennt dafür die „3." Meusel sowohl wie Kübler haben jedoch VIII, 4 mit Recht die Lesart „VI" aufgenommen. Vgl. Domaszewski i. d. N. Heidelberger Jahrb. Jahrg. IV (1894) S. 158. Vgl. ferner hierzu unten Kap. 7, Anfang.

[2]) Bell. gall. VII, 65.

Digitized by Google

erst erfolgte, als im siebenten Jahr seiner Statthalterschaft sich alle gallischen Stämme zusammen erhoben und sich unter der Führung des Arverners Vercingetorix gegen ihn vereinigten.

Man sollte meinen, es hätte dem Vercingetorix nicht schwer fallen können, da ja Gallien wenigstens eine halbe Million felddienstfähiger Männer hatte, eine ungeheure Uebermacht zusammenbringen und damit die Römer in einer Entscheidungsschlacht zu erdrücken. Aber das geschah nicht. Vercingetorix empfahl vielmehr seinen Landsleuten, ihre Ueberlegenheit an Reiterei zu benutzen, um den Römern die Zufuhr abzuschneiden und ihr eigenes Land sogar ringsum wüstzulegen, um auf diese Weise die Römer zum Abzug zu nöthigen. Wäre das die Summe der strategischen Weisheit des Vercingetorix gewesen, so würden wir ihn für einen sehr dürftigen Geist halten müssen — denn was hätte es den Galliern genützt, wenn die Römer für einen Augenblick der Verpflegung wegen in ihre Provinz zurückgewichen wären? Sie wären sehr bald wiedergekommen. Die Befreiung Galliens war nicht zu erreichen durch bloßes Manövriren: man mußte, wenn man der Römer wirklich ledig werden wollte, ihr Heer so schlagen, daß es die Lust wiederzukommen, verlor, es womöglich vernichten, so wie es die Cherusker später im Teutoburger Walde vollführt haben. In der That sind auch die Gedanken des Vercingetorix dahin gegangen. Cäsar sagt uns das allerdings nicht das erste, aber das zweite Mal, wo er auf den gallischen Kriegsplan zu sprechen kommt, und da er uns selber Vercingetorix als eine höchst bedeutende Persönlichkeit schildert, so dürfen und müssen wir annehmen, daß der gallische Nationalheld von Anfang an die richtige strategische Einsicht gehabt hat, daß es nämlich darauf ankomme, nicht die Römer zu entfernen, sondern sie zu besiegen. Das Abschneiden der Lebensmittel ist nur als eine vorbereitende Maßregel zu verstehen, um für die Schlacht günstige Bedingungen zu schaffen.

Dieser günstigen Bedingungen, die Vercingetorix anstrebte, waren zwei: erstens die Gewinnung derjenigen gallischen Stämme, die anfänglich noch zu den Römern hielten, namentlich der Häduer, für die nationale Sache, und zweitens die Gelegenheit zu einem Ueberfall, zu einem Angriff auf das römische Heer im Marsch.

Das Erste gelang. Da die Gallier sich zur Schlacht nicht

Digitized by Google

stellten, so mußte Cäsar zu Belagerungen schreiten, nahm die Hauptstadt der Bituriger, Avaricum, durch förmlichen Angriff und theilte endlich sein Heer, um die Völkerschaften einzeln zu unterwerfen und ihre Städte zu erobern. Mit vier Legionen sandte er Labienus gegen Paris, mit sechs Legionen schritt er selbst zur Belagerung des Hauptortes der Arverner Gergovia. Aber die Theilkräfte waren für ihre Aufgabe zu schwach. Cäsar erlitt selber vor Gergovia bei einem Ueberrumpelungsversuch eine Schlappe, und mit Mühe schlug sich Labienus durch die Gallier, die ihm den Weg verlegten, durch, um sich mit Cäsar wieder zu vereinigen (im Gebiet der Seine), der ihm entgegenzog. Hochgemuth durch diesen Erfolg schlossen sich jetzt fast alle gallischen Stämme den Arvernern an.

Obgleich Cäsar sein vereinigtes Heer auch noch durch neu angeworbene germanische Reiter verstärkte, so war er dennoch nicht im Stande, sich im mittleren Gallien zu halten, sondern mußte suchen, sich für seine Verpflegung auf die römische Provinz zu basiren. Er richtete seinen Marsch durch das Gebiet der Lingonen (bei Langres), die noch zu ihm hielten, auf das Gebiet der Sequaner. Göler, wie Napoleon III. sind der Meinung, daß er nach Besançon habe ziehen wollen, um diese Stadt als Waffenplatz zu benutzen.

Von dort, meint Göler, hätte er der römischen Provinz leichter Hülfe bringen können, als wenn er nördlich im Lande der Senonen geblieben wäre, und hatte auf diese Weise Gallien wenigstens nicht ganz geräumt. Napoleon fügt hinzu, er habe nicht daran denken können, den direkten Weg durch das Land der Häduer, den Heerd der Empörung, zu nehmen. Wenn das richtig wäre, so hätten wir das merkwürdige Schauspiel, daß die gegnerischen Heere beide gleichmäßig die Schlacht direkt zu vermeiden gesucht hätten.

War es wirklich so weit, daß Cäsar nicht bloß Gallien räumen mußte, sondern daß er, ohne eine Niederlage im freien Felde erlitten zu haben, dem Feinde aus dem Wege ging? Mußte er schon zurück bis an die Grenzen der Provinz, so wäre es doch immer etwas Anderes gewesen, wenn er seine Straße gerade durch das feindliche Gebiet nahm und, indem die Gegner der Herausforderung auswichen, die moralische Ueberlegenheit behauptete, als wenn er sich so, wie Göler und Napoleon meinen, sozusagen wegstahl.

Digitized by Google

Die Auslegung Gölers und Napoleons ist aber zweifellos unrichtig. Das Gebiet der Sequaner war den Römern ganz eben so feindlich wie das der Häduer, und es ist durchaus nicht gesagt, daß Cäsar gerade nach Besançon wollte. Die Stadt war von Natur sehr fest, und es ist nicht anzunehmen, daß sie eine römische Besatzung hatte. Sie hätte also erst belagert und genommen werden müssen, wenn Cäsar sie zu seinem Waffenplatz machen wollte, wozu sie übrigens nicht nur keinerlei besonders vortheilhafte Bedingungen bot, sondern ganz besonders ungünstig gewesen wäre.

Der Marsch Cäsars zu den Sequanern wird also anders erklärt werden müssen. Er selber sagt, er habe diese Richtung eingeschlagen, damit er um so leichter der Provinz hätte Hilfe bringen können. Denn Vercingetorix hatte sich nicht begnügt, gegen das römische Heer direkt zu operiren, sondern hatte auch Einfälle in die Provinz machen lassen, um Cäsar durch diese Diversion aus Gallien herauszumanövriren. Noch wichtiger als die Hülfe, die er der Provinz zu bringen hatte, war aber für Cäsar jedenfalls die Hülfe, die die Provinz ihm zu leisten hatte, nämlich die geregelte Verpflegung, die die wenigen treugebliebenen Stämme in Gallien seinem gewaltigen Heer auf die Dauer unmöglich liefern konnten. Was Cäsar jetzt brauchte, war eine Stellung, in der er sich verpflegen konnte, die Provinz deckte und aus der er zugleich einen dauernden Druck auf die Gallier ausübte. Er richtete seinen Marsch daher nicht auf Besançon, sondern auf die Saone und zwar in dem freieren Gelände östlich der Côte d'Or über das Plateau von Langres, wo ihm nicht so leicht ein Hinterhalt gelegt werden konnte. An der Saone konnte er das Manöver, durch das er Belgien unterworfen hatte, wiederholen. Wenn er an diesem Flusse etwa bei Auxonne, oder weiter abwärts, wo der Doubs in die Saone fließt, ein festes Lager schlug, so waren die Gallier nicht im Stande, ihn daraus zu vertreiben. Auf dem rechten Ufer stehend hielt er die angrenzenden Völkerschaften, namentlich die Häduer, in unausgesetzter Besorgniß vor einer plötzlichen Invasion, während einige detachirte Legionen die Völkerschaften auf dem linken Ufer, die Sequaner und Helvetier wieder unterwarfen. Vercingetorix hätte ihnen keine Hilfe bringen können, da er weder das Gebiet der Häduer völlig preisgeben, noch auch nur es hätte

Digitized by Google

wagen dürfen, die Saone und den Doubs zu überschreiten auf die Gefahr hin, jenseits von dem ganzen römischen Heer angegriffen zu werden. War dann das ganze linke Ufer erst wieder pazifizirt, so hatte Cäsar eine gesicherte Etappenstraße, die ihn mit der Provinz verband, ja, er hätte seine Verpflegung mit einigen Vorsichtsmaßregeln auf dem allerbequemsten Wege, zu Wasser auf der Saone, die bis Gray hinauf schiffbar ist, aus der Provinz beziehen können.

Ich glaube, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies die strategische Absicht Cäsars gewesen ist, und Vercingetorix hatte eine Vorstellung davon, daß jetzt der Moment gekommen sei, wo er die Entscheidung herbeiführen müsse, indem er Cäsar auf dem Marsche angriff, ehe er die Saone erreichte. Er glaubte durch Reiter-Angriffe die feindliche Marsch-Kolonne auflösen zu können.[1]) Diese Angriffe aber mißlangen und zwar deshalb, weil Cäsar seine durch die jüngsten germanischen Anwerbungen verstärkten Reiter durch die Infanterie unterstützte, während Vercingetorix die seine dem Kampfe fernhielt. Die Gallier wurden vollständig geschlagen. Statt seinen Marsch an die Saone fortzusetzen, begab sich das römische Heer nunmehr auf die Verfolgung. Vercingetorix vermochte der Flucht nicht anders Einhalt zu thun, als daß er sich in einen festen Ort, die Stadt Alesia (Alise Ste. Reine auf dem Mont Auxois zwischen Nuits und Dijon) warf. Sofort schloß ihn Cäsar hier ein, um ihn zu belagern; da die Gallier das Feld geräumt hatten, so hatte er auch Raum und Zeit, das Belagerungsheer, wenn auch nur mit Mühe[2]), zu verpflegen.

Nun kam ein großes Aufgebot aller gallischen Stämme zusammen, um das in Alesia eingeschlossene Heer zu entsetzen. Die große Schlacht, ohne die es keine großen Entscheidungen giebt, mußte jetzt geschlagen werden. Aber wenn schon vorher Vercingetorix sich nicht getraut hatte, den gallischen Landsturm im offenen Felde gegen

---

[1]) Holmes nach sorgfältiger Durchprüfung all' der verschiedenen Vermuthungen, die über den Platz dieser Schlacht aufgestellt sind, entscheidet sich dahin (S. 780), daß volle Sicherheit nicht zu erlangen sei, daß aber die größte Wahrscheinlichkeit für die Hypothese Gougets spreche, der das Schlachtfeld nahe bei Dijon an der Ouche sucht. Jedenfalls unrichtig ist die Ansetzung von Napoleon III. gegen 6 Meilen weiter nordöstlich zwischen der Vingeanne und dem Badin, südlich von Langres.

[2]) Vgl. Bellum civile III, 47. Vielleicht ist hier vor Alesia die 6. Legion, einen Transport von der Provinz hinaufgeleitend, zu dem Hauptheer gestoßen.

Digitized by Google

die Legionen zu führen, so war der Sieg jetzt für die Gallier um noch mehr erschwert.

Cäsar hatte die Zwischenzeit von 5—6 Wochen von der Einschließung bis zur Ankunft des Entsatzheeres benutzt, nach beiden Seiten eine Befestigung anzulegen. Napoleon III. hat Nachgrabungen machen lassen, die fast den ganzen Zug dieser Befestigungen aufgedeckt haben und mit den Angaben des Bellum gallicum völlig übereinstimmen. Die Contravallationslinie war etwa 16 Kilometer lang, die Circumvallationslinie 20; wo es über das freie Feld ging, erschwerten künstliche Annäherungs-Hindernisse aller Art, Fußangeln, Wolfsgruben mit spitzen Pfählen in acht Reihen schachbrettförmig hintereinander, endlich Verhacke den Angriff.

Für die Beurtheilung der Entscheidungsschlacht fehlt uns leider noch mehr als früher das wichtige Moment der Stärke. Cäsar hatte 11 Legionen, numidische und kretische Schützen und germanische Reiter und Doppelkämpfer, im Ganzen wohl 70000 Mann. Für die Gallier giebt er in Alesia 80000, das Entsatzheer auf 250000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter an. Da wir seine Uebertreibung bei feindlichen Heereszahlen bereits kennen, so werden wir uns auch auf diese Angabe nicht verlassen dürfen, und namentlich die 80000 Eingeschlossenen sind schon oft angezweifelt worden. 20000 Mann genügten zur Vertheidigung des Platzes, und es wäre sehr verkehrt von Vercingetorix gewesen, mehr zu behalten, da er nur wenig Lebensmittel hatte. Da uns Cäsar überdies berichtet, daß er in der Hoffnung auf die Ueberlegenheit seiner Reiterei ein allgemeines Aufgebot des Fußvolks gar nicht veranstaltet hatte und er vor der Vollendung der römischen Befestigung noch Raum hatte, seine Reiter aus Alesia fortzuschicken, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er auch an Fußvolk nur das Nothwendige, also etwa 20000 Mann bei sich behalten hatte.

Die für das Entsatzheer angegebenen 250000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter scheinen auf den ersten Anblick nicht unglaublich. Fast ganz Gallien, eine Volksmasse von wenigstens 4, vielleicht 6 Millionen Seelen mit 1 bis $1^1/_2$ Millionen Männern, betheiligte sich an dem Kampf; die könnten für die letzte, entscheidende Schlacht um die nationale Freiheit wohl 250000 Krieger ins Feld geschickt haben.

Digitized by Google

Aber man überlege, was ein Heer von einer Viertelmillion bedeutet. Es wäre drei Mal so groß gewesen als das größte Heer, von dem bisher die beglaubigte Weltgeschichte zu erzählen wußte, dem römischen Heer bei Cannä. Wäre ein gallischer Feldherr im Stande gewesen, mit einem Heer von 250000 Mann zu operiren,

Geogr. Inst. u. Landk.-Verl. Jul. Straube, Berlin S.W.

so bliebe es ein unverzeihlicher, ein ganz unbegreiflicher Fehler des Vercingetorix, nicht von vornherein das Aufgebot veranstaltet und mit solcher Ueberlegenheit die Feldschlacht gesucht zu haben. Vor Alesia stand es nun insofern etwas anders, als hier Alles auf eine unmittelbare Entscheidung ankam; die Schwierigkeit der Verpflegung

Digitized by Google

höchstens 30000, vermuthlich weniger, zur Stelle gewesen sein können, während das römische Heer allein an Legionaren wenigstens 40000 Mann zählte.

1. Es könnte auffallend erscheinen, daß die apenninische Halbinsel gegen Ende unserer Zeitrechnung nur 25 Einwohner auf den Quadrat-Kilometer gehabt haben soll, während wir für den römischen Kanton im Jahre 510 schon gegen 60 berechnet haben. Wenn jedoch in diesen Zahlen ein Fehler sein sollte, so müßte die zweite zu hoch, nicht die erste zu niedrig sein, da diese durch die in ihrem Zusammenhang völlig gesicherten Zahlen des römischen Census als durchaus beglaubigt angesehen werden kann, und wenn wir oben darzuthun hatten, daß Rom im Jahre 510 nicht mehr als 60 000 Einwohner gehabt haben kann, so müssen wir hier schon glaubhaft zu machen suchen, daß es wirklich so viel gewesen sein können. So ist es aber auch thatsächlich, da wir annehmen dürfen, daß 1) in dem halben Jahrtausend von Tarquinius bis Cäsar eine sehr wesentliche Vermehrung der Bevölkerung nicht stattgefunden hat; 2) fast die ganze Sklavenbevölkerung und mit ihr wohl ein Drittel der ganzen Bevölkerung des Kantons Rom i. J. 510 in der Stadt lebte, die Zufuhren von außen erhielt; 3) auch das Land relativ sehr stark bevölkert war, nicht nur wegen seiner Fruchtbarkeit, sondern auch weil es unter dem mächtigen Schutz der großen Stadt stand und im Verhältniß zu anderen Landschaften eine relative Sicherheit genoß.

2. Die Grundlagen für unsere Berechnung sind wieder Beloch entnommen, der die Aufstellungen seines Buches jüngst etwas modifizirt und eingehend vertheidigt hat in einem Aufsatz im Rhein. Museum N. F. Bd. 54 S. 414 (1899), auf den ich für die Einzelheiten verweise. Seiner Verwerthung der Zahlen, die Cäsar für das große Entsatzheer vor Alesia angiebt, vermag ich jedoch nur theilweise zuzustimmen. Er berechnet nämlich nach der Stärke der einzelnen Stammes-Kontingente, da Cäsar seine Zahlen doch einigermaßen den Größenverhältnissen der Völkerschaften angepaßt haben wird, eine in der Entfernung von der römischen Provinz nach Norden abnehmende Bevölkerungs-Dichtigkeit. Das ist eine sehr werthvolle statistische Bestätigung einer Thatsache, die wir sonst nur als eine aus den allgemeinen Verhältnissen zu erschließende hinstellen könnten. Weiteres aber ist aus diesen Zahlen nicht abzuleiten, da wir ja gar keinen Anhalt dafür haben, wie sich das Aufgebot zur Gesammtzahl der vorhandenen Männer verhielt und mit wie großer Sorgfalt oder Nachlässigkeit Cäsar seine Ansätze gemacht hat. Nur umgekehrt, da wir ja auf anderem Wege eine Vorstellung von der Bevölkerungsmenge Galliens gefunden haben, mag man zu der Wahrscheinlichkeit kommen, daß die angeblichen Alesia-Aufgebote etwa den dritten Theil der Waffenfähigen, den zwölften der Bevölkerung umfaßten.

Im Schlußergebniß neige ich mich auf Grund des Vergleichs mit den Germanen einer etwas höheren Schätzung der Gesammtbevölkerung Galliens

Digitized by Google

zu als Beloch, nämlich 7—12 statt 6,3 auf den Quadrat-Kilometer, was für das gesammte freie Gallien (523000 Quadrat-Kilometer) 4 bis 6 Millionen Menschen ergiebt.

3. Beloch l. c. Rhein. Mus. schätzt das Gebiet der Nervier (südliche Hälfte des Departement du Nord, Antwerpen, Hennegau, Hälfte von Brabant) auf 11000 Quadrat-Kilometer; das Gebiet der Atrebaten und Moriner zusammen (Depart. Pas du Calais) auf 7000 Quadrat-Kilometer. Die Veromanduer (Grafschaft Vermandois, Dep. Aisne) sind, da von Cäsar vor Alesia nicht genannt, von Beloch nicht besonders erwähnt. Daß grade diese drei Völkerschaften etwa eine den Durchschnitt wesentlich übersteigende Volksdichtigkeit gehabt haben sollten, ist nicht anzunehmen, wenn auch ihr Land sehr schön und fruchtbar war. Die Nervier galten für die wildesten, „maxime feri" der Belgier und hatten überhaupt noch keine Stadt (als die Römer anrückten, bargen sie ihre Familien an durch Sümpfe geschützten Orten); das sind sichere Zeichen, daß ihr Wirthschaftsleben noch sehr unentwickelt, also auch ihre Nahrungsproduktion und ihre Bevölkerungsdichtigkeit gering war.

4. Auf Grund der jetzt gewonnenen Daten wollen wir noch einmal einen Blick auf die Helvetier werfen, deren Volksauszug Cäsar gemäß einer angeblichen Zählung auf 368000 Köpfe angiebt.

Das Gebiet der Helvetier und ihrer Bundesgenossen ist, wie wir oben S. 426 gesehen haben, auf 18000 bis 25000 Quadratkilometer berechnet worden; die Volksdichtigkeit kann, wenn die kleinere Zahl genommen wird, die weniger Gebirgsland einschließt, größer gewesen sein als bei den Belgiern. Danach könnten die Helvetier 180—250000 Seelen gezählt haben.

So groß kann der Zug unmöglich gewesen sein: entweder Helvetien war ganz besonders dünn bevölkert — das wird Niemand annehmen wollen; oder nicht das ganze, sondern nur ein Theil des Volkes war in dem Zuge. War aber nur ein Theil des Volkes auf dem Zuge, so giebt das eine nachträgliche Bestätigung für die Vermuthung, daß es sich überhaupt nicht um eine Volks-Auswanderung, sondern um einen Kriegszug gehandelt hat, dem nur um der politischen Maskirung willen eine gewisse Menge von Familien folgte.

Daß Cäsars Angabe zu hoch sei, haben besonnene Köpfe auch damals schon in Rom erkannt. Wir dürfen das daraus entnehmen, daß wir bei Orosius (VI, 7, 6) eine andere Tradition finden, wonach der Auszug nur 157000 Köpfe stark war, von denen 47000 unterwegs umkamen. Diese Nachricht geht vermuthlich auf einen der Generale Cäsars im Bürgerkrieg, Asinius Pollio zurück.

Aber obgleich dieser hiernach die 110000 Köpfe, die bei der Rückkehr der Helvetier in ihr Land gezählt sein sollen, acceptirt hat, so gestehe ich, daß auch diese Zahl mir noch zu hoch erscheint. Vermuthlich ist die Zählung mehr eine Abschätzung oder Zusammenstellung nach der Angabe der Alter-

Digitized by Google

männer (der Hundertschaft-Vorsteher) gewesen, die es so genau nicht nahmen, als ein wirklicher Census. Wenn ich alle Bewegungen überdenke, die der Zug gemacht hat, so kann ich mir nicht vorstellen, daß er je auch nur annähernd 110000 Köpfe gezählt hat, und vermuthe deshalb, daß in dieser Zahl auch die in der Heimath Gebliebenen einbegriffen sind. Bei Strabo IV 3,3 finden wir die Nachricht, daß die Zahl der Uebriggebliebenen 8000 gewesen sei. Sollte diese Notiz so ganz aus der Luft gegriffen sein? Beziehen wir sie nur auf die Krieger und nehmen an, daß in Anbetracht der großen Verluste und der Lostrennung der Bojer, die bei den Häduern blieben, die Zahl ursprünglich doppelt so groß gewesen ist, so hat sie alle innere Wahrscheinlichkeit für sich. 16000 tapfere Barbaren mögen sich wohl zugetraut haben, es mit 4 römischen Legionen aufnehmen zu können, und die Heeresbewegungen erregen bei einem Zuge, der im Ganzen vielleicht 30000 Köpfe zählte, keine Bedenken mehr.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Vercingetorix.

Cäsar hat Gallien unterworfen in kühnem, raschem Vorgehen, das doch mit großer Vorsicht, ja geradezu Behutsamkeit gepaart war. Strategie und Politik gingen Hand in Hand. Von Anfang an war er im Bunde mit einem Theil der Gallier selbst und wußte die Uebrigen zu theilen, ehe er sich mit ihnen schlug. In den drei Schlachten, die ihn zum Herrn des ganzen gewaltigen Gebietes machten, verfügte er zweifellos jedesmal, sowohl gegen die Helvetier wie gegen Ariovist, wie gegen die Nervier, über eine bedeutende numerische Ueberlegenheit.

Nach den ersten Siegen reduzirte er seine Streitkräfte nicht nur nicht, sondern vergrößerte sie noch sehr erheblich. Gegen die Helvetier hatte er sechs Legionen geführt; zuletzt hatte er in dem eroberten Gallien 10 Legionen[1]) und überdies noch zur Deckung der Provinz zwei Legionen und zwei Kohorten[2]) und vermuthlich in der Cisalpina noch 8 Kohorten, im Ganzen also 13 Legionen.

Wir brauchen weder die weiteren Theilkämpfe noch die verwegenen Uebergänge nach Britannien und über den Rhein zu verfolgen, sondern wenden uns gleich der Hauptentscheidung zu, die

---

[1]) Cäsar selbst giebt (VII, 34) zehn Legionen an, das sind die 7. bis 15. und die 1. Dazu erscheint nach der Belagerung von Alesia die 6. Vgl. die Anmerkung bei Napoleon III. (in d. d. Uebers. II, S. 282). Göler p. 333 verwirft die „6. Legion" und nennt dafür die „3." Meusel sowohl wie Kübler haben jedoch VIII, 4 mit Recht die Lesart „VI" aufgenommen. Vgl. Domaszewski i. d. N. Heidelberger Jahrb. Jahrg. IV (1894) S. 158. Vgl. ferner hierzu unten Kap. 7, Anfang.

[2]) Bell. gall. VII, 65.

Digitized by Google

erst erfolgte, als im siebenten Jahr seiner Statthalterschaft sich alle gallischen Stämme zusammen erhoben und sich unter der Führung des Arverners Vercingetorix gegen ihn vereinigten.

Man sollte meinen, es hätte dem Vercingetorix nicht schwer fallen können, da ja Gallien wenigstens eine halbe Million felddienstfähiger Männer hatte, eine ungeheure Uebermacht zusammenbringen und damit die Römer in einer Entscheidungsschlacht zu erdrücken. Aber das geschah nicht. Vercingetorix empfahl vielmehr seinen Landsleuten, ihre Ueberlegenheit an Reiterei zu benutzen, um den Römern die Zufuhr abzuschneiden und ihr eigenes Land sogar ringsum wüstzulegen, um auf diese Weise die Römer zum Abzug zu nöthigen. Wäre das die Summe der strategischen Weisheit des Vercingetorix gewesen, so würden wir ihn für einen sehr dürftigen Geist halten müssen — denn was hätte es den Galliern genützt, wenn die Römer für einen Augenblick der Verpflegung wegen in ihre Provinz zurückgewichen wären? Sie wären sehr bald wiedergekommen. Die Befreiung Galliens war nicht zu erreichen durch bloßes Manövriren: man mußte, wenn man der Römer wirklich ledig werden wollte, ihr Heer so schlagen, daß es die Lust wiederzukommen, verlor, es womöglich vernichten, so wie es die Cherusker später im Teutoburger Walde vollführt haben. In der That sind auch die Gedanken des Vercingetorix dahin gegangen. Cäsar sagt uns das allerdings nicht das erste, aber das zweite Mal, wo er auf den gallischen Kriegsplan zu sprechen kommt, und da er uns selber Vercingetorix als eine höchst bedeutende Persönlichkeit schildert, so dürfen und müssen wir annehmen, daß der gallische Nationalheld von Anfang an die richtige strategische Einsicht gehabt hat, daß es nämlich darauf ankomme, nicht die Römer zu entfernen, sondern sie zu besiegen. Das Abschneiden der Lebensmittel ist nur als eine vorbereitende Maßregel zu verstehen, um für die Schlacht günstige Bedingungen zu schaffen.

Dieser günstigen Bedingungen, die Vercingetorix anstrebte, waren zwei: erstens die Gewinnung derjenigen gallischen Stämme, die anfänglich noch zu den Römern hielten, namentlich der Häduer, für die nationale Sache, und zweitens die Gelegenheit zu einem Ueberfall, zu einem Angriff auf das römische Heer im Marsch.

Das Erste gelang. Da die Gallier sich zur Schlacht nicht

Digitized by Google

stellten, so mußte Cäsar zu Belagerungen schreiten, nahm die Hauptstadt der Bituriger, Avaricum, durch förmlichen Angriff und theilte endlich sein Heer, um die Völkerschaften einzeln zu unterwerfen und ihre Städte zu erobern. Mit vier Legionen sandte er Labienus gegen Paris, mit sechs Legionen schritt er selbst zur Belagerung des Hauptortes der Arverner Gergovia. Aber die Theilkräfte waren für ihre Aufgabe zu schwach. Cäsar erlitt selber vor Gergovia bei einem Ueberrumpelungsversuch eine Schlappe, und mit Mühe schlug sich Labienus durch die Gallier, die ihm den Weg verlegten, durch, um sich mit Cäsar wieder zu vereinigen (im Gebiet der Seine), der ihm entgegenzog. Hochgemuth durch diesen Erfolg schlossen sich jetzt fast alle gallischen Stämme den Arvernern an.

Obgleich Cäsar sein vereinigtes Heer auch noch durch neu angeworbene germanische Reiter verstärkte, so war er dennoch nicht im Stande, sich im mittleren Gallien zu halten, sondern mußte suchen, sich für seine Verpflegung auf die römische Provinz zu basiren. Er richtete seinen Marsch durch das Gebiet der Lingonen (bei Langres), die noch zu ihm hielten, auf das Gebiet der Sequaner. Göler, wie Napoleon III. sind der Meinung, daß er nach Besançon habe ziehen wollen, um diese Stadt als Waffenplatz zu benutzen.

Von dort, meint Göler, hätte er der römischen Provinz leichter Hülfe bringen können, als wenn er nördlich im Lande der Senonen geblieben wäre, und hatte auf diese Weise Gallien wenigstens nicht ganz geräumt. Napoleon fügt hinzu, er habe nicht daran denken können, den direkten Weg durch das Land der Häduer, den Heerd der Empörung, zu nehmen. Wenn das richtig wäre, so hätten wir das merkwürdige Schauspiel, daß die gegnerischen Heere beide gleichmäßig die Schlacht direkt zu vermeiden gesucht hätten.

War es wirklich so weit, daß Cäsar nicht bloß Gallien räumen mußte, sondern daß er, ohne eine Niederlage im freien Felde erlitten zu haben, dem Feinde aus dem Wege ging? Mußte er schon zurück bis an die Grenzen der Provinz, so wäre es doch immer etwas Anderes gewesen, wenn er seine Straße gerade durch das feindliche Gebiet nahm und, indem die Gegner der Herausforderung auswichen, die moralische Ueberlegenheit behauptete, als wenn er sich so, wie Göler und Napoleon meinen, sozusagen wegstahl.

Digitized by Google

Die Auslegung Göler's und Napoleons ist aber zweifellos unrichtig. Das Gebiet der Sequaner war den Römern ganz eben so feindlich wie das der Häduer, und es ist durchaus nicht gesagt, daß Cäsar gerade nach Besançon wollte. Die Stadt war von Natur sehr fest, und es ist nicht anzunehmen, daß sie eine römische Besatzung hatte. Sie hätte also erst belagert und genommen werden müssen, wenn Cäsar sie zu seinem Waffenplatz machen wollte, wozu sie übrigens nicht nur keinerlei besonders vortheilhafte Bedingungen bot, sondern ganz besonders ungünstig gewesen wäre.

Der Marsch Cäsars zu den Sequanern wird also anders erklärt werden müssen. Er selber sagt, er habe diese Richtung eingeschlagen, damit er um so leichter der Provinz hätte Hilfe bringen können. Denn Vercingetorix hatte sich nicht begnügt, gegen das römische Heer direkt zu operiren, sondern hatte auch Einfälle in die Provinz machen lassen, um Cäsar durch diese Diversion aus Gallien herauszumanövriren. Noch wichtiger als die Hülfe, die er der Provinz zu bringen hatte, war aber für Cäsar jedenfalls die Hülfe, die die Provinz ihm zu leisten hatte, nämlich die geregelte Verpflegung, die die wenigen treugebliebenen Stämme in Gallien seinem gewaltigen Heer auf die Dauer unmöglich liefern konnten. Was Cäsar jetzt brauchte, war eine Stellung, in der er sich verpflegen konnte, die Provinz deckte und aus der er zugleich einen dauernden Druck auf die Gallier ausübte. Er richtete seinen Marsch daher nicht auf Besançon, sondern auf die Saone und zwar in dem freieren Gelände östlich der Côte d'Or über das Plateau von Langres, wo ihm nicht so leicht ein Hinterhalt gelegt werden konnte. An der Saone konnte er das Manöver, durch das er Belgien unterworfen hatte, wiederholen. Wenn er an diesem Flusse etwa bei Auxonne, oder weiter abwärts, wo der Doubs in die Saone fließt, ein festes Lager schlug, so waren die Gallier nicht im Stande, ihn daraus zu vertreiben. Auf dem rechten Ufer stehend hielt er die angrenzenden Völkerschaften, namentlich die Häduer, in unausgesetzter Besorgniß vor einer plötzlichen Invasion, während einige detachirte Legionen die Völkerschaften auf dem linken Ufer, die Sequaner und Helvetier wieder unterwarfen. Vercingetorix hätte ihnen keine Hilfe bringen können, da er weder das Gebiet der Häduer völlig preisgeben, noch auch nur es hätte

Digitized by Google

wagen dürfen, die Saone und den Doubs zu überschreiten auf die Gefahr hin, jenseits von dem ganzen römischen Heer angegriffen zu werden. War dann das ganze linke Ufer erst wieder pazifizirt, so hatte Cäsar eine gesicherte Etappenstraße, die ihn mit der Provinz verband, ja, er hätte seine Verpflegung mit einigen Vorsichtsmaßregeln auf dem allerbequemsten Wege, zu Wasser auf der Saone, die bis Gray hinauf schiffbar ist, aus der Provinz beziehen können.

Ich glaube, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies die strategische Absicht Cäsars gewesen ist, und Vercingetorix hatte eine Vorstellung davon, daß jetzt der Moment gekommen sei, wo er die Entscheidung herbeiführen müsse, indem er Cäsar auf dem Marsche angriff, ehe er die Saone erreichte. Er glaubte durch Reiter-Angriffe die feindliche Marsch-Kolonne auflösen zu können.[1]) Diese Angriffe aber mißlangen und zwar deshalb, weil Cäsar seine durch die jüngsten germanischen Anwerbungen verstärkten Reiter durch die Infanterie unterstützte, während Vercingetorix die seine dem Kampfe fernhielt. Die Gallier wurden vollständig geschlagen. Statt seinen Marsch an die Saone fortzusetzen, begab sich das römische Heer nunmehr auf die Verfolgung. Vercingetorix vermochte der Flucht nicht anders Einhalt zu thun, als daß er sich in einen festen Ort, die Stadt Alesia (Alise Ste. Reine auf dem Mont Auxois zwischen Nuits und Dijon) warf. Sofort schloß ihn Cäsar hier ein, um ihn zu belagern; da die Gallier das Feld geräumt hatten, so hatte er auch Raum und Zeit, das Belagerungsheer, wenn auch nur mit Mühe[2]), zu verpflegen.

Nun kam ein großes Aufgebot aller gallischen Stämme zusammen, um das in Alesia eingeschlossene Heer zu entsetzen. Die große Schlacht, ohne die es keine großen Entscheidungen giebt, mußte jetzt geschlagen werden. Aber wenn schon vorher Vercingetorix sich nicht getraut hatte, den gallischen Landsturm im offenen Felde gegen

---

[1]) Holmes nach sorgfältiger Durchprüfung all' der verschiedenen Vermuthungen, die über den Platz dieser Schlacht aufgestellt sind, entscheidet sich dahin (S. 780), daß volle Sicherheit nicht zu erlangen sei, daß aber die größte Wahrscheinlichkeit für die Hypothese Gougets spreche, der das Schlachtfeld nahe bei Dijon an der Ouche sucht. Jedenfalls unrichtig ist die Ansetzung von Napoleon III. gegen 6 Meilen weiter nordöstlich zwischen der Vingeanne und dem Badin, südlich von Langres.

[2]) Vgl. Bellum civile III, 47. Vielleicht ist hier vor Alesia die 6. Legion, einen Transport von der Provinz hinaufgeleitend, zu dem Hauptheer gestoßen.

Digitized by Google

die Legionen zu führen, so war der Sieg jetzt für die Gallier nur noch mehr erschwert.

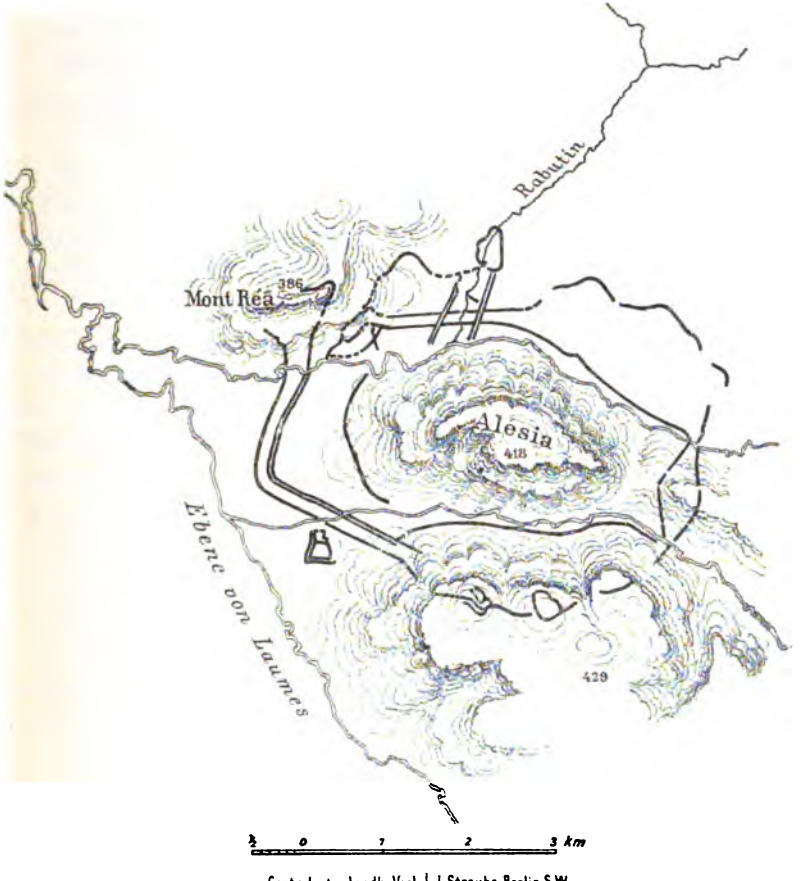
Cäsar hatte die Zwischenzeit von 5—6 Wochen von der Einschließung bis zur Ankunft des Entsatzheeres benutzt, nach beiden Seiten eine Befestigung anzulegen. Napoleon III. hat Nachgrabungen machen lassen, die fast den ganzen Zug dieser Befestigungen aufgedeckt haben und mit den Angaben des Bellum gallicum völlig übereinstimmen. Die Contravallationslinie war etwa 16 Kilometer lang, die Circumvallationslinie 20; wo es über das freie Feld ging, erschwerten künstliche Annäherungs-Hindernisse aller Art, Fußangeln, Wolfsgruben mit spitzen Pfählen in acht Reihen schachbrettförmig hintereinander, endlich Verhacke den Angriff.

Für die Beurtheilung der Entscheidungsschlacht fehlt uns leider noch mehr als früher das wichtige Moment der Stärke. Cäsar hatte 11 Legionen, numidische und kretische Schützen und germanische Reiter und Doppelkämpfer, im Ganzen wohl 70000 Mann. Für die Gallier giebt er in Alesia 80000, das Entsatzheer auf 250000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter an. Da wir seine Uebertreibung bei feindlichen Heereszahlen bereits kennen, so werden wir uns auch auf diese Angabe nicht verlassen dürfen, und namentlich die 80000 Eingeschlossenen sind schon oft angezweifelt worden. 20000 Mann genügten zur Vertheidigung des Platzes, und es wäre sehr verkehrt von Vercingetorix gewesen, mehr zu behalten, da er nur wenig Lebensmittel hatte. Da uns Cäsar überdies berichtet, daß er in der Hoffnung auf die Ueberlegenheit seiner Reiterei ein allgemeines Aufgebot des Fußvolks gar nicht veranstaltet hatte und er vor der Vollendung der römischen Befestigung noch Raum hatte, seine Reiter aus Alesia fortzuschicken, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er auch an Fußvolk nur das Nothwendige, also etwa 20000 Mann bei sich behalten hatte.

Die für das Entsatzheer angegebenen 250000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter scheinen auf den ersten Anblick nicht unglaublich. Fast ganz Gallien, eine Volksmasse von wenigstens 4, vielleicht 6 Millionen Seelen mit 1 bis $1^1/_2$ Millionen Männern, betheiligte sich an dem Kampf; die könnten für die letzte, entscheidende Schlacht um die nationale Freiheit wohl 250000 Krieger ins Feld geschickt haben.

Digitized by Google

Aber man überlege, was ein Heer von einer Viertelmillion bedeutet. Es wäre drei Mal so groß gewesen als das größte Heer, von dem bisher die beglaubigte Weltgeschichte zu erzählen wußte, dem römischen Heer bei Cannä. Wäre ein gallischer Feldherr im Stande gewesen, mit einem Heer von 250000 Mann zu operiren,



Geogr. Inst. u. Landk.-Verl. Jul. Straube, Berlin S.W.

so bliebe es ein unverzeihlicher, ein ganz unbegreiflicher Fehler des Vercingetorix, nicht von vornherein das Aufgebot veranstaltet und mit solcher Ueberlegenheit die Feldschlacht gesucht zu haben. Vor Alesia stand es nun insofern etwas anders, als hier Alles auf eine unmittelbare Entscheidung ankam; die Schwierigkeit der Verpflegung

Digitized by Google

also für unbestimmte Zeit und unberechenbare Operationen fielen weg. Aber der Verlauf des Kampfes läßt von einer numerischen Ueberlegenheit der Gallier durchaus nichts sehen. Das hat schon mit seinem scharfen Blick für alles Praktische Napoleon I. erkannt: auch er nimmt an, daß in Alesia Vercingetorix nicht mehr als 20000 Mann gehabt habe, und sagt, die Entsatzarmee kampire und manövrire nicht wie eine dem Feinde weit überlegene, sondern wie eine gleich starke. Aus dem Verlauf des Kampfes selber also müssen wir auch eine Vorstellung von der muthmaßlichen Stärke der Gallier zu gewinnen suchen.

Am Tage der Ankunft des Entsatzheeres, das südöstlich lagerte, fand ein Reitergefecht statt, in dem nach Cäsar wieder die germanischen Reiter, gestützt auf römische Kohorten, siegreich blieben. Vermuthlich haben die Gallier durch dieses Gefecht nur den Anmarsch ihres Fußvolkes decken wollen.

Dann versuchten sie, nachdem sie einen Tag mit Zurüstungen verbracht, einen nächtlichen Ueberfall auf die Verschanzungen in der Ebene von Laumes, die etwa drei Kilometer breit ist. Als der Ueberfall abgewiesen wurde, schickten sie in der nächsten Nacht eine Kolonne an den nördlich gelegenen Berg Réa, wo die römische Circumvallation über den Abfall hatte geführt werden müssen und deshalb von oben her besonders vortheilhaft angegriffen werden konnte. Um Mittag begann dann von beiden Seiten zugleich der Sturm, während wie an den vorhergehenden Tagen Vercingetorix zugleich von innen die Contravallation bestürmte. Am Berge Réa drangen die Gallier so mächtig an, daß die Römer im Begriff schienen zu erliegen; da führte Labienus auf Befehl Cäsars weiter oberhalb, etwa an dem Bach Rabutin eine Anzahl Kohorten [1]) und Kavallerie aus der Verschanzung heraus und fiel den Sturm-Kolonnen in die Flanke und den Rücken. Dieser Offensiv-Stoß entschied. Die Gallier ergriffen zunächst an dieser Stelle, dann

[1]) Nach den Handschriften unternahm Labienus den Ausfall mit 39 oder 40 Kohorten. Diese Zahl ist, wie man schon lange erkannt hat, zu groß; mehr als ein Drittel der ganzen schweren Infanterie kann unmöglich an einer Stelle für einen Ausfall disponibel gewesen sein. Man hat deshalb statt XL — XI conjicirt, und die neueren Editoren, Meusel wie Kübler haben XI in den Text aufgenommen. Wäre die Zahl überliefert, so würde aus ihr zu schließen sein, daß die gallischen Sturm-Kolonnen nicht so stark gewesen sein können, wie Cäsar sie schildert; da die Zahl aber doch nur auf Konjektur beruht, so kann man sie nicht weiter verwerthen.

Digitized by Google

auch in der Ebene von Laumes die Flucht; Vercingetorix kehrte mit den Seinen in die Stadt zurück und ergab sich.

Der Umkreis der Contravallation und Circumvallation zusammen betrug, wie wir gesehen haben, etwa 36 Kilometer. Wenn also Cäsars Heer 70000 Mann stark war, so hätte die Besetzung der ganzen Brustwehr, einen halben Meter auf den Mann, gerade die Armee absorbirt bis auf den letzten Mann.

Die Gallier griffen das erste Mal nur in der Ebene von Laumes an, die drei Kilometer breit ist. Wären sie wirklich 250000 Mann stark gewesen, so hätten sie etwa bei einer Front von 2000 mit einer Tiefe von 120 Mann, rechts und links gedeckt durch die Reiterei, gestürmt. Wenn wir uns eine solche Masse überhaupt bewegungsfähig denken könnten, so mußte sie wohl jede Verschanzung nehmen, denn die hinteren Glieder, kaum von den feindlichen Geschossen berührt, drücken die vorderen vor, füllen mit ihnen jeden Graben aus, überdecken jedes Hinderniß und würden über einen Damm von Leichen endlich eindringen. Diese Phantasie ist aber nicht realisirbar; eine geschlossene Masse von einer Viertelmillion ist nicht mehr zu bewegen. Die natürliche, selbstverständliche Verwendung der Masse ist vielmehr der mehrfache, getheilte Angriff, und das ist besonders bei der Nacht das gegebene Manöver, da der Feind nicht zu unterscheiden vermag, wo etwa der stärkere, wo der bloße Schein-Angriff erfolgt.

Erst am zweiten Tage erfassen die Gallier den Gedanken der Theilung, aber auch jetzt beschränken sie sich auf zwei Punkte, statt ringsum von allen Seiten zugleich, wo nur ein Zugang war, zu stürmen oder wenigstens zu demonstriren.

Das ist der zweifellose Beweis, daß sie keine Uebermacht gehabt haben. Hätten sie nur 10000 Mann übrig gehabt, um im Rabutin-Thal aufzutreten, so hätten sie damit ihrem Angriff auf dem Mont Réa die Flanke gedeckt, und Labienus hätte den entscheidenden Ausfall nicht machen können. Es war keineswegs bloße Gedankenlosigkeit, die diese Versäumniß verschuldete; Cäsar selbst berichtet uns, die Gallier hätten den ersten nächtlichen Angriff beim Aufgang der Sonne endlich abgebrochen, da sie fürchteten, daß die Römer sie ausfallend in der Flanke angreifen würden.

Digitized by Google

Napoleons I. Bemerkung, daß die Gegner etwa gleich stark gewesen sein dürften, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Man muß immer bedenken, daß Cäsar keinen Punkt seiner meilenlangen Linien ganz ohne Bewachung und ohne eine Reserve in erreichbarer Nähe lassen durfte. Er konnte gar nicht anders, als seine Truppen zersplittern; der Feind wählte sich die Punkte, wo er mit seinem massierten Angriff einsetzen wollte, und wo er einsetzte, war mit Sicherheit von der anderen Seite der Ausfall der Belagerten zu erwarten, und die römischen Soldaten standen unter dem moralischen Druck des drohenden Rückenangriffs. Die Vertheidigung einer belagerten Armee gegen ein Entsatzheer gehört deshalb zu den schwierigsten strategischen Aufgaben, auch bei gleichen Kräften, und viele Feldherren haben die Annahme des Kampfes in solcher Stellung grundsätzlich als fehlerhaft verworfen. Wir werden in den späteren Bänden dieses Werkes noch oft davon zu sprechen haben.

Wenn es richtig ist, daß bei Alesia die Kräfte numerisch etwa gleich waren, daß also, wenn Cäsar 70 000 Mann hatte, etwa 20 000 in der Stadt eingeschlossen waren und 50 000 Gallier zum Entsatz heranrückten, so wird nunmehr auch das Verhalten des Vercingetorix in dem vorhergehenden Feldzuge verständlich. Weshalb hat er bei dem Versuch, die Römer auf dem Marsch zu überfallen, seine Infanterie nicht ins Feld geführt? Es wäre ja denkbar, daß es nichts als Unentschlossenheit, Mangel an Feldherrntalent gewesen wäre. Aber das wird man von vornherein nicht geneigt sein anzunehmen, und jetzt sind wir auch in der Lage, den sachlichen Grund zu erkennen.

Das Heer von Alesia ist als das Höchste anzusehen, was die Gallier an Truppen auf einem Punkt zusammenzubringen vermochten. Es kam nur grade dem römischen Heer gleich. Vercingetorix aber konnte sich darüber keiner Täuschung hingeben, daß die Römer den Galliern in jeder Art Manövriren, wie in Bewegungen auf dem Schlachtfelde überlegen waren. Der durchgebildete Heeres-Organismus der Römer, die strenge Disziplin ermöglichte es ihnen noch, sich zu verpflegen, wo die wenig geordneten gallischen Heerhaufen ihre Vorräthe bald vergeudet hatten. Mit gutem Grunde verzichtete also Vercingetorix von vornherein auf die Entscheidung durch die rangierte Schlacht. Eine Ueberlegenheit, die ihm den Sieg ver-

Digitized by Google

bürgt hätte, stand ihm nicht zu Gebote, und Cäsar hätte vielleicht, so wenig wie im zweiten Jahr des Krieges bei den Belgiern, die Entscheidung sofort angenommen, sondern das große gallische Heer durch Hinhalten erst wieder zur Auflösung gezwungen. Vercingetorix ließ also das allgemeine gallische Aufgebot garnicht erst zusammenkommen, sondern begnügte sich mit vielleicht 30000 Mann zu Fuß und erwartete Alles von der zusammenberufenen, zahlreichen und tüchtigen gallischen Ritterschaft. Selbst als nun die Gelegenheit zu dem geplanten Ueberfall kam, wurde das Fußvolk, um es nicht einem Angriff der weit überlegenen Römer auszusetzen, nicht herangeführt. Das war Alles garnicht schlecht gedacht; die vortreffliche Ordnung des römischen Heeres aber, das es verstand, den Troß in der Marsch-Kolonne zu schützen und zugleich seinen Reitern den Rückhalt und die aktive Unterstützung der Infanterie zu gewähren, machte den Plan des Vercingetorix zu Schanden. Nun blieb nichts übrig, als der letzte verzweifelte Versuch, es auf eine Belagerung und Entsatz-Schlacht ankommen zu lassen, die wohl den Vortheil hatte, daß Cäsar nicht mehr manövriren konnte, den Galliern die Wahl des Angriffspunktes überlassen mußte und zwischen zwei Attacken genommen wurde, dafür aber ihnen die furchtbaren Befestigungen entgegensetzte, an denen sich der tapfere Anlauf brach.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Römische Kriegskunst wider Barbaren.

Die Strategie Cäsars in Gallien beruht darauf, daß er die Stärke der Gallier zu vermeiden und die Stärke der Römer stets gegen die Schwäche der Gallier auszuspielen weiß. Die Stärke der Gallier ist die große Zahl mehr oder weniger kriegerisch tüchtiger Völkerschaften. Hätte Cäsar seine Legionen vertheilt, um sie alle gleichzeitig zu bekämpfen und nachher ihre Festungen und Hauptstädte mit Garnisonen versehen, um sie im Zaum zu halten, so wären die Römer sicherlich erlegen. Einmal im vierten Jahr, als Cäsar nach einer schlechten Ernte aus Verpflegungsrücksichten sein Heer in verschiedene Winterquartiere verlegte, wurden eineinhalb Legionen von dem Volk der Eburonen überfallen, und da die Führer uneins wurden und sich ungeschickt benahmen, vollständig vernichtet. Mit ihren Hülfstruppen und Reitern werden die anderthalb Legionen gegen 9000 Kombattanten stark gewesen sein.

Im Vercingetorix-Kriege versuchte es Cäsar, als er sah, daß die Gallier die Feldschlacht vermieden, ebenfalls mit einer Theilung; der Erfolg war wiederum eine Niederlage. Cäsar selbst mit dem Hauptheer war nicht stark genug, die Gallier in Gergovia einzuschließen, und ein Handstreich mißlang unter großem Verlust. Nur dadurch, daß das ganze römische Heer beisammen war, wurde die Einschließung von Alesia möglich.

Als aber Alesia gefallen war, da wurde es nicht schwer, im Laufe des nächsten Jahres die einzelnen Völkerschaften, die noch widerstanden, zu unterwerfen. Das Meisterstück der Strategie Cäsars ist wohl die Unterwerfung Belgiens. Hätten nicht die Nervier noch

Digitized by Google

ihren Ueberfall versucht, so wären alle diese kriegerischen Völkerschaften, so gut wie ohne Kampf unter die schwere Hand der Römer gebeugt worden: nicht etwa, daß Cäsar die Schlacht als solche vermieden hätte, sondern weil er, ehe er auf sie ausging, durch die Zertheilung der feindlichen Streitkräfte den Römern so günstige Bedingungen, nämlich eine so große Ueberlegenheit in loco schuf, daß die belgischen Völkerschaften es gar nicht mehr auf einen Kampf ankommen zu lassen wagten.

Wenn moderne Völker mit Barbaren zusammentreffen, so ist die Entscheidung von vornherein durch die Waffen-Technik gegeben. Im Alterthum ist das Verhältniß nicht so einfach.

Es fragt sich, worin die Ueberlegenheit des römischen Kriegswesens über Barbaren eigentlich bestand. Barbaren haben vor civilisirten Völkern den Vorzug, daß sie über die kriegerische Kraft der ungezügelten animalischen Instinkte, der Rohheit, verfügen. Civilisation verfeinert den Menschen, macht ihn empfindlicher und mindert dadurch den Kriegswerth, nicht etwa bloß die körperliche Kraft, sondern auch den physischen Muth. Auf künstlichem Wege muß dieser natürliche Mangel wieder ersetzt werden. Scharnhorst ist vielleicht der Erste gewesen, der es ausgesprochen hat, daß dies das Verdienst der stehenden Heere sei, durch die Disziplin gesittete Völker fähig zu machen, roheren zu widerstehen. Ein beliebiger Haufe Römer, die sonst als Bürger oder Bauern lebten, einem ebenso starken Haufen Barbaren gegenübergestellt, würde ohne Zweifel besiegt worden sein, vermuthlich ohne Kampf die Flucht ergriffen haben. Erst die Bildung des fest zusammengeschmiedeten taktischen Körpers der Kohorten machte sie wieder gleich.

Aus Cäsar können wir so direkt nicht mit Sicherheit entnehmen, in welchem Stadium der Entwickelung die Gallier sich zu seiner Zeit befanden.[1]) Ein ausschließlich kriegerisches Barbarenvolk waren sie seit Generationen nicht mehr. Sie hatten Städte, Industrie, Handel und Wandel. Die nationale Priesterschaft der Druiden war zu einer Art Hierarchie geworden. Das Volk, sagt Cäsar (VI, 13), wird wie Sklaven behandelt; durch Schulden, Steuern und Drangsale

[1]) Auch die Schilderung Diodors, Buch V, Kap. 28 ff., ist wohl farbenreich, aber doch für uns unergiebig.

Digitized by Google

bringen die Mächtigen den gemeinen Mann dahin, sich als Hörigen zu bekennen. Diese Mächtigen sind der Kriegerstand, die Ritter mit ihren Dienstmannen. Nach dieser Schilderung müßte man die großen gallischen Volksaufgebote als einen ziemlich werthlosen bäuerlichen Landsturm ansehen, und man würde sich unter diesem Gesichtspunkt auch die großen Zahlen der besiegten Heere im Bellum gallicum gefallen lassen. Aber diese großen Zahlen haben, ganz abgesehen von der Qualität, sich nicht behaupten lassen. Es ist schlechterdings ausgeschlossen, daß ein Volk wie die Nervier, das 200 Quadratmeilen Gebiet hatte, 60000 Krieger ins Feld stellen konnte, und wenn das gallische Heer in und um Alesia fünf Mal so stark gewesen wäre wie das römische, so hätte es sicherlich mehr als ein Lager aufgeschlagen und an mehr als zwei Stellen angegriffen, ob es nun aus besseren oder schlechteren Kriegern bestand. Was wir aber an der Zahl abgezogen haben, müssen wir der Qualität gutschreiben. So ganz unkriegerisch können die Heere, die bei gleicher oder sogar geringerer Zahl so energisch mit den Römern stritten, nicht gewesen sein. Cäsar macht Unterschiede zwischen den verschiedenen Völkern; die Helvetier, die Nervier, die Bellovaker werden als hervorragend tapfer genannt. Gewiß werden solche Unterschiede existirt haben, aber auch bei den Arvernern, Biturigern, Carnuten waren die kriegerischen Tugenden im Volke nicht erloschen, und diejenigen Elemente, die zuletzt im Felde den Römern gegenüberstanden, werden als persönlich unverweisliche Kriegsleute anzusehen sein, ein Kriegerthum, das zum Theil auf dem Ehrbegriff eines besonderen Kriegerstandes, zum Theil aber auf den noch fortlebenden kriegerischen Instinkten des Barbarenthums beruhte.

Auch das römische Heer bestand nicht aus den von der Kultur am meisten verfeinerten Elementen des römischen Bürgerthums. Die Legionen Cäsars, meist in Gallia cisalpina und der Provincia Narbonensis angeworben oder ausgehoben, bestanden zum großen Theil sicherlich aus romanisirten Kelten. Wenn ehedem die römischen Bürger das Heer gebildet hatten, so hatte sich dieser Satz jetzt praktisch nahezu umgekehrt: der Eintritt in das Heer war der Weg zum römischen Bürgerrecht, und das römische Heer entbehrte auch seinerseits nicht der Berührung mit dem Urboden ungebrochener Naturkraft.

Digitized by Google

Immer aber ist es nur noch eine Berührung — so weit nicht rein barbarische Elemente, wie namentlich die gefürchteten germanischen Reiter dem römischen Heerwesen angefügt waren — im Vergleich zu den Legionaren sind die Gallier noch die vollen Barbaren, und der römische Legionar als Einzelner ist diesen Kriegern nicht überlegen. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß eine römische Kohorte von 600 Mann einen gallischen Heerhaufen von gleicher Stärke bei sonst gleichen Umständen besiegt hätte. Wir haben gesehen, wie es Cäsar vermeidet, gegen die numerische Ueberlegenheit zu kämpfen, im Gegentheil dafür sorgt, daß er selber über die numerische Ueberlegenheit verfüge. Die Feinheit der römischen Kohorten- und Treffen-Taktik macht doch nicht so viel aus, um die stürmische Tapferkeit von Barbaren-Schaaren aufzuwiegen, wenn diese noch dazu numerisch überlegen sind. Dies ist ein Satz von fundamentaler Bedeutung für die nächstfolgende Zeit, und wir werden noch in ganz anderen Epochen der Weltgeschichte auf ihn zurückzugreifen haben.

Die Ueberlegenheit des römischen Kriegswesens beruht hiernach auf dem Heeres-Organismus als Ganzem, der es gestattete, sehr große Massen auf einem Punkt zusammenzubringen, ordnungsmäßig zu bewegen, zu verpflegen und zusammenzuhalten. Das Alles konnten die Gallier nicht. Nicht sowohl die römische Tapferkeit, der die ihrige nichts nachgab, als die römische Masse hat sie erdrückt — wiederum nicht, als ob nicht ihre Masse an sich viel größer gewesen wäre, aber ihre Masse blieb todt, war nicht bewegungsfähig. Die römische Kultur siegte über die Barbarei, denn eine große Masse bewegungsfähig zu machen, ist ein Kunstwerk, das nur hoher Kultur gelingen kann. Die Barbarei ist dessen unfähig. Das römische Heer ist nicht bloß Masse, sondern organisirte Masse, und es kann nur deshalb Masse sein, weil es organisirt, ein vielgestaltiger, lebendiger Organismus ist. Nicht bloß Soldaten und Waffen gehören dazu, Reiter und Fußgänger, nicht bloß Legaten, Tribunen, Centurionen, Legionen, Kohorten, Manipel, Centurien, Disziplin von unten, Führung von oben, Vorhut, Nachhut, Patrouillen, Meldungen, Lager-Abstecken, sondern auch der Quästor und sein Heer von Beamten und Kontroleuren, Ingenieure mit ihren Werkzeugen, geschickt Brücken, Wälle, Blockhäuser, Sturmböcke, Geschütze,

Digitized by Google

Schiffe zu bauen, Intendanten mit ihren Fuhrparks, Aerzte mit Lazarethen, Magazine, Zeughäuser, Feldschmieden und endlich das Haupt des Ganzen, der Feldherr, in dem sich angeborene Urkraft vermählen muß mit der Flexibilität und Feinheit des in der Sphäre der höchsten Kultur gebildeten Geistes, um intellektuell Alles zu umfassen und von einem Punkt aus in einem Willen zu lenken.

All' diese Erkenntniß wird verdeckt und verdunkelt durch die Vorstellung, daß die gallischen Heere, die Cäsar besiegte, ihm stets numerisch vielfach überlegen gewesen wären. Daß Cäsar uns selbst seinen Sieg in dieser Form darstellt, darf man, um es auch an dieser Stelle zu wiederholen, ihm nicht so sehr verübeln, denn der Sieg der Minderzahl über die große Mehrzahl ist einmal die Denk-Kategorie, in der die Menge sich Heldenthaten und strategisches Genie vorstellt. Sache der wissenschaftlichen Erkenntniß ist es, durch diese Schale hindurchzudringen zu dem Kern, und das Ergebniß ist keineswegs eine Minderung der römischen und der historischen Feldherrngröße, sondern sie gelangt so erst wahrhaft zur Anerkennung. So lange man 70000 Mann über 300000 siegen läßt, mag man dadurch eine unbestimmte Vorstellung von Tapferkeit und Feldherrenthum erwecken, eine rationelle Erkenntniß aber existirt noch nicht. Erst indem man sich sagt, daß der einzelne Gallier dem einzelnen Römer und noch 10000 Gallier 10000 Römern vollauf gewachsen waren, geht uns eine Vorstellung von der Größe der strategischen Aufgabe Cäsars auf, und nun sieht man auch wieder, daß nicht bloß Cäsar über Ariovist und Vercingetorix, sondern Rom über Germanen und Gallier, Kultur über Barbarei gesiegt hat.

Diese Erkenntniß zu finden, mußte erst Cäsars eigene Autorität als Berichterstatter eingeschränkt werden, und es wird manchen Gelehrten geben, dem diese Kritik noch weniger in den Sinn will, als bei Herodot, und der der Sachkritik, die solche Ergebnisse zu Tage fördert, ein prinzipielles Mißtrauen entgegensetzen möchte. Als eine Art Glück ist es deshalb zu betrachten, daß doch wenigstens eine Stelle vorhanden ist, wo Cäsar selber uns das wahre Zahlen-Verhältniß verräth und der Sachkritik dadurch zu Hülfe kommt. Bei der schwersten Niederlage, die sein Heer in Gallien erlitt, der

Digitized by Google

Vernichtung der anderthalb Legionen durch die Eburonen, fügt er selbst hinzu, an Tapferkeit und Zahl seien die Gegner gleich gewesen, aber die Römer seien von der Führung und vom Glück im Stich gelassen worden (V, 34). Daß dieser Satz in unausgleichbarem Widerspruch mit allen seinen anderen Schlachtschilderungen steht, haben die Forscher längst empfunden. Heller im Philologus (Bd. 31. 1872. S. 512) nennt den Ausspruch „sinnlos". „Wie?" ruft er aus, „wie? die Römer sollten den Galliern an Zahl der Kämpfenden gewachsen gewesen sein? Und ohne eine beträchtliche Uebermacht ins Feld zu stellen, sollten die Eburonen ein aufs Stärkste verschanztes Lager anzugreifen, sollten trotz der unglücklichen Erfahrungen in fünf Kriegsjahren ein gleich großes Heer der Römer zu überfallen gewagt haben? Kein Militär wird sich das einreden lassen; nur Schulknaben können über eine solche Frage getäuscht werden." ....

Statt „erant et virtute et numero pugnando pares nostri; tametsi ab duce et a fortuna deserebantur" will er, gestützt darauf, daß die Codices „pugnandi" haben, lesen „virtute et studio pugnandi", und Meusel in der neuesten Ausgabe weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er „erant et virtute et numero pugnandi" vollständig tilgt. Wir unsererseits erkennen jetzt, daß grade dieser Satz die Wahrheit enthält, daß die Eburonen mit einigem Zuzug wohl gegen 9000 Mann, also ebensoviel wie das römische Korps aufbringen konnten, und daß wir nun nicht mehr Cäsars Zahlen-Angaben einfach zu verwerfen, sondern nur zwischen seinen eigenen widersprechenden Angaben zu wählen haben. Wir nehmen Hellers Argumentation an, kehren die Spitze aber nach der anderen Seite: da hier Cäsar selbst berichtet, daß eine gleich starke Schaar Gallier die Römer, sobald die Führung einmal versagte, zu überwinden vermochte, so können die Römer nicht in anderen Schlachten, ohne daß die Gallier ihrerseits auffällige Fehler gemacht hätten, die doppelte bis vierfache Ueberlegenheit stets besiegt haben. Wenn es uns Cäsar selber so dargestellt hat, so schrieb er eben für seine Landsleute, und die Römer waren es gewohnt, Siegesberichte zu empfangen, wie die von Sulla, der bei Chäronea mit 16 500 Mann 120 000 Mann unter 12 Mann Verlust, oder Lucullus, der bei Tigranocerta mit 14 000 Mann[1])

[1]) Theodor Reinach, Mithridates Eupator. Uebers. v. Goetz p. 355 u. 358.

Digitized by Google

unter einem Verluſt von 5 Todten und 100 Verwundeten 250 000, dabei 55 000 Reiter, geſchlagen haben wollte. Das iſt ja immer noch beſcheiden gegen die 900 000 Perſer, die nach Xenophon oder ſeinem Interpolator von den 13 000 Griechen bei Kunaxa beſiegt wurden, aber es zeigt doch, daß die Römer ganz wie die Griechen in Bezug auf Barbaren-Heere in einer Art Zahlen-Hypnoſe lebten, die auch den Geiſt der Klügſten verdunkelte. Mag nun Cäſar ebenfalls mehr oder weniger in dem Bann dieſer Vorſtellung gelebt oder ihr mit Bewußtſein Konzeſſionen gemacht haben, jedenfalls iſt von ſeinen Zahlen-Angaben über die galliſchen und germaniſchen Heere nur diejenige über die Eburonen anzunehmen und das Verhältniß römiſcher zu barbariſcher Kriegführung auf Grund ungefähr gleicher kriegeriſcher Qualität der einzelnen Soldaten zu beurtheilen.

Der Satz, den wir gefunden haben, iſt ſo wichtig, daß ich ihn noch einmal umgekehrt formuliren möchte.

Die überlieferte Vorſtellung iſt, daß Barbaren-Heere Maſſen-Heere ſeien. Wir haben gefunden, daß umgekehrt Barbaren nicht im Stande ſind, Maſſen-Heere aufzuſtellen. Selbſt wo die Maſſe kriegsbrauchbarer Männer unzweifelhaft vorhanden war, wie in Gallien, konnte man kein Maſſen-Heer aufſtellen. Man konnte es nicht bewegen, nicht mit ihm operiren. Die Fähigkeit, große Menſchen-Maſſen zu bewegen, iſt ein Erzeugniß der Kultur. Menſchen-Maſſen ſind kein todter Stoff, den rohe Kraft beliebig aufzuthürmen vermag. Um Maſſen zu bilden, bedürfen Menſchen der Gliederung, der Organiſation. Sieg durch die Maſſe, was auf den erſten Anblick Sieg durch die bloße Naturkraft zu bedeuten ſcheint und unter Umſtänden auch bedeuten kann, muß, wenn die Maſſe ſehr groß wird, grade umgekehrt Sieg durch den organiſirenden und führenden Geiſt bedeuten.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Der Bürgerkrieg in Italien und Spanien.

Strategie, wie wir sie in Gallien an Cäsar kennen gelernt haben, ist, die Stärke des Feindes zu eludiren und die eigene Stärke gegen seine Schwäche auszuspielen. Dasselbe thut Cäsar im Bürgerkrieg, aber dieselben Grundsätze verlangten eine andere Art der Ausführung, da die Kriegsbedingungen andere waren. Feste Lager zu schlagen, sich regelmäßig zu verpflegen, vortheilhafte Stellungen zu besetzen, zu manövriren, verstanden die römischen Gegner Cäsars ebenso gut wie sein eigenes Heer. Die materielle Ueberlegenheit der bestehenden Regierung über den autonomen General war so groß, daß die Machthaber in Rom bis zum letzten Augenblick nicht recht an den Krieg glauben wollten. Cäsar hatte von seinen 13 Legionen zwei an Pompejus abgegeben und hatte noch 11.[1]) Pompejus hatte in Spanien sieben alte tüchtige kriegs-

[1]) Vgl. oben S. 461. Wenn diese Zahlen auch nicht direkt so überliefert sind, so kann man sie, glaube ich, doch mit Sicherheit aussprechen. Domaszewski in seiner werthvollen Abhandlung „Die Heere der Bürgerkriege i. d. Jahren 49—42 v. Chr." N. Heidelb. Jahrb. IV (1894) hat nachgewiesen, daß Cäsar bei Ausbruch des Bürgerkrieges 11 Legionen hatte. Da nun in dem Vercingetorix-Feldzug nur 10 genannt werden, in den darauf folgenden Winterquartieren 11, Cäsar aber zwei Legionen abgegeben hatte, so hätte er eigentlich nur noch 9 haben können. Domaszewski erklärt das so, daß Cäsar sofort, wie er den Konflikt kommen sah, zwei neue Legionen bildete als Ersatz für die abgegebenen. Aber mir scheint, es giebt noch eine bessere Erklärung. Cäsar hatte im Jahre 52 außer den vorgenannten zehn Legionen noch 22 Kohorten, die die Provinz vertheidigten (VII, 65) und aus ihr selbst ausgehoben waren, also nicht alle aus römischen Bürgern bestanden. Die V. Legion, Alauda, war eine solche Nicht-Bürger-Legion. Nach Sueton, Cäsar Kap. 24 bildete Cäsar sie schon während des Gallischen Krieges, nicht erst, wie Domaszewski glaubt, i. J. 50. Nichts natürlicher, als daß wir annehmen, sie gehörte zu jenen 22 Kohorten des Jahres 52 und ebenso die VI., obgleich freilich Sueton nur von einer solchen Barbaren-Legion spricht. Halten wir aber zusammen, daß die VI. Legion erst jetzt in

Digitized by Google

geübte Legionen, in Italien außer den beiden cäsarianischen eine dritte, in der Bildung begriffene und hinter diesen, den cäsarianischen schon fast gleichen Kräften, stand die ganze Masse des römischen Reichs mit allen seinen Hülfsmitteln, so daß man Legionen sozusagen ganz nach Belieben formiren konnte. Der einzige Vortheil, über den Cäsar verfügte (abgesehen von der lebhaften Sympathie weiter Volkskreise für ihn und die demokratischen Grundsätze, die er vertrat) war, daß die feindlichen Streitkräfte noch nicht beisammen waren. Sie auseinanderzumanövriren, wenn sie sich erst vereinigt hatten, wie einst die Belgier, war keine Hoffnung, noch weniger war darauf zu rechnen, daß Pompejus etwa wie Vercingetorix auch im Stande sein würde, seine überlegenen Massen auf einen Punkt zusammen zu bringen, sobald man ihm Zeit ließ. Cäsar also konnte nur siegen, indem er die feindlichen Streitkräfte schlug, ehe die vorhandenen sich vereinigt, ehe die Neubildungen den bestehenden Legionen zugewachsen waren. Hatte in Gallien die strategische Kunst darin bestanden, die Gegner räumlich auseinanderzuhalten, so kam es jetzt darauf an, daß es zeitlich geschehe.

An der Spitze nur einer Legion in Oberitalien führte Cäsar die Verhandlungen, so daß Pompejus es noch nicht für so eilig hielt, seinerseits zu rüsten. Aber schon hatte Cäsar zwei weitere Legionen herbeigerufen und brach los. Diese drei Legionen, mit den Hülfstruppen etwa 20000 Mann, genügten in dem Augenblick,

---

den Kommentaren erscheint; daß sie, wie schon Napoleon III. bemerkt hat, vor Alesia beim Hauptheer eintraf; daß Cäsar unmöglich damals noch eine Veteranen-Legion in der Cisalpina gehabt haben kann; daß nichts natürlicher ist, als daß Cäsar nach der Niederlage des Vercingetorix, wo die Provinz keine Deckung mehr nöthig hatte, einen Theil der dortigen Garnison für die Entscheidungsschlacht noch an sich zog — so bleibt kaum ein andrer Schluß übrig, als daß diese Legion ebenfalls ein Theil jener 22 Kohorten „praesidia ex ipsa coacta provincia" war.

Hiergegen könnte eingewandt werden, daß im bell. Alex. 69 von der sechsten Legion gesagt wird, sie sei durch Strapazen und Kriegsverluste (crebritate bellorum) auf 1000 Mann reduzirt gewesen, und daß sie als Veteranen-Legion i. J. 45 mitaufgelöst wurde. War sie aber auch erst im Winter 53/52 gebildet (vielleicht auch schon früher), so hatte sie doch schon die Kämpfe zur Vertheidigung der Provinz, die Entsatz-Schlacht von Alesia und nachher den ganzen Bürgerkrieg mitgemacht, also wenigstens sechs, meist überaus intensive Kriegsjahre hinter sich, als sie Cäsar von Aegypten gegen den Pharnaces folgte. Domaszewski S. 171 Anmk. bezeichnet die V. Legion Alauda sogar unter der Voraussetzung, daß sie erst i. J. 50 gebildet worden, im Jahre 48 als Veteranen-Legion.

Digitized by Google

Cäsar in Italien das Uebergewicht zu verleihen. Wohl hatte auch Pompejus drei Legionen auf der Halbinsel. Aber darunter waren die beiden cäsarianischen, die er sich nicht traute direkt gegen ihren alten Kriegsherrn zu führen, und eine kaum kriegstaugliche Neubildung. Fast ohne Widerstand durchzog Cäsar Italien. Die neugebildeten pompejanischen Kohorten lösten sich auf, gingen zu ihm über oder traten, gefangen genommen, nachträglich in seinen Dienst. Die optimatischen Senatoren mit Pompejus an der Spitze flohen nach Griechenland.

Man hat Pompejus den Vorwurf gemacht, daß, als ein senatorisches Truppenkorps unter Domitius Ahenobarbus in Corfinium von Cäsar eingeschlossen wurde, er nicht zum Entsatz herangekommen sei. Sehr schön und treffend hat Oberst Stoffel darauf ausgeführt, daß das derselbe Fehler gewesen sein würde, den Mac Mahon 1870 machte, als er mit unzulänglichen Kräften Bazaine in Metz entsetzen wollte. Er stürzte sich damit nur selbst ins Verderben. Pompejus hatte strategischen Blick und Konsequenz genug, das zu erkennen, überließ Domitius Ahenobarbus seinem Schicksal und rettete dadurch den Kern des Heeres für den letzten Entscheidungskampf.

Cäsar wandte sich nunmehr nach Spanien. Er hätte auch dem Pompejus unmittelbar folgen und seine Legionen aus Gallien auf dem Landwege durch Illyrien vorführen können. Dann würde er ohne wesentlichen Widerstand den ganzen Orient, wo die Rüstungen eben erst begannen, in seine Gewalt gebracht haben. Mittlerweile aber hätte er den Occident den republikanischen Legionen in Spanien preisgegeben. Pompejus würde sich ohne Zweifel selber dorthin geflüchtet, sich an ihre Spitze gestellt und die Offensive ergriffen haben. Wenn Cäsar in Antiochien angekommen wäre, wäre Pompejus vielleicht wieder in Rom gewesen. Cäsar befolgte den Grundsatz, als Erstes und Wichtigstes die feindliche Streitmacht, da wo sie war, aufzusuchen und zu zerstören.

Mehrere in Italien neugebildete Legionen wurden nach Sardinien, Sicilien und Afrika gesandt; andere deckten Italien selbst; von den neun alten sieggewohnten gallischen wurden drei zur Belagerung von Marseille bestimmt, welche Stadt auf die Seite der Regierung getreten war, und sechs wurden nach Spanien dirigirt.

Digitized by Google

Pompejus hatte in Spanien sieben Legionen, aber unter drei verschiedenen Legaten. Zwei von ihnen, Afranius und Petrejus vereinigten sich im nördlichen Spanien gegen den von Norden drohenden Angriff, der dritte, Varro, kein Anderer als der berühmte Antiquar und Sprachforscher, blieb mit seinen beiden Legionen im Süden des Landes. Guischard hat den Verdacht ausgesprochen, Varro, der sich nachher mit Cäsar aussöhnte und von ihm hoch geehrt wurde, habe sich vielleicht mit Absicht der Entscheidung entzogen; jedenfalls ist ein militärischer Grund, weshalb er seine Streitkräfte nicht mit denen der beiden anderen Legaten vereinigte, nicht zu entdecken. Das südliche Spanien hätte nicht besser gesichert werden können, als wenn es gelang, den Cäsarianern schon an den Pyrenäen einen unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen.

Mit ihren fünf Legionen fühlten sich Afranius und Petrejus den Angreifern gegenüber von vornherein als die Schwächeren. Obgleich zuerst nur drei Legionen Cäsars anrückten, so beobachteten die Pompejaner doch eine rein defensive Haltung. Vielleicht waren die fünf Legionen, die ja in Spanien wenig zu thun gehabt hatten, nicht gerade mit Sorgfalt vollzählig erhalten worden. Cäsar spricht von 80 Kohorten Spaniern, die die Pompejaner überdies gehabt hätten; diese Zahl werden wir, wie die Angaben über die Stärke der Gallier, als sehr übertrieben ansehen dürfen. Sicher ist, daß das Heer Cäsars mit einer starken germanischen und gallischen Reiterei und anderen gallischen Hülfsvölkern das wesentlich überlegene war.

Die Strategie der Pompejaner konnte also nicht auf eine Entscheidung angelegt sein, sondern nur darauf, Cäsar festzuhalten und Zeit zu gewinnen, bis Pompejus selbst im Orient seine Rüstungen vollendet hatte und entweder ebenfalls auf dem spanischen Kriegsschauplatz erschien oder durch einen Angriff auf Italien Cäsar zum Umkehren veranlaßte.

In den Pyrenäen-Pässen fanden die Cäsarianer nur geringen Widerstand. Wahrscheinlich haben die Pompejaner nicht einmal Zeit gehabt, sie zu besetzen; aber auch wenn sie sie gehabt haben, so wissen wir schon von den Thermopylen her, wie wenig aussichtsvoll und wie gefährlich es ist, Gebirgspässe sperren zu wollen. Auch den Römern war diese Kriegsregel geläufig: als einst die

Digitized by Google

Cimbern vom Brenner herniederstiegen, hatte, wie uns Plutarch berichtet (Marius Kap. 23), der römische Feldherr Catulus von vornherein darauf verzichtet, die Pässe zu besetzen, weil er dadurch seine Kräfte zersplittert hätte, und erwartete lieber den Feind in der Ebene. Auch Afranius und Petrejus zeigten, daß sie die Kriegskunst verstanden.

Etwa 20 Meilen (150 Kilometer) südlich der Pyrenäen-Pässe, noch 5—6 Meilen nördlich des Ebro liegt an dem rechten Ufer des mächtigen Stromes Sicoris (Segre) auf einer Höhe die Stadt Ilerda mit einer steinernen Brücke über den Fluß. Dicht südwärts der Stadt erhebt sich eine für ein römisches Lager sehr geeignete zweite Höhe am Fluß. Hier nehmen Afranius und Petrejus ihre Stellung. Sie war von Natur so fest, daß ihr kein gewaltsamer Angriff etwas anhaben konnte. An ihr vorbeizugehen, war für Cäsar unmöglich, da er damit dem feindlichen Heer den Weg nach Massilia und Italien freigegeben hätte. Die Stellung endlich einzuschließen war sehr schwer, da der Sicoris ein sehr tückisches Gewässer ist, plötzlich anschwillt und in wilden Strudeln die Brücken fortreißt, so daß das einschließende Heer in zwei Theile zerrissen wird, während das eingeschlossene im Besitz der festen steinernen Brücke mit ganzer Kraft nach Bedarf das Ufer wechseln kann. Große Vorräthe wurden zusammengebracht, um die Verpflegung auf lange Zeit sicher zu stellen.

Man hätte vielleicht auch eine ähnliche Stellung am Ebro selbst finden können: auf dem nördlichen Ufer, um in jedem Augenblick die Offensive ergreifen zu können, mit einer festen Brücke hinter sich, um auch das andere zu beherrschen: so wie einst Cäsar an der Aisne. Aber Afranius und Petrejus hielten es vermuthlich nicht für nöthig, gleich so weit zurückzugehen. Bei Ilerda deckten sie noch ein erheblich größeres Stück ihrer Provinz; mußten sie sich endlich zu weiterem Rückzug entschließen, so war anzunehmen, daß sie sich entweder auf dem einen oder anderen Ufer des Sicoris den Weg öffnen könnten. Sie beherrschten das südliche Ebro-Ufer und konnten jeder Zeit, wo sie wollten, eine Schiffbrücke schlagen lassen. Der Feind konnte unmöglich so rasch damit zu Stande kommen. Sie gewannen also an dem Ebro sofort einen neuen Abschnitt und eine Deckung, die ihnen freie Bewegung gewährleistete.

Digitized by Google

Da Afranius und Petrejus die Stellung bei Ilerda nahmen, nachdem ein Sendbote des Pompejus, Vibullius Rufus bei ihnen angekommen war, so ist wohl möglich, daß Jener selbst, der ja Spanien sehr genau kannte, den Feldzugsplan und das Lager angegeben hat.

Die Stellung von Ilerda hat den Pompejanern Alles geleistet, was von einer Stellung erwartet werden kann. Nachdem schon die drei zuerst angekommenen Legionen unter Fabius hier vier Wochen lang zugebracht, hat die ganze Macht Cäsars fast sechs Wochen (etwa vom 17. Mai bis 24. Juni 49 v. Chr.)[1]) davor gelegen, ohne etwas auszurichten.

Fabius hatte sein Lager eine halbe Meile nördlich von Ilerda, auf demselben Ufer angelegt und zwei Brücken, sechs Kilometer voneinander entfernt, über den Fluß geschlagen. Einmal riß ihm der Strom die untere Brücke fort, während gerade zwei Legionen drüben fouragirten. Afranius und Petrejus führten sofort drei Legionen hinüber und drohten sie zu überwältigen, als Fabius noch gerade mit zwei weiteren Legionen über die andere Brücke, die gehalten hatte, zu Hülfe kam und sie degagirte.

Ein zweites Mal riß, als Cäsar schon selbst den Oberbefehl übernommen hatte, der Strom beide Brücken zugleich fort. Nun besetzten die Pompejaner das linke Ufer und verhinderten, unterstützt durch das Hochwasser, die Wiederherstellung der Brücken. Cäsar erwartete gerade einen großen Proviant-Transport aus Gallien, der nun nicht über den Fluß konnte, abgeschnitten war und von den Pompejanern wieder in die Berge zurückgetrieben wurde. Die Gegend um das Lager herum war erschöpft und konnte keine Lebensmittel mehr liefern; weiter westwärts waren die Uebergänge der Flüsse ebenfalls durch das Hochwasser zerstört, Cäsar also wie auf einer Art Insel eingeschlossen. Seine Truppen geriethen in die größte Noth, während die Pompejaner durch die von lange her aufgehäuften Lebensmittel in Ilerda reichlich ernährt wurden.

Da aber die pompejanischen Legaten doch nicht wagten, sich

---

[1]) Das obige Datum nach der Umrechnung Stoffels, der sich auf die von Napoleon III. veranlaßten Berechnungen des Astronomen Leverrier stützt. Nach Ideler, Mommsen, Matzat, Soltau und Unger würden die Ereignisse etwa drei Wochen früher fallen.

Digitized by Google

gar zu weit von ihrem Lager zu entfernen und den Proviantzug Cäsars bis ins Gebirge zu verfolgen, um ihn zu vernichten, so gelang es Cäsar endlich, ihn heranzuziehen. Er schlug mehr als vier Meilen oberhalb, wo keine feindlichen Posten mehr standen, eine neue Brücke und stellte dadurch die Verbindung mit seiner Operationsbasis, Gallien, wieder her.

Diese Kommunikation war zu weit, um das pompejanische Lager auf beiden Ufern einzuschließen. Ein kühner Versuch, den Cäsar gleich nach seiner Ankunft gemacht hatte, sich zwischen das feindliche Lager und die eigentliche Stadt Ilerda mit der Brücke zu drängen, war mißglückt. Eine direkte Gefahr schien die Pompejaner immer noch nicht zu bedrohen. Dennoch beschlossen sie jetzt abzuziehen. So fern die neue Brücke des Feindes war, so genügte sie doch, daß er seine überlegene Reiterei auf das linke Ufer des Sicoris entsandte und den Pompejanern das Fouragiren unmöglich machte. Mehrere spanische Völkerschaften, darunter die Jacetaner und Illurgavonenser auf beiden Ufern des unteren Ebro traten zu Cäsar über. Endlich war vorauszusehen, daß, wenn das Hochwasser sich verlaufen habe, eine Furth durch den Sicoris dicht oberhalb Ilerda gangbar werden und den Truppen Cäsars den unmittelbaren Uferwechsel und damit die vollständige Einschließung ermöglichen werde. Cäsar machte sogar den Versuch, durch breite Gräben, die er ziehen ließ, den Wasserspiegel künstlich zu senken, um die Furth gangbar zu machen.

In voller Ruhe, ohne besondere Vorsichtsmaßregeln, außer daß man schon in der Nacht, um die dritte Nachtwache (zwischen 12 und 3) aufbrach, mit allem Troß bewerkstelligten die Pompejaner ihren Abzug zum Ebro, über den sie bei Octogesa, am Zusammenfluß mit dem Sicoris hatten eine Schiffbrücke schlagen lassen. Wohl wurde der Zug von den feindlichen Reitern angegriffen und belästigt, so daß er nur langsam vorwärts kam; aber wenn man nur erst das freiere wellige Gelände hinter sich und das Bergland des Ebro, etwa gegen 5 Meilen südlich von Ilerda erreicht hatte, so hörte auch diese Plage auf, und nichts konnte den Uebergang über den Ebro mehr verhindern. Etwa vier Meilen war man bereits marschiert, da sah man plötzlich die feindlichen Legionen im Eilmarsch anrücken.

Digitized by Google

Verhältnis = 1:386,000.

1 0 1 2 3 4 5 10 15 km

Geogr. Inst. u. Landkarten-Verl. Jul. Straube, Berlin S.W.

Digitized by Google

Das Wasser des Sicoris war so weit gefallen, daß es in der Ilerdaer Furth dem Manne noch über die Brust ging. Die Furth war also eigentlich für Infanterie noch nicht gangbar. Aber Cäsar hatte, wie er uns erzählt, auf die Bitte seiner Soldaten selbst es gewagt, den Uebergang zu machen; unterhalb der Furth aufgestellte Reiter fingen die von der Strömung fortgerissenen Legionare auf, so daß Niemand umkam. Jenseits angelangt, setzten sich die Legionen in Marsch, und ohne Troß und Kampf-Aufenthalt gelang es ihnen, noch am Spätnachmittag den Gegner einzuholen. Wenn Afranius und Petrejus nicht in einem Nachtrabsgefecht einen großen Theil ihrer Truppen opfern wollten, so mußten sie das ganze Heer Halt machen und eine Stellung einnehmen lassen. Ohnehin war ja der Tagemarsch schon sehr lang gewesen.

Immer schien die Lage noch nicht verzweifelt; man hatte ja nur noch eine Meile bis zu den schützenden Bergen und dann noch eine bis zum Strom mit der Brücke. Einen Versuch, den Marsch in der Nacht zu machen, gab man wieder auf, aus Besorgniß, dabei angegriffen zu werden. Es konnte zuletzt nicht unmöglich sein, die kurze Strecke auch angesichts des Feindes zurückzulegen.

Da gelang es dem außerordentlichen Eifer der cäsarischen Truppen, im Bogen um die Pompejaner auf kaum passirbarem Terrain herummarschirend, vor ihnen, die wieder durch die Angriffe der Reiterei aufgehalten wurden, das Defilé und die beherrschenden Punkte zu besetzen und ihnen die Wege zum Ebro zu verlegen.

Die Thatkraft und Schnelligkeit Cäsars, der gute Wille und die Leistungsfähigkeit seiner Truppen hatten erreicht, was nach gewöhnlicher militärischer Berechnung unmöglich schien. Das pompejanische Heer, das sich aus einer unangreifbaren Position in eine andere zurückziehen wollte, war auf dem kurzen Wege zum Stehen gebracht und von seinem Ziel abgedrängt. Es mußte jetzt entweder schlagen oder sich binnen kurzer Frist ergeben. Die stets entschlossene Offensive hatte sich über die noch so gut gestützte Defensive überlegen gezeigt. Das wohl schwächere, aber doch nicht so sehr viel schwächere pompejanische Heer hatte den Gegner einige Monate beschäftigt, aber um den Preis seines endlichen gänzlichen Unterganges. Ueber die einzelnen Manöver bleiben noch mancherlei Zweifel, und es ist wohl möglich, daß zuletzt ein Zwiespalt zwischen

Digitized by Google

Afranius und Petrejus den Sieg Cäsars erleichtert hat. In einer solchen Krisis, wo Alles von dem Entschluß des Augenblicks abhängt, muß die Koordination zweier Feldherren ganz besonders schädlich wirken. Namentlich auffällig ist, daß die Pompejaner, als sie von Cäsar eingeholt waren, einen ganzen Tag stehen blieben, und erst Rekognoszirungen veranstalteten. Wenn sie überhaupt glaubten, angesichts des Feindes noch Bewegungen machen zu können, so sieht man nicht, warum sie nicht versuchten, auf der Straße nach Octogesa direkt vorwärts zu kommen. Daß Cäsar sie wieder loslassen würde, konnten sie nicht wohl erwarten[1]); er war ohne Gepäck und Mundvorräthe ausgerückt, aber die Kolonnen waren natürlich schon auf dem Marsch, um das Nöthigste nachzuführen. Dieser Tag Aufenthalt ist es gewesen, der die Pompejaner ins Verderben gestürzt hat, und er ist kaum anders als durch Unentschlossenheit und Zwiespalt im Pompejanischen Hauptquartier zu erklären. Aber das Verdienst Cäsars und seiner Truppen wird dadurch kaum gemindert. Der Fehler, den die Pompejaner machten, ist doch auch schon eine Folge der moralischen Ueberlegenheit des Gegners, die ihren Druck ausübte, und in solcher Lage müßte der schon ein sehr großer Feldherr gewesen sein, der gar keinen Fehler gemacht hätte.

Cäsar fühlte sich, als die Gegner sich wieder nach Ilerda zurückwandten, des endlichen vollen Erfolgs so sicher, daß er ein Gefecht nicht mehr für nöthig hielt. Seine Soldaten forderten die Schlacht, wo ihnen der Sieg nicht fehlen konnte, aber Cäsar begnügte sich, eine Aufstellung im freien Felde zu nehmen und es dem Gegner zu überlassen, ob er angreifen wollte. Selbst der tapfere Petrejus, der bis zum Aeußersten durchzuhalten entschlossen war, mußte einsehen, daß die Schlacht eine zwecklose Schlächterei sein würde, und so blieb endlich nichts übrig, als zu kapituliren.

Dieser Sieg Cäsars steht wohl einzig da in der Weltgeschichte, insofern der absolute Erfolg, die vollständige Vernichtung des feindlichen Heeres erreicht wurde ohne Schlacht, durch bloßes Manövriren und einige mittlere Gefechte. Das römische Heer am

[1]) Als Cäsar am andern Tage ausrückte und zunächst wieder den Weg nach Ilerda einschlug, glaubten die Pompejanischen Soldaten freilich, der Mangel zwinge den Feind zum Rückzug. Aber das widerlegt den obigen Satz nicht.

Digitized by Google

Trasimenus und bei Cannä, das preußische Heer 1806, drei französische 1870/71 wurden vollständig vernichtet, aber immer erst nach zäh durchgefochtenen Schlachten. Man verwechsele aber darum nicht etwa die Strategie Cäsars mit der des Perikles: dieser, im Bewußtsein der Inferiorität der atheniſchen Landmacht, vermied von vornherein und grundsätzlich die große Land-Entscheidung und suchte, da der Gegner wiederum sich einer Entscheidung zur See nicht stellte, den Krieg dnrch Ermattung zu Ende zu bringen. Cäsar hätte nichts lieber gesehen, als daß die Legaten des Pompejus sich sofort zur taktischen Entscheidung gestellt hätten, um, mit ihnen fertig geworden, sich möglichst schnell wieder gegen Pompejus selbst wenden zu können. Nur dadurch, daß die Legaten ihrerseits die taktische Entscheidung vermieden, wurde der Krieg zu einem Manöver-Krieg, und erst zu allerletzt, als die Schlacht unnöthig geworden war, verzichtete auch Cäsar darauf — wohlgemerkt auf das Schlagen, nicht auf den Zweck des Schlagens, die Vernichtung der feindlicheu Streitkraft.

Schlachten würden kaum je geschlagen werden, wenn die Feldherren die beiderseitigen Kräfte, die physischen, wie die moralischen, sicher abzuschätzen wüßten. Wer von vornherein der Niederlage sicher ist, sucht (es handle sich denn um eine Lage wie die des Leonidas) die Schlacht zu vermeiden. In dem Feldzuge von Ilerda haben wir das seltene Beispiel dafür, daß die Entscheidung ohne Schlacht gegeben werden konnte, weil beide Parteien die Lage so gut und richtig abschätzten, daß sie die praktische Probe auf die Rechnung nicht nöthig hatten.

Die beiden Legaten, im Bewußtsein ihrer numerischen Inferiorität, vermieden die Schlacht und wählten eine Stellung, wo sie nicht angegriffen und nur sehr schwer eingeschlossen werden konnten. Cäsar, die Unangreifbarkeit der feindlichen Stellung erkennend, trifft die Vorbereitungen für die Einschließung. Die Legaten entziehen sich ihr. Schon sind sie auf dem Marsch, da gewinnt Cäsar eine Stellung, die virtuell einer Einschließung gleichkommt, und da wieder beide Theile erkennen, der eine, daß er die Schlacht nicht mehr braucht, der andere, daß sie keinen Erfolg haben kann, so ist das Facit die Vernichtung des Schwächeren, ohne daß noch weiter Blut vergossen wird.

Digitized by Google

Der Feldzug von Ilerda ist sehr eingehend schon von Guischard (Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires T. I.) behandelt worden. Dann von Göler und in einer Spezialuntersuchung von Rud. Schneider „Ilerda" (Berlin 1886). Alle diese Arbeiten sind aber überholt und antiquirt durch das Werk des Obersten Stoffel, der eine von den bisherigen sehr wesentlich abweichende Karte bringt und das Terrain auch persönlich studirt hat. Stoffel (g. c. I, 256) giebt an, daß Napoleon III. im Jahre 1863 die spanische Regierung gebeten habe, von der Gegend von Ilerda und Munda Generalstabskarten aufnehmen zu lassen, und daß ihm solche bereits im Jahre 1865 in vorzüglicher Ausführung überreicht worden seien. Seine eigenen Karten seien verkleinerte Reproduktionen davon. Diese spanischen Karten müssen in Deutschland unbekannt geblieben sein, da noch die Karte, die Schneider seinem Buche beigiebt, von Heinr. Kiepert herrührend, sie nicht berücksichtigt hat.

Unter diesen Umständen erübrigt es, auf die einzelnen Abweichungen Gölers und Schneiders von Stoffel einzugehen, und man ist geneigt, sich ganz der Führung dieses in jeder Beziehung trefflichsten Kenners anzuvertrauen. Einige Bedenken kann ich aber doch nicht unterdrücken und habe deshalb, wie in dem Arioviſt-Feldzug, meine Darstellung auf die allgemeineren Züge beschränkt.

Daß Octogesa Mequinenza ist, wird sich wohl kaum noch bezweifeln lassen. Ich möchte den Gründen Stoffels noch eine Erwägung hinzufügen. Wenn die Legaten die Schiffbrücke bei Almatret (Göler) oder Flix (Schneider) hätten anlegen lassen, so mußten sie riskiren, daß Cäsar sofort mit seinem ganzen Heer auf das linke Sicoris-Ufer überging und ihnen den Weg verlegte. Hätten sie dann auf dem rechten Ufer abmarschiren wollen, so hätten sie die Schiffbrücke erst stromaufwärts bis über den Sicoris hinaus bringen müssen. Die gegebene Stelle für das Brückenschlagen war daher ganz nahe abwärts der Sicoris-Mündung, wodurch man die Freiheit gewann, noch im letzten Augenblick, je nach dem Verhalten Cäsars, auf dem rechten oder linken Ufer von Ilerda abzumarschiren.

Wenn nun aber Octogesa an der Sicoris-Mündung lag, so ist nicht genügend erklärt, weshalb die Pompejaner nicht am linken Ufer des Flusses entlang marschirten. Stoffel nimmt an, sie hätten das ebene Gelände am Flußufer gescheut, da sie voraussahen, daß die feindliche Reiterei den Marsch stören würde. Allerdings führt der Weg über Sarroca durch Hügelland, aber wie der Erfolg gezeigt hat, doch frei genug, um die Aktion der Reiter nicht zu verhindern. Hätte man den Weg am Fluß genommen, so wäre doch wenigstens immer die eine Flanke gedeckt gewesen, und der Weg war überdies, was sehr in Betracht kam, ein gut Stück kürzer. Sollten etwa die Pompejaner, unmittelbar am Ufer marschirend, die Pfeile und Schleuderbleie der feindlichen Schützen vom jenseitigen Ufer zu fürchten gehabt haben?

Ferner ist nicht genügend erklärt, weshalb die Legaten, als sie von

Digitized by Google

Cäsar eingeholt waren, beschlossen, den Weg durch das Défilé von Rivarroja zu nehmen. Man kann ja annehmen, daß sie gleichzeitig an den Kommandanten der Schiffbrücke den Befehl sandten, die Brücke nach Rivarroja zu bringen. Aber ein rechter Grund für den Wechsel der Marschrichtung ist nicht ersichtlich, um so weniger, als ja im letzten Augenblick der Marsch nach Octogesa wieder aufgenommen werden sollte. Auch der Weg am Mont Maneu entlang muß doch défiléartige Stellen gehabt haben.

Ganz besonders auffällig ist endlich, daß die Legaten nicht, als der anscheinende Rückzug Cäsars auf Ilerda begann und namentlich, als man sah, daß der Marsch auf die Straße nach Rivarroja ging, sofort ihrerseits den Marsch über den Mont Maneu nach Octogesa aufgenommen haben.

Alle diese Schwierigkeiten würden gehoben sein, wenn man annehmen dürfte, daß Cäsar bei dem Satz „ubi paullatim retorqueri agmen ad dextram conspexerunt“ (Kap. 69) die eigentliche Front, nicht die augenblickliche Stellung der Sehenden vorgeschwebt hat, so daß also der Cäsarische Heereszug nach links, westwärts, umschwenkte.

2. Sehr eigenthümlich ist die Erzählung Cäsars von seinen Bemühungen, eine künstliche Furth im Sicoris herzustellen. Man fragt zunächst, weshalb er nicht lieber eine neue Brücke baute. Hatten ihm die Wildwasser auch schon mehrfach die Brücken fortgerissen, so wurde eine Furth doch noch viel sicherer ungangbar gemacht, und die Arbeit, die die Furth machte, war nach Cäsars eigener Schilderung größer als der Bau vieler Brücken. Da man mit der Kavallerie bereits das linke Ufer beherrschte, so hätte der Feind die Anlage nicht verhindern können.

Man findet keinen anderen Grund als etwa absoluten Holzmangel, obgleich man auch wieder fragen muß, ob nicht auf dem Sicoris von den Pyrenäen her Holz zu beschaffen war.

Die Hauptfrage aber ist, ob auf die von Cäsar beabsichtigte Art eine Furth überhaupt herzustellen ist. Wie die Graben-Anlage eigentlich zu verstehen ist, darüber gehen die Ansichten sehr auseinander. Schneider, in Anlehnung an Guischard, nimmt eine förmliche Ableitung des Flusses an, ein Werk von so gewaltigen Dimensionen, daß es mir, da doch kaum mehr als zehn Tage darauf verwandt sein können, unausführbar erscheint. Stoffel hat ein viel einfacheres Bild. Er geht davon aus, daß zwei Kilometer aufwärts von Ilerda der Strom sich theilt und Inseln bildet; durch diese Inseln ließ Cäsar mehrere 30 Fuß breite Gräben ziehen, verbreiterte also um so viel das Flußbett und senkte dadurch den Wasserspiegel. Wie weit das technisch möglich und richtig ist, entzieht sich meiner Beurtheilung.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Der Feldzug in Griechenland.

Der Sieg in Spanien gab Cäsar die Ueberlegenheit zu Lande über seine Gegner. Neben den 11 Legionen, mit denen er den Krieg begonnen, hatte er allmählich 17 neue errichtet, zum großen Theil aus den Soldaten des Pompejus, die überwunden in seinen Dienst traten. Zwei von den neuen Legionen unter dem Befehl Curios hatte er auf einem Zuge nach Afrika, anderthalb unter C. Antonius im adriatischen Meer, an der illyrischen Küste verloren. Von den übrigen versammelte er etwa die Hälfte, 12 Legionen und 10000 Reiter, bei Brundisium, um nach Epirus überzugehen und den Krieg gegen Pompejus zu führen; die anderen waren in Italien, Sicilien, Gallien und Spanien vertheilt.

Dem Heer, welches nach Epirus übersetzen sollte, hatte Pompejus zunächst nur 9 Legionen gegenüberzustellen, denen aus Syrien noch zwei weitere unter Scipios Führung nachzogen. Nicht nur an Zahl, sondern auch an Qualität waren diese Truppen denen Cäsars nicht gewachsen. Zwei von den Legionen waren die alten Cäsarischen und nicht unbedingt zuverlässig; die anderen waren Neubildungen oder ältere Stämme, durch Aushebungen in Griechenland und Asien vollzählig gemacht. Pompejus hätte, nach der Vernichtung seines eigentlichen Hauptheeres in Spanien, jede Hoffnung auf Erfolg aufgeben müssen, wenn er nicht so wie Cäsar zu Lande seinerseits die unbedingte Ueberlegenheit zur See gehabt hätte. Mit den vorhandenen römischen Schiffen hatte er die der orientalischen Klientel-Staaten vereinigt. Cäsar hatte zwar eben-

Digitized by Google

falls den Bau von Schiffen angeordnet, aber ihm fehlte der Stamm. Die bedeutendste Seestadt seines ursprünglichen Gebietes, Massilia, war auf die Seite seiner Gegner getreten und hatte erst in einer harten Belagerung wieder unterworfen werden müssen. Die Flotte im adriatischen Meer wurde von den Pompejanern geschlagen und vernichtet. Der Vorsprung, den Pompejus durch diese Umstände und Ereignisse gewann, war so groß, daß Cäsar ihn nicht einzuholen vermochte. Als er nach Brundisium kam, waren nicht einmal genug Schiffe vorhanden, um das für die Offensive bestimmte Heer mit einer Fahrt überzusetzen.

Heute gilt es strategisch für unausführbar, daß eine Armee über die See gehe, ohne sie wenigstens zeitweilig zu beherrschen. Cäsar beschloß es zu thun, obgleich nicht einmal seine Transportschiffe ausreichten. Hätte er gewartet, um so viel Schiffe zusammenzubringen, daß sie für das ganze Heer genügten, so hätte die große Masse doch auch wieder den Transport erschwert, und vor Allem wäre mittlerweile die feindliche Flotte, die jetzt noch ruhig in den Häfen lag, aufmerksam geworden. Noch war Pompejus selbst mit seinem Heer nicht in Epirus angelangt; die Küstenstädte, in denen große Depots angelegt waren, waren ohne den Schutz der Landtruppen. Schnelligkeit stellte die größten Erfolge in Aussicht. Durch Beschränkung des Trosses vermochte man etwa die Hälfte des Heeres, 7 Legionen und ein Reiter-Korps in die Schiffe zu bringen, und sie kamen glücklich hinüber, da der Feind um diese Zeit, mitten im Winter,[1]) auf die Expedition nicht gefaßt war. Man hat beobachtet, daß ein regelmäßiges Umspringen des Windes von Süden nach Norden um diese Jahreszeit, dem mehrere Tage stilles Wetter zu folgen pflegen, dem Unternehmen Cäsars sehr günstig gewesen sein muß. Der Nordwind brachte seine Flotte in 12 bis 15 Stunden an einen Theil der Küste, der gerade gegen diesen Wind gut geschützt ist und einen vortrefflichen Strand zu schnellster Ausschiffung bietet.[2])

[1]) 28. November 49 nach Stoffel; 5. November nach Mommsen.

[2]) Diese Beobachtungen und Feststellungen hat schon eine von Napoleon III. i. J 1861 ausgeschickte Kommission gemacht; veröffentl. v. L. Heuzay „Les opérations militaires de Jules César étudiées sur le terrain par la mission de Macédoine“ Paris 1886, bestätigt durch Stoffel Vie de César I, 138.

Digitized by Google

Erst jetzt begann die eigentliche Schwierigkeit. Zwar waren einige der epirotischen Küstenstädte, namentlich Oricum und Apollonia sofort genommen worden, aber den Hauptplatz, Dyrrhachium hatte Pompejus noch gerade vor Cäsar mit seinem Heer erreicht und gedeckt, und die pompejanischen Kriegsschiffe erreichten und verbrannten einen Theil der Transportflotte auf der Rückfahrt und verhinderten von Stund an durch angespannte Aufmerksamkeit den zweiten Transport. Abgeschnitten von seiner Basis, war Cäsar mit der Hälfte seines Heeres in Epirus lahmgelegt. In direkte Gefahr kam er darum noch nicht. Obgleich an Infanterie um zwei Legionen und an Kavallerie sehr erheblich stärker, wagte Pompejus doch nicht, mit seinen minderwerthigen Truppen die Veteranen Cäsars direct anzugreifen oder sie in ihrem befestigten Lager einzuschließen.

So hielten sich die beiden Feldherren gegenseitig fest, ohne zu kämpfen. Pompejus wartete auf die Legionen Scipios, um eine sichere Ueberlegenheit zu gewinnen, und auf den Sommer, um mit der Flotte agiren zu können. Cäsar hoffte, daß seine Generale ihm die zweite Hälfte seines Heeres von Brundisium nachführen würden.

Man kann die Frage aufwerfen, weshalb er nicht die nöthigen Verstärkungen auf dem Landwege, über Illyrien heranzog, und die Frage ist noch dahin zu erweitern, weshalb er nicht von vornherein seine Legionen, als sie von Spanien und Gallien kamen, diesen Weg hat einschlagen lassen, der die gefährliche Meerfahrt vermied und sogar kürzer war. Die Antwort wird sein, daß der Marsch eines großen Heeres durch das gebirgige und feindselige Illyrien im Winter unüberwindliche Verpflegungsschwierigkeiten gemacht hätte. Zum Wenigsten hätten sehr große Vorbereitungen dazu gehört, während der Marsch durch Italien bis Brundisium sicher und ohne Aufenthalt gemacht werden konnte. Auch der Uebergang war, wie wir gesehen haben, wohl eine gewagte und kühne, aber keineswegs unvernünftige That. Erstaunlich erscheint erst, daß Cäsar es wagte, auch dem zurückgebliebenen Theil des Heeres die Fahrt zu befehlen, und daß sie gelang. Man muß sich dabei klar machen, daß die antiken Kriegsschiffe mit ihrer massenhaften, dichtgedrängten Rudermannschaft nicht längere Zeit hintereinander die

Digitized by Google

See halten konnten. Sie konnten also nicht etwa Brundisium blockiren. Wohl machte der pompejanische Admiral Libo den Versuch, dies zu thun, und besetzte zu diesem Zweck eine kleine vor dem Hafen gelegene Insel. Aber die Insel hatte nicht genügend Wasser, und Marcus Antonius, der in Brundisium kommandirte, verhinderte durch weit vertheilte Reiterposten die Schiffsmannschaft, ans Festland zu gehen und Wasser zu holen. So mußten die Pompejaner die Blockade wieder aufgeben und sich darauf beschränken, von den epirotischen Häfen aus das Meer zu beobachten, um die etwa anfegelnde Transportflotte der Cäsarianer anzugreifen. Wehte nun aber ein starker, den Cäsarianern günstiger Wind, so konnten die rudernden Kriegsschiffe den segelnden Transportschiffen nicht viel anhaben. Immer blieb die Fahrt sehr riskant, da sie völlig dem Zufall des Windes preisgegeben war. Volle zwei Monate vergingen, bis auf wiederholten Befehl Cäsars selbst Antonius und die anderen Generale sich entschlossen, das Wagestück zu unternehmen, und das Glück war ihnen so günstig, daß nicht nur die ganze Flotte ohne Schaden hinüberkam, sondern sogar die feindliche Flotte, die sie abfangen wollte, durch ein plötzliches Umschlagen des Windes auf die Klippen getrieben wurde.

Wie es scheint, hat Cäsar, bei der Unsicherheit des See-Transports, auch über Illyrien Verstärkungen in Bewegung gesetzt, die jedoch, durch die feindlichen Bergvölker aufgehalten, nicht mehr vor der Entscheidung angelangt sind.[1])

Antonius führte Cäsar 4 Legionen und Kavallerie zu, so daß er jetzt die unbedingte Ueberlegenheit hatte. Was aber sollte er damit machen? Es gelang ihm, durch einen seiner plötzlichen Gewaltmärsche sich zwischen Pompejus und Dyrrhachium zu drängen, aber es war wenig damit gewonnen. Pompejus verschanzte sich unmittelbar am Strande und blieb vermöge seiner Schiffe sowohl mit seinem Hauptmagazin, dem wohlverwahrten Dyrrhachium, wie mit der übrigen Welt in regelmäßiger Verbindung. Er konnte sich ohne Schwierigkeit auf dem Wasserwege verpflegen, während Cäsar

[1]) Domaszewski l. c. 171 u. 172 hält es für unmöglich, daß Legionen von Italien nach Illyrien gekommen seien, da die Pompejaner das Meer beherrschten. Der Grund schlägt nicht durch, da der Weg zu Lande frei war.

Digitized by Google

auf die mühseligen Landzufuhren aus einem zum Theil schon stark ausfouragirten Gebiet angewiesen blieb. Trotz seiner Ueberlegenheit war Cäsar nicht in der Lage, eine Entscheidung zu erzwingen.

Er beschloß, sein Heer zu theilen. Fast die ganze Verstärkung, die ihm zuletzt zugekommen war, $3^1/_2$ Legionen, schickte er ins Innere des Landes. Zwei Legionen gingen dem Scipio entgegen, um ihn womöglich abzufangen und zu schlagen. Anderthalb Legionen wandten sich nach Hellas, um möglichst viele Städte und Landschaften zu unterwerfen oder für Cäsar zu gewinnen. Mit dem Gros seines Heeres unternahm Cäsar, das Heer des Pompejus einzuschließen. Das Gelände begünstigte das Unternehmen, so daß zeitweilig nur die natürlichen Abhänge der Hügel etwas abzuschroffen und einzelne Redouten anzulegen waren. Aber die Arbeit blieb ungeheuer, und der zu erwartende Gewinn war gering. Cäsar selbst giebt an, er habe dreierlei mit der Einschließung bezweckt. Er wollte seine eigene Zufuhr gegen die überlegene Reiterei des Pompejus decken; diese Reiterei durch Abschneiden von der Fouragirung schädigen und schwächen; endlich die feindliche Partei moralisch drücken, indem allenthalben bekannt wurde, Pompejus sei eingeschlossen und wage keine Schlacht zu liefern. Daß er durch die Einschließung Pompejus endlich zur Kapitulation oder auch nur zu einer Friedensverhandlung hätte bringen können, meint Cäsar selber nicht, und es war auch ganz ausgeschlossen. Nichts konnte Pompejus hindern, sobald er wollte, sein Heer einzuschiffen und irgend wo anderswohin zu schaffen.

Die Frage ist, weshalb Pompejus nicht einfach nach Italien überging, was manche seiner Freunde riethen. Er hatte guten Grund, das nicht zu thun. Cäsar hätte in diesem Falle sein Heer durch Illyrien ebenfalls nach Italien geführt, was ihm etwas früher oder später gelingen mußte, und dann hätte, auch wenn Italien mittlerweile in Pompejus' Hände gelangt war, sofort die Entscheidungsschlacht geschlagen werden müssen, die Pompejus keine Aussichten geboten hätte, denn er hatte nur 9 Legionen bei sich, Cäsar 11 und mehr als noch einmal so viel in Italien, Gallien, Spanien und den Inseln.

Der beste Plan für Pompejus wäre wohl gewesen, nicht sowohl direkt auf Italien und Rom loszugehen, als den Cäsarianern erst

Digitized by Google

wieder, mit Hülfe des Königs Juba von Numidien, Sicilien, Sardinien und Spanien abzunehmen und dann erst, nachdem man aus diesen Provinzen die Streitkräfte wesentlich vermehrt, die Entscheidungsschlacht anzunehmen. Mit Hülfe der Flotte konnten alle diese Unternehmungen zugleich oder sehr schnell hintereinander durchgeführt werden. Die vier Legionen, die Cäsar in Spanien hatte, bestanden zum größten Theil aus den alten pompejanischen Soldaten; vielleicht war es möglich, diese zurückzugewinnen. Wir wissen nicht, ob Pompejus sich mit derartigen Plänen getragen hat. Wir haben keine Quelle, die uns einen zuverlässigen Einblick in die intimeren Erwägungen seines Hauptquartiers gewährt.[1]) Da jedoch allseitig berichtet wird, daß Pompejus eine Schlacht zu vermeiden gewünscht habe, und nicht anzunehmen ist, daß seine Strategie in eine bloße Negation auslief, so sind wir berechtigt, Gedanken ungefähr von der Art der eben entwickelten bei ihm zu supponiren.

Das Vorgehen Cäsars aber wird in ihm die Vorstellung hervorgerufen haben, daß hier noch größere Aussichten auf Erfolg geboten seien. Das Heer, mit dem Cäsar die Einschließung durchführte, war erheblich kleiner als das Heer des Pompejus; mit Hülfe seiner Schiffe konnte dieser die Belagernden jeder Zeit im Rücken angreifen. Wir dürfen einem so erfahrenen Feldherrn wie Pompejus zutrauen, daß er erkannte, welche Vortheile das überkühne Unterfangen Cäsars ihm bot, und deshalb beschloß, statt jedes anderen weitausschauenden Planes zunächst hiervon Gebrauch

[1]) Dies ist bisher wohl nicht genügend betont worden. Ranke in der „Weltgeschichte" meint sogar, wir hätten über die Schlacht bei Pharsalus Beschreibungen die von Anhängern des Senats und des Pompejus herrühren. Das ist nur insofern der Fall, als Livius in Pompejanischem Sinn geschrieben und namentlich Lucan den Bürgerkrieg mit dieser Tendenz besungen hat. Aber diese Beiden waren bereits wesentlich auf schriftliche Quellen angewiesen, und da sie nun trotz ihrer Tendenz so gut wie nichts haben, was nicht entweder auf Cäsar oder auf Pollio zurückginge, so ist das ein sicherer Beweis, daß eine wirklich pompejanische Urquelle mit eigenthümlicher Information nicht existiert hat oder schon damals untergegangen war. Lucan wird sich doch wohl nach Kräften danach umgethan haben, aber es ist geradezu erstaunlich, wie wenig Positives er hat, das nicht auch sonst bekannt wäre. Plathner, Zur Glaubwürdigkeit d. Gesch. d. Bürgerkrieges (Progr. Bernburg 1882), hat das gut zusammengestellt und dargethan, daß Lucan aus Livius geschöpft hat Beide konnten ihre Sympathie für die Sache des Pompejus doch nur mit dem von der feindlichen Seite gelieferten Material zum Ausdruck bringen.

Digitized by Google

zu machen und Heer und Flotte zusammenzuhalten. Alle Tüchtigkeit der Cäsarischen Veteranen verhinderte endlich auch nicht, daß einmal ein groß angelegter Ueberfall der Pompejaner mit Hülfe der Schiffe gelang. Die Cäsarianer erlitten eine schwere, verlustvolle Niederlage, und ihre Befestigungen wurden da, wo sie im Süden den Strand berührten, durchbrochen.

Dies Ergebniß ist so natürlich, daß man geneigt ist, Cäsar den Versuch, ein größeres, unbesiegtes Heer, das über die See verfügte, vom Lande aus einzuschließen, als einen schweren Fehler anzurechnen. Er hatte dabei im besten Fall nur wenig zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren. Aber im Kriege spielt der Zufall und das Glück, und Cäsar stellte die Frage an das Schicksal nicht aus Uebermuth, sondern da ihm nichts Anderes zu thun übrig blieb. Ueberdies hatte er auch die Hoffnung, durch Verbindungen, die er in der Stadt angeknüpft hatte, Dyrrhachium in seine Gewalt zu bekommen. Hätte er, statt der Belagerung, mit seinem ganzen Heer den Marsch ins Innere angetreten, so hätte er auch nicht mehr erreicht, als die detachirten Legionen ausrichteten. Weder hätten die Seestädte sich ihm ergeben, noch hätte er Scipio überwältigt, der sich natürlich von dem feindlichen Hauptheer in vorsichtiger Entfernung gehalten hätte. Pompejus aber hätte unterdessen mit der Flotte seine Legionen Expeditionen machen lassen können, die vermuthlich größere Erfolge gehabt hätten, als die Märsche Cäsars mit seinem Heer. Die Uebermacht des Gegners zur See, die es ihm ermöglichte, der Entscheidung auszuweichen, wäre dann noch viel stärker zur Geltung gekommen.

Die Belagerung des Pompejanischen Heeres hat nun freilich zu garnichts und zu Schlimmerem, zu einer Niederlage geführt. Aber gerade dieser Schlag rief den ersehnten Rückschlag hervor.

Geschwellt durch den Erfolg, wären die Pompejaner bereit gewesen, jetzt auf der Stelle die Entscheidungsschlacht anzunehmen, aber Cäsar, in weiser Erwägung, daß er seinen Truppen etwas Zeit geben müsse, sich von der Erschütterung moralisch zu erholen, entzog sich dem Kampf. Durch ein geschicktes Manöver gewann er einen Vorsprung und schlug den Weg nach Thessalien ein, um sich mit seinen detachirten Truppen wieder zu vereinigen. Diese hatten ihm einen großen Theil der inneren Landschaften gewonnen;

Digitized by Google

das Hauptkorps unter Domitius manövrirte aber ohne Erfolg um Scipio herum, der der Entscheidung auswich.[1])

Am sichersten wäre es auch jetzt noch für Pompejus gewesen, nicht direkt auf die Entscheidung loszugehen, sondern gestützt auf den moralischen Erfolg seines Sieges bei Dyrrhachium, zunächst die westlichen Provinzen wieder zu gewinnen und dann erst mit verdoppelter Kraft auf Cäsar selbst zu fallen. Aber selbst wenn Pompejus dergleichen gedacht hat, wie denn in der That Cäsar berichtet, daß er noch immer der Entscheidungsschlacht abgeneigt gewesen sei, so war er doch nicht genügend Herr seiner Partei, um bei ihr einen so langwierigen Plan durchzusetzen. Cäsar erzählt, er habe seinerseits die drei Möglichkeiten erwogen, daß Pompejus nach Italien ginge, daß er die epirotischen Seestädte, die Besatzungen Cäsars hatten und seine Depots bildeten, belagerte, und daß er ihm selbst nachfolgte. Von diesen drei Möglichkeiten wäre ohne Zweifel die zweite für Pompejus die beste gewesen. Cäsar sagt, in diesem Falle würde er seinerseits Scipio belagert und dadurch Pompejus zum Entsatz gezwungen haben. Scipio hatte aber die Möglichkeit, in eine Seestadt, etwa Thessalonike oder bis nach Byzanz zurückzugehen, wo ihm Cäsar ohne Flotte nichts hätte anhaben können, während Pompejus die Festungen Cäsars zu Lande und zu Wasser hätte angreifen können. Die Waffen waren also keineswegs gleich. Aber die Pompejaner waren jetzt viel zu selbstbewußt, um sich auf solchen Umwegen an den Sieg heranschlängeln zu wollen. Zunächst machten sie einen Versuch, ob sie nicht das Korps des Domitius, das in Macedonien gegen Scipio manövrirte, abschneiden könnten, und als das noch im letzten Augenblick mißlang und Domitius mit seinen beiden Legionen zu Cäsar entkam, da zog man ihm nach in die Ebene von Thessalien und bot die Entscheidungsschlacht. Beide Feldherren verfügten im Ganzen auf dem Kriegsschauplatz jetzt über 11 Legionen; Cäsar

[1]) Appian und Dio erzählen von großen Niederlagen, die diese detachirten Korps sich abwechselnd beigebracht. Die Nachrichten müssen wohl aus Asinius Pollio stammen, wären sie aber richtig, so hätten sich irgend welche bedeutenderen Folgen daraus ergeben müssen. Wir müssen daher den Bericht Cäsars vorziehen; Pollio wird den übertreibenden Erzählungen irgend welcher Betheiligten zum Opfer gefallen sein.

Digitized by Google

hatte in seinen epirotischen Seeplätzen 8, Pompejus in Dyrrhachium 15 Kohorten zurückgelassen. Aber Cäsar hatte die anderthalb nach Hellas detachirten Legionen noch nicht zurück, so daß das Pompejanische Heer, wie durch den Sieg moralisch gekräftigt, so auch an Zahl erheblich überlegen war. Zuverlässige Zahlen haben wir nicht, aber man wird das Heer des Pompejus auf etwa 40 000 Legionare und gegen 3000 Reiter, das des Cäsar auf 30 000 Legionare und gegen 2000 Reiter veranschlagen dürfen; auch an Leichtbewaffneten, die Beide außerdem hatten, war Pompejus überlegen.

Nach den Quellen soll auch jetzt noch Pompejus Bedenken gegen die Schlacht gehabt haben. Die Nachricht verdient aber wenig Glauben. Nachdem man einmal Cäsar in das Innere gefolgt war, konnte das Hinziehen keinen Nutzen mehr bringen. Man konnte Cäsar nicht verhindern, durch die fruchtbaren Landschaften vom Schwarzen Meer bis zum Isthmus zu ziehen und sich von ihnen ernähren zu lassen. Der Vortheil, den das Pompejanische Heer in der Verpflegung hatte, daß es durch Verbindung mit den Seestädten Transporte aus der Ferne heranziehen konnte, war doch nicht groß genug, um den Nachtheil aufzuwiegen, daß durch langes Hinhalten der ganze moralische Gewinn des bisherigen Feldzuges wieder verloren ging. Dabei hatte Cäsar noch die anderthalb Legionen aus Hellas und wahrscheinlich auch zwei Legionen, die über Illyrien aus Italien kamen, zu erwarten.[1]) Wenn Pompejus wirklich noch Bedenken geäußert hat, so müßte das noch bei Dyrrhachium, ehe man beschloß, Cäsar zu folgen, oder spätestens, als der Schlag gegen das Korps des Domitius mißglückt war, gewesen sein, nicht mehr, als man ihm einmal in Thessalien gegenüberstand. Daß es trotzdem nicht sofort, als die Heere einander wieder in Sicht hatten, zur Schlacht kam, lag nur daran, daß Jeder in der Meinung, der Andere suche nunmehr die Entscheidung, einen für sich recht günstigen Platz wählte und hoffte, der Gegner werde sich dahin locken lassen.[2])

Endlich rückte Pompejus so weit von seinem Lager in die

---

[1]) Plutarch, Cäsar, Kap. 43.
[2]) Das ist der Sinn von b. c. Kap. 84, 2 u. 85, 1.

Digitized by Google

Ebene vor, daß er keinen Terrain-Vortheil mehr hatte, und darauf beschloß Cäsar, der schon abmarschiren wollte, nicht weiter auf seine Verstärkungen zu warten, sondern die Schlacht anzunehmen, und ging ihm entgegen.

Versuchen wir ein Bild dieses folgenschweren Entscheidungstages zu entwerfen. Es wird sich von den bisher angenommenen Darstellungen nicht unwesentlich unterscheiden, da, wie ich glaube, die Darstellung Cäsars selber, der man zu folgen pflegt, auf Grund der Aussagen der anderen Quellen, wie schon bei den Heereszahlen, einschneidend zu korrigiren ist.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Schlacht bei Pharsalus.

Der rechte Flügel des Pompejus lehnte sich an einen tiefeingeschnittenen Bach. Hierauf gestützt, beschloß der Feldherr, in einem wesentlichen Punkt von dem üblichen Schema der Schlachtordnung abzuweichen. In dem Vertrauen, daß der Bach seinen Legionen auf dieser Seite die genügende Flankendeckung gewähren werde, zog er fast seine gesammte Kavallerie mit den Leichtbewaffneten unter dem Kommando seines besten Generals, des Labienus, der von Cäsar zur Optimaten-Partei übergegangen war, auf den andern, den linken Flügel. Gewann die Kavallerie hier ide Ueberlegenheit und schlug die ihr gegenüberstehenden Truppen Cäsars aus dem Felde, so sollte sie sofort den feindlichen Legionen in die Flanke und den Rücken fallen, und damit das Infanterie-Gefecht bis zu diesem Augenblick möglichst hingehalten werde, sollten die Pompejanischen Legionen sich nicht in der üblichen Weise im Sturmschritt auf die feindlichen werfen, sondern deren Anlauf abwarten. Dabei soll Pompejus noch den besonderen Vortheil erhofft haben, daß die Cäsarianer in der Erwartung, die Gegner würden ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, sich zu früh in Lauf setzen und ohne Athem und Ordnung zum Handgemenge gelangen würden.

Cäsar berichtet nicht ausdrücklich, ob auch er seine ganze oder fast ganze Kavallerie dem Flügel in der Ebene zugetheilt hatte, aber es ist wohl so anzunehmen, da er ja schon von Weitem die Anordnung auf der feindlichen Seite sehen konnte und Kavallerie auf dem Flügel am Fluß, die nur in der Front angreifbare Infanterie vor sich hatte, nichts ausrichten konnte.

Digitized by Google

Angesichts der Ueberlegenheit der feindlichen Kavallerie, der vielleicht nicht viel am Doppelten fehlte, wozu noch die Ueberlegenheit der feindlichen Schützen kam, hatte er der seinigen aus den jüngeren Mannschaften seiner Legionen und den gewandtesten Antesignanen ausgewählte Leute in leichter Rüstung beigegeben, die mit den Reitern in der Art der Hamippen, wie sie auch bei den Germanen üblich war, zusammen kämpften und schon einige Tage vor der Schlacht in diesem Zusammenwirken ein glückliches Gefecht geliefert hatten. Er that aber noch mehr. Noch während die beiden Heere schon im Anmarsch begriffen waren, zog er aus seinem dritten Treffen sechs starke Kohorten, 3000 Mann heraus, führte diese auf seinen rechten Flügel in eine Hakenstellung zur Unterstützung seiner Kavallerie und hielt den Rest des dritten Treffens, statt ihn mit den beiden ersten antreten zu lassen, als allgemeine Reserve zurück. Er durfte seinen bewährten Legionen zutrauen, daß sie auch ohne drittes Treffen dem Feinde längere Zeit Widerstand leisten würden, und gerade die Anordnung des Pompejus, den Infanterie-Kampf etwas zu verzögern, kam ihm zu statten.

Als die gewaltige Masse der Pompejanischen Reiter mit ihren Schützen, der Phalanx etwas voraus, zum Angriff einsetzten, nahmen die germanischen und gallischen Reiter Cäsars ihrer Instruktion gemäß die Attacke nicht an, sondern gingen zurück. Aber als die Pompejaner ihnen nunmehr nachsetzten, fielen die sechs Kohorten aus dem Haken sie in der Flanke an; die Cäsarischen Reiter schwenkten Kehrt und gingen ihnen mit ihren Leichten wieder entgegen. Die Pompejaner wurden jetzt geworfen, und die Cäsarianer setzten ihnen nach.

Obgleich keine Quelle es ausdrücklich meldet, wird man Generalen wie Pompejus und Labienus zutrauen dürfen, daß sie wußten, was sie gegen die ihnen nun drohende Flankirung durch die feindliche Kavallerie zu thun hatten. Sie holten aus dem dritten Treffen der Infanterie Unterstützung heran und suchten gegen die Ueberflügelung einen Haken zu bilden. Aber die Dinge entwickelten sich zu schnell; es ist ein Unterschied, ob die Hülfe aus dem dritten Treffen bereits vorgesehen ist, wie bei Cäsar, oder erst in dem Augenblick, wo die flüchtende Masse und dahinter der verfolgende Feind sich bereits heranwälzen, befohlen wird und den

Digitized by Google

schwierigen Frontwechsel vollziehen soll. Eben waren auch die beiden Phalangen gegeneinander gepralt und hatte das Handgemenge der ersten Treffen begonnen.

Zu einem Gegenstoß gegen die überflügelnden Reiter und Kohorten, der sie wieder zurückgeworfen hätte, reichte unter diesen Umständen die Kraft der Pompejaner nicht aus; trotz der Flucht ihrer Reiter und Schützen waren sie an Zahl ihren Gegnern immer noch gewachsen oder sogar überlegen, aber die Form, in der diese jetzt fochten, die Umklammerung und die Waffen-Kombination war wirksamer. Cäsar verstärkte seine Phalanx von hinten durch das dritte Treffen, und unter dem Druck des Doppel-Angriffs in Front und Flanke, der Hülfe der eigenen Reiter und Schützen beraubt, wich allmählich zunächst der linke Flügel der Pompejaner, endlich das ganze Heer.

Die Schlacht ist angelegt nach dem uns altbekannten Schema der Flügel-Schlacht, aber unendlich verfeinert durch die Kombination mit der Treffen-Stellung und der Defensiv-Offensive. Beide Feldherren bestimmen die korrespondirenden Flügel zur Offensive. Ganz sachgemäß hat Pompejus den seinen durch Konzentrirung all seiner Kavallerie mit den Leichtbewaffneten so stark wie möglich gemacht und hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge dem gegnerischen überlegen sein müssen. Aber Cäsar, in Voraussicht des Geschehenden, hat seinem Kavallerie-Flügel eine extraordinäre Verstärkung zugeführt und sie zugleich für den günstigsten Moment zurückgehalten. Hätte er einfach die 3000 Legionare mit der Kavallerie zusammen vorgehen lassen, so hätten sie dieser nicht viel genützt und wären vielleicht bei ihrem vorauszusehenden Zurückfluthen mit umgerissen worden. Deshalb stellte Cäsar sie im Haken auf, in einen Hinterhalt, wie eine der Quellen es ausdrückt; hier ließen sie die eigene Kavallerie erst an sich vorüber und fielen dann erst die feindliche aus der Flanke an, während die eigene wieder umkehrte und den Kampf aufnahm.

Diese Unterstützung der Kavallerie durch schwere Infanterie, die gegen die feindliche Kavallerie offensiv vorgeht, ist die denkbar höchste Leistung der Kohorten-Taktik. Nur völlig durchgebildete taktische Körper mit unbedingter Sicherheit geführt, nicht ganze Phalangen, sondern nur Kohorten, denen ihre Kleinheit die Elastizität giebt, sind im Stande, so zu operiren.

Digitized by Google

Durch dieselbe Verbindung der Waffen hatte Cäsar einst die Reiter des Vercingetorix besiegt, die kein Infanterie-Treffen neben sich hatten, bei Pharsalus aber entwickelte sich der Theilsieg sofort zum Vollsieg auch über die feindliche Infanterie. So komplizirt der ganze Heeres-Organismus geworden ist, so gilt doch noch immer der Satz, den Polybius einst aussprach (35, 1), daß ein Moment die Schlachten entscheide.

Wie die Kohorten, so müssen auch Cäsars Kavallerie und die ihr beigegebenen Leichten von einem ausgezeichneten Geist und voller Zuversicht in die Führung ihres Feldherrn und ihrer Offiziere erfüllt gewesen sein, daß es gelang, sie, nachdem sie bei der ersten Attacke gewichen waren, sofort zum Umkehren zu bringen, als das Eingreifen der Kohorten das Zünglein herumgeworfen hatte. Die Reiter waren Gallier und Germanen.

So siegt eine Minderheit über eine erhebliche Mehrheit wesentlich gleichartiger Truppen durch ihre bessere Qualität, die die Führung des Feldherrn in der genialsten Weise auszunutzen versteht.

Der Befehl des Pompejus, der den Beginn des Infanterie-Gefechts verzögerte, war an sich nicht falsch gedacht, mußte aber bei der Gegenmaßregel, die der feindliche Feldherr ergriffen hatte, zu dessen Gunsten ausschlagen, insofern sie ihm die Bildung des vierten Treffens und dadurch den Sieg in dem Reiter-Gefecht erleichterte.

Eine Schlacht wie die pharsalische geht um Sein und Nichtsein. Was konnte es den Pompejanern helfen, wenn sie noch einen geordneten Rückzug machten und ihr Lager vertheidigten? Sie wären darin eingeschlossen worden, wie Vercingetorix in Alesia oder Afranius und Petrejus bei Ilerda, und da kein Entsatz möglich war, früher oder später zur Kapitulation gezwungen worden. So für das Heer, anders für die Führer. Die Sache der Optimaten-Partei war mit dieser Schlacht noch nicht endgültig verloren; noch waren allenthalben starke der Monarchie widerstrebende Kräfte, und Cäsar hat noch zwei große Schlachten schlagen müssen, um seine Herrschaft ganz zu vollenden. Die Quellen werfen einstimmig dem Pompejus vor, daß er unter dem Eindruck der Niederlage völlig zusammengebrochen, der Schlacht vorzeitig entwichen, ins Lager geeilt sei, auch dort aber nichts für die Vertheidigung gethan habe. Cäsar

Digitized by Google

erzählt nur, er habe sich in das Feldherrnzelt begeben, den Ausgang abgewartet, und als die Feinde ins Lager eindrangen, es nach Ablegung der Feldherrn-Insignien zu Pferde verlassen. Plutarch und Appian malen es des Weiteren aus, wie er stumm und starr in seinem Zelt gesessen, bis die Annäherung der über den Lagerwall einbrechenden Feinde ihn verscheucht. Es mag vielleicht so gewesen sein, aber es ist auch nöthig, darauf hinzuweisen, daß es, sobald die Schlacht entschieden war, für Pompejus nichts mehr zu thun gab. Das Heer war nicht mehr zu retten; die Führer aber, indem sie sich retteten, hatten noch die Möglichkeit, an anderer Stelle den Kampf fortzusetzen. Rein militärisch erscheint Pompejus' Verhalten, wie Plutarch es beschreibt, als ob er vergessen habe, daß er Pompejus Magnus sei und Zeus ihm die Sinne verwirrt habe, wie einst dem Ajax. Politisch wird sein Verhalten dadurch erklärlich, daß das Interesse des Heeres und der Führer nicht mehr zusammenging. Appian berichtet, daß Cäsar Herolde unter die Kämpfenden gesandt habe, welche ausriefen, daß seine Soldaten die Landsleute schonen und sich nur gegen die Bundesgenossen wenden sollten. Wörtlich richtig kann die Erzählung nicht sein, da sich im Kampfgetümmel solche Befehle nicht mehr verkünden lassen und man den Pompejanischen Legionaren (denn nur um die handelt es sich noch) nicht ansehen konnte, ob sie römische Bürger oder untergemischte Fremde seien. Aber wenn dieser Zug als realistisch auch nicht beizubehalten ist, virtuell zeichnet er das Wesen der Situation. Etwa ein Drittel der Pompejanischen Legionare bestand aus Soldaten, die noch vor Kurzem Cäsar als ihren Kriegsherrn verehrt hatten, und auch die beiden anderen Drittel waren durch kein inneres Band mit der Partei verknüpft, für die sie fochten. Sie haben getreu dem Fahneneid und unter dem Gesetz der militärischen Disziplin die Schlacht tapfer durchgekämpft; für einen weiteren hoffnungslosen Widerstand aber waren die Dinge bei ihnen nicht angethan.

So endete die Schlacht, indem Pompejus entfloh, das Lager nach einer kurzen Vertheidigung preisgegeben wurde, das geschlagene Heer sich zunächst auf die Berge rettete und, von den Cäsarianern unabläßig verfolgt und eingekreist, noch in derselben Nacht kapitulirte.

Digitized by Google

1. Ueber die Heereszahlen in dem Feldzuge von 48 haben wir sehr verschiedene Nachrichten, von denen zwei Gruppen, Cäsar selbst, und eine zweite, Plutarch, Appian, Eutrop und Orosius, die auf Asinius Pollio zurückgeht, in Betracht kommen. Bisher hat man den Zahlen Cäsars den Vorzug gegeben und sie einfach angenommen, aber das läßt sich nicht aufrechterhalten.[1])

Wenn wir beim Gallischen Kriege gesehen haben, daß Cäsar die Zahlen der besiegten Gegner bis ins Ungeheuerliche übertreibt, so läßt das noch keinen Rückschluß auf die Unzuverlässigkeit seiner Zahlen im Bürgerkrieg zu. Das Publikum, für das er den Gallischen Krieg beschrieb, hätte ihn garnicht verstanden, wenn er die richtigen Zahlen angegeben hätte; es waren Barbaren-Heere, die er besiegt hatte, und Barbaren-Heere waren nach griechischer wie römischer Vorstellung ein für alle Mal Massenheere. Wir müssen also sehen, ob in der Erzählung des Bürgerkrieges selbst Zahlen vorhanden sind, an denen sich die Zuverlässigkeit des Autors kontroliren läßt.

Im spanischen Kriege giebt Cäsar außer den Legionen dem Afranius und Petrejus 80 Kohorten Bundesgenossen (b. c. I, 39). Schon Stoffel I, 265 hat dargelegt, daß das unmöglich richtig sein könne, und vorgeschlagen, statt „LXXX" „XXX" zu lesen.

b. c. III, 37, 7 hören wir von einem Gefecht, in dem die Pompejaner 80, die Cäsarianer 2 Todte verloren.

III, 45 u. 46 ist ein sehr hartnäckiges, hin- und hergehendes Gefecht der IX. Legion vor Dyrrhachium erzählt, in dem diese zum Schluß im Ganzen fünf Mann, der Feind „complures" verloren hat.

III, 54 wird uns erzählt, wie an ein und demselben Tage um Dyrrhachium herum sechs verschiedene Gefechte stattfanden. Ein Theil der Erzählung dieser Gefechte ist verloren gegangen, die Handschriften des bellum civile haben hier eine Lücke, die aber einigermaßen aus den anderen Quellen zu ergänzen ist. Es war jedenfalls ein blutiger Tag, und der Gesammtverlust der Pompejaner betrug nach Cäsar 2000, seiner eigenen Truppen nicht mehr als 20 Mann.

Bei Pharsalus werden nach Cäsars eigener Erzählung seine Reiter zunächst geworfen, die Legionen führen den Nahkampf mit Zähigkeit, und erst das Einrücken von Cäsars drittem Treffen in Verbindung mit der Flankirung bringt die Pompejaner zum Weichen, endlich wird auch noch das Lager zwar weniger von den Pompejanischen Legionaren, aber doch von den thracischen und anderen barbarischen Bundesgenossen eine Zeit lang tapfer vertheidigt und zuletzt erstürmt. Trotzdem will Cäsar nach der Schlacht nicht mehr als 200 Soldaten vermißt haben, von den Pompejanern aber sollen 15 000 gefallen sein.

---

[1]) Ueber die Glaubwürdigkeit der Kommentare ist schon oft gehandelt worden. Als besonders verdienstlich nenne ich Pfannschmidt „Zur Geschichte des Pompejanischen Bürgerkrieges", Progr. Weißenfels 1888.

Digitized by Google

Es ist unmöglich, alle diese Zahlen in der Art, wie es Stoffel mit den spanischen Kohorten versucht hat, durch Text-Verderbniß zu erklären. Ebenso unmöglich aber ist es, sie anzunehmen. Die auf beiden Seiten kämpfenden Truppen sind, wenn auch nicht gleichwerthig, doch als römische Legionen so ähnlicher Art, daß wir die angegebenen Verlust-Unterschiede als einfach unmöglich ablehnen müssen.

Wir sind nicht die Ersten, die das thun. Wie wir schon oben bei den Zahlen der Gallier bemerkten, haben schon Zeitgenossen Cäsars in Rom sehr wohl gewußt, daß seinen Zahlenangaben nicht zu trauen sei. Die Hauptquelle, aus der bei Weitem die meisten aller Nachrichten, die außer Cäsars eigener Aussage auf uns gekommen sind, zurückgehen, war unzweifelhaft das bereits mehrfach erwähnte Werk des Asinius Pollio. Ich habe nicht den Eindruck, daß Pollio ein wirklich kritischer und objektiver Historiker gewesen sei, wozu man neigt, wenn man sieht, daß er, obgleich selber Cäsarischer General, Cäsar oft widerspricht und Uebertreibungen abweist. Mir will scheinen, daß dieser Widerspruch nicht sowohl auf Objektivität, sondern eher auf eine gewisse, süffisante Fronde-Stimmung gegen den großen Mann zurückgehe, wie sie nicht selten grade in der Umgebung solcher Heroen existirt und auch in den Memoiren mehrerer Napoleonischen Generale zu Tage tritt.

Man darf also nicht schließen, daß, wenn Pollio als ein Cäsarischer General etwas für Cäsar Ungünstiges sagt, dies deshalb verbürgt sei, ebenso wenig, daß, wo er mit Cäsar übereinstimmt, dadurch die Glaubwürdigkeit erhärtet sei. Wenn wir aber finden, daß Pollio durchweg den Zahlangaben Cäsars den Glauben versagt, so erhält unsere aus sachlichen Erwägungen gewonnene Kritik dadurch jedenfalls eine sehr bedeutsame Bestätigung, auch dann, wenn wir finden, daß Pollio selber einmal über das Ziel hinausgeschossen ist. Ein solcher Fall, glaube ich, ist da. Cäsar giebt aus seinem Verlust in der letzten Niederlage vor Dyrrhachium 960 Mann und 32 Offiziere an: bei Orosius, d. h. zweifellos Pollio lesen wir 4000 Mann nnd 22 (Schreibfehler für 32) Offiziere. 4000 Todte auf ein Heer von einigen 30000 Mann würde, da wir doch 12000—20000 Verwundete hinzurechnen müßten, für längere Zeit Kampfunfähigkeit bedeuten. Fast 1000 Todte, wie Cäsar angiebt, sind bereits ein so großer Verlust, daß ich einen sachlichen Einwand dagegen nicht erheben möchte. Offenbar ist hier Pollios genereller Argwohn, daß Cäsar in seinen Zahlangaben unzuverlässig sei, sozusagen mit ihm durchgegangen, und er hat irgend ein übertriebenes Gerücht ohne nähere Ueberlegung nacherzählt.

Gehen wir über zu den Stärke-Berechnungen.

Cäsar hatte nach seiner Angabe bei Pharsalus 80 Kohorten in der Front, zwei hüteten das Lager. Da er 23 Kohorten detachirt hatte (15 in Griechenland, 4 in Apollonia, 3 in Oricum, 1 in Lissus), so fehlen 5. Wohl nicht mit Unrecht hat Stoffel (und schon vor ihm Heller) hier den Text emendirt; er findet, daß 2 Kohorten als Lagerbesatzung unzureichend seien, und liest statt dessen sieben.

Digitized by Google

Die 80 Kohorten in der Front zählten nach Cäsar 22000 Mann; die Kohorten also im Durchschnitt 270 Mann; überdies hatte Cäsar eine Anzahl Antesignanen seiner Reiterei beigegeben. Die ganze Legions-Infanterie wäre also nach seinen Angaben gegen 24000, die Kohorten durchschnittlich gegen 300 Mann stark zu berechnen.

Orosius aber (VI, 15) und Eutrop (VI, 20) geben Cäsars Infanterie auf weniger als 30000 Mann an, und Appian (II, 76) und Plutarch (Pompejus 71) beziffern das vierte Treffen Cäsars, das nach seiner Angabe 6 Kohorten stark war, auf 3000 Mann; das gäbe auf die Kohorte nicht 300, sondern 500 Mann. Hieraus einen Schluß auf das ganze Heer zu machen und die Legionen auf ($500 \times 80 =$) 40000 Mann zu berechnen, ist unzulässig, da ja Cäsar möglicher Weise die sechs stärksten Kohorten, die sehr ungleich gewesen sein mögen, aus dem dritten Treffen herausgezogen hat. Aber wenn man auch nicht einfach multipliziren darf, so ist doch klar, daß, wenn auch nur 6 Kohorten zu 500 Mann allein im dritten Treffen waren, der Durchschnitt nicht noch unter 300 gewesen sein kann. Da wir nun die Unzuverlässigkeit der Zahlangaben Cäsars an anderen Stellen genügend festgestellt und hier nicht etwa die Angabe eines Gegners, sondern eines seiner eigenen, in der Schlacht gegenwärtigen Generale haben, so werden wir nicht zweifeln, dieser den Vorzug zu geben. Mag nun Cäsar seine Zahl ganz willkürlich gegriffen, mag er statt einer Durchschnittsziffer die seinem Gedächtniß gegenwärtige niedrigste Präsenzziffer einer Kohorte seiner Multiplikation zu Grunde gelegt haben, jedenfalls haben wir seine Zahl erheblich zu erhöhen, und es mag sogar noch zweifelhaft sein, ob nicht selbst die „weniger als 30000" aus Pollio noch zu niedrig sind, ob nicht z. B. die aus den Kohorten herausgenommenen, der Kavallerie zugetheilten Antesignanen noch hinzuzuaddiren sind.

Cäsar giebt an, daß die VIII. u. IX. Legion so schwach gewesen seien, daß sie zusammen eigentlich nur eine gebildet hätten. Nehmen wir den Ausdruck wörtlich, so waren sie zusammen etwa 6000 Mann, d. h. jede Kohorte etwa 300 Mann stark.

Wir haben damit Fingerzeige für die Stärke sowohl der stärksten, wie der schwächsten Kohorten in Cäsars Heer gefunden, 500 Mann und 300 Mann. Nehmen wir für das ganze Heer den Durchschnitt, 400 Mann, so zählten die 80 Kohorten in der Front 32000 Mann, wovon vielleicht 2000 für die zur Kavallerie abkommandirten Antesignanen abgehen mögen. Diese Berechnung erfährt eine gewisse Beglaubigung dadurch, daß sie mit der auf Pollio zurückgehenden Zahl, 30000, übereinstimmt.

Die Stärke der Pompejanischen Infanterie giebt Cäsar auf 110 Kohorten zu 45000 Mann an; 2000 evocati werden außerdem besonders genannt, können aber dem Wortlaut nach auch in die 45000 schon eingerechnet sein. 7 Kohorten hüteten überdies noch das Lager.

Orosius-Pollio giebt nur 88 Kohorten in der Front an, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Zahl die richtige ist.

Digitized by Google

Cäsar theilt selber mit (III, 4), daß Pompejus ursprünglich 9 Legionen gehabt habe, wozu noch die beiden des Scipio kamen. Demgemäß giebt er ihm bei Pharsalus 110 Kohorten. Er hat aber vergessen abzuziehen, daß Pompejus 15 Kohorten in Dyrrhachium unter Cato als Besatzung zurückgelassen hatte, und er sagt selbst, daß 7 Kohorten im Lager blieben. Man hat das auf verschiedene Weise ergänzen wollen. Stoffel (I, 343) nimmt an, daß es keine Legions-Kohorten aus römischen Bürgern gewesen seien, die in Dyrrhachium blieben; Göler (II, 168) will, daß die 15 Kohorten Cäsarianer, die im adriatischen Meer gefangen genommen und eingestellt waren, noch zu den 11 Legionen hinzukämen. Beide erklären die weiteren überzähligen 7 Kohorten als diejenigen, die von der entlassenen spanischen Armee zu Pompejus gewandert waren. Aber alle diese Auskünfte versagen. Die 15 gefangenen Kohorten sind nach Cäsars eigener ausdrücklicher Aussage (III, 4, 2) nicht als besondere Truppen formirt, sondern untergesteckt worden, und daß in einzelner Wanderung 7 volle Kohorten, ohne von den Kommandanten Cäsars fistirt zu werden, durch Italien zu Pompejus gelangt seien, ist ganz ausgeschlossen. Wenn das einige hundert Mann unternommen und durchgeführt haben, so ist das schon sehr viel.

Hätten wir nicht das Zeugniß des Pollio, so könnten wir immerhin glauben, daß wenigstens eine oder zwei eigene Kohorten aus diesen Veteranen gebildet worden seien, da es Cäsar so positiv behauptet und ihrer sogar in der Schlachtordnung besonders gedenkt, und daß die übrigen noch auf irgend eine andere, bei Cäsar an einer verloren gegangenen Stelle erwähnten Weise dem Heere zugeführt worden seien. Da aber Pollio die Angaben Cäsars gekannt, ihr die seinigen also mit Bewußtsein entgegengesetzt hat und die Zahl genau stimmt, wenn wir die 22 Kohorten, von deren Detachirung wir wissen, von dem Gesammtheer mit seinen 110 Kohorten abziehen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Pompejus nie mehr als jene 110 Kohorten gehabt und daß von diesen 88 bei Pharsalus in der Front gestanden haben.

Konsequenter Weise werden wir, wie in der Zahl der Kohorten, so auch in ihrer Stärke die auf Pollio zurückgehende Zahl (bei Eutrop und Orosius), das ist 40000 Mann, derjenigen Cäsars vorziehen. Die Kohorten des Pompejus waren also im Durchschnitt etwas stärker (etwa 455 Mann), als diejenigen Cäsars. Das ist nur natürlich, da Pompejus, wie Cäsar berichtet (b. c. III, 4) und wir ihm glauben dürfen, seine Legionen durch Aushebungen in Thessalien, Böotien, Achaja und Epirus komplettirt und die ganzen gefangenen 15 Kohorten untergesteckt hatte.

Die Aussage Appians (II, 70), daß nach der niedrigsten Angabe Pompejus an Infanterie das Anderthalbfache seines Gegners gehabt habe und daß nach Einigen 70000, nach Anderen aber weniger als 60000 Italiker sich in dieser Schlacht als Gegner gegenübergestanden, dürfen wir auf sich beruhen lassen.

Alles wohl erwogen, wird das Verhältniß etwa 40000 zu 30000

Digitized by Google

gewesen sein, also wenn auch nicht 47000 gegen 22000, wie Cäsar will, so doch immerhin eine sehr große Ueberlegenheit.

Ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, daß Pompejus an Leichtbewaffneten erheblich stärker war, da Cäsar keine mit übers Meer gebracht, sondern nur in Epirus und Umgegend selbst Geworbene hatte.

Am schwierigsten ist die Frage der Reiterei. Cäsar selbst behauptet, er habe nur 1000, Pompejus 7000 Pferde gehabt.

Von den Pompejanischen 7000 Reitern zählt Cäsar (III, 4) die einzelnen Kontingente auf:

600 Gallier des Dejotarus
500 Kappadocier
500 Thracier
200 Macedonier
500 Gallier und Germanen aus Aegypten
800 Hirtensklaven
300 Gallogräcier
200 Syrer.

Außer diesen 3600 noch Dardaner, Bessier, Macedonier, Thessalier und andere Völkerschaften. Was sollen das für andere Völkerschaften gewesen sein, die die volle Hälfte der Kavallerie stellten und doch nicht genannt werden konnten? Und wie kommt es, daß die Macedonier, deren Kontingent schon aufgeführt ist, hier zum zweiten Mal genannt, daß oben die Thracier generell genannt, hier die Bessier besonders aufgeführt werden, die ebenfalls Thracier sind?

Der Verdacht scheint unabweislich, daß Cäsar in der That eine Liste der verschiedenen Kontingente vorgelegen hat, und daß er, als er sah, daß sie nur die Hälfte von dem ausmachte, was er zu sagen wünschte, noch einen an Zahl und Herkunft unbestimmten Rest hinzugefügt und hierbei aus Versehen auch die Macedonier zum zweiten Mal genannt und zum Füllen auch noch den besonderen Namen der Bessier hinzugefügt hat.

Cäsar selbst will nur 1000 Reiter gehabt haben, und um diese 1000 den 7000 des Pompejus entgegenstellen zu können, erzählt er uns weiter, (III, 84) habe er ihnen ausgewählte junge Männer und Antesignanen in leichter Rüstung zu Fuß beigegeben, und sie hätten so vortrefflich zusammengewirkt, daß die 1000 sich nicht scheuten, den 7000 in freiem Felde entgegenzutreten, und ihnen kurz vor der Schlacht ein glückliches Gefecht lieferten.

In der Schlacht selbst sollen die Cäsarischen Reiter zwar vor der Ueberzahl ihrer Gegner gewichen sein, dann aber sollen 6 Kohorten, das wären nach den eigenen weiteren Angaben Cäsars kaum 1800 Mann Infanterie gewesen, die Pompejanischen Reiter nicht nur zurückgewiesen, sondern indem sie offensiv gegen sie vorgingen, sie in die Flucht gejagt und sie vollständig vom Schlachtfeld vertrieben haben. Jedes kriegsgeschichtliche Verständniß hört auf, wenn das glaublich sein soll. Weder ist es denkbar, daß ein General wie Labienus eine jeden kriegerischen Geistes bare Kavallerie

Digitized by Google

geführt, noch daß eine auch nur leidliche Kavallerie, und es waren ja darunter Gallier, Germanen, Thracier, Macedonier, Theſſalier, vor einer verhältnißmäßig kleinen Schaar ſchweren Fußvolkes auf die Berge (altissimos montes) flüchte, und Cäſar läßt nicht einmal ſeine eigenen geworfenen Reiter wieder umkehren und dabei mitwirken.

Nach alledem werden wir bereits geneigt ſein, die 7000 Pferde des Pompejus für eine ſehr ſtarke Uebertreibung zu halten. Aber ein nicht nur verändertes, ſondern ein ganz anderes Bild ſteigt vor uns auf, wenn wir bei Eutrop (VI, 20) und Oroſius (VI, 15) leſen, Pompejus habe auf dem rechten Flügel 500, auf dem linken 600 Reiter gehabt.

Hat Aſinius Pollio das wirklich berichtet, ſo ſind damit nicht nur die Zahlen, ſondern es iſt auch die ganze Vorſtellung des taktiſchen Vorganges, wie wir ſie bisher gehabt haben, zerſtört, denn dieſer war begründet auf der Konzentrirung der ganzen beiderſeitigen Kavallerie auf einem Flügel.

Das Problem, das uns die Quellen hier aufgeben, hat mich ſehr lange beſchäftigt und ich darf ſagen, irritirt. Die Ausſagen liegen ſo weit auseinander, daß ſie auf keine Weiſe zu vereinigen ſind, ſondern eine von beiden irgendwie weggeſchafft werden muß. Die Nachrichten bei Eutrop und Oroſius, wie man bisher gethan hat, einfach zu ignoriren, iſt unmöglich, um ſo weniger, als jedenfalls auch ein Korn Wahrheit in ihnen ſteckt.

Cäſar ſelbſt und Plutarch im „Cäſar" laſſen zwar ausdrücklich die ganze Reiterei beider Parteien auf dem einen Flügel ſtehen. Appian aber läßt die Pompejaniſche Kavallerie auf den Flügeln ſtehen (cap. 75) und nachträglich (cap. 76) die Beſten, alſo nicht Alle, auf den linken Flügel hinüberziehen, und ebenſo berichtet Plutarch im „Pompejus" (cap. 69), daß „faſt alle" (ὀλίγου δεῖν ἅπαντες) Reiter des Pompejus dem linken Flügel zugetheilt wurden. Es iſt alſo zweifellos, daß Pompejus auch auf ſeinem rechten Flügel eine Reiter-Abtheilung gehabt hat, die Cäſar nicht der Mühe werth gehalten, beſonders zu erwähnen, Pollio aber ausdrücklich aufgeführt hat.

Zwei Löſungen ſcheinen mir möglich. Die eine iſt, eine Text-Verderbniß anzunehmen. Zwar ſind die Zahlen doppelt bezeugt, aber Eutrop und Oroſius haben beide nicht direkt aus Livius geſchöpft (der ſeinerſeits Pollio benutzt hat), ſondern aus einer und derſelben verloren gegangenen Epitome.[1]) Es wäre alſo denkbar, daß in dieſer Epitome die Tauſendzahl vor den „600" auf dem linken Flügel ausgefallen oder die Zahl ſonſt korrumpirt war und beide Autoren gleichmäßig denſelben Fehler übernommen haben. Pollio hat alſo vielleicht geſchrieben: Pompejus hatte auf ſeinem rechten Flügel nur 500, auf dem linken x Tauſend 600 Reiter. Daraus haben Appian und Plutarch im „Pompejus" gemacht, daß er „faſt" die ganze Reiterei auf dem linken Flügel hatte, ohne die

[1]) Zangemeiſter in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Oroſius p. XXV.

Digitized by Google

Zahlen zu nennen; der Epitomator des Livius hat die Zahlen übernommen, sie aber dabei verdorben.

Die zweite Möglichkeit ist, daß Pollio wirklich dem Pompejus nur 1100 Reiter, also nur eine minimale Ueberlegenheit zugeschrieben hat; daß diese Reiter anfänglich zu 500 und 600 auf die Flügel vertheilt waren und erst nachträglich, wie Appian berichtet, das Gros der Reiter auf den linken Flügel gezogen wurde, diese nachträgliche Aenderung aber auf dem Wege von Pollio bis zu dem Epitomator des Livius verloren gegangen ist.

Diese letztere Lösung wird man deshalb ungern annehmen, weil die Uebertreibung, deren Cäsar sich dann in dem Zahlverhältniß schuldig gemacht hätte (7000 gegen 1000 statt 1100 gegen 1000), gar zu ungeheuerlich sein würde, sachlich unmöglich ist sie aber nicht. Unzweifelhaft müssen wir annehmen, daß die Pompejaner eine wesentliche Ueberlegenheit hatten; aber eine Ueberlegenheit von 10000 Mann in der schweren Infanterie, eine jedenfalls sehr große Ueberlegenheit in den Schützen und eine immerhin noch bemerkbare Ueberlegenheit in der Kavallerie würden doch genügen, um den Entschluß der Pompejaner, die Schlacht anzunehmen, moralisch gehoben, wie sie durch den Erfolg der Schlacht zu Dyrrhachium waren, zu erklären.

Der Haupt-Einwand, den ich dagegen habe, liegt eigentlich auf der anderen Seite: die tausend Reiter, die Cäsar nur gehabt haben will, wollen mir nicht recht glaubhaft erscheinen, obgleich alle Quellen, auch die, die Pollio benutzt haben, diese Zahl geben.

Cäsar selber erzählt uns, er habe bei Brundisium seine ganze Reiterei versammelt gehabt, und Appian giebt ihre Zahl auf 10000 an. Hinübergeführt will Cäsar aber bei dem ersten Transport nur 600, bei dem zweiten 800 haben. Da er von diesen 1400 einige verloren, andere detachirt hatte und einige zum Feinde übergegangen waren, so erscheinen ganz konsequent bei Pharsalus 1000. Wir fragen aber, weshalb Cäsar von dem Reiter-Ueberfluß, den er bei Brundisium hatte, nicht noch eine Anzahl hat kommen lassen. Es war ja Monate lang Zeit dazu, und wenn es bei Brundisium zu gefährlich war, so konnten einzelne Abtheilungen in der Zeit, wo Cäsar das Pompejanische Heer eingeschlossen hielt, das adriatische Meer irgendwo weiter nördlich durchqueren, an der illyrischen Küste landen und ihrem Feldherrn zuziehen. Waren auch viele Transportschiffe zerstört, aus Tarent oder Syrakus oder den adriatischen Häfen konnte man neue beschaffen.

Jedenfalls spricht diese Erwägung dagegen, daß die Uebermacht des Pompejus gerade an Reiterei von Cäsar als sehr gefährlich empfunden wurde.

Man könnte gegen alle diese Berechnungen einwenden, daß, wenn die Zahlen Cäsars wirklich so sehr und namentlich bei der entscheidenden Waffe, der Kavallerie, von der Wahrheit sich entfernten, von Pompejanischer Seite ein stärkerer Einspruch erhoben und uns davon irgendwo, wie z. B. in

Digitized by Google

Ciceros Briefen oder bei Lukan eine Spur erhalten worden wäre. Selbst wenn, wie oben dargethan, keine wirklich eingeweihte pompejanische Aufzeichnung bekannt geworden ist, eine so fundamentale Thatsache hätte sich doch auch in mündlicher Tradition lange erhalten. Es ist hier aber einer von den seltenen Fällen, wo das Interesse in beiden Lagern, die Wahrheit zu verschleiern, aus verschiedenen Motiven doch zusammentraf, wenigstens sich nicht widersprach. Hätten die Pompejaner ihre Niederlage auf die zu geringe Streitmacht geschoben, so wäre mit verdoppelter Wucht der Vorwurf auf die Führung, nicht blos auf den Pompejus allein, sondern die ganzen führenden Kreise gefallen, daß sie die Schlacht unnöthiger Weise angenommen hätten. Die innere Ueberlegenheit der Veteranenlegionen Cäsars war unbestreitbar. Auch die Pompejaner brauchten zu ihrer Rechtfertigung also die Behauptung, sie seien numerisch überlegen gewesen, und erklärten vermuthlich, wie das zu geschehen pflegt, die Niederlage nur durch falsche Führung oder Verrath.

Bei solcher Unsicherheit und Unzuverlässigkeit der Quellen muß man entweder ganz auf eine Zahl-Angabe verzichten, oder man setzt, um die Darstellung und das Schlachtbild anschaulicher zu machen, eine Zahl ein, wie sie dem Verlauf der Ereignisse am besten zu entsprechen scheint, mit dem Vorbehalt, daß sie als solche nach subjektivem Eindruck, also willkürlich gegriffen ist. Auf Grund einer solchen Erwägung habe ich oben für Cäsar gegen 2000, für Pompejus gegen 3000 Reiter eingestellt. Man kann dagegen einwenden, daß doch wenigstens für Cäsar 1000 Reiter auch durch Pollio bezeugt seien. Aber erstens ist es doch nicht so durchaus sicher, daß Pollio hier Cäsars Angabe ohne jeden Vorbehalt wiederholt, daß nicht etwa eine Abweichung bei seinen Benutzern ausgefallen ist, und zweitens wäre doch auch Pollios Zeugniß noch keineswegs unbedingt beweisend. Bei solchen Zahlangaben spielen, wie auch die neuere Kriegsgeschichte gelehrt hat, oft genug zufällige Irrthümer und Mißverständnisse eine Rolle. Gegen die 1000 Reiter Cäsars aber spricht sowohl die sehr starke Einwirkung, die sie auf jeden Fall in der Schlacht gehabt haben, wie die uns nunmehr genügend festgestellte Gewohnheit Cäsars, seine Stärken zu gering anzugeben.

2. Die Frage der Stärke der beiderseitigen Kavallerie führt zu dem Hauptpunkt, in dem ich glaube, daß die Erzählung Cäsars von dem Verlauf der Schlacht korrigirt werden muß. Nach seiner Darstellung wurden die Pompejanischen Reiter ausschließlich durch die 6 Kohorten des vierten Treffens geschlagen. Diese Kohorten metzelten darauf die Leichtbewaffneten nieder, die die Reiter begleitet hatten, fielen endlich der Infanterie in die Flanke und den Rücken und entschieden die Schlacht. Nach der von mir gegebenen Darstellung, gestützt auf Appian (II, 78), haben hingegen die Reiter gemeinsam mit ihren Leichten und den Kohorten den Sieg erfochten und den Flankenangriff auf die feindlichen Legionen gemacht.

Die Neueren haben sich bisher der Erzählung Cäsars in dem Grade angeschlossen, daß die Herausgeber Appians sogar das Wort „ἱππεῖς“ ein-

Digitized by Google

geklammert haben, in Anbetracht, daß auch bei Plutarch von ihnen nicht mehr die Rede ist. Die Natur der Dinge spricht aber so sehr für die Betheiligung der Reiter, daß sie sogar angenommen werden müßte, selbst wenn Appian sie nicht ausdrücklich bezeugte.

Cäsar selber erzählt uns, wie er durch Zutheilung von Antesignanen seine Reiter befähigt habe, es mit den Gegnern aufzunehmen. Die Erzählung wäre verfehlt, wenn die Reiter in der Schlacht nichts gethan hätten, als die Flucht zu ergreifen.

Cäsar selber erzählt uns, wie die geschlagenen Schützen, die die Pompejanischen Reiter begleiteten, sämmtlich niedergemetzelt wurden. Weshalb entflohen sie nicht? Die schweren Legionare konnten sie doch nicht einholen? Die Erzählung hat nur dann einen Sinn, wenn die Cäsarischen Reiter und Leichten umgekehrt waren und sich von Neuem auf ihre Gegner gestürzt hatten.

Endlich die Ueberwältigung der Pompejanischen Legionen selber verlangt die Mitwirkung dieser Truppen. Ein Flankenangriff von bloß 6 Kohorten hätte eine so sehr starke Wirkung auf die weit überlegene Pompejanische Infanterie nicht ausüben können. Selbst die Zeit, die die 6 Kohorten brauchten, um nur den weiten Weg des Herumschwenkens zurückzulegen, wäre zu lang gewesen; die feindlichen Generale hätten mittlerweile ihre Gegenmaßregeln ergriffen. Ganz anders, wenn es zunächst die Reiter und Schützen waren, die eilenden Laufes die Bewegung vollzogen und denen die geschlossenen Kohorten erst nachfolgten.

Cäsar hatte aber einen guten Grund, weshalb er den Ruhm der Entscheidung nicht der Reiterei, sondern den Kohorten zusprach. Schon in der Schlacht gegen Ariovist haben wir den Antheil, den die gallischen Reiter an dem Siege hatten, vermißt. Jetzt machte ihm die öffentliche Meinung in Rom den Vorwurf, daß er Barbaren gegen die Republik geführt habe.[1]) Sollte er ihnen auch den entscheidenden Sieg verdanken? Welchen Stammes diese Barbaren waren, bezeugt uns nur zu deutlich ein kleiner Zug, den uns Appian aufbewahrt hat. Beim Einmarsch in Thessalien hatte man die kleine Stadt Gomphi erstürmt und geplündert, und die Soldaten hatten sich an den Weinvorräthen gütlich gethan, „am lächerlichsten aber waren die Germanen in ihrer Betrunkenheit", fügt Appian (II, 65) hinzu. Es sind die germanischen Reiter, die schon den Sieg der Römer über Vercingetorix entschieden haben. Noch ein anderes, wenn auch halbverwischtes, doch noch lesbares Zeugniß ist uns darüber enthalten. Florus (II, 13, 48) sagt: „Germanorum cohortes tantum in effusos equites (Pompei) fecere impetum, ut illi esse pedites, hi venire in equis viderentur". Hat Cäsar jemals germanische Kohorten gehabt? Hatte er Germanen in seine Legionen eingestellt? Sicherlich nicht. Es kann nicht anders sein, als daß hier die Erzählung Cäsars, seine 6 Kohorten hätten die feindliche Reiterei geschlagen, zusammengeflossen ist mit einer anderen, wonach seine Germanen

[1]) Dio XXXXI, 54, 2.

Digitized by Google

es gewesen waren, die diesen Sieg erfochten hatten. Indem wir diese falsche Verschmelzung wieder scheiden, restauriren wir das Bild, wie der gemeinschaftliche Angriff der Kohorten und der germanischen und gallischen Reiter das Treffen gewann.

Wie sehr Cäsars Erzählung von politischen Motiven beherrscht wurde, läßt sich noch an einem anderen Punkte erkennen. Cäsar reicht in den Kommentaren den Siegeslorbeer ausschließlich den sechs Kohorten. Bei Appian (II, 79) aber lesen wir, Cäsar habe in seinen Briefen geschrieben, die zehnte Legion, die auf seinem äußersten rechten Flügel stand, habe den von der Reiterei entblößten feindlichen Flügel umfaßt und von der Flanke angegriffen. (τὸ γὰρ δέκατον τέλος σὺν αὐτῷ περιδραμεῖν τὰ λαιὰ τοῦ Πομπηίου ἔρημα ἱππέων γενόμενα, καὶ πανταχόθεν ἀτρεμοῦντας ἐς τὰ πλευρὰ ἐσακοντίζειν μέχρι θορυβουμένοις ἐμπεσόντας βίᾳ τρέψασθαι καὶ τῆς νίκης κατάρξαι). Das ist jedenfalls eine sehr merkwürdige Abweichung, deren Genesis aber schon Schweighäuser errathen hat. Als Cäsar die Kommentare über den Bürgerkrieg schrieb und veröffentlichte, im Herbst 47, ehe er von Rom nach Afrika ging, hatte die zehnte Legion gemeutert und ihren Kriegsherren dadurch aufs Schwerste verletzt. Jetzt war sie es nicht mehr, die den Sieg von Pharsalus entschieden hatte, sondern das aus den Kohorten sechs verschiedener Legionen zusammengesetzte vierte Treffen. Wir aber entnehmen daraus, daß der Feldherr erst nachträglich zu dieser Darstellung kam, daß der Accent der Entscheidung unmöglich bei diesen Truppen gelegen haben kann, sondern künstlich auf sie übertragen worden ist, weil der Feldherr aus guten Gründen nicht bekennen wollte, wem er sie hauptsächlich verdankte, nämlich den tapferen barbarischen Reitern.

Je länger ich mich mit Cäsar beschäftigt habe, desto bestimmter hat sich bei mir die Ansicht gebildet, daß seine Kommentare geschichtlich nicht anders verwerthet werden dürfen, als die Memoiren von St. Helena. Sie sind wie diese ein wunderbares Gewebe von realistischer, eindringlicher Wahrheit und völlig bewußter und beabsichtigter Täuschung. Wer die Napoleonische Literatur kennt, weiß, daß auch grade der Zug, den Ruhm eines Sieges nach augenblicklichen politischen Motiven diesem oder jenem Truppentheil oder General zu verleihen, wenn auch gar kein Anspruch darauf bestand, dem großen Korsen eigenthümlich war.

3. Im Zusammenhang mit der Verschiebung der Leistungen der verschiedenen Truppentheile steht auch eine temporelle Verschiebung in der Erzählung der Kommentare. Cäsar läßt zuerst die beiden Infanterie-Phalangen zusammenprallen, dann erzählt er das Reitergefecht, eingeleitet durch die Wendung „eodem tempore".

Appian aber (II, 78) sagt ausdrücklich, die Reiter seien dem Fußvolk etwas vorausgekommen, und es ergiebt sich aus der Schlacht-Idee des Pompejus, der ja sein Fußvolk künstlich zurückhielt, daß es so gewesen sein muß. Cäsar aber konnte es nicht so erzählen, weil dann das Heldenthum des evocatus Crastinus, das jetzt so wirkungsvoll die Schlacht einleitet und

Digitized by Google

ein so prächtiges Bild von dem Verhältniß dieser alten Soldaten zu ihrem Kriegsherrn giebt, nicht zu seinem Recht gekommen wäre. Plutarch folgt im „Cäsar" dessen Erzählung; im „Pompejus," wo er den Pollio vor sich hatte, legt er sich die Sache auf die Weise zurecht, daß er jedem Autor mit der Hälfte des Heeres folgt: nach Cäsar läßt er den Kampf mit der Infanterie beginnen; nach Pollio Pompejus, da es nicht das Ganze sein kann, den rechten Flügel zurückhalten.

4. Wenn Pompejus ein Interesse hatte, den Zusammenprall der Phalangen hinzuhalten, bis seine Kavallerie gesiegt hatte, so könnte man dasselbe von Cäsar meinen, der ja ebenfalls durch die Flankirung zu siegen hoffte und für Cäsar hätte das sogar um so mehr gegolten, als er ja erst im Rückstoß den Sieg auf dem Reiterflügel zu erlangen rechnete. Trotzdem hören wir nicht, daß Cäsar seine Legionen zurückhielt, und mit Recht. Für Cäsar kam Alles darauf an, daß Pompejus nicht, nachdem seine Kavallerie geworfen war, aus seinem dritten Treffen seinerseits eine Gegenbewegung entwickelte, die seine Flanke wieder degagirte und die Ueberflügelung wett machte. Das hätte um so leichter geschehen können, da ja die Entscheidung des Reiterkampfes sich ziemlich entfernt von der Pompejanischen Infanterie abspielte. Es wurde aber erschwert, wenn mittlerweile bereits der Kampf auf der ganzen Linie entbrannt war, die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und das Getöse auch das dritte Treffen umwölkte. Cäsar hatte, wie wir wissen, die Vorsicht beobachtet, auch den Rest seines dritten Treffens zurückzuhalten, um ihn auf alle Fälle zur Verfügung zu haben. Pompejus, in dem festen Vertrauen auf den Sieg seiner Reiter, hatte das vermuthlich nicht gethan. Dadurch war die Masse der Pompejanischen Infanterie, ohnehin viel stärker, anfänglich wohl doppelt so stark als die beiden vorderen Treffen Cäsars, die den Kampf eröffneten. Aber Cäsar vertraute seinen Veteranen, daß sie unter allen Umständen eine lange Zeit auch dem Druck einer doppelten Ueberlegenheit Stand halten würden, und mittlerweile vollzog er die Umgehung.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Die letzten Feldzüge des Bürgerkrieges.

Der Feldzug in Griechenland und die Schlacht bei Pharsalus, der Kampf der Römer untereinander unter der Führung ihrer beiden berühmtesten Feldherren bildet den Höhepunkt der antiken Kriegskunst. Die weiteren Feldzüge Cäsars sind zwar noch reich an individuellen Erscheinungen, aber prinzipiell Neues, eine weitere Entwickelung bieten sie nicht mehr, und dabei sind sie auch viel unsicherer überliefert als der Kampf gegen Pompejus. Nicht mehr Cäsar hat sie uns beschrieben, sondern einige seiner Offiziere von verschiedenem Talent und viel gröberer Parteilichkeit als Cäsar selbst. Die Benutzer des Asinius Pollio, die uns ein so werthvolles Kontrolmittel für Cäsar boten, fehlen uns zwar auch hier nicht, aber was sie bieten, ist meist nur wenig oder unbrauchbar.

1. Das Treffen von Ruspina

bedarf deshalb einer Betrachtung, weil es den Anschein erweckt und auch von den Neueren so aufgefaßt ist, als ob Cäsars Taktik hier thatsächlich noch etwas ganz Neues geleistet hätte, nämlich ein Rettungsmittel gefunden aus der Situation, in der Crassus in Mesopotamien, Cäsars General Curio in Afrika noch ein Jahr vorher mit ihren ganzen Heeren zu Grunde gegangen waren. Der Zusammenhang muß jedoch anders aufgefaßt werden.

Cäsar hatte von seinem Lager bei der Seestadt Ruspina im östlichen Tunis mit drei Legionen und geringer Begleitung von Reitern und Schützen einen Marsch ins Innere gemacht, um zu fouragiren, als er auf freier Ebene von den numidischen Reitern und Schützen unter Führung des Labienus angegriffen wurde. Er ließ seine Infanterie in möglichst flacher Aufstellung nach allen Seiten Front machen und wehrte die feindlichen Angriffe ab, indem von Zeit zu Zeit Kohorten mit Unterstützung der wenigen Reiter vorstürmten und durch ihren Pilenwurf die feindlichen Schwärmer zurückjagten. Nach der Erzählung des Pseudo-Hirtius, wie wir den Verfasser des bellum Africum nennen wollen, endigte das Treffen mit einem

Digitized by Google

Siege, indem die Kohorten unter Anspannung der letzten Kräfte endlich den leichtfüßigen Feind über die nächsten Hügel hinüberjagten. Nach Appian (II, 95) jedoch wurde Cäsar geschlagen, und die Gegner vollendeten ihren Sieg nur aus Lässigkeit nicht. Da bei Männern wie Labienus und Petrejus eine solche Begründung nicht annehmbar erscheint, so ist man in Verlegenheit wegen einer ausreichenden Erklärung; sie ist jedoch ohne Schwierigkeit im Pseudo-Hirtius selber zu finden, wenn man sich erinnert, was Xenophon in der Anabasis über die analoge Situation der Zehntausend berichtet. Die Nacht ist es, die die bedrängte Infanterie vor den Pfeilen der berittenen Schützen birgt. Auch Antonius, als er auf seinem Rückzug von den Parthern bedrängt wurde, hat sie, wie wir in seinem vorweggenommenen Feldzuge gesehen haben, zu Hülfe genommen. Die Erzählung im bellum Africum, daß die Kohorten endlich durch ihre Offensive den Feind verjagt, ist deshalb unglaubwürdig, weil man nicht einsieht, weshalb sie das nicht gleich im Anfang gethan haben, wenn sie dazu fähig waren. Was sie geleistet haben, vermuthlich unter nicht geringem Verlust, so daß Appians Quelle das Treffen als eine Niederlage Cäsars darstellen konnte, war, daß sie sich den ganzen Tag bis zum Einbruch der Dunkelheit behaupteten. In der Nacht gingen die feindlichen Reiter, um sich nicht einem Ueberfall auszusetzen, weit zurück, und da Cäsar nur 3000 Passus ($4\frac{1}{2}$ Kilometer) von seinem Lager entfernt war, so konnte er sich nunmehr ohne Schwierigkeit dahin zurückziehen. Sein militärisches Verdienst bleibt, daß er in der peinlichen Lage die Moral und die Ordnung seiner Truppen aufrecht erhielt und durch Aufstellung in einer Art Karrée mit möglichst langen, dünnen Linien der Anwendung der hier allein brauchbaren Waffe, des Pilum, den größtmöglichen Spielraum und der Wirksamkeit der feindlichen Pfeile und Wurfspieße möglichst wenig Chancen gab. Da eine dünne Aufstellung immer etwas Unsicheres hat, so ist das ein Zeichen, wie sehr Cäsar seinen Truppen vertraute und wie vortrefflich unter seiner Führung ihre Haltung war. Das Entscheidende ist jedoch die Nähe des Lagers und auch, da man im Winter war, die Kürze des Tages, die die Krisis nicht gar zu lange dauern ließ. Curio, der das Jahr vorher in derselben Lage zu Grunde gegangen war, war schon in der Nacht (um die vierte Nachtwache (bell. civ. II, 39) ausmarschirt und hatte unter mehrfachen Gefechten 16000 Passus (24 Kilometer) gemacht, als er auf die feindliche Hauptmacht stieß. Seine Reiterei hatte sogar schon einen Nachtmarsch hinter sich und war völlig erschöpft. Auch wenn man sich bis zum Abend gehalten hätte (die Schlacht fällt in den Hochsommer), so war doch gar keine Möglichkeit, in der Nacht wieder in das Lager zurückzugelangen. So ergriff die Soldaten die Verzweiflung, sie gaben den Widerstand auf und wurden zusammengehauen.

Die taktischen Evolutionen, die Cäsar machen ließ, um sich der feindlichen Schwärmer zu erwehren, sind sehr verschieden ausgelegt worden: die drei bedeutendsten Militärs, die in neuerer Zeit den Bericht untersucht haben, Göler, Rüstow und Stoffel, haben sehr verschiedene Bilder geliefert, und

Digitized by Google

die Philologen haben sich nicht anders als durch eine Aenderung des Textes zu helfen gewußt.

Mir scheint folgende Erklärung die natürlichste. Als Cäsar plötzlich gemeldet wurde, daß der Feind in Masse anrücke, und man schon die Staubwolke sich nähern sah, ließ er zunächst seine drei Legionen zu einem Treffen aufmarschiren, die schwache Kavallerie auf beiden Flügeln. Die ungewöhnliche Aufstellung in einem Treffen empfahl sich deshalb, weil sie einen gewissen Schutz gegen die Ueberflügelung bot und ihrerseits den Feind mit Umklammerung bedrohte. Für gewöhnlich durfte man das nicht thun, weil man nicht sicher war, mit dem ersten Treffen die feindliche Infanterie zu werfen: deshalb dahinter das zweite und dritte Treffen, um es nach Bedürfniß, sei es zur Verstärkung der Front, sei es zu Flankenbewegungen zu verwenden. Hier aber, wo man es nicht mit Schwerbewaffneten zu thun hatte, sondern mit dichten Schaaren Leichtgerüsteter, konnte man darauf vertrauen, daß die Linie keiner Verstärkung von rückwärts bedürfen würde, und deshalb die Front möglichst lang machen.

Die Gegner ließen es aber garnicht zum regelrechten Kampf kommen, sondern begnügten sich mit einem Schützengefecht, indem ihre Reiter gleichzeitig die römische Front, so lang sie war, umgingen, und sie, indem sie die wenigen gegnerischen Reiter zurücktrieben, vom Rücken bedrohten. Man mußte jetzt nach beiden Seiten Front machen, und das hätte alle taktischen Verbände, indem man bald nach dieser, bald nach jener Seite einen Ausfall machte, zerrissen. Das zu verhindern, befahl Cäsar, daß jede zweite Kohorte Kehrt mache, sich hinter ihre Nachbar-Kohorte setze und Rücken an Rücken mit ihr kämpfe. Die Lücken wurden ausgefüllt, indem jede Kohorte eindublirte und sich dadurch auf die doppelte Breite setzte. Wenn also die Kohorten vorher, sagen wir, acht Glieder tief gestanden hatten, so standen sie jetzt nur vier Glieder tief. In der Mitte zwischen den beiden Fronten blieb natürlich ein gewisser Raum, in den die etwa vorhandenen Fahrzeuge Aufnahme fanden, wohin die geworfenen Reiter sich zurückziehen konnten und wo die höheren Offiziere sich frei hin und her bewegen konnten. Den einzelnen Soldaten wurde es verboten, aus dem Gliede zu springen, um etwa einem sich gar zu keck nähernden, feindlichen Schützen zu Leibe zu gehen. Die ganzen Kohorten aber, namentlich die Kohorten auf den Flügeln in Verbindung mit der Reiterei, machten Ausfälle, die den Kreis der Einschließenden zuweilen sprengten, und diese Augenblicks-Erfolge hat Pseudo-Hirtius zu vollständigen Siegen aufgebauscht. Da aber die ausfallenden Kohorten, aus Furcht, in einen Hinterhalt zu fallen, sich immer bald wieder zum Gros zurückziehen mußten, werden wir vermuthen dürfen, daß auch die flüchtenden Feinde sofort wieder umgekehrt sind, denn der Autor berichtet uns selbst, daß der Kampf bis zum Sonnenuntergang, wo er von selbst erlöschen mußte, gedauert habe.

Die hauptsächlichste Stelle lautet (Kap. XIII): „Caesar interim consilio hostium cognito iubet aciem in longitudinem quam maximam porrigi

Digitized by Google

et alternis conversis cohortibus, ut una post alteram signa tenderet, ita coronam hostium dextro sinistroque cornu mediam dividit." Sie ist zu übersetzen: „Cäsar, nachdem er den Plan der Feinde (ihn zu umzingeln) erkannt, befiehlt, die Schlachtlinie so sehr als möglich auszudehnen und jeder zweiten Kohorte, Kehrt zu machen und sich hinter die nächste zu setzen, aus welcher Stellung er den feindlichen Ring mit dem rechten und linken Flügel durchbricht." Die Aenderung, die man vorgeschlagen hat: „ut una post, altera ante signa contenderet", besagt im Schluß-Effekt dasselbe, läßt aber das Hintereinanderziehen der Kohorten ausfallen und verschleiert dadurch den Vorgang, statt ihn zu erhellen. Sie ist daher mit Stoffel abzulehnen, dem ich mich auch sonst in der Hauptsache angeschlossen habe, mit dem Unterschied, daß ich keine Intervalle zwischen den Kohorten annehme, sondern, wie das schon Göler aufgefaßt hat, das Ausrecken der Front in die Länge als eine Verringerung der Gliederzahl auslege. In der Revue de philologie I, 154 hat übrigens Stoffel selber schon erklärt, daß er so große Intervalle, wie sie auf seiner Skizze gezeichnet sind, nicht gemeint, sondern nur die kleinen Intervalle, die naturgemäß zwischen den taktischen Einheiten der Ordnung halber bleiben müssen, im Auge gehabt habe. Wenn er Fröhlich wegen dieses Mißverständnisses Vorwürfe macht, so ist das doch wohl nicht berechtigt, da er ja in seinem Buch nicht angegeben hat, in welcher Art er sich die Lücken, die durch das Herausziehen der 15 Kohorten entstanden waren, ausgefüllt dachte.

Vergleiche: Rüstow, Heerwesen und Kriegsführung Cäsars. Zweite Aufl., S. 133. Göler, Cäsars gallischer Krieg. Zweite Aufl., Bd. II, S. 272. Stoffel, Guerre civile. Bd. II, S. 284. Domaszewski, Die Fahnen im römischen Heer. S. 3. Fröhlich, Kriegswesen Cäsars. S. 194.

2. Die Schlacht bei Thapsus

ist dadurch merkwürdig, daß es die letzte Schlacht des Alterthums war, in der Elephanten zur Anwendung kamen. Das ist aber auch fast das Einzige, was wir mit Sicherheit von ihr wissen und wovon uns auch Pseudo-Hirtius mit einiger Ausführlichkeit erzählt. Von dem übrigen Verlaufe der Schlacht sagt er fast nichts, und die übrigen Berichte stehen unter sich und mit ihm in unausgleichbarem Widerspruch. Nach Appian (II, 97) war die Schlacht hart und wechselvoll und dauerte bis zum Abend, wo Cäsar mit Mühe den Sieg errungen hatte. Nach Pseudo-Hirtius hat er Alles in Allem nur 50 Mann verloren. Nach Dio (43, 8) war die Schlacht ein Ueberfall, in dem Scipio und Juba einzeln geschlagen wurden; noch stärker ist das ausgeführt bei Plutarch („Cäsar" Kap. 53), und Pseudo-Hirtius scheint damit nicht unvereinbar.

Wir mögen das auf sich beruhen lassen, knüpfen aber an diese letzte Elephanten-Schlacht einen Ueberblick über das, was wir über die militärische Verwendung dieser Thiere im Alterthum nunmehr aus der Betrachtung sämmtlicher Schlachten, in denen sie vorkommen, gewonnen haben.

Digitized by Google

3. Die Elephanten.

Die Schlacht am Hydaspes gab uns zu der Bemerkung Veranlassung, daß die Ueberwältigung der Elephanten den Macedoniern doch recht schwer geworden sein müsse, da wir nachher sehen, wie sehr sie selber sich bemühen, dieses Kriegs-Instrument zu erwerben. Sehen wir nun aber auf den Erfolg, so scheint sich die umgekehrte Schlußfolgerung zu ergeben, da wir nicht eine einzige beglaubigte Schlacht finden, in der die Elephanten etwas Wesentliches ausgerichtet haben, im Gegentheil meistens der an Elephanten stärkere Theil geschlagen worden ist. Das Unglück will, daß die berühmtesten Elephanten-Schlachten alle mehr oder weniger nur legendarisch oder anekdotenhaft überliefert sind. Die einzige, von der wir uns ein historisch brauchbares Bild machen können, bleibt die erste, die Schlacht am Hydaspes. Die Diadochen-Schlachten, die Pyrrhus-Schlachten, die Schlachten des ersten punischen Krieges gewähren alle keine zuverlässige Ausbeute. Bei Zama-Naraggara und Thapsus erfahren wir wohl, daß Elephanten in angeblich großer Zahl vorhanden waren, aber nichts von ihrer Leistung, und ihre Herren wurden geschlagen. Die Bilanz der Siege und Niederlagen, wenn wir alle Nachrichten nehmen, wie sie sind, spricht gegen die Elephanten. Sie sind betheiligt an den Siegen von Ipsus, Antiochus' I. über die Gallier, von Heraklea, Asculum, Tunes, Hamilkars über die Söldner, am Tajo (Hannibal über die Spanier[1]), an der Trebia, bei Kynoskephalä und Pydna. Sie haben aber, obgleich auf ihrer Seite in großer Mehrzahl oder allein vorhanden, die Niederlage nicht verhindert am Hydaspes, in Paratakene, in Gabiene, bei Gaza, Benevent, Agrigent, Panormus, Raphia, Himera[2]), Bäcula, Metaurus, Zama, Magnesia, Muthul[3]), Thapsus. Irgend ein Beispiel, daß die Elephanten geschlossene Infanterie durchbrochen hätten, ist nicht berichtet. Das einzige Mal, das in Betracht kommen könnte, bei Kynoskephalä, wird ausdrücklich gesagt, daß die Macedonier noch nicht geordnet waren, als die Römer sie angriffen und die Elephanten sie sprengten.

Bei Zama sollen die Römer Intervalle zwischen ihren Manipeln gelassen haben, damit die Elephanten durch diese Gassen gingen. Bei Tunes stellten sie sich umgekehrt sehr tief auf, und Polybius (I, 33, 10) lobt ausdrücklich diese Aufstellung als eine gegen Elephanten geeignete. Beide Nachrichten gehen, wie wir wissen, auf ungenügende Quellen zurück; das Werthvollste ist wohl das Urtheil des Polybius, der die tiefe Aufstellung billigt, den Elephanten also nicht die Kraft zutraut, sie zu durchbrechen. Nach seiner eigenen Erzählung hätten die Elephanten immerhin in den vordersten Gliedern der römischen Phalanx eine ziemliche Verheerung angerichtet, aber die

---

[1]) Polyb. III, 14.

[2]) Livius XXV, 41.

[3]) Sallust, Jugurtha 53.

Digitized by Google

Schilderung muß doch wohl übertrieben sein, da wir sonst in den späteren Schlachten öfter dergleichen hören müßten.

Die wirklich gut beglaubigte Wirkung der Elephanten ist nur die gegen Reiter, deren Pferde sie scheu machen, und Leichtbewaffnete.

Das beste Zeugniß für ihre Nützlichkeit im Gefecht aber bleibt immer, daß auch die großen Feldherrn sie immer von Neuem gebraucht haben, namentlich Hannibal und auch Cäsar, von dem wenigstens Cicero einmal in einer der Philippiken sagt (V, 17, 46), daß er für den parthischen Krieg Elephanten angeschafft gehabt habe. Thatsächlich verwandt hat er sie nicht. Die Römer haben nach dem zweiten punischen Krieg, als sie mit den numidischen Königen in enge Beziehung getreten waren, die ihnen Thiere lieferten, sie das ganze zweite Jahrhundert hindurch gebraucht, nicht bloß gegen die Macedonier, sondern auch in Spanien[1]) und gegen die Gallier. Obgleich sie hier gegen die nordischen Barbaren sehr gute Dienste geleistet haben sollen[2]), erscheinen sie merkwürdiger Weise schon im Cimbern-Krieg nicht mehr und auch nicht in Cäsars gallischem Krieg. Als ihm in Afrika der Numiderkönig Juba mit Elephanten gegenübertrat, ließ er sich Thiere aus Sicilien nachkommen, um seine Soldaten und Pferde an den Anblick zu gewöhnen und zum Kampf mit ihnen einzuüben.

Fassen wir die ganze kriegsgeschichtliche Erfahrung des Alterthums zusammen, so dürfen wir sagen, daß die Brauchbarkeit und der Nutzen der Elephanten für das Gefecht jedenfalls nicht zu hoch veranschlagt werden darf. Gegen Völker, die sie noch gar nicht kannten und gegen Reiter und Schützen haben sie Erfolge gehabt, die aber z. B. für die Pyrrhus-Schlachten von den Besiegten, um sich dadurch zu entschuldigen, sehr übertrieben worden sind.[3]) Truppen, die sie kennen und sich nicht vor ihnen fürchten, ihnen auszuweichen und sie richtig anzugreifen wissen, werden, wie schon Alexander am Hydaspes, mit ihnen fertig, nicht durch irgend welche Kunststücke, durch Scheumachen und Feuerpfeile, sondern durch sachgemäßen Waffengebrauch. Was dieser sachgemäße Waffengebrauch sein mußte, erkennen wir, wenn wir die naturwissenschaftlichen Werke nachschlagen, wo sie charakterisirt werden.

Der Elephant ist danach keineswegs unverwundbar, sondern hat sogar eine ziemlich empfindliche Haut, und wenn Spieße und Pfeile ihn auch nicht direkt tödten, so dringen sie doch so tief ein, daß sie im Leibe stecken bleiben[4]),

---

[1]) Valer. Max. IX, 3. Appian, Iber. Kap. 46.

[2]) Orosius V, 13. Florus I, 37.

[3]) Schubert, Pyrrhus, p. 222 macht darauf aufmerksam, daß in der Erzählung von Pyrrhus' Feldzug in Sicilien, die auf Timäus zurückgeht, der Elephanten kaum jemals Erwähnung gethan wird.

[4]) J. Chr. D. Schreber, Die Säugethiere Bd. I, S. 245 (Erlangen 1775), das noch heute maßgebende Werk für beschreibende Zoologie, hebt dies stark hervor und sagt, daß der Elephant sogar die Stiche der Fliegen schmerzlich empfinde. In demselben Werke Bd. VI von J. A. Wagner (1835) S. 265 ist erzählt, wie die Wurfspeere der Jäger in dem Körper stecken bleiben und den

Digitized by Google

und der Schmerz macht die Thiere unlenksam und scheucht sie zurück. Oft genug wird berichtet, daß sie dann in die Reihen der eigenen Truppen eindringen, sie verwirren und Niederlagen veranlassen, z. B. einmal eine der Römer vor Numantia.[1]) Als äußerstes Mittel für solchen Fall hatten, wie schon oben (S. 336) erwähnt, die Kornaks einen spitzen Stahlkeil bei sich, den sie dem Thier mit einem Hammer in den Nacken schlugen, um es zu tödten und unschädlich zu machen.

Die bei den Alten immer wieder auftauchende Behauptung, daß der indische Elephant dem afrikanischen überlegen sei (auch Livius bei Magnesia XXXVII, 39), haben wir ebenfalls schon oben (S. 212) als Fabel abgewiesen.

Die Taktiker, Asklepiodot, Aelian, Arrian enthalten nichts über ihre Verwendung.

Die sämmtlichen Nachrichten aus dem Alterthum über die Elephanten sind zusammengestellt bei A. W. Schlegel in der „Indischen Bibliothek" Bd. I, S. 129 und namentlich in dem sehr brauchbaren Werke „Histoire militaire des Éléphants depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'introduction des armes à feu" par le chev. P. Armandi, ancien colonel d'artillerie. Paris 1843.

Vgl. ferner oben S. 186 und S. 212 Anmerkung.

4. Ueber die Schlacht bei Munda sind die Berichte ebensowenig ergiebig und glaubwürdig wie über Thapsus. Einige Schriftsteller lassen Cäsar persönlich in völlig abenteuerlicher Weise die Schlacht entscheiden. Bemerkenswerth aber ist vielleicht, daß nicht nur wie bei Pharsalus die Reiterei (woran Cäsar bei Munda die Ueberlegenheit hatte[2]) auf dem einen Flügel die Entscheidung gab, sondern daß unsere Quellen sichtlich bemüht sind, ihr nur ein indirektes Verdienst zusprechen zu wollen, die eigentliche Siegespalme aber den Legionen zu reichen. Der Verfasser des bellum Hispaniense erzählt uns, die zehnte Legion habe ihre Gegner so bedrängt, daß man eine Legion vom andern Flügel zu Hülfe holen wollte. Diese Gelegenheit benutzte die Cäsarische Reiterei, um zu attackiren, und verhinderte dadurch das Manöver. Dio (43, 38) erzählt, die Entscheidung sei dadurch herbeigeführt worden, daß, während keine der Phalangen der anderen weichen wollte, der numidische König Boguas außerhalb der Schlachtlinie das

---

Elephanten allmählich tödten. Baker, The Albert Nyanza I S. 284 erzählt, wie geschickte Jäger den Elephanten direkt durch einen Stich mit dem Spieß von unten zu tödten vermögen.

[1]) Appian, Iber. Kap. 46.

[2]) Bellum Hisp. cap. XXX kann nicht wohl anders ausgelegt werden; es wäre auch erstaunlich, wenn in keiner der drei großen Schlachten des Bürgerkrieges die Ueberlegenheit, die Cäsar in dieser Waffe naturgemäß hatte, zur Geltung gekommen wäre. Außer seinen gallischen und germanischen Reitern hatte er bei Munda auch numidische.

Digitized by Google

Pompejanische Lager angriff; da habe Labienus aus der Front fünf Kohorten herausgenommen und dem Lager zu Hülfe geschickt. Den Abmarsch dieser Kohorten hätten die anderen Soldaten als Beginn der Flucht aufgefaßt und den Muth verloren. Sollen wir dem besten General der Cäsarischen Schule zutrauen, daß er im Augenblick der Krisis Truppen aus dem Gefecht zieht, um die Bagage zu schützen? Ich glaube, es ist nicht zu kühn, wenn man eine direktere Einwirkung der numidischen Reiterei auf den Gang der Schlacht vermuthet, die uns die Eifersucht der Waffengattungen untereinander und der Römer gegenüber den barbarischen Bundesgenossen zu verdecken gesucht hat.

Digitized by Google

Schluß.

In Cäsar gipfelt die antike Kriegskunst. Nicht daß man ihn persönlich höher als Miltiades oder Alexander, Hannibal oder Scipio zu stellen hätte — was eine ebenso verkehrte wie unfruchtbare Art der Betrachtung und der Vergleichung wäre — aber er ist unter all den großen Künstlern Derjenige, dem zugleich die vollendetsten und größten Kunstmittel zur Verfügung standen. Die Kohorte ist ein unendlich feineres Instrument als die alte einfache, und noch als die Drei-Treffen-Phalanx.

Die Kohorten in organischer Verbindung mit wirksam ausgebildeten Schützen, starker Kavallerie, Feld-Befestigung und systematischer Verpflegung, das ist die Armee, die Cäsar mit der persönlichen Tapferkeit des Soldaten und der Strategie des vollkommenen Feldherrn handhabt. In der Armee selber ist nichts Neues; wir kennen sowohl alle die einzelnen Elemente vor ihm wie ihre Verbindung. Insofern könnte man sagen, daß Cäsar in der Geschichte der Kriegskunst eine entscheidende Rolle gar nicht spiele. Miltiades, Perikles, Epaminondas, Alexander, die Manipular-Phalanx, Hannibal, Scipio, Marius bezeichnen eigenthümliche Neu-Erscheinungen, originale Gedanken in der Art der Heerführung. Cäsar findet Alles, die Mittel wie die Ideen bereits vor, aber er bringt sie in der reichsten Allseitigkeit, im größten Maßstab und in der vollendetsten Form zum Ausdruck und zum Zusammenwirken.

Es ist ein Ausspruch von ihm überliefert, er siege lieber durch den Hunger als durch das Eisen[1]), und man hat das so auffassen wollen, als ob er die Neigung gehabt habe, den Feind nicht durch

[1]) Frontin IV, 7, 1. Aehnlich bell. Afric. 31.

Digitized by Google

Ueberwältigung, sondern durch bloße Ermattung unterwerfen zu wollen. Jeder Schritt seiner Feldherrn-Laufbahn zeigt, daß der Ausspruch anders verstanden werden muß. Die Strategie der Ermattung kann es berechtigter Weise nur geben, wo nach Clausewitz' Ausdruck[1]) der Wille und die Kraft zu einer großen Entscheidung nicht hinreichen. Cäsars Verhältnisse aber waren stets derartig, daß ihm die Kraft wie der Wille eignete, seinen Gegner völlig niederzuwerfen, und das natürliche Mittel dazu ist der Angriff auf seine Hauptmacht, die Entscheidungsschlacht. Stets hat Cäsar diese im Auge, aber jener Ausspruch kann darum doch sehr wohl echt sein. Denn das Hinarbeiten auf eine große Entscheidung besteht nicht in blindem Draufgehen, sondern in der kunstvollen Herbeiführung günstiger Bedingungen, und hierbei spielt zu allen Zeiten der Hunger, die Verpflegung die Hauptrolle: bei Cäsar aber noch in besonderem Maße, ja die Verpflegungsrücksicht werthet bei ihm nicht als Abschwächung, sondern als Steigerung des Vernichtungsgedankens, und dies ist der Gesichtspunkt, den man nehmen muß, wenn man ihn als Strategen charakterisiren will.

In Gallien ist es die Ueberlegenheit des römischen Verpflegungswesens, die es Cäsar ermöglicht, das Schlagen gegen die großen gallischen Massen zu vermeiden und die Entscheidung zu erzwingen, indem er mit seiner ganzen Macht gegen Bruchtheile der feindlichen kämpft. Insofern konnte er sagen, er siege mehr durch den Hunger als durch das Eisen.

Anders im Bürgerkrieg. Hier ist es die Feldbefestigung, die der Strategie den Stempel aufprägt. Cäsar hatte offenbar eine natürliche Neigung für die Technik; er war ein geborener Ingenieur. Man sieht, mit welcher Liebe seine Werke und Anlagen in den Kommentaren geschildert werden: die Befestigung des Rhone-Ufers gegen die Helvetier, das Lager an der Aisne, die Erfindung der langen Sicheln in dem Seekrieg gegen die Veneter, die Rheinbrücken, die Belagerungsmaschinen vor Aduatuca, Avaricum, Massilia, die Annäherungs-Hindernisse um Alesia, der Wasser-Stollen bei Uxellodunum, die künstliche Furth durch den Sicoris, die Riesen-Anlage zur Einschließung des Pompejus bei Dyrrhachium. Aber

[1]) Vom Kriege, Buch VII, Kap. 16.

Digitized by Google

es ist nicht bloß persönliche Begabung und Neigung dieses Feldherrn, die diesen Dingen einen so breiten Raum in der Kriegführung verschafft, sondern es ist der natürliche Gang der Dinge, der es mit sich bringt. Die alte römische Lagerkunst wie jede Technik hatte die Tendenz, sich zu vervollkommnen und durch neue Erfindungen zu ergänzen. Diese Lagerkunst gab der Defensive eine solche Ueberlegenheit, daß auch die Mindermacht sich sehr gut im freien Felde behaupten konnte. Wenn kein Fehler gemacht war, konnte es zur Schlacht nur kommen, falls beide Theile darüber einverstanden waren. Das Gegenmittel für den Stärkeren, wenn der Schwächere sich der Entscheidung entzog und den Krieg zu verschleppen suchte, war die Einschließung des feindlichen Lagers — also abermals die Kriegführung durch den Hunger: dort als Ausdruck der Kultur- und Organisations-Ueberlegenheit der Römer über die Barbaren, hier als das Hülfsmittel der Offensive gegen die technische Uebermacht der Defensive. Hier wie dort aber bildet diese Kriegführung keinen Gegensatz zur Niederwerfungs-Strategie, sondern ist nur ein Mittel für ihre möglichst sichere, energische und vollständige Durchführung. Die Auflösung des belgischen Heeres durch das Lager an der Aisne und die Aushungerung der Pompejaner bei Ilerda sind Beides große strategische Erfolge, die eine gewisse äußere Aehnlichkeit haben, aber doch zuletzt verschiedenen Ursachen entsprungen sind. An der Aisne getraute Cäsar sich nicht gegen die belgische Gesammtmacht die offene Feldschlacht zu schlagen nnd erkannte in der Ueberlegenheit des römischen Lager- und Verpflegungs-Wesens das Mittel, die Streitkräfte des Feindes zunächst zu theilen. Bei Ilerda hatte er seinerseits die Ueberlegenheit, und die Gegner waren es, die die Schlacht vermieden; deshalb bedrohte er sie mit der Einschließung, bekämpfte sie in der Verpflegung und brachte es dadurch so weit, daß endlich, als sich die Gelegenheit zur Schlacht bot, er sie nicht mehr nöthig hatte.

Hätte Hannibal schon in dieser Weise operiren, hätte er die römischen Heere, die sich seinem Angriff entzogen, einschließen und durch den Hunger überwinden können, so wäre die alte Welt nicht lateinisch, sondern punisch geworden. Aber Hannibals Kriegsmittel reichten dafür nicht aus; er kam auf den Kulminationspunkt des Sieges, von dem er langsam wieder zurückglitt. Cäsars Offensive

Digitized by Google

war der stärksten Defensive noch überlegen und brach sie; er thürmt einen Sieg über den anderen; es ist, wie wenn seine Kriege keine Zeit kännten; seine Strategie ist blitzartig; in der Vereinigung von Schwert und Hunger bringt er jeden Krieg auf dem Schauplatz, wo er spielt, in einem Feldzug zu Ende. In dieser ungeheuren Steigerung liegt seine Originalität. Man wird eine Entwickelung der allerjüngsten Zeit in Parallele stellen können. Die Verbesserung der Feuerwaffen schien zunächst der Defensive zu gute zu kommen; gegen modernes Infanterie- und Artillerie-Feuer ist der Angriff über eine freie Ebene nicht mehr möglich — so wenig wie römische Legionen im Stande waren, eine Attacke gegen eine römische Feldbefestigung zu machen. Aber die gesteigerte Waffenwirkung erlaubt dem modernen Angreifer, sich seinerseits beliebig auszudehnen, sogar in weit getrennten Kolonnen aus verschiedenen Fronten zum Angriff zu schreiten und durch die Umfassung die Feuer-Ueberlegenheit für sich zu gewinnen. So ist der Vortheil der Defensive in den Vortheil der Offensive umgeschlagen — wie die römische Feldbefestigung, die das Heer, das nicht schlagen will, erst deckt, dann aber dem Gegner die Möglichkeit giebt, durch Einschließung erst recht die Entscheidung zu erzwingen und zu seinen Gunsten zu wenden.

Cäsar war ein unendlich beweglicher Geist; er hatte in Rhodos studirt und beschäftigte sich zeitweilig damit, über Fragen der Grammatik nachzudenken und zu schreiben. Kein Zweifel, daß er auch das Wesen der Kriegskunst theoretisch sich anzueignen bemüht gewesen ist; in zufälligen Erwähnungen wird berichtet, daß er Xenophons Cyropädie[1]) und Schriften über den großen Alexander[2]) gelesen hatte. In seinen eigenen Werken aber kommen theoretische Reflexionen fast garnicht vor, so daß Friedrich der Große den auffälligen Ausspruch thun konnte,[3]) der Soldat könne aus ihm eigentlich nichts lernen, und Napoleon, so sehr er sein Studium empfahl, hat doch auch einmal über seinen Mangel an Anschaulichkeit geklagt: seine Schlachten hätten keine Namen — und es ist ja einleuchtend, daß strategisches Studium mit einem Feldzug wenig

[1]) Sueton cap. 88.
[2]) Plutarch cap. 11.
[3]) In der Vorrede zu seiner Bearbeitung der Kommentare Folards zu Polybius. 1755.

Digitized by Google

anfangen kann, so lange er nicht geographisch fixirt ist. Dazu kommen alle die unmöglichen Zahl-Verhältnisse. Aber das sind Mängel, die sich durch den politischen Zweck, den Cäsar mit seinen Büchern verfolgte, erklären, die ihrer Wirkung doch nur wenig Eintrag gethan haben und die durch die fortschreitende Wissenschaft ergänzt und verbessert werden können und worden sind. Wenn Friedrich sich darüber noch viel stärker ausgedrückt hat als Napoleon, so hat das seine guten Gründe, die wir seinerzeit bei der Behandlung dieses Meisters selber zu erörtern haben werden. Cäsar hatte bei seinen Werken nicht die Absicht, speziell militärisch zu belehren, darum erspart er sich die Einzelheiten, Motive und Reflexionen, die dazu nöthig wären. Die Belehrung geben die Thaten selber, nicht die Worte. Einige Male aber bricht doch der philosophische Geist des Denkers durch den leichten Fluß der Erzählung hindurch und zeigt theoretische Erkenntnisse, die wir bei den reflektirenden Militär-Schriftstellern des Alterhums, Xenophon und Polybius, noch nicht so treffen. Als er in der Erzählung der Schlacht von Pharsalus berichtet, wie Pompejus seinen Leuten befohlen habe, den Angriff stehenden Fußes zu erwarten, da tadelt er das und hebt, wie wir es heute ausdrücken, den moralischen Werth der Offensive hervor; seine Worte lauten in der anschaulicheren Ausdrucksweise der antiken Sprache: „Dies scheint uns Pompejus nicht klug gethan zu haben, deshalb, weil Jedem eine gewisse Leidenschaft und Reizbarkeit des Geistes eingeboren ist, welche durch den Kampfeseifer entzündet wird. Diese sollen die Feldherren nicht unterdrücken, sondern verstärken, und nicht umsonst ist es von Alters her Brauch, daß die Trompeten blasen und das Schlachtgeschrei von allen Seiten erhoben wird, weil man glaubte, hierdurch den Feind zu erschrecken und die Seinigen zu ermuthigen." „Quod nobis quidem nulla ratione factum a Pompeio videtur, propterea quod est quaedam animi incitatio atque alacritas naturaliter innata omnibus, quae studio pugnae incenditur. Hanc non reprimere, sed augere imperatores debent, neque frustra antiquitus institutum est, ut signa undique concinerent, clamoremque universi tollerent: quibus rebus et hostes terreri et suos incitari existimaverunt."

Eine andere theoretisch bedeutsame Reflexion darf man darin sehen, daß Cäsar mit Vorliebe betont, welche Rolle der Zufall im

Digitized by Google

Kriege spiele. Der früher oft gebrauchte Vergleich der Strategie mit dem Schachspiel ist deshalb das Gegentheil des Richtigen, weil dieses Spiel auf der umfassendsten und feinsten Berechnung, die Strategie auf der Beherrschung auch des Unberechenbaren beruht. Deshalb verlangt die Ausübung der Kunst der Heerführung nicht bloß die Intelligenz, sondern die ganze Persönlichkeit des Mannes, der auch dem Zufalle trotzt, ihm mit immer neuen Auskünften begegnet und dadurch endlich das launische Glück zwingt und an seinen Wagen fesselt. Als den Ersten, der sich das Wesen des Krieges nach dieser Richtung klar gemacht hat, werden wir Thucydides anzusehen haben. Das Wort, welches er dem Perikles in den Mund legt, „daß die Gelegenheiten im Kriege nicht warten", haben wir oben bereits angeführt. Aber auch die Korinther läßt er den Satz aussprechen (I, 122): „der Krieg nimmt nur zum allergeringsten Theil nach bestimmten Gesetzen seinen Lauf; er selbst schafft sich durch sich selber nach den eintretenden Umständen das Meiste", und abermals König Archidamus von Sparta (II, 11, 3): „verborgen ist der Kriegslauf, und Vieles entsteht aus Geringerem, und die Leidenschaft bewirkt Unternehmungen."[1]) Es sind die Grundgedanken der Clausewitzschen Kriegsphilosophie, die hier zuerst aufleuchten, die Erkenntniß, daß es ein irrationales Element im Kriege giebt, dem der Feldherr sein Schicksal anzuvertrauen wagen muß. Schon bei Cicero finden wir einmal, daß er neben scientia rei militaris, virtus, auctoritas auch felicitas als Eigenschaft des großen Feldherrn fordert,[2]) und Cäsar schreibt (b. c. III, 68): „sed fortuna, quae plurimum potest quum in reliquis rebus tum praecipue in bello, parvis momentis magnas rerum commutationes efficit."

Cäsar hat öfter die Meinung hervorgerufen, daß er dem Glück gar zu viel vertraut, daß er es wie ein Spieler herausgefordert habe, und sicher ist, daß er an seinen Stern glaubte, wie Napoleon. Die Erzählung, wie er in der Sturmes-Brandung den Schiffer damit vertröstete, er fahre den Cäsar und sein Glück, mag wörtlich wahr sein, wenn er uns auch selber nichts davon

[1]) Die schöne Zusammenstellung der drei Citate bei Ad. Bauer „Ansichten des Thucydides über Kriegführung". Philologus Bd. 50, S. 416.
[2]) In der Rede pro lege Manilia i. J. 66.

Digitized by Google

berichtet. Unrichtig aber wäre es, ganz wie bei Napoleon, bloß die Kühnheit an ihm zu sehen, und sie, sei es nun zu loben oder zu tadeln. Wir haben uns von Schritt zu Schritt überzeugt, daß sie stets mit kluger Besonnenheit und Berechnung gepaart war. Das haben auch schon die Alten gewußt. Sueton rühmt ihm nach (cap. 58): „in obeundis expeditionibus dubium cautior an audentior," und ganz wie bei modernen Feldherrn ging seine Strategie vor Allem darauf aus, auf dem entscheidenden Punkte, auf dem Schlachtfeld die numerische Ueberlegenheit zu haben. Wir haben dargethan, daß er sie stets in Gallien und in Spanien bei Ilerda gehabt hat. Ueber Thapsus und Munda haben wir keine zuverlässigen Zahlen, aber es kann von vorn herein kaum einem Zweifel unterliegen, daß er, der damals bereits Reichsherrscher war, mehr aufgebracht hatte, als die Gegner, die nur noch über einzelne Landschaften verfügten. Sehen wir ab von den ganz eigenthümlichen Verhältnissen in Aegypten und dem wenig in Betracht kommenden fünftägigen Feldzug gegen Pharnaces, so ist die Schlacht bei Pharsalus die einzige, in der Cäsar mit zweifellos erheblich geringeren Kräften gesiegt hat. Er hätte diese Schlacht noch vermeiden und erst Verstärkungen heranziehen können, anderthalb Legionen aus Hellas und zwei aus Illyrien. Aber, wenn er das erst that, so hätte sicherlich Pompejus die Schlacht nicht mehr angenommen, sondern vermöge seiner Schiffe sein Heer und den Krieg in eine andere Gegend versetzt. Die Ueberlegenheit des Gegners zur See hatte ja auch Cäsar von Anfang an in diesem Feldzug verhindert, die Ueberlegenheit an Landtruppen, die ihm an sich zu Gebote stand, in Wirksamkeit zu setzen. Er mußte die größere Hälfte seiner Mannschaft, freilich die minderwerthige, die neugebildeten Legionen verwenden, Italien, Gallien, Spanien, Sizilien zu decken, und schon vor Dyrrhachium hatte er, um überhaupt irgend etwas Positives zu erreichen, so viel detachirt, daß er gegen Pompejus selber in der Minderzahl war. Nach allen Richtungen ist es sehr bedeutsam, sich klarzumachen, daß und weshalb Cäsar grade die Entscheidungsschlacht und sie allein mit Mindermacht schlug. Die Seegewalt der Pompejaner legte durch ihre mittelbare Einwirkung seiner Heerführung so starke Fesseln an, daß er nicht frei über sie verfügte: aber Cäsar erscheint persönlich nur um so größer, indem er, so sehr

Digitized by Google

er die Bedeutung der Zahl schätzte, doch hier nach Lage der Sache von ihr absah und nur auf die Qualität vertrauend und auf seine Führung die Entscheidung annahm.

Die römische Kriegskunst, wie sie uns in Cäsar als die ausgereifte Frucht einer Jahrhunderte langen Entwickelung erscheint, ist nicht mit ihm wieder abgestorben, sondern lebt als seine Schule im Römerthum weiter. Noch große Gebiete, namentlich die Alpen, die Länder südlich der Donau und England sind für das römische Reich nach ihm erobert worden. Zwei Völker setzen endlich den Welteroberern ihre Grenzen; von dem einen haben wir bereits vorwegnehmend gesprochen, den Parthern, das andere sind die Germanen. Mit dem Kriegswesen der Germanen werden wir unseren zweiten Theil zu eröffnen haben. Welcher Art war die Kraft, die hier der römischen Kunst widerstand?

Digitized by Google

Druck von J. E. Preuß, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google